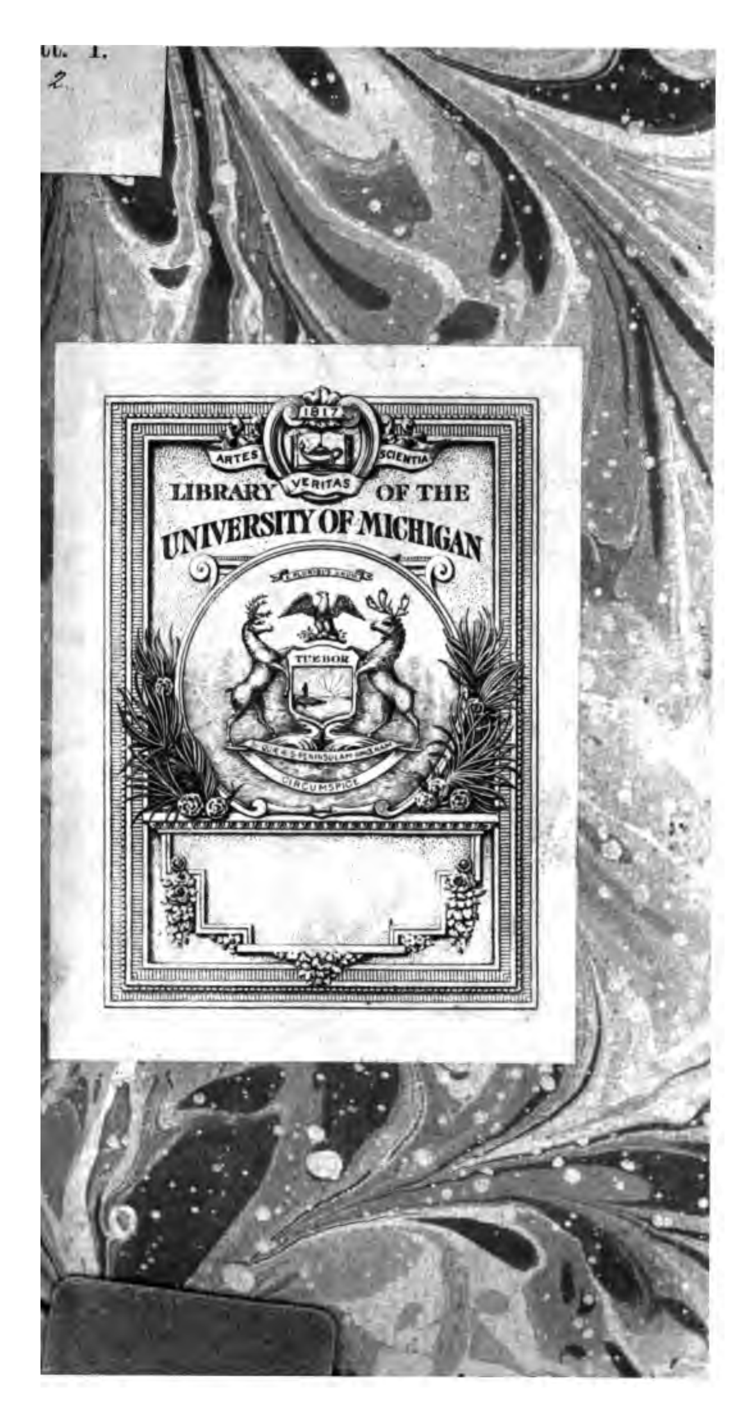

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE





KONRAD ARNOLD SCHMID

HERZOGL. BRAUNSCHW. KONSISTORIALRATH

UND

PROFESSOR AM HERZOGL. KAROLINUM

GEB. 1716.

…tthieu pinx. E. Henne sculps. 178[illegible]



Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drey und siebenzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Chur-brandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1787.



Verzeichniß

der im ersten Stücke des drey und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Künste.

5. Romane.

8. Gelehrtengeschichte.

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

10. Erziehungsschriften.

11. Kriegs-

11. Kriegswissenschaft.

12. Haushaltungswissenschaft.

13. Vermischte Nachrichten.

Leip.

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

I. G. C.

I.

Ueber den deutschen Styl, von Johann Christoph Adelung. Erster Theil. Berlin, Voß und Sohn, 1785. 1 Alphabet 12 Bogen. 8vo — — Zweyter und dritter Theil. Ebend. 1786. 1 Alphabet 6 Bogen. 8vo.

An deutschen Anweisungen zur Beredsamkeit und den verschiedenen Gattungen der prosaischen Schreibart fehlt es uns nicht; aber wohl an einem Buche, dessen Unterricht sich blos auf deutsche Sprache und Schreibart einschränkt, und in dieser Absicht Grammatik und Rhetorik mit einander vereinigt, auch die ertheilten Vorschriften und Warnungen nur mit deutschen Beyspielen erläutert. Diesem Mangel nun wird durch gegenwärtige verdienstvolle Arbeit unsers fleißigsten und berühmtesten Sprachforschers abgeholfen, dem dafür unstreitig Dank und Lob des deutschen Publikums gebührt, welches wir ihm auch unserer Seits froh und willig ertheilen. Um nicht in Gefahr zu gerathen, entweder willkührliche, oder, wie seine meisten Vorgänger, einzelne wahre Grundsätze ohne begreiflichen Zusammenhang aufzustellen, hat er sich bemüht, alles aus den ersten Begriffen herzuleiten; eine Lehrart, deren er sich bereits in der Sprachlehre mit Nutzen bedient hat. Von

 ihr

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

I. J. C.

I.

Ueber den deutschen Styl, von Johann Christoph Adelung. Erster Theil. Berlin, Voß und Sohn, 1785. 1 Alphabet 12 Bogen. 8vo —— Zweyter und dritter Theil. Ebend. 1786. 1 Alphabet 6 Bogen. 8vo.

An deutschen Anweisungen zur Beredsamkeit und den verschiedenen Gattungen der prosaischen Schreibart fehlt es uns nicht; aber wohl an einem Buche, dessen Unterricht sich blos auf deutsche Sprache und Schreibart einschränkt, und in dieser Absicht Grammatik und Rhetorik mit einander vereinigt, auch die ertheilten Vorschriften und Warnungen nur mit deutschen Beyspielen erläutert. Diesem Mangel nun wird durch gegenwärtige verdienstvolle Arbeit unsers fleißigsten und berühmtesten Sprachforschers abgeholfen, dem dafür unstreitig Dank und Lob des deutschen Publikums gebührt, welches wir ihm auch unserer Seits froh und willig ertheilen. Um nicht in Gefahr zu gerathen, entweder willkührliche, oder, wie seine meisten Vorgänger, einzelne wahre Grundsätze ohne begreiflichen Zusammenhang aufzustellen, hat er sich bemüht, alles aus den ersten Begriffen herzuleiten; eine Lehrart, deren er sich bereits in der Sprachlehre mit Nutzen bedient hat. Von

ihr

ihr rühret es dann vornehmlich auch her, daß die Lehre vom Styl hier, sowohl dem Ganzen, als auch ihren einzelnen Theilen nach, in einer etwas andern Gestalt erscheint, als bisher. Uebrigens versichert er, nichts willkührlich behauptet, sondern jeden Satz, der dessen bedurfte, mit Gründen bewiesen, oder ihn doch so gestellt zu haben, daß die Gründe, aus welchen er folget, bey einer nur mäßigen Aufmerksamkeit nicht leicht zu verkennen sind. Zum Ueberflusse hat er manche Wahrheiten, welche jetzt am meisten bestritten zu werden pflegen, mit Zeugnissen der ältern Lehrer der Wohlredenheit und des Geschmacks beleget. Er selbst ist indessen noch nicht mit allen Theilen dieses Buchs zufrieden, und gesteht die noch hin und wieder in demselben befindlichen Lücken, die er in der Folge zu ergänzen verspricht. Einen großen Theil der zu diesem Lehrbuche seit mehrern Jahren gesammelten Beyspiele aus den neuesten Schriften hat er, um keinen lebenden Schriftsteller zu beleidigen, wieder unterdrückt, und die fehlerhaften Beyspiele, in den meisten Fällen, lieber aus bereits verstorbenen Schriftstellern entlehnt. Zu den wenigen noch übrigen Fällen hat er entweder die Verfasser nicht genannt, oder, wenn es ja geschehen ist, so hat er dafür auch häufige Beyspiele der Nachahmung aus ihnen entlehnt. Zuletzt verspricht er aus diesem Lehrbuche bald einen Auszug, zum Gebrauch der Schulen, zu liefern.

Zuvörderst wollen wir unsern Lesern den Plan des Buchs kürzlich vorlegen, um den Inhalt desselben mit leichter Mühe übersehen zu können. Nach einer vorläufigen Einleitung, worin von der Sprache, der Wohlredenheit und Beredsamkeit, und der Lehre vom

Styl

Styl im Allgemeinen gehandelt wird, folgt der erste Theil, worin die allgemeinen Eigenschaften des Styls durchgegangen werden. Die darin enthaltenen zwölf Kapitel betreffen den Gebrauch der Hochdeutschen Schriftsprache; die Sprachrichtigkeit; Reinigkeit; Klarheit und Deutlichkeit; Angemessenheit; Präcision; Würde; Wohlklang; die Lebhaftigkeit, oder die Figuren, welche der Verf. in Figuren der Aufmerksamkeit, Figuren für die Einbildungskraft, für die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, für den Witz und Scharfsinn, eintheilt, wobey er zuletzt noch von einigen unächten Hülfsmitteln der Lebhaftigkeit handelt; dann, in den drey letzten Kapiteln dieses ersten Theils, von der Mannigfaltigkeit; von der Neuheit; und von der Einheit des Styls. — Der zweyte Theil erläutert die besondern Arten des Styls, und enthält drey Abschnitte: den ersten, von der Eintheilung des Styls nach der Würde desselben, in die vertrauliche, mittlere und höhere Schreibart; den zweyten, über die verschiedenen Arten des Styls nach der Absicht des Schreibenden, wo von dem Geschäfts- und Kanzleystyl, von dem historischen, didaktischen, bildlichen, rührenden, pathetischen, erhabenen, rednerischen, komischen, und poetischen Styl besonders gehandelt wird; und den dritten, über die verschiedenen Arten des Styls nach der äußern Form, des Gesprächs, der Briefe, und der feyerlichen Rede. — Im dritten Theile werden endlich Hülfsmittel der guten Schreibart an die Hand gegeben; und die darin enthaltenen sieben Kapitel handeln: von der natürlichen Fähigkeit oder dem Genie; von gründlichen Sachkenntnissen; vom Geschmacke; von Kenntniß der Regeln und der Kritik; von den klassischen Schriftstellern; von Hülfsmitteln in ein-

 zel-

zelnen Fällen; und, von unächten Hülfsmitteln des schönen Styls.

Die Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Plans fällt, schon aus diesem kurzen Grundrisse desselben von selbst in die Augen; und daß der Verfasser einer würdigen Ausführung dieses Plans, vornehmlich seines grammatischen Theils, gewachsen war, davon hat er schon so viele öffentliche Beweise gegeben, daß er vielleicht vor vielen andern den ersten und gültigsten Beruf zu dieser nützlichen Arbeit hatte. Auf den ersten Anblick möchte es vielleicht scheinen, als habe Hr. A. zu vieles in dieses Lehrbuch hineingebracht, dessen so umständliche Ausführung mehr in die Sprachlehre gehörte, und was er auch großentheils schon, sowohl in seinen kleinern grammatischen Werken, als in seinem so schätzbaren grössern Lehrgebäude der deutschen Sprache, und in einzelnen Abhandlungen seines Magazins, nach eben der Methode ausgeführt, aus eben dem Gesichtspunkte betrachtet, und von eben der Seite vorgestellt hat. Allein, wenn man den Umfang und das ganze Bedürfniß eines Lehrbuchs über den deutschen Styl genauer überdenkt, so wird man einsehen, daß die hier angestellten grammatischen Erörterungen allerdings einen wesentlichen Haupttheil desselben ausmachen; und da wird man es dem Verf. weniger verübeln, was man ohnehin schon an ihm gewohnt ist, daß er aus seinen vorigen Arbeiten in diese neue manches herübergenommen, und wiederholt hat. Genug, daß er die ehemaligen Gründe hier noch mehr zu verstärken, und durch neue zu vermehren, und überhaupt alles nach seinem diesmaligen Zwecke und den Verhältnissen des Ganzen abzuändern und einzurichten bemüht gewesen ist.

Bey einem Buche, das, seines Verfassers sowohl, als seines so gemeinnützigen Inhalts wegen, gewiß allgemein gelesen und benutzt werden wird, würde hier eine umständliche Zergliederung der einzelnen Theile sehr überflüßig seyn. Also nur einige einzelne Bemerkungen und Erinnerungen, die dem Recensenten während der Durchlesung dieses Lehrbuchs eingefallen sind.

Daß der Geschmack und die Wohlredenheit in dem mittlern Zeitalter einen so langwierigen Verfall erlitten, und daß ein Zeitraum von fast vierzehn Jahrhunderten dazu gehörte, ehe sie irgendwo wieder erwachen konnten, war doch wohl mehr zufällig, als nothwendig, welches letztere Theil I. gesagt wird.

Wider die Erklärung des Schönen durch Einheit in der Mannigfaltigkeit, macht der Verfasser S. 36 f. unter andern Erinnerungen auch die, daß nicht alle Arten des Schönen sich unter diesen Grundsatz bringen lassen, z. B. nicht schöne Farben. Aber es ist bekannt, daß Newton selbst in der weißen Farbe, alle sechs übrigen Hauptfarben vereint fand.

Die Lieblingshypothese des Verfassers, daß die deutsche Schriftsprache kein Werk der Schriftsteller, sonder früher gesprochen als geschrieben, und vom Sprechen abstrahirt oder entlehnt sey, sucht er S. 53 auch aus der Folge einer auffallenden Ungereimtheit aus dem Gegentheil zu erweisen. Er meynt nämlich, die Schriftsprachen müßten alsdann zu den todten Sprachen gezählt werden, und der gute gesellschaftliche Ausdruck ließe sich dann in keiner der neuern Sprachen aus Büchern lernen. Aber wenn man den Schriftstellern die Bildung der Schriftsprache beylegt, so scheint man ihnen damit noch nicht die Erfindung derselben beyzulegen. Es ist gerade so, als

 wenn

zelnen Fällen; und, von unächten Hülfsmitteln des schönen Styls.

Die Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Plans fällt, schon aus diesem kurzen Grundrisse desselben von selbst in die Augen; und daß der Verfasser einer würdigen Ausführung dieses Plans, vornehmlich seines grammatischen Theils, gewachsen war, davon hat er schon so viele öffentliche Beweise gegeben, daß er vielleicht vor vielen andern den ersten und gültigsten Beruf zu dieser nützlichen Arbeit hatte. Auf den ersten Anblick möchte es vielleicht scheinen, als habe Hr. A. zu vieles in dieses Lehrbuch hineingebracht, dessen so umständliche Ausführung mehr in die Sprachlehre gehörte, und was er auch großentheils schon, sowohl in seinen kleinern grammatischen Werken, als in seinem so schätzbaren grössern Lehrgebäude der deutschen Sprache, und in einzelnen Abhandlungen seines Magazins, nach eben der Methode ausgeführt, aus eben dem Gesichtspunkte betrachtet, und von eben der Seite vorgestellt hat. Allein, wenn man den Umfang und das ganze Bedürfniß eines Lehrbuchs über den deutschen Styl genauer überdenkt, so wird man einsehen, daß die hier angestellten grammatischen Erörterungen allerdings einen wesentlichen Haupttheil desselben ausmachen; und da wird man es dem Verf. weniger verübeln, was man ohnehin schon an ihm gewohnt ist, daß er aus seinen vorigen Arbeiten in diese neue manches herübergenommen, und wiederholt hat. Genug, daß er die ehemaligen Gründe hier noch mehr zu verstärken, und durch neue zu vermehren, und überhaupt alles nach seinem diesmaligen Zwecke und den Verhältnissen des Ganzen abzuändern und einzurichten bemüht gewesen ist.

Bey

Bey einem Buche, das, seines Verfassers sowohl, als seines so gemeinnützigen Inhalts wegen, gewiß allgemein gelesen und benutzt werden wird, würde hier eine umständliche Zergliederung der einzelnen Theile sehr überflüßig seyn. Also nur einige einzelne Bemerkungen und Erinnerungen, die dem Recensenten während der Durchlesung dieses Lehrbuchs eingefallen sind.

Daß der Geschmack und die Wohlredenheit in dem mittlern Zeitalter einen so langwierigen Verfall erlitten, und daß ein Zeitraum von fast vierzehn Jahrhunderten dazu gehörte, ehe sie irgendwo wieder erwachen konnten, war doch wohl mehr zufällig, als nothwendig, welches letztere Theil I. gesagt wird.

Wider die Erklärung des Schönen durch Einheit in der Mannigfaltigkeit, macht der Verfasser S. 36 f. unter andern Erinnerungen auch die, daß nicht alle Arten des Schönen sich unter diesen Grundsatz bringen lassen, z. B. nicht schöne Farben. Aber es ist bekannt, daß Newton selbst in der weißen Farbe, alle sechs übrigen Hauptfarben vereint fand.

Die Lieblingshypothese des Verfassers, daß die deutsche Schriftsprache kein Werk der Schriftsteller, sonder früher gesprochen als geschrieben, und vom Sprechen abstrahirt oder entlehnt sey, sucht er S. 53 auch aus der Folge einer auffallenden Ungereimtheit aus dem Gegentheil zu erweisen. Er meynt nämlich, die Schriftsprachen müßten alsdann zu den todten Sprachen gezählt werden, und der gute gesellschaftliche Ausdruck ließe sich dann in keiner der neuern Sprachen aus Büchern lernen. Aber wenn man den Schriftstellern die Bildung der Schriftsprache beylegt, so scheint man ihnen damit noch nicht die Erfindung derselben beyzulegen. Es ist gerade so, als

wenn man die bildenden Künste in ihrer Ausübung als ein Werk der bildenden Künstler ansieht, die freylich die Materialien ihrer Kunst sowohl, als die Gegenstände, die sie vermittelst derselben nachahmten und darstellten, in der Natur und in der Zubereitung mechanischer Künste vor sich fanden, aber nun daraus durch ihr Talent und durch ihren Fleiß ihre Kunstwerke hervorbrachten. Die so gebildete Sprache läßt sich nun allerdings wieder in den mündlichen Ausdruck, und in den gesellschaftlichen Umgang übertragen, wenn gleich immer doch ein gewisser Vorrath von Ausdrücken, Redensarten und Wendungen als Eigenthum des Schriftstellers zurückbleiben wird.

Wider die Beybehaltung oder Erneuerung mancher veraltender, oder schon veralteter Wörter scheint uns doch der Verf. S. 85 ff. etwas zu strenge zu seyn, wenn er z. B. Afterreden, eitel für lauter, entsprechen für gemäß seyn, übereinstimmen, kürzlich für neulich, sicher für gewiß, u. a. m. als verwerfliche Wörter ansieht, deren sich die Sprache entladen müsse. Und sollte es, wie S. 95 behauptet wird, immer einen Mangel der feinen Empfindung verrathen, wenn man dergleichen Wörter rettet, oder wieder einführt? Multa renascentur, quae iam cecidere, sagt Horaz mit Recht von den Wörtern. Warum sollte in anheben die physische Bedeutung mehr hervorstechen, als in anfangen? Warum sollte Minne und Minnesinger, vollends dies letzte als Bezeichnung einer besondern Klasse von Dichtern gebraucht, so schlechterdings verwerflich seyn? und was denkt man sich bey Singer anders als Sänger, welches doch der Verf. selbst nicht für unedel, von Dichtern gebraucht, erklären wird?

Unter

Unter den Beyspielen provinzieller Bedeutungen Wörter, Biegungen und Verbindungsarten sind S. 101 f. lauter niederdeutsche und oberdeutsche, aber keine hochdeutsche angeführt, deren es doch die Menge giebt. Daß diese nicht durch die Schriftsteller autorisirt, und in die Schriftsprache mit aufgenommen sind, scheint ein Beweis mehr zu seyn, daß die deutsche Schriftsprache durch Schriftsteller, und nicht durch die hochdeutsche Umgangssprache, ausgesondert und gebildet sey. Denn daß die obern Klassen der kultivirtesten Provinz von dergleichen Provinzialismen rein seyn sollten, wäre doch wohl zu viel behauptet. S. 105 sagt der Verf. selbst, daß die Schriftsprache selbst die Eigenheiten ihrer eigenen Provinz sorgfältig zu vermeiden gewußt habe; und hier werden von ihm einige obersächsische Provinzialausdrücke angeführt.

Von den S. 118 angeführten neuen Wörtern, die doch zum Theil jetzt so neu nicht mehr sind, und für die man, wie der Verf. glaubt, bereits völlig gleichgeltende alte hat, möchten doch wohl manche, in ihren Nebenbegriffen, und in dem ganzen Umfange ihrer Bedeutung, etwas mehreres und anders ausdrücken, als die alten. In der Redensart, sich etwas vergegenwärtigen, besonders als Kunstwort gebraucht, liegt doch wohl etwas mehr, als in der von dem Verf. dafür vorgeschlagenen Redensart: sich etwas vorstellen. Wie schicklich und durch kein anderes einfaches Wort ersetzlich, das von jenem abgeleitete Wort Vergegenwärtigung gebraucht werden könne, sehe man z. B. in folgender Stelle aus Engels Mimik, (Th. II. S. 150.) wo vorher das Eigenthümliche des dramatischen Gedichts festgesetzt ist, und dann gesagt wird: „Alles, was ich hier angege-

„ben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegen„wärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärti„gung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des „Drama abhängt." — So ist auch liebevoll gewiß nicht ganz einerley mit liebreich.

Zu hart ist es, wenn S. 133 zum Beyspiele des Unsinns, der aus der Natur der abstrakten Ausdrücke entsteht, Lessings Stelle in seiner Erziehung des Menschengeschlechts S. 67 f. angeführt wird, wo er doch gewiß nicht, wie der Verf. sagt, die Möglichkeit einer Mehrheit in Gott philosophisch zu beweisen, sondern nur eine scharfsinnige Idee zu verfolgen, und analogisch auszuführen suchte. — So wird auch in seinem S. 143 angeführten Epigramm das Wort gleich nicht leicht für irgend einen denkenden Leser den Verstand schwankend lassen.

S. 195. Ganz und gar nichts, scheint doch nicht in jedem Falle pleonastisch oder tavtologisch zu seyn. Freylich wird dadurch wohl nicht die Sache selbst, aber doch der Ausdruck und der Grad der Vorstellung verstärkt. Wenn z. B. einer den andern fragte: du hast also nichts von ihm erhalten; und der andere antwortete: Ganz und gar nichts.

Man weiß schon aus dem Wörterbuche des Verfassers, daß er oft allzu geneigt ist, ein Wort für niedrig und unedel zu erklären; dieß scheint auch S. 216 ff. dieses Lehrbuchs der Fall zu seyn. Dahin rechnen wir z. B. die Wörter: schnappen, glitschen, heischen, speyen, weinerlich, erfinderisch, gierig, u. a. m. Und zu weit scheint die Delikatesse getrieben, wenn S. 219 das Wort schmeissen, für werfen, bloß darum für niedrig, unedel erklärt wird, weil es eine Aehnlichkeit des Klanges mit einem höchst niedrigen Worte hat.

Die

Die Wörter: blumenbekränzt, goldbesetzt, verhältnißmäßig, verwirft der Verf. S. 238 wegen der Härte ihrer Zusammensetzung. Das letzte läßt sich doch wohl durch kein einfacheres oder kürzeres Wort ersetzen; und die beyden erstern würden dem Dichter und dem feyerlichen Redner wenigstens zu erlauben seyn.

Die Lehre von dem Wohlklange der Schreibart hat der Verfasser im achten Kapitel dieses ersten Theils ungemein gründlich und lehrreich vorgetragen. Nachdem er zuvörderst erklärt hat, was Wohlklang ist, bestimmt er die verschiedenen Arten desselben, und handelt zuerst von der Euphonie des Styls, wobey die Härte, der Gleichklang, und die Eintönigkeit besondere Unterabtheilungen machen; dann von dem Wohlklange der Sätze und Perioden, oder dem Numerus; und zuletzt von dem Wohlklang oder Numerus der ganzen Rede.

Die S. 251 als höchst matt und unpoetisch getadelte Stelle aus Klopstock's Messias läßt sich doch wohl dadurch rechtfertigen, daß es dem Dichter hier, so wie in mehrern ähnlichen Stellen, darum zu thun war, die eignen Worte des Erlösers aus der evangelischen Geschichte beyzubehalten.

Auch die Lehre von den Figuren ist von dem Verf. im neunten Kapitel, welches von der Lebhaftigkeit des Styls handelt, mit vorzüglichem Fleiß abgehandelt. Was er dabey für eine Eintheilung zum Grunde legt, ist schon oben bemerkt worden. Unter der Aufschrift, Wendungen aus dem Stegreife, nimmt er, vielleicht etwas uneigentlich, S. 315 einige minder wichtige Figuren zusammen. Manche von ihm als Figuren behandelte Wendungen der Rede scheinen überhaupt derselben schon zu eigen und gewöhn-

„ben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegen„wärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärti„gung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des „Drama abhängt.“ — So ist auch liebevoll gewiß nicht ganz einerley mit liebreich.

Zu hart ist es, wenn S. 133 zum Beyspiele des Unsinns, der aus der Natur der abstrakten Ausdrücke entsteht, Lessings Stelle in seiner Erziehung des Menschengeschlechts S. 67 f. angeführt wird, wo er doch gewiß nicht, wie der Verf. sagt, die Möglichkeit einer Mehrheit in Gott philosophisch zu beweisen, sondern nur eine scharfsinnige Idee zu verfolgen, und analogisch auszuführen suchte. — So wird auch in seinem S. 143 angeführten Epigramm das Wort gleich nicht leicht für irgend einen denkenden Leser den Verstand schwankend lassen.

S. 195. Ganz und gar nichts, scheint doch nicht in jedem Falle pleonastisch oder tavtologisch zu seyn. Freylich wird dadurch wohl nicht die Sache selbst, aber doch der Ausdruck und der Grad der Vorstellung verstärkt. Wenn z. B. einer den andern fragte: du hast also nichts von ihm erhalten; und der andere antwortete: Ganz und gar nichts.

Man weiß schon aus dem Wörterbuche des Verfassers, daß er oft allzu geneigt ist, ein Wort für niedrig und unedel zu erklären; dieß scheint auch S. 216 ff. dieses Lehrbuchs der Fall zu seyn. Dahin rechnen wir z. B. die Wörter: schnappen, glitschen, heischen, speyen, weinerlich, erfinderisch, gierig, u. a. m. Und zu weit scheint die Delikatesse getrieben, wenn S. 219 das Wort schmeissen, für werfen, bloß darum für niedrig, unedel erklärt wird, weil es eine Aehnlichkeit des Klanges mit einem höchst niedrigen Worte hat.

Die

Die Wörter: blumenbekränzt, goldbesetzt, verhältnißmäßig, verwirft der Verf. S. 238 wegen der Härte ihrer Zusammensetzung. Das letzte läßt sich doch wohl durch kein einfacheres oder kürzeres Wort ersetzen; und die beyden erstern würden dem Dichter und dem feyerlichen Redner wenigstens zu erlauben seyn.

Die Lehre von dem Wohlklange der Schreibart hat der Verfasser im achten Kapitel dieses ersten Theils ungemein gründlich und lehrreich vorgetragen. Nachdem er zuvörderst erklärt hat, was Wohlklang ist, bestimmt er die verschiedenen Arten desselben, und handelt zuerst von der Euphonie des Styls, wobey die Härte, der Gleichklang, und die Eintönigkeit besondere Unterabtheilungen machen; dann von dem Wohlklange der Sätze und Perioden, oder dem Numerus; und zuletzt von dem Wohlklang oder Numerus der ganzen Rede.

Die S. 251 als höchst matt und unpoetisch getadelte Stelle aus Klopstock's Messias läßt sich doch wohl dadurch rechtfertigen, daß es dem Dichter hier, so wie in mehrern ähnlichen Stellen, darum zu thun war, die eignen Worte des Erlösers aus der evangelischen Geschichte beyzubehalten.

Auch die Lehre von den Figuren ist von dem Verf. im neunten Kapitel, welches von der Lebhaftigkeit des Styls handelt, mit vorzüglichem Fleiß abgehandelt. Was er dabey für eine Eintheilung zum Grunde legt, ist schon oben bemerkt worden. Unter der Aufschrift, Wendungen aus dem Stegreife, nimmt er, vielleicht etwas uneigentlich, S. 315 einige minder wichtige Figuren zusammen. Manche von ihm als Figuren behandelte Wendungen der Rede scheinen überhaupt derselben schon zu eigen und gewöhn-

„ben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegen„wärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärti„gung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des „Drama abhängt.“ — So ist auch liebevoll gewiß nicht ganz einerley mit liebreich.

Zu hart ist es, wenn S. 133 zum Beyspiele des Unsinns, der aus der Natur der abstrakten Ausdrücke entsteht, Lessings Stelle in seiner Erziehung des Menschengeschlechts S. 67 f. angeführt wird, wo er doch gewiß nicht, wie der Verf. sagt, die Möglichkeit einer Mehrheit in Gott philosophisch zu beweisen, sondern nur eine scharfsinnige Idee zu verfolgen, und analogisch auszuführen suchte. — So wird auch in seinem S. 143 angeführten Epigramm das Wort gleich nicht leicht für irgend einen denkenden Leser den Verstand schwankend lassen.

S. 195. Ganz und gar nichts, scheint doch nicht in jedem Falle pleonastisch oder tavtologisch zu seyn. Freylich wird dadurch wohl nicht die Sache selbst, aber doch der Ausdruck und der Grad der Vorstellung verstärkt. Wenn z. B. einer den andern fragte: du hast also nichts von ihm erhalten; und der andere antwortete: Ganz und gar nichts.

Man weiß schon aus dem Wörterbuche des Verfassers, daß er oft allzu geneigt ist, ein Wort für niedrig und unedel zu erklären; dieß scheint auch S. 216 ff. dieses Lehrbuchs der Fall zu seyn. Dahin rechnen wir z. B. die Wörter: schnappen, glitschen, heischen, speyen, weinerlich, erfinderisch, gierig, u. a. m. Und zu weit scheint die Delikatesse getrieben, wenn S. 219 das Wort schmeissen, für werfen, bloß darum für niedrig, unedel erklärt wird, weil es eine Aehnlichkeit des Klanges mit einem höchst niedrigen Worte hat.

Die

Die Wörter: blumenbekränzt, [illegible], verhältnißmäßig, verwirft der Verf. S. 235 wegen der Härte ihrer Zusammensetzung. Das letzte läßt sich doch wohl durch kein einfacheres oder kürzeres Wort ersetzen; und die beyden ersten würden dem Dichter und dem feyerlichen Redner wenigstens zu erlauben seyn.

Die Lehre von dem Wohlklange der Schreibart hat der Verfasser im achten Kapitel dieses ersten Theils ungemein gründlich und lehrreich vorgetragen. Nachdem er zuvörderst erklärt hat, was Wohlklang ist, bestimmt er die verschiedenen Arten desselben, und handelt zuerst von der Euphonie des Styls, wobey die Härte, der Gleichklang, und die Eintönigkeit besondere Unterabtheilungen machen; dann von dem Wohlklange der Sätze und Perioden, oder dem Numerus; und zuletzt von dem Wohlklang oder Numerus der ganzen Rede.

Die S. 251 als höchst matt und [illegible] getadelte Stelle aus Klopstock's Messias läßt sich doch wohl dadurch rechtfertigen, daß es dem Dichter hier, so wie in mehrern ähnlichen Stellen, darum zu thun war, die eignen Worte des Erlösers aus der evangelischen Geschichte beyzubehalten.

Auch die Lehre von den Figuren ist von dem Verf. im neunten Kapitel, welches von der Lebhaftigkeit des Styls handelt, mit vorzüglichem Fleiß abgehandelt. Was er dabey für eine Eintheilung zum Grunde legt, ist schon oben bemerkt worden. Unter der Aufschrift, Wendungen aus dem Stegreife, nimmt er, vielleicht etwas uneigentlich, S. 315 einige minder wichtige Figuren zusammen. Manche von ihm als Figuren behandelte Wendungen der Rede scheinen überhaupt derselben schon zu eigen und ge-

wöhn-

„ben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegen„wärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärti„gung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des „Drama abhängt.“ — So ist auch liebevoll gewiß nicht ganz einerley mit liebreich.

Zu hart ist es, wenn S. 133 zum Beyspiele des Unsinns, der aus der Natur der abstrakten Ausdrücke entsteht, Lessings Stelle in seiner Erziehung des Menschengeschlechts S. 67 f. angeführt wird, wo er doch gewiß nicht, wie der Verf. sagt, die Möglichkeit einer Mehrheit in Gott philosophisch zu beweisen, sondern nur eine scharfsinnige Idee zu verfolgen, und analogisch auszuführen suchte. — So wird auch in seinem S. 143 angeführten Epigramm das Wort gleich nicht leicht für irgend einen denkenden Leser den Verstand schwankend lassen.

S. 195. Ganz und gar nichts, scheint doch nicht in jedem Falle pleonastisch oder tavtologisch zu seyn. Freylich wird dadurch wohl nicht die Sache selbst, aber doch der Ausdruck und der Grad der Vorstellung verstärkt. Wenn z. B. einer den andern fragte: du hast also nichts von ihm erhalten; und der andere antwortete: Ganz und gar nichts.

Man weiß schon aus dem Wörterbuche des Verfassers, daß er oft allzu geneigt ist, ein Wort für niedrig und unedel zu erklären; dieß scheint auch S. 216 ff. dieses Lehrbuchs der Fall zu seyn. Dahin rechnen wir z. B. die Wörter: schnappen, glitschen, heischen, speyen, weinerlich, erfinderisch, gierig, u. a. m. Und zu weit scheint die Delikatesse getrieben, wenn S. 219 das Wort schmeissen, für werfen, bloß darum für niedrig, unedel erklärt wird, weil es eine Aehnlichkeit des Klanges mit einem höchst niedrigen Worte hat.

Die

Die Wörter: blumenbekränzt, goldbesetzt, verhältnißmäßig, verwirft der Verf. S. 238 wegen der Härte ihrer Zusammensetzung. Das letzte läßt sich doch wohl durch kein einfacheres oder kürzeres Wort ersetzen; und die beyden erstern würden dem Dichter und dem feyerlichen Redner wenigstens zu erlauben seyn.

Die Lehre von dem Wohlklange der Schreibart hat der Verfasser im achten Kapitel dieses ersten Theils ungemein gründlich und lehrreich vorgetragen. Nachdem er zuvörderst erklärt hat, was Wohlklang ist, bestimmt er die verschiedenen Arten desselben, und handelt zuerst von der Euphonie des Styls, wobey die Härte, der Gleichklang, und die Eintönigkeit besondere Unterabtheilungen machen; dann von dem Wohlklange der Sätze und Perioden, oder dem Numerus; und zuletzt von dem Wohlklang oder Numerus der ganzen Rede.

Die S. 251 als höchst matt und unpoetisch getadelte Stelle aus Klopstock's Messias läßt sich doch wohl dadurch rechtfertigen, daß es dem Dichter hier, so wie in mehrern ähnlichen Stellen, darum zu thun war, die eignen Worte des Erlösers aus der evangelischen Geschichte beyzubehalten.

Auch die Lehre von den Figuren ist von dem Verf. im neunten Kapitel, welches von der Lebhaftigkeit des Styls handelt, mit vorzüglichem Fleiß abgehandelt. Was er dabey für eine Eintheilung zum Grunde legt, ist schon oben bemerkt worden. Unter der Aufschrift, Wendungen aus dem Stegreife, nimmt er, vielleicht etwas uneigentlich, S. 315 einige minder wichtige Figuren zusammen. Manche von ihm als Figuren behandelte Wendungen der Rede scheinen überhaupt derselben schon zu eigen und ge-

wöhn-

len zu den obern Klassen gehören, und für diese schreiben und sprechen, so muß auch ihr Ausdruck der eigenthümlichen Denkungs- und Empfindungsart derselben angemessen, folglich edel seyn." — Man sieht bald, daß auch dies auf die oben gedachte Lieblingsmeynung des Verf. von der Bildung der Schriftsprache durch die Sprache des Umgangs hinzielt; allein, auch dies beyseite gesetzt, scheint uns jene Erklärung von der Würde des Ausdrucks etwas zu einseitig zu seyn, und hier nicht blos das Verhältniß desselben zu der Art, wie die Leser eines Schriftstellers denken und empfinden, sondern auch, und vornehmlich, das Verhältniß des Ausdrucks zu der Denkart und Empfindungsart des Schriftstellers selbst, theils überhaupt, theils in der Lage, Seelenrichtung und Gemüthsfassung, in welcher er schreibt, und dann auch zu den Gegenständen, über die er schreibt, in Betrachtung zu kommen.

Daß die Vollständigkeit der höhern Schreibart, wie S. 62 gesagt wird, in vielen Fällen den Gebrauch der zusammengesetzten Wörter verbiete, leuchtet uns nicht ein. Die Gedrungenheit und Fülle dieser Schreibart gewinnt gar oft mehr durch dergleichen zusammengesetzte Wörter, und der Verf. gesteht selbst, daß sie die Kürze befördern. Warum sollte Stärke der Seele für den höhern Styl mehr Würde und Feyerlichkeit haben, als Seelenstärke?

Sehr empfehlungswerth ist S. 67 ff. der Abschnitt von dem Geschäftsstyl, und besonders von dem Kanzley- und Kurialstyl. Man findet hier alles beysammen, was sich sowohl über dessen Vorzüge und Beybehaltung, als über dessen Unbehülflichkeiten, Mißbrauch, und nöthige Veränderung sagen läßt. Der Kanzleystyl darf, wie unter andern sehr

rich-

richtig bemerkt wird, den Veränderungen der Sprache nur von weitem folgen, wenigstens nicht mit dem raschen Schritte, wie die übrigen Schreibarten.

Von den eingemischten erdichteten Reden und malerischen Beschreibungen, die bey den Geschichtschreibern des Alterthums vorkommen, glaubt der Verf. S. 105 den Grund in dem damaligen Zustande der Kultur zu finden, die im Ganzen mehr verschönerte Sinnlichkeit, als Kultur des Verstandes gewesen sey. Daher, meynt er, hätten sich die untern Kräfte noch immer in das Gebiete des Verstandes gedrängt, besonders in solchen Produkten, welche mehr für die Nation, als für die kleine Anzahl von Philosophen, geschrieben wurden. — Allein, für welches Publikum schreiben denn die meisten neuern Geschichtschreiber? Doch wohl nicht für ein aufgeklärteres, philosophischeres Publikum, als das war, welches die Leser der griechischen und römischen Skribenten ausmachten? Und wird nicht das feinste, scharfsinnigste Raisonnement über Thatsachen oft noch viel weiter von diesen Thatsachen und der historischen Treue abführen können, als jene so unschuldige Verschönerung und Abänderung des erzählenden Vortrages durch Reden und Schilderungen?

Sehr wahr wird S. 122 die poetische Prose ein Zwitter genannt, dessen unsere Litteratur sehr füglich hätte entbehren können, und von ihr gesagt, daß sie die alten Gränzen zwischen der Poesie und Prose niederreiße, von beyden etwas an sich habe, und keines von beyden sey. Aber daß sie sich nur in der deutschen, nicht auch in andern neuern Sprachen, finden sollte, läßt sich doch wohl nicht behaupten. Vielmehr scheint sie aus andern Sprachen, vornehmlich aus der englischen, in die unsrige gekommen zu

 seyn;

seyn; wiewohl auch einige, an sich schätzbare, prosaische Uebersetzungen englischer Dichter für ihre Einführung unter uns verantwortlich zu seyn scheinen. Am verwerflichsten ist sie allerdings in Lehrbüchern und Aufsätzen, welche unterrichten und überzeugen sollen.

Das Rührende wird S. 135 mit Recht von dem Pathetischen unterschieden, und gezeigt, daß das erstere genau dasjenige sey, was die griechischen Lehrer der Wohlredenheit ἦθος nannten, und von dem παθος unterschieden, wobey das, was Quintilian B. VI. Kap. über diesen Unterschied sagt, zu vergleichen ist.

Sollte denn bey dem erhabenen Styl, nach S. 165, immer die Absicht des Schriftstellers nothwendig seyn, durch seine Darstellung Ehrfurcht und Bewunderung zu erregen? Sollte nicht diese Wirkung gar oft auch ohne diese Absicht, schon durch die innere Größe und Erhabenheit des Gegenstandes, auch bey der größten Simplicität des Ausdrucks, erfolgen können? Daher, wie bekannt, die so nahe Verwandtschaft des Naifen mit dem Erhabenen. Man wende diese Bemerkung auf die bekannte mosaische Stelle von der Schöpfung des Lichts an, über deren Erhabenheit oder Nichterhabenheit man, wie auch hier S. 164 erzählt wird, in Frankreich stritt; und man wird Bedenken trageu, der Meynung zu seyn, der auch der Verf. beytritt, daß diese Stelle nicht erhaben sey. Hier scheint vielmehr das zu gelten, was S. 169 von der edlen Einfalt in dem Ausdruck eines an und für sich schon erhabenen Gegenstandes gesagt wird.

Was werden Klopstocks ausschließende Bewunderer zu dem S. 175 gefällten Urtheil sagen, daß einige

nige seiner letzten Oden merkwürdige Beyspiele des höchsten Schwulstes sind, besonders seine Ode an die Genesung, „wo die gemeinsten und alltäglichsten Ge„danken in einen Schwall prächtiger und aufgeblase„ner Worte und Bilder eingekleidet werden.“ z. B.

„Hätt' ich deinen (der Genesung) sanften Gang
nicht vernommen,
„Nicht deiner Lispel Stimme gehört,
„So hätt' auf des Liegenden kalten Stirn
„Gestanden mit dem eisernen Fuß der Tod.“

„Sagt doch nichts anders, setzt der Verf. hinzu, als: wäre ich nicht gesund geworden, so wäre ich gestorben; ein sehr gemeiner Gedanke, der dieses Aufwandes gewiß nicht werth war.“ — Aber auch der kaltblütigste Kunstrichter wird dies Urtheil äußerst hart, um nicht zu sagen, äußerst unbillig finden, und darin den Beruf des Verfassers zur Kritik der Dichter wohl schwerlich anerkennen.

Der Verf. sieht S. 189 den geringern Grad der Vollkommenheit der neuern Beredsamkeit, mit der alten verglichen, für einen wahren Vorzug der neuern Zeiten an, weil dies ein Beweis sey, daß itzt mehr auf den Verstand, als auf die Sinnlichkeit, und, besonders bey politischen und gerichtlichen Untersuchungen, mehr auf die obern als untern Seelenkräfte gewirkt werde. Vielleicht aber ist doch dieser Gesichtspunkt etwas zu einseitig gefaßt. Wahre Beredsamkeit wirkt nur dann erst auf Herz und Leidenschaften, wenn der Verstand der Zuhörer von den Wahrheiten, wofür man sie einnehmen will, hinlänglich unterrichtet und überzeugt ist. Wenn es also nicht auf blosse Spekulation, auf kalte Beystimmung, sondern auf lebhafte Rührung des Willens, auf Entschluß und Thätigkeit ankömmt, so bleibt dazu die Be-

redsamkeit unstreitig eines der wirksamsten Mittel.

S. 201 wird erinnert, daß der Unterschied, den die meisten ausländischen sowohl als einheimischen Aesthetiker unter dem Lächerlichen und Belachenswerthen machten, sehr unbedeutend, und in Ansehung des deutschen Ausdrucks in dem letztern Worte nicht einmal richtig sey. Freylich ist das Wort *ludicrous* im Englischen noch etwas anders als belachenswerth, wodurch Meinhard und andere es übersetzt haben. Daß aber der gemachte Unterschied so unbedeutend nicht sey, beweisen die zum Theil feinen und fruchtbaren Bemerkungen, wozu Home, Beattie, u. a. m. durch die Absonderung der beyden Begriffe, *ridiculous* und *ludicrous*, veranlaßt sind. — Uebrigens erklärt unser Verf. das Lächerliche durch eine unerwartete und unschädliche Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger, oder doch ihnen ähnlicher Wesen; und zergliedert die in dieser Erklärung liegenden einzelnen Begriffe S. 203 ff. umständlicher.

Der S. 233 befindlichen Voraussetzung, daß wir eine Theorie des Komischen aus keinen bessern Händen, als Herrn Lichtenbergs, erhalten könnten, stimmt Recensent mit voller Ueberzeugung bey.

Poesie erklärt der Verfasser S. 255 als die lebhafteste Art der Rede, unterstützt von der sinnlichsten, oder vielmehr lebhaftesten Harmonie. Was diesen Grad der Lebhaftigkeit, folglich auch die lebhafteste Art der Harmonie nicht hat, ist Prose.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns in nähere Prüfung dessen einlassen wollten, was der Verf. S. 295 ff. über den Unterschied der Versfüsse bey den Alten und Neuern, und vornehmlich über

die

die Wiedereinführung der alten Sylbenmaaße sagt, die er gar nicht billigt. Aber es ließe sich unstreitig wider sein Raisonnement sowohl, als wider seinen Tadel der angeführten Beyspiele manches erinnern. Der Reim findet an ihm einen desto eifrigern Fürsprecher.

S. 338 spricht der Verf. um ein gut Theil günstiger von der Beredsamkeit, und den Wirkungen derselben, als in der vorhin angeführten Stelle. Auch ist er sehr für die Kanzelberedsamkeit, und wundert sich, daß man noch einen Augenblick hat zweifeln können, ob unsere gottesdienstlichen Versammlungen ein schickliches Feld der eigentlichen Beredsamkeit seyn können. Sie allein scheinen es ihm zu seyn, in welchen unsere heutige Beredsamkeit noch einen Schatten von der Beredsamkeit der Alten behaupten kann, indem in beyden einerley große Massen zu bewegen und zu erschüttern sind.

Abermals ein sehr harter Urtheilsspruch, S. 363, über die Schriften über das Genie, welche, wie der Verf. sagt, am Ende weiter nichts beweisen, als daß ihre Verfasser selbst keine Genies waren. Wer kann hier an Gerard's und anderer würdiger Schriftsteller Erörterungen dieses Gegenstandes denken, ohne eine so allgemein hingeworfene Aeußerung innigst zu mißbilligen? — So scheint uns auch das, was S. 403 f. über die bisherigen Lehrbücher der schönen Wissenschaften gesagt wird, gar zu allgemein und kurz abgesprochen zu seyn. — Noch eine Stelle ähnlicher Art, die wir S. 431 finden; deute sie, wer Lust hat! „Ich kenne einen deutschen fruchtbaren Schrift-„steller, dessen Styl von vielen für schön gehalten „wird, der aber (wer? der Schriftsteller, oder sein „Styl?) einer buchstäblichen Uebersetzung aus dem

„Französischen so ähnlich sieht, als ein Ey dem an-
„dern, weil sich der Mann ganz nach französischen
„Schriftstellern gebildet hat, daher er keinen Satz
„schreiben kann, ohne die Gedanken auf französische
„Art auf einander folgen zu lassen.“

Gf.

II.

Ueber das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erzen, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeise, von Ignaz Edlen von Born, des R. R. Ritter, K. K. wirklichen Hofrath bey der Hofkammer in Münz- und Bergwesen 2c. Wien, bey Wappler, 1786. in gr. 4to. 227 Seiten. 21 Kupfertafeln.

Jeder Kenner und Freund des Berg- und Hüttenwesens wird diese wichtige Schrift mit Sehnsucht erwartet haben, und eben deswegen würde man sich wundern, daß die Anzahl der Pränumeranten, dem Verzeichniß zufolge, sich nicht höher als auf 73 beläuft, wenn nicht die Freygebigkeit des Verfassers mit vielen Exemplaren an seine Freunde Geschenke gemacht; andere hingegen aus Vorurtheil gegen die Amalgamation darauf weniger aufmerksam gewesen wären. Längst war der Herr von Born als einer der ersten deutschen Gelehrten bekannt. Seine und Ferbers Briefe machten nicht zu verkennende Epoche in einer bis dahin nur zu sehr vernachläßigten Wissenschaft. Diese Erfindung, Anstalt und ver-

derselben vollständige Bekanntmachung erhebt ihn nun auch zum Rang der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ausnehmend beträchtliche Holzerspa- rung — dadurch verschaffte Möglichkeit Bergwerke in Gegenden zu treiben, in welchen sie sonst eben des Holzmangels wegen unbearbeitet bleiben mußten, und Schonung der Gesundheit und des Lebens vieler Menschen durch Einführung einer weit gesündern Arbeit als jene vom Bleyrauch begleitete, sind gewiß schätzbare Wohlthaten, wenn man auch die Vermehrung der Massen edler Metalle, die Ersparung des Bleyes rc. nicht mit in Rechnung bringen wollte. Mehrere 1000 Centner sind nun schon mit dem glücklichsten Erfolg verquickt worden. Herr von B. wurde durch Gesundheit und Geschäfte gehindert, die Einleitung des Amalgamazionsprozesses und die Errichtung der ersten Amalgamiemühle in den N. Ungarischen Bergstädten selbst zu übernehmen. Der Verwendung, Thätigkeit, den Kenntnissen, und vorzüglich der Anhänglichkeit seiner beyden Freunde, Antons von Ruprecht, Bergraths und Lehrers der Chemie zu Schemnitz, und Karl Haidingers, Adjunkts am K. K. Naturalienkabinet, welche sich diesem Geschäfte unterzogen haben, verdankt es der Hr. Verfasser, daß die erste Arbeit im Großen gleich so glücklich von statten gegangen sey, und jetzt ununterbrochen fortgesetzt werden könne.

Graf von Thun, K. K. Kämmerer und Bergrath, hat den Auftrag, das Anquicken auf die silberhaltige Kupfer anzuwenden ausgeführt. Wirklich ist man mit Errichtung eines Quickwerks für die silberhaltige Schwarzkupfer bey Altgebürg beschäftigt, und überhaupt wird nun die Quickarbeit bey den übri-

gen Bergwerken der österreichischen Staaten einge- führt werden.

Des Kaisers M. haben nicht nur befohlen, den Amalg. Proceß allgemein bekannt zu machen; sondern auch allen Wißbegierigen, die den Zutritt zu den Amalg. Hütten zu erhalten ansuchen werden, solchen gestattet. Der K. von Spanien hat wirklich darauf vier in der Chemie unterrichtete Spanier in die N. Ungarische Bergwerke geschickt.

In der That scheint es problematisch, warum, da seit mehreren Jahren im Oesterreichischen so sehr auf Geheimnisse in Berg- und Hüttensachen gehalten wird, dennoch diese eigene und überaus wichtige Verrichtung allgemein bekannt zu machen, nicht nur erlaubt, sondern auch befohlen worden ist. Ohne Quecksilber läßt sich nicht amalgamiren, und das kann außer dem Pfälzischen, nur im Oesterreichschen gekauft werden. Spanien selbst kauft noch in Indien, ohnerachtet es selbst Quecksilberminen besitzt. Dieser Umstand macht die allgemeine Verbreitung der Quickarbeit Oesterreich nicht nur unschädlich, sondern auch nützlich. Ferber in seiner Naturgeschichte des Bergwerks zu Hydria S. 14 setzt die Menge des Quecksilbers, das dort jährlich gewonnen wird, auf 3000 Centner, sagt aber: „es sey kein Zweifel, daß man „die jährliche Erzeugung weit höher, und bis auf „5000 Zentner treiben könne, wenn man nicht bes- „sere Rechnung dabey fände, den zu großen Ueberfluß „an Quecksilber und den davon abhangenden wohlfei- „lern Preiß desselben zu verhindern.“ Vor einigen Jahren, ehe Hr. v. Born mit seinem Am. Proceß hervortrat, klagten die Pfälzer: es seyen die Oesterreichschen Quecksilber im Preiß so erniedrigt worden, daß ihre Zubuß, Freybau und geringe Ausbeut-

werke

werke auflässig werden mußten. Jetzt kommen sie wieder in die Höhe.

Daß man die Verwandtschaft des Goldes mit dem Quecksilber schon in den ältesten Zeiten gekannt habe, erklärt Hr. von B. in der Einleitung aus Vitruv und Plinius. Bey der Goldwäscherey des Flußsandes bediente man sich des Verquickens von jeher. Dann wandte auch der Bergmann diese einfache Methode auf die goldartige Gangarten an. Beym Agrikola findet man eine Beschreibung der Struktur der Quickmühlen. Inzwischen brachte man nur einen Theil des Goldes aus, der übrige Schlich mußte wieder aufgeschmolzen, und das zurückgebliebene Gold vom Silber geschieden werden. Nach mehrerer Vervollkommnung der Schmelzkunst, besonders in Deutschland, fand man die Quickmühlen überflüßig, und zog das Gold nur aus den vordern und reichern Schlichen auf dem Sichertrog aus. Doch hat man diese Mühlen noch bey einigen Bergwerken in Tyrol, dem Salzburgischen, Savoyen und in Chili, wo das Gold gediegen einbricht. In Norwegen wurde auch das gediegene Silber auf dergleichen Mühlen ausgezogen, nachher aber des zu großen Silberabgangs wegen abgeschafft. Von diesem Amalgamiren gediegener Metalle ist hier indessen die Rede nicht, sondern vom Anquicken der Gold- und Silbererze. Kaum einer unser Chemiker bezweifelte bisher die Vererzung des Goldes, und vorzüglich des Silbers. — Der einzige Scopoli ausgenommmen.

Bergmann scheint die Vererzung des Goldes zu bezweifeln, und Kirwan läugnet sie jetzt ganz. Von B. fand keine überzeugende Beweise von der Unmöglichkeit der Gold- und Silbererze mit Vor-

theil zu verquicken. Dieses, die davon zu erwartenden großen Vortheile, und die Betrachtung, daß die Spanier die Silbererze schon seit ein paar Jahrhunderte angequickt haben, veranlaßten ihn, sich so viel möglich Kenntniß vom Anquicken im südlichen Amerika zu schaffen, selbst einige Jahre hindurch Versuche anzustellen, und keine Kosten zu scheuen, das, was im Kleinen gelang, im Großen auszuführen. Nach diesem Eingang legt Hr. v. B. im 1sten Abschnitt alle ihm bekannt gewordenen spanischen Amalgamazionsmethoden vor.

D. Peter Fernandez de Velasco unternahm 1566. zuerst die Anquickung der S. Erze bey einigen Bergwerken in Mexico, und führte dieselbe 1571 in Peru ein. Jetzt ist sie in jenem Welttheil beynahe die einzige Art der Zugutemachung der Gold- und Silbererze. Nur die reichsten und gediegenen Metallen werden mit Bley verschmolzen. Indessen scheint diese Entdeckung mehr ein Werk des Zufalls, als der Ueberlegung zu seyn. Der Spanier aus Holzmangel, vielleicht auch, weil er durch keine Lehre von der Vererzung irre geführt wurde; (denn er hat nicht einmal ein Wort in seiner Sprache, das den Begriff Erz ausdrückt) wagte es, jene edlen Metalle eben so auszuziehen, wie man dieselben von jeher in Europa, und vielleicht auch nach der Ankunft der Spanier in Amerika aus dem Flußsand zog. Erhielt er auch den ganzen Gehalt nicht, so mag er doch gegen sein Schmelzwesen nichts verloren haben; und bearbeitete jetzt Erze, die er vorher unbenutzt ließ, weil sie gegen die Schmelzkosten zu arm waren. Es ist zu bekannt, daß noch jetzt, aller vorgeblichen Verbesserungen ungeachtet, in Mexico und Peru der ganze

Ge-

Gehalt nicht ausgebracht wird, oder nach dem dort üblichen Verfahren ausgebracht werden kann. Die Ursache, warum man bisher in Europa diese Arbeit auch nur ernstlich zu versuchen unterlassen hat, kann die Lehre von der Vererzung und der übelverstandenen Politik der Spanier, welche keinem Fremden den Zutritt nach jenem Welttheil verstatten, zuzuschreiben seyn. Die wenigen Gelehrten, welchen Peru und Mexico zu besuchen erlaubt worden ist, waren nur Botaniker und Zoologen.

Die erste vorgelegte Nachricht von der spanischen Methode ist aus dem K. K. Archiv genommen. Schon 1588 wandte sich ein Spanier an den K. Hof in Wien, und wollte aus den ihm vorgelegten Erzarten, das Gold und Silber durch die Verquickung ausziehen. Im Kleinen gelang's, aber im Größern, wo er die Erze weder röstete, noch ihnen Salz zusetzte, auch in der kalten Jahrszeit arbeitete, konnte er nichts zu Stand bringen. Lazarus Erker, damaliger Kuttenbergischer Oberbergmeister, rieth mit einem gelehrten Stolz von weitern Versuchen ab, und die Kammerräthe des K. Böhmen traten bey.

Nun folgt ein auch im Archiv befindlicher Vorschlag unter der Aufschrift: de re metallica et quanti momenti sit principi inventio et foditio mineralium etc. im Auszug. Der Verfasser desselben will die Schliche, nachdem sie calcinirt worden, außer Kochsalz mit Weinstein, Hörner, Ziegelmehl, und hernach auch mit Schwefel gemischt haben ꝛc. Dann ein Auszug aus Alonso Barba bekanntem Buch von der Art, die Silbererze mittelst des Quecksilbers aufzuarbeiten. Was die Erze Pacos sind, hat Hr. von B. noch keine bestimmte Erklärung finden können. Tacana scheint ihm ein brauner reicher Silbermulm

zu

theil zu verquicken. Dieses, die davon zu erwartenden großen Vortheile, und die Betrachtung, daß die Spanier die Silbererze schon seit ein paar Jahrhunderte angequickt haben, veranlaßten ihn, sich so viel möglich Kenntniß vom Anquicken im südlichen Amerika zu schaffen, selbst einige Jahre hindurch Versuche anzustellen, uud keine Kosten zu scheuen, das, was im Kleinen gelang, im Großen auszuführen. Nach diesem Eingang legt Hr. v. B. im 1sten Abschnitt alle ihm bekannt gewordenen spanischen Amalgamazionsmethoden vor.

D. Peter Fernandez de Velasco unternahm 1566. zuerst die Anquickung der S. Erze bey einigen Bergwerken in Mexico, und führte dieselbe 1571 in Peru ein. Jetzt ist sie in jenem Welttheil beynahe die einzige Art der Zugutemachung der Gold- und Silbererze. Nur die reichsten und gediegenen Metallen werden mit Bley verschmolzen. Indessen scheint diese Entdeckung mehr ein Werk des Zufalls, als der Ueberlegung zu seyn. Der Spanier aus Holzmangel, vielleicht auch, weil er durch keine Lehre von der Vererzung irre geführt wurde; (denn er hat nicht einmal ein Wort in seiner Sprache, das den Begriff Erz ausdrückt) wagte es, jene edlen Metalle eben so auszuziehen, wie man dieselben von jeher in Europa, und vielleicht auch nach der Ankunft der Spanier in Amerika aus dem Flußsand zog. Erhielt er auch den ganzen Gehalt nicht, so mag er doch gegen sein Schmelzwesen nichts verloren haben; und bearbeitete jetzt Erze, die er vorher unbenutzt ließ, weil sie gegen die Schmelzkosten zu arm waren. Es ist zu bekannt, daß noch jetzt, aller vorgeblichen Verbesserungen ungeachtet, in Mexico und Peru der ganze

Ge-

Gehalt nicht ausgebracht wird, oder nach dem dort üblichen Verfahren ausgebracht werden kann. Die Ursache, warum man bisher in Europa diese Arbeit auch nur ernstlich zu versuchen unterlassen hat, kann die Lehre von der Vererzung und der übelverstandenen Politik der Spanier, welche keinem Fremden den Zutritt nach jenem Welttheil verstatten, zuzuschreiben seyn. Die wenigen Gelehrten, welchen Peru und Mexico zu besuchen erlaubt worden ist, waren nur Botaniker und Zoologen.

Die erste vorgelegte Nachricht von der spanischen Methode ist aus dem K. K. Archiv genommen. Schon 1588 wandte sich ein Spanier an den K. Hof in Wien, und wollte aus den ihm vorgelegten Erzarten, das Gold und Silber durch die Verquickung ausziehen. Im Kleinen gelang's, aber im Größern, wo er die Erze weder röstete, noch ihnen Salz zusetzte, auch in der kalten Jahrszeit arbeitete, konnte er nichts zu Stand bringen. Lazarus Erker, damaliger Kuttenbergischer Oberbergmeister, rieth mit einem gelehrten Stolz von weitern Versuchen ab, und die Kammerräthe des K. Böhmen traten bey.

Nun folgt ein auch im Archiv befindlicher Vorschlag unter der Aufschrift: de re metallica et quanti momenti sit principi inventio et foditio mineralium etc. im Auszug. Der Verfasser desselben will die Schliche, nachdem sie calcinirt worden, außer Kochsalz mit Weinstein, Hörner, Ziegelmehl, und hernach auch mit Schwefel gemischt haben rc. Dann ein Auszug aus Alonso Barba bekanntem Buch von der Art, die Silbererze mittelst des Quecksilbers aufzuarbeiten. Was die Erze Pacos sind, hat Hr. von B. noch keine bestimmte Erklärung finden können. Tacana scheint ihm ein brauner reicher Silbermulm

zu

zu seyn. Plamo, Hornerz; es wird zuweilen auch Suco genannt. Machacado, Haar- oder drathförmig in die Ganaart eingeknetetes gediegenes Silber. Soroches, silberhaltige Bleyerze. Rosicler, helles Rothgülden. Cochiso, derbes dunkles oder graues Rothgülden. Negrillos, Silber- oder Kupferhohlerze. Nach Barba kömmt ein Auszug aus Frezier's Reisen. Dann einer aus Beyers Reise. Von B. hat diese Reisebeschreibung nicht finden können, und sich deswegen des Schneiderischen Auszugs bedient. Ferner Nachrichten von der Anquickung ꝛc. aus den Comentarios a las Ordenanzas de minas des D. Fr. Xav. de Gamboa. Ein Auszug aus D. Ulloas Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, ingleichen aus Bowles introduction à l'histoire naturelle etc. de l'Espagne. Endlich macht ein Auszug aus des Ign. Molina Nachrichten von Chili den Beschluß.

Alle diese Amalgamazionsvorschriften, derjenige, dem es um genaue Kenntniß zu th[illegible] im Buche selbst lesen wird, widersprechen ein[illegible] sehr, indem bald das R[illegible] n für unentbehrlich, für überflüßig, das Dase[illegible] Vitriols einmal höchst schädlich, und da[illegible] [illegible] er für äußerst n[illegible] angegeben wird u. s. w. [illegible] unzureichend [illegible] quickungsarten, wie um [illegible] Zusätze v[illegible] mist, Hörner u. dergl., [illegible] [illegible] die angege[illegible] Hülfsmittel zur Minder[illegible] [illegible] [illegible]beral und wie unbestimmt die a[illegible] [illegible]nnzeich[illegible] guten oder schlechten [illegible] der Anquickung [illegible], kann jeder prüfen, [illegible] es [illegible] will. Vergleichung zu [illegible] mit dem, welches Hr. v. B. [illegible]

Unterschied zeigen. Nach der Anmerkung S. 189 sollen sich die Vortheile des spanischen Verquickens gegen die ungarische wie 1 zu 10 verhalten. Hr. v. B. klagt sehr über die vielen Hindernisse, welche ihm bey seinen ersten Vorschlägen und nachherigen Versuchen in Wien von Stubenchemikern und unchemischen Bergverständigen seyn entgegengesetzt worden; zum Glück hätte ein Monarch zu entscheiden gehabt, der aus eigener Erfahrung gewußt, wie viel Egoismus, Vorurtheil und Unwissenheit jeder Neuerung entgegen zu setzen wisse. Da nun alles zu Glück geschlagen, so hätten Zweifler, Kalkulanten, Wohlmeiner und Einwender die Achsel gezuckt, und gesagt: 's ist ja eine alte Sache! der leidige spanische Amalgamazionsproceß.

Noch kürzlich hat Jemand im Journal v. u. f. Deutschland die von Bornische Amalgamazionsmethode vorläufig für eitel spanisch erklärt. Wem wird nicht bey dergleichen Ausfällen Colombo mit dem Ey einfallen! Mag dann die von Bornische A. Methode immerhin nur eine Verbesserung der spanischen seyn; enthält sie doch zur Erreichung dieses Zwecks nicht eine, sondern eine Menge Erfindungen. Daß der K. von Spanien selbst Männer nach Ungarn schickt, welche sich in der dortigen Methode unterrichten sollen, wäre doch wohl großer Ueberfluß, wenn sie keine beträchtliche Verbesserung gegen die spanische enthielt.

Wir wollen nun suchen aus dem 11ten Abschnitt unsern Lesern einen verständlichen Begriff von der Methode des Herrn von B., und von der Theorie, worauf sie sich gründet, zu geben. Alles hat von B. so aufrichtig, vollständig und faßlich beschrieben, daß es keinem Sachverständigen schwer fallen wird, nachzuahmen, und sich durch Versuche weiter

zu seyn. Plomo, Hornerz; es wird zuweilen auch Suco genannt. Machacado, Haar- oder dratförmig in die Gangart eingeknetetes gediegenes Silber. Soroches, silberhaltige Bleyerze. Rosicler, helles Rothgülden. Cochiso, derbes dunkles oder graues Rothgülden. Negrillos, Silber- oder Kupferhohlerze. Nach Barba kömmt ein Auszug aus Frezier's Reisen. Dann einer aus Beyers Reise. Von B. hat diese Reisebeschreibung nicht finden können, und sich deswegen des Schneiderischen Auszugs bedient. Ferner Nachrichten von der Anquickung ꝛc. aus den Comentarios a las Ordenanzas de minas des D. Fr. Xav. de Gamboa. Ein Auszug aus D. Ulloas Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, ingleichen aus Bowles introduction à l'histoire naturelle etc. de l'Espagne. Endlich macht ein Auszug aus des Ign. Molina Nachrichten von Chili den Beschluß.

Alle diese Amalgamazionsvorschriften, welche derjenige, dem es um genaue Kenntniß zu thun ist, im Buche selbst lesen wird, widersprechen einander sehr, indem bald das Rösten für unentbehrlich, bald für überflüßig, das Daseyn des Vitriols einmal für höchst schädlich, und dann wieder für äußerst nützlich angegebeu wird u. s. w. Wie unzureichend diese Anquickungsarten, wie unnütz die Zusätze von Pferdemist, Hörner u. dergl., wie unsicher die angegebenen Hülfsmittel zur Minderung des Quecksilberabgangs, und wie unbestimmt die angegebenen Kennzeichen vom guten oder schlechten Fortgang der Anquickung sind, kann jeder prüfen, der es nachmachen will. Eine Vergleichung zwischen dem spanischen Verfahren mit dem, welches Hr. von B. anräth, wird den großen

Unter-

Unterschied zeigen. Nach der Anmerkung S. 189 sollen sich die Vortheile des spanischen Verquickens gegen die ungarische wie 1 zu 10 verhalten. Hr. v. B. klagt sehr über die vielen Hindernisse, welche ihm bey seinen ersten Vorschlägen und nachherigen Versuchen in Wien von Stubenchemikern und unchemischen Bergverständigen seyn entgegengesetzt worden; zum Glück hätte ein Monarch zu entscheiden gehabt, der aus eigener Erfahrung gewußt, wie viel Egoismus, Vorurtheil und Unwissenheit jeder Neuerung entgegen zu setzen wisse. Da nun alles zu Glück geschlagen, so hätten Zweifler, Kalkulanten, Wohlmeiner und Einwender die Achsel gezuckt, und gesagt: 's ist ja eine alte Sache! der leidige spanische Amalgamazionsproceß.

Noch kürzlich hat Jemand im Journal v. u. f. Deutschland die von Bornische Amalgamazionsmethode vorläufig für eitel spanisch erklärt. Wem wird nicht bey dergleichen Ausfällen Colombo mit dem Ey einfallen! Mag dann die von Bornische A. Methode immerhin nur eine Verbesserung der spanischen seyn; enthält sie doch zur Erreichung dieses Zwecks nicht eine, sondern eine Menge Erfindungen. Daß der K. von Spanien selbst Männer nach Ungarn schickt, welche sich in der dortigen Methode unterrichten sollen, wäre doch wohl großer Ueberfluß, wenn sie keine beträchtliche Verbesserung gegen die spanische enthielt.

Wir wollen nun suchen aus dem 11ten Abschnitt unsern Lesern einen verständlichen Begriff von der Methode des Herrn von B., und von der Theorie, worauf sie sich gründet, zu geben. Alles hat von B. so aufrichtig, vollständig und faßlich beschrieben, daß es keinem Sachverständigen schwer fallen wird, nachzuahmen, und sich durch Versuche weiter

zu belehren. Sie werden und müssen das Buch selbst zur Hand nehmen. Also nur für diejenigen, welchen es allein darum zu thun ist, sich einige deutliche Begriffe von dieser bisher in Europa unbekannten, und in der verbesserten Gestalt überhaupt neuen Art Gold- und Silbererze gut zu machen, zu verschaffen, wird sich Rec. bemühen, das Wesentlichste auszuziehen; und doch leidet es die Materie nicht so kurz zu seyn, als er wünschte, wenn auch schon viele Handgriffe, Warnungen, Beschreibungen und dergleichen übergangen werden.

Bekanntlich vereinigen sich Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Wißmuth und Zink mit dem Quecksilber kalt; andere Metalle und Halbmetalle nur während dem Schmelzen. Ferner werden Zinn und Wißmuth geschwinder als Gold und Silber, und diese geschwinder als Kupfer, vom Quecksilber aufgenommen. Die Wärme befördert auch die kalte Anquickung, oder die ohne Schmelzung; sie macht das Quecksilber wirksamer und flüßiger, und erweitert die Zwischenräume der aufzulösenden Körper. Bewegung und Reibung des Gemengs verschafft eine beständige wechselseitige Berührung des Auflösungsmittels mit dem Aufzulösenden. Zur Erleichterung und Beschleunigung gehört ferner eine hinreichende mechanische Zertheilung der aufzulösenden Körper. Das Quecksilber und die damit zu verbindenden edlen Metalle müssen mit keiner fremdartigen Rinde oder Häutchen umgeben seyn. Aus Stein- und Erdarten, auch metallischen Erden, geschieht die Entwickelung der edlen Metalle am besten blos durch mechanische Zerkleinung. Müssen sie aber aus schweflichten und arsenikalischen Erzarten anderer unedler Metalle und Halbmetalle abgesondert werden: so muß die-

dieses die Röstung bewirken. Hierbey vereinigt sich die durch die Zerstörung eines Theils des Schwefels entstehende Vitriolsäure, mit den beygemischten alkalischen Erden und metallischen Kalken des Eisens, Kupfers rc. und umhüllt in dieser Gestalt (so wie die metallischen Kalke allein) die Gold- und Silberstäubchen noch immer zum Theil. Hier müssen also chemische Auflösungsmittel angewandt werden, vornehmlich mineralische Säuren. Die bey der Röstung entstehende Vitriolsäure löst zwar die Kupfer- und Eisentheile in ihrem metallischen — noch besser in ihrem verkalkten Zustande auf; allein sie hängt sich an die alkalischen Erden, metallische Kalke, und zum Theil selbst an das Silber an, und wirkt nur in so weit, als sie entweder mit den metallischen Kalken nicht in Vitriol übergeht, oder bey der Fortsetzung der Röstung nicht ganz abgetrieben, oder auch von der Schwer- und Kalkerde nicht verschluckt und unthätig gemacht wird; sie greift auch die Oberfläche des Quecksilbers an, zerfrißt dieselbe zum Theil, und überzieht sie mit einer Haut, hindert also die unmittelbare Berührung. Ueberdem ist die Menge der, bey der Abschwefelung entstehenden Vitriolsäure, nach der Erzgattung und dem Röstungsgrad sehr ungleich, daß also nach diesem Verhältniß, wenn sonst nichts zugesetzt würde, der Ausschlag der nachfolgenden Verquickung nie vollständig erfolgen konnte. Ganz anders verhält sich die Salzsäure gegen die alkalischen und metallischen Erden. Mit ersteren macht sie zerfließende und leicht auflösliche, mit letzteren aber — Platina ausgenommen — wo nicht zerfließende, doch im Wasser leicht auflösbare Mittelsalze. Wird die Salzsäure im nassen Wege ausgeschieden, so muß bey der Verröstung dafür gesorgt werden, daß, außer

dem

dem brennlichen Bestandtheil des Schwefels, und den zu verflüchtigenden halbmetallischen Theilen nicht auch die zur Zerlegung des Küchensalzes unentbehrliche Vitriolsäure abgetrieben werde. Ist der Schlich gehörig geröstet, so muß er mit Wasser begossen werden, um die bey der Abschweflung entstehende Vitriolsäure, und die mit ihr erzeugten erdigten und metallischen Mittelsalze aufzulösen. Läßt man nun die verrösteten Schliche ein, oder ein paar Tage an einem warmen Orte stehen, und rührt sie von Zeit zu Zeit untereinander, so werden die bereits locker gemachten Theile noch mehr erweicht, die Zerlegung und Wiederentstehung des Eisenvitriols, folglich die Auflösung der phlogistisirten Eisentheile, so wie die Aufschließung der eingehüllten Gold- und Silbertheile befördert. — Wird dann eine verhältnißmäßige Menge Küchen- oder Steinsalz zugesetzt, so entstehen mehrfältige Zerlegungen und Zusammensetzungen; weil die mit dem mineralischen Laugensalze des Kochsalzes näher verwandte Vitriolsäure die aufgelösten erdigen und metallischen Theile der Salzsäure überläßt, und Glaubersalz bildet. Sollte während dessen zufällig ein Silbervitriol entstehen, so muß noch ein alkalisch salziger; oder wohlfeiler erdiger Kalkzusatz zu Hülfe genommen werden, damit der Theil entbundener Salzsäure nicht in Ermangelung näher verwandter Körper, die aus dem Silbervitriol zu entwickelnden Silbertheile angreife. Besser noch sind Metalle Kupfer, Eisen, Zink, um dem aus der Auflösung gefällten Silber sogleich die metallische Gestalt zu geben; es folglich zur Verquickung geschickter zu machen. Um Vitriolsäure zu erhalten, muß der Schlich nicht todt geröstet werden. Haben die Erze Mangel an Schwefel, so muß noch vor der Röstung Rohlech, Schwe-

fel-

felkies, oder nach der Röstung ein verhältnißmäßiger Theil Eisenvitriol, wirksamer noch, Kupfervitriol zugesetzt werden.

Wählet man hingegen den trocknen Weg das Küchensalz zu zersetzen, so müssen die gehörig zerkleinten Erze mit den in die Beschickung kommenden verschiedenen Schlicharten, und verhältnißmäßiger Menge Küchensalz vorläufig wohl gemischt und vertheilt, dann aber das Ganze mit behörigem Flammenfeuer behörig geröstet werden. Hierbey wird das Kochsalz entweder die entstehende Vitriolsäure, oder bey der Hüttenspeise und anderm nur wenig durchschwefelten Zeuge durch die fortgesetzte und anhaltende Röstsitze zersetzt. Im ersten Falle greift die durch Zerlegung des Schwefels entstehende Vitriolsäure die alkalischen und mineralischen Erden nur zum Theil an, zerlegt aber das Kochsalz, vereinigt sich mit desselben Alkali zu Wundersalz, welches sich wie die andern Mittelsalze im Wasser auflöst, und aufgelöst erhält. Durch diese stille Wirkung werden die fremdartigen Theile, worin die Gold- und Silbertheile eingehüllt waren, mehr aufgelöst, als durch die feinste mechanische Zertheilung, zumal da Salzsäure auch jene Eisentheile auflöst, welche ihres Brennbaren beraubt, von der Vitriolsäure unangegriffen bleiben.

Im zweyten Falle muß die Kochsalzsäure allein durch die anhaltende Hitze entbunden werden. Indessen ist's dabey immer räthlich, schwefelhaltige Zeuge, Schwefelkiese und Rohsteine zuzusetzen. Die dann erfolgende Verkalkung und Zernagung der unedlen Metalle ist bey dem göldischen, gediegenen, oder in metallischer Gestalt gegenwärtigen Kupfer desto nöthiger, je größer die Verwandtschaft des Kupfers zum Golde ist; wo folglich, ohne eine gänzliche Ver-

kalkung der ersteren, vom letzteren nur ein geringer Theil sich mit dem Quecksilber verbinden würde.

Hieraus folgert nun Hr. von B. daß das zu verquickende Gemenge gepocht, gemalen und durchgesiebt werden müsse; daß es dann zu rösten sey; daß es hernach, wenn es nicht schon vor der Verröstung geschehen, mit Kochsalz, zureichendem Wasser, und verhältnißmäßigem Quecksilber eine bestimmte Zeit hindurch anzureiben wäre; und endlich, daß der Vorsteher der Amalgamazion in der Lehre der chemischen Verwandtschaften wohlbewandert seyn müsse, um den sich ergebenden Hindernissen sogleich abhelfen zu können. Dann geht er zur Anwendung ins Grosse auf der Glashütte in Schemnitz über. —

Erst wird der Gehalt vorsichtig und mehrfach probirt; derselbe und das Gewicht in der Rechnung in Empfang genommen, dann, wie man die Erzposten zur Beschickung nöthig hat, dem eigends dazu bestimmten trocknen Poch- und Mühlwerke mit Bemerkung des Gehalts zugewogen. Das feinere Scheidwerk wird hernach durchgesiebt, um nichts umsonst zu stampfen und zu malen. Um das Verstauben auf dem Pochwerk zu hindern, werden die Erze von Zeit zu Zeit genetzt. Hüttenspeise und Schwarzkupfer werden am füglichsten naß gepocht. Mit dem Verpochen und Durchsieben wird so lang fortgefahren, bis der After des Siebs einem mäßigen groben Sande am nächsten kömmt. Der vom Sieb abfallende After wird auf die Steinmühle gegeben, und zu feinem Mehl vermahlen. Sind so 30 — 40 Centner vermahlen, so wird das Mehl wieder abgenommen, probirt und der Gehalt, nebst dem Gewicht, mit dem der Erze verglichen. Staub, Abgang

gang, oder Gewichtszugang von den Mühlsteinen, erhoben, und nun zur Roststätte verausgabt.

Pochwerk und Mahlmühle sind in fünf Kupfertafeln vorgestellt, und besonders erklärt, so wie auch alle folgende Gebäude und Maschinen. Statt der Beutel bey Kornmühlen hat die Erzmühle Siebe. Hauptsächlich ist Rücksicht darauf genommen, daß der Verstaubabgang möglichst vermieden werde. Der Staub der Hüttenspeise ist der beschwerlichste. Sorgfältige Verwahrung der Fugen hilft etwas, nebst mäßiger Befruchtung, doch nicht vollständig. Die Schwarzküpfer dürfen nur 60—70 Pfund Kupfer halten, sonst lassen sie sich weder pochen noch mahlen. Ein Pochwerk von 9 Stempeln mit ein oder höchstens zwey Mühlsteinen schafft in 24 Stunden 20 Centner Erzmehl.

Der Beschreibung der Verröstung schickt Herr v. B. nochmal allgemeine Grundsätze voraus: Daß die Verkalkung im nassen Weg stärker sey, als die im trocknen — daß die Säuren anders auf die gediegenen, anders auf die erdigen, und anders auf die vererzten Metalle wirken — daß bey der Auflösung des Eisens, auch des Zinks, brennbare Luft entstehe, indessen sich die Säuren mit den Metallkalken verbänden, und eigene Vitriole bildeten, worin die eisenartigen Theile nur so lang aufgelöst blieben, als sie noch ein gewisses Maaß vom Brennbaren enthielten; bey zunehmender Verkalkung aber freywillig abgesetzt würden. Würden Erze auf diese Art von der Vitriolsäure mit Beyhülfe der Wärme zerlegt, so werde ein Theil Schwefel abgesondert, ein anderer aber dekomponirt. Die Vitriolsäure produzire dann in Verbindung mit den alkalischen Erden Schwerspath, Gyps, Alaun und Bittersalz, mit den Me-

talkkalken verschiedene Vitriole. — Die Salzsäure greise in ihrem dephlogistisirten Zustande alle Metalle, in ihrem natürlichen aber, nur einige an, und löse sie zum Theil auf. Gold und Silber in kalkähnlichem Zustande, von derselben Salzsäure gleichsam aufgelöst, könne durch sie angegriffen werden. Das aufgelößte Silber werde auch durch die Kochsalzsäure aus jeder andern, als Hornsilber gefällt. — Dieselbe löse Kupfer, Eisen und einige Halbmetalle leichter auf, als die Vitriolsäure. — Würden die aufgelösten Metalle und Halbmetalle mit milden alkalischen Erden, oder dergleichen Laugensalze niedergeschlagen, so erschienen sie in einem mit der Luftsäure geschwängerten kalkförmigen Zustande; würden sie aber mit Säuren gefällt, so erhielt man ein metallisches Mittelsalz. Durch Metalle und Halbmetalle niedergeschlagen, erschienen sie oft in metallischer Gestalt, welches, nach Kirwan, die reine brennliche Luft bewirken solle, indem es bey seiner Entwickelung aus dem fallenden Metall vom Kalk des zu fällenden angezogen werde. Von B. setzt dieser Erklärung entgegen: daß das Gold auch durch Kupfer und Eisenvitriole, also durch metallische Kalke in seiner metallischen Gestalt, niedergeschlagen werde, wie sich dann eben so leicht das Hornsilber ohne Zusatz des Brennbaren, in seine metallische Gestalt entlarven lasse.

Im trocknen Wege scheide das Feuer durch die Mitwirkung der Luft aus der Schwer- Kalk- Alaun- und Bittererde, wie aus dem feuerbeständigen Laugensalz, nebst den wäßrigen und zufälligen Theilen, vorzüglich die Luftsäure ab, und versetze jene Erden in einen ätzenden Zustand, worin sie die Säuren, ohne damit zu brausen, nur verschluckten. Die unedlen

edlen Metalle und Halbmetalle könnten dadurch ihres Brennbaren beraubt werden. Die Kalke der unedlen Metallen erlangten gemeiniglich, nebst einer sehr vermehrten Oberfläche, auch eine vergrösserte Schwere. Nur der Arsenik könne ganz abgetrieben werden, imgleichen Zink und Wißmuth. Die edlen Metalle würden im offenen Feuer nie verkalkt, wohl aber in der Vermischung flüchtiger Halbmetalle, oder verflüchtigender Zusätze, mit fortgerissen. Würden verlarvte edle Metalle, oder Erze der unedlen Metalle x. der Verröstung ausgesetzt, so erfolgten verschiedene Zerlegungen und Zusammensetzungen. Auf gleiche Weise würden auch die Vitriole der Metalle und Halbmetalle durch die Verröstung zerlegt, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß die metallischen Salze der unedlen Metalle und Halbmetalle nach Abtreibung der Säuren nur erdartige metallische Kalke; jene hingegen, z. B. Silberhornerz, auch Metall hinterließen.

Nach gänzlicher Verröstung eines gemischten Erzes bleibe ein Gemenge zurück, woraus sich die bey einem mäßigen Röstfeuer unzerlegbaren Vitriole durch die Auslaugung abscheiden ließen, und nur jene mit erdigen Mittelsalzen gemischte metallische, oder halbmetallische Kalke blieben zurück, die von der unzulänglichen Vitriolsäure (welche sich nur in der Masse erzeuge, als Schwefel in den Erzen seyen, und die durch anhaltendes Rösten immer mehr phlogistisirt, und nach und nach verflüchtigt würde) nicht angegriffen werden könnten, folglich mit den Gold- und Silbertheilen unaufgelöst bleiben müßten.

Der Schwefel könne aus den Erzen nur in offnem Feuer, in verschlossenen Gefässen aber ohne einen schicklichen Zusatz nur unvollkommen, abgetrie-

ben werden. Die chemische Arbeit der Verröstung und Verkalkung sey bey den Erzen deswegen nöthig, weil die mechanische nicht hinreiche.

Wäre Schwefel in den Erzen, so könnten sie zwar auch ohne Zusatz geröstet werden, doch sey es sicherer, sich auf die Kochsalzsäure, als auf die Vitriolsäure zu verlassen. Das den gerösteten Schlichen bey der Anquickung zuzutheilende Kochsalz entspreche dieser Absicht zwar einigermaaßen, doch leiste es weit bessere Dienste, wenn es den Schlichen noch vor der Verröstung zugetheilt werde.

Bey der Hüttenspeise wirke Kochsalz viel geschwinder und richtiger als Feuer und Luft allein. Es scheine, daß, außerdem daß die Kochsalzsäure durch die Wirkung des Feuers gleichsam phlogistisirt von ihrem Laugensalz geschieden, dieses auch durch die Anziehungskraft der Metalle und Halbmetalle befördert werde.

Die bey Verschmelzung der ungarischen Fahlerze fallende Speise, besteht aus Spiesglaskönig, Gold und Silber, auch oft aus einem Theil Arsenik und Eisen. Die Kochsalzsäure vereinigt sich, außer den edlen, mit den übrigen Metallen und Halbmetallen, die dann durch die Wirkung des Feuers verkalt werden. So auch mit dem göldschen oder allein silberhaltigen Schwarzkupfer. Herr von B. rügt hier eine fehlerhafte Nachricht des Grafen von Büffon, wornach die meisten ungarischen Silbererze nur silberhaltige Kupfererze seyn sollen, wovon die reichste 15 — 20 Mark hielten. Es werden jährlich 80,000 Mark Silber in Ungarn und Siebenbürgen lediglich aus Silbererzen geschmolzen, und höchstens nur 12000 Mark aus silberhaltigen Kupfern durch die Seigerung herausgebracht. Diese Erze halten 4, höchstens

stens 15—20 Pfund Kupfer, 1—4 Loth Silber. Nicht einmal das Schwarzkupfer kömmt, wenn es reich ist, auf 2 Mark.

Ist der zur Verquickung zu verröstende Koboldspeise viel Wißmuth beygemischt, so muß dasselbe vorher erst abgeseigert werden.

Wenn Gemenge mit viel Spießglas, besonders mit viel Arsenik verunreinigt sind, so wird ein Theil Silber durch die mittelst der Salzsäure entstehende Spießglas- und Arsenikbutter verflüchtigt, insofern man das Feuer gleich anfangs verstärkt.

Die Verröstung geschieht in einem eigenen Flammofen, worin das Feuer nur mit Reisig unterhalten wird. Er hat zwey Heerde. Tab. VII ist ein solcher doppelter Ofen abgebildet.

Zu Auffangung des Fluggestübes sind Kammern angebracht, und die Schornsteine mit Querblechen versehen. Man nimmt in N. Ungarn auf eine Schicht 30 Centner $\frac{1}{3}$ gemahlene Erze, $\frac{2}{3}$ Wasch- und Pochwerksschlich, die 7—$7\frac{1}{2}$ bis 8 Loth Silber im Durchschnitt halten. Diesem Gemenge werden 8 pr. Cent Steinsalz zugesetzt. Das Steinsalz soll sowohl im Preis als auch seiner Ausgiebigkeit nach, vortheilhafter als das Siedsalz seyn. Zu den Rohsteinen werden oft 10, und zu dem Schwarzkupfer 12 p. C. erfordert. Die Silbererze und Schliche, welche dort verquickt werden, bestehen in Roth- und Weißgülden, weichen und spröden Glaserzen, größtentheils Silberglanze, welcher Silber, Bley, Eisen und Schwefel hält, silberhaltigem Kiese, Silbermulm, Bleyglanz und Blende, die meist in Quarz, manchmal in Kalk- und Gypsspath, gewöhnlich aber in Zinnopel, und in einer Art Mergel, einer dort gemeinen, und von den Bergleuten Spath genannter

Gangart brechen. Zu den metallischen Gemengen und bleyischen Erzen werden außer dem Kochsalz 4 — 10 bis 12 p. C. gebrannter Kalchs zugesetzt, damit sie sich nicht ballen, wodurch sonst Feuer und Luft in ihrer Wirkung gehemmt, auch das Vermahlen nach der Röstung erschwert werden würde. Das Gemenge wird auf die obere gepflasterte Fläche des Ofens vorgelaufen, und von da 8 Centnerweise mittelst eines angebrachten Schlauchs auf den hintern Heerd herabgelassen, wo sie trocknen, dann aber auf den untern eigentlichen Röstheerd, der nur 3″ tiefer gesenkt ist, herabgeschoben.

Da von der genauen Röstung der gute Erfolg der Verquickung vorzüglich abhängt, so muß das Feuer geschickt gerichtet werden. Unzulänglichkeit macht die Röstung unvollkommen und langsam; Uebermaaß und zu schnelle Verröstung verursacht Silberabgänge. Die Erfahrung muß hier das Meiste lehren. Erst fangen die Gemenge an beym Umrühren zu dampfen und zu stauben. Nach der vollständigen Trocknung wird man eine gleichsam strömende Bewegung gewahr, und einen flüchtigen schwefelsauren Geruch. Sind die Gemenge schwefelreich, so folgt eine blaue Flamme, und ein weißer dicker erstickender Dampf. Dann darf das Feuer nur mäßig unterhalten werden. Nun fängt das Gemenge an zu steigen, sich zu ballen, und einen schwefel- und salzsauren Geruch zu äußern. Der Ofen muß jetzt wieder etwas leichter gehalten, dabey aber unausgesetzt gerührt werden; doch so lang es staubt, nicht zu schnell und heftig, und bey verschlossener Thüre des obern Heerds. Das Fluggestübe stößt sich an die Quermauren der Kammern, an die Querbleche und

Schir-

Schieber, und endlich hält der außerhalb des Ofens angebrachte Mantel, nebst seinem auch mit Schiebern versehenen Rauchfange, den größten Theil zurück. Zuletzt sinkt das aufgebäumte Gemenge, und man spürt nur noch den Geruch der Salzsäure. Vorzüglich bey schwefelreichen Gemengen beobachtet man, wenn beym Niedersinken geschwind eine Probe vom Heerd genommen wird, einen phosphorescirenden Schein, auch bey gemäßigtem Feuer und kühler Luft, während dem Aufrühren, helle, kleine, blitzende, dem Luftfeuer ähnliche Funken. Nach alle dem wird das Gemenge ausgezogen, und wieder neues herab und vorgezogen.

Je mehr Schwefelkies im Gemenge, je hellröther wird es, je mehr erdige Theile je grauer, je mehr Kupfer und Braunstein, je brauner, je mehr bleyische Theile gegenwärtig waren, je gelber und gelbröthlicher. Metallische Gemenge müssen länger geröstet werden; sind sie mit Spießglas und Arsenik geschwängert, so bekommen sie Kalkzusatz. Die Spießglas- und Arsenikbutter würde auch beym Anreiben durch ihre Fettigkeit die Absonderung des Quecksilbers beym Verwaschen hemmen, und größere Quecksilberabgänge veranlassen. Bey der Verkalkung der metallischen Gemenge bemerkt man am Ende den phosphorischen Schein nicht, aber die Streichflamme wird von den vielen Kupfertheilen bunt, besonders roth und blau. Die sichersten Merkmale einer genauen und sichern Verkalkung sind bey ihnen, das Steigen und Sinken, ihre eigene Farbe braun oder dunkelgrau — die bleyische ausgenommen — mehr oder gesättigt roth. Da die Anziehung des Goldes und Kupfers in dem Maaße abnimmt, als letzteres

verkalt wird, so muß man bey den göldischen metallischen Mischungen hierauf mit dem Salzzusatz Rücksicht nehmen.

In 24 Stunden werden 30 Centner Schlich, und 20 — 24 Centner metallische Gemenge geröstet.

Die Röstungskosten betragen bey einer 8löthigen Beschickung, einschließlich des auf $\frac{1}{8}$ Loth göldisch Silber berechneten Abgangs, 28 bis 30 Kreuzer auf den Centner.

Alle Quartal wird das Fluggestübe ausgehoben, und entweder zugesetzt, oder besonders mit Quecksilber warm angerieben. Es hält $3\frac{1}{2}$ bis 4 Loth Silber pro Centner.

Im Kleinen kann die Röstung auch auf eisernen Blechen, die über einem gemeinen Windofen angebracht sind, vorgenommen werden; doch ist das Uebrige genau zu beobachten, sowohl mit der Zerkleinung, als auch den Zusätzen und der Feuerleitung. Gute chemische Kenntnisse halfen hier mehr als empirische. Nach der Röstung wird das Gemenge nochmal durch ein besonderes Siebwerk gelassen, und die gröbern Theile und Körner auf einem daneben angebrachten Mühlsteine zermahlen. Es geschieht dieses deswegen, weil die Pochwerksschliche vor der Röstung, ihrer Feuchtigkeit wegen, weder gesiebt noch gemahlen werden können, und weil die bey der Röstung sich zusammen ballenden und sinternden metallischen Gemenge vor der Anquickung noch verfeinert werden müssen. Da die Gold- und Silbertheile nicht immer in den Erzen, sondern auch größtentheils im Ganggesteine verborgen liegen, also nur durch feinere Zertheilung derselben entwickelt werden können: so könnten nach Unterlassung dieser Arbeit Rückstände entstehen, welche die Kosten a 2 — 3 Kreuzer p. Centner weit über-

trä-

träfen. Selbst der bey der Zufuhr und dem Rösten zukommende Unrath, z. B. hineinfallender Mörtel, machen dieses Sieben, zu Vermeidung folgender Beschwerlichkeiten beym Anreiben und Verwaschen, nöthig. Jetzt wird das Mehl zum Südofen gebracht.

Je leichter die anzureibende Gemenge sind, je größer ihr Umfang, je mehr Gold und Silber in der Masse vertheilt ist, je mehr Quecksilber muß zugethan werden; daher fordern Erz und Schlich mehr als die metallischen Gemenge. Ueberhaupt wird lieber etwas Quecksilber über das genaue Verhältniß als darunter genommen. Bey bleyischen oder auch antimonischen Zeugen ist auch ein größer Quecksilberzusatz räthlich; weil das Bley das Quecksilber matt, und das Spiesglas dasselbe schmierig macht, wornach reiche Rückstände und Quecksilberabgänge erfolgen.

Das Verhältniß kann beynahe immer seyn: 1 Theil Quecksilber zu 2 Theil Gemenge. Meist reichen auch 50 Pfund Quecksilber zu 2 Centner Erz zu.

Die kupfernen Amalg. Gefässe müssen am Boden und den Seitenwänden $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$″ dick seyn, und eine abwärts enger zusammenlaufende Vertiefung haben. Ersteres wegen der Dauer, zweytes damit das Quecksilber desto höher darin stehe, und vom Rührrechen desto besser bearbeitet werden könne. Wasser wird nur so viel zugegeben, als zureicht das Gemenge vollständig durchzuweichen und flüßig zu machen. Das Uebermaaß befördert das Untersinken des Quecksilbers, und das Schwimmen der zartern Erz- und Metalltheilchen auf der Oberfläche. Die Unzulänglichkeit verdickt die Gemenge, erschwert die Bewegung des Rührrechens, und bildet rindenförmige Ansätze an den Seitenwänden. Die Erfahrung muß auch hier bestimmen lehren. Dann ist der gefundene rech-

te Wasserstand in die Kessel oder an einen hölzernen Maaßstaab zur Richtschnur der Arbeiter zu zeichnen.

Die Rührmaschine wird durch einen an einem Wasserrad angebrachten krummen Zapfen, der einen Kammwagen hin- und herschiebt, dessen Kämme in die Trillinge der Rührspindel eingreifen, in Bewegung gesetzt.

Die hölzernen Rührrechen müssen unten mit einem Zirkelschnitte versehen seyn. Die Zeit des Anreibens ist nur durch die Erfahrung zu bestimmen. Man hat einige Gemenge in 8 — 10, andere in 12 — 15 Stunden verquickt. Nach der 6ten Stunde kann man anfangs eine Probe herausnehmen, und dieses alle 2 Stunden wiederholen. Uebermaaß der Zeit schadet hier nicht, wohl aber das Gegentheil.

Die Kessel sind in gemauerte Oefen versenkt. In jeden werden ungefähr 16 Wiener Maaß Wasser gegossen; dann 2 Centner des Gemengs langsam eingeschüttet, und mit eben so viel Wasser verdünnt. Metallische Gemenge erfordern kaum mehr als 24 Maaß. Nun werden 50, 75 bis 100 Pfund Quecksilber eingetragen; der allenfalsige Aufsatz von den Seitenwänden mit Schaufeln herabgeschoben; die Kessel bedeckt; der Ofen angefeuert; die Treibmaschine etwas geschwinder angelassen, und so die Rührrechen im Umtrieb erhalten. Die Deckel werden oft abgehoben, um den Wasserabgang zu ersetzen. Das Wasser darf nicht sieden; 50 — 60 Grad des reaumürischen Thermometers sind hinreichend. Die Rührrechen werden in einer Minute 14 bis 16mal hin- und hergeschoben. Schon vor der Füllung muß die Treibmaschine in Bewegung gesetzt werden, damit sich die Gemenge nicht zusammensetzen und ankleben.

Auf

Auf der Glashütte werden 40 Kessel, mit 8 Personen von 1 bis 4 Nachmittags gefüllt, und die Ofen in der Nachtschicht durch 3 Personen bedient. Morgens zwischen 6 und 7 Uhr werden sie zu 10 auf einmal ausgehoben, und in einen leeren Kessel ausgegossen. Der gefüllte Kessel wird zur Waschmaschine gebraucht, und dann wieder hingesetzt. Dies dauert bis 10 — 11 Uhr, wornach Mittags die Kessel wieder gefüllt werden. In 24 Stunden werden 80 Centner verquickt; so viel wieder eingesetzt und ausgehoben, durch 22 bis 23 Arbeiter.

Zu 1013 Centner 50 Pfund Gemenge werden $3\frac{1}{2}$ Klaster 9′ langes Holz, und 3500 Bündel Reisig erfordert. Man könnte auch Torf und Steinkohlen brauchen, nur müßte dann der untere Theil der Kessel mit Thon beschlagen werden.

Die Spindeln müssen von Kupfer seyn. Eiserne würden nicht nur zu geschwind vom Salz angegriffen; sondern auch die kuferartigen Mittelsalze dadurch zerlegt, und das Kupfer in metallischer Gestalt gefällt, dadurch aber das Amalgama verunreinigt werden.

Vornehmlich dann, wenn die Vitriolsäure oder das Kochsalz die Oberhand gewinnen, ohne die alkalisch-erdigen, oder auch metallischen Stoffe vollkommen gesättigt zu haben, greifen sie einen Theil des kupfernen Kessels an.

Bekömmt ein Kessel einen Schaden, welches bey fleißiger Nachsicht sogleich in den an der Außenseite der Südofen besonders dazu vorgerichteten Rinnen bemerkt wird: so muß er sogleich abgehängt, in einen andern übergegossen, und vom anhängenden Amalgama gereinigt werden.

Bey dem ersten Verquicken in neuen Kesseln, erfolgt allemal ein Silberabgang, weil die innern Flächen

chen versilbert werden. Diese Versilberung wird täglich lagenweis dicker, bis sie sich beym Ausgießen durch eigene Schwere ablöset, daher man oft von 20 Centner Gemeng 20 — 30 Pfund Amalgama, mehr oder weniger, erhält, nachdem dergleichen Runden beym Ausgießen abgestreift worden sind.

Eine Stunde vor Aushebung der Kessel wird das Feuer eingestellt, und das Gemenge in den Kesseln mit warmen Wasser verdünnt, daher in der Mitte jedes Südofens ein großer Wasserkessel vorgerichtet ist. Die Kessel werden durch Haspelmaschinen ausgehoben. Tab. VIII bis XIV. enthalten die Vorstellungen der hieher gehörigen Oefen und Maschinen.

Nun ist der Waschbottich zu betrachten. Es können darin 20 Centner auf einmal verwaschen werden. Er ist konisch mit starken Brettern zusammengesetzt. In dem Boden ist im Mittelpunkte ein Kreuzeisen, mit einem Zapfenspur angebracht, darin sich der Zapfen einer senkrecht stehenden Spindel bewegt. In der Mitte dieser Spindel sind zwey Kreuze festgemacht, woran die beynah bis an den Boden reichende Rechenstäbe angeheftet sind. Oben ist ein Trilling, der durch ein Kammrad, wie das Getriebe, durch ein Wasser- oder Tretrad in Umtrieb gesetzt wird. Erst müssen 12 — 15 Pfund Quecksilber in die durch den Boden des Bottichs durchgehende seigere Wendpipe, die von Glockenspeise gegossen ist, eingelassen werden, damit das Quecksilber die Mündung dieser Pipe genugsam überdecke, um das Einbringen der Schliche, und zugleich die Verstopfung der Pipe, so wie das Verunreinigen des Quecksilbers bey Ausströmung desselben und des Amalgamas zu verhindern. Nun werden die an der Außenseite des Bottichs angebrachten Ablaßzapfen geschlossen, das

Rad

Rad angelassen, die ausgehobenen Kessel in einen leeren Kessel ausgegossen, dieser zum Bottich geführt, mit dem Haspelzug gehoben, in den Bottich, nach geschehenem Aufrühren des Gemengs, mit hölzernen Schaufeln ausgegossen, und der Kessel mit Wasser ausgespült. Dann läuft der Zieher zum Südofen, um den indessen ausgehobenen zweyten Kessel abzuholen.

Schwankungen und folglich Verspliterungen zu vermeiden, wird in den Fahrkessel eine große, mehrere Pfund schwere hölzerne Scheibe gelegt.

Im Waschbottich suchen die Quecksilber und Amalg. Theile, bey ununterbrochener Umtreibung, durch ihre Schwere unterzusinken, und versammlen sich auf dem Boden, Erz- und Schlichtheile aber werden schwebend erhalten.

Nach Ausgießung des 10ten Kessels wird unterm Standgerüste des Bottichs, unter die Wendpipe ein größeres hölzernes, und darin ein kleineres, abwärts zusammen laufendes Gefässe gesetzt, und darin nach mäßiger Eröffnung der Pipe, das Quecksilber durch einen hölzernen, mit einem ledernen Schlauch versehenen Trichter herabgelassen. Oder, man gießt nur vorher etwas Wasser in das Gefässe, damit das Quecksilber nicht versprütze. Das Quecksilber darf nur so weit herausgelassen werden, daß die Pipe davon bedeckt bleibe. Sollte sie sich aber doch verstopfen, so muß man sie mit einer Raumnadel ausräumen.

Das Quecksilber wird in kleinen Tragschüsseln, oder mit Handheben versehenen kupfernen Kesseln ausgeschöpft, um es nach und nach zum Durchpressen überzutragen.

Nach

Nach Ablassung des größten Theils Quecksilbers, das man nach dem Augenmaasse bestimmen lernt, wird die oberste Seitenpipe eröffnet, somit die Trübe in das daran stossende Rinnwerk abgelassen. Senkt sich das Gemenge bis unter die erste Pipe, so wird die zweyte, dritte und folgende eröffnet. Während dessen wird die Pipe einer an der Seite des Bottichs angebrachten Wasserröhre geöffnet, und Wasser herausgelassen, damit der Schwall desselben die Trübe durch die Pipe hinaustreibe. Die inwendige Mündung der Seitenpipen ist mit einer Luttenröhre überdeckt, die vom Boden 3 bis 4″ absteht, damit kein von dem, im Gemenge zerstreuten Quecksilber durch die offene Seitenpipe herausgeschwänkt werde, sondern die Trübe erst durch die Lutten ansteigen muß. Werden diese Decklutten versetzt, so wird der Hemmung durch einen hinreichend langen Stab abgeholfen. Wird dann doch etwas Quecksilber ausgeführet, so wird es im Rinnwerk aufgefangen, worin 2 kleine bey 2′ lange Sümpfe angebracht sind, deren Flächen gegen den Abfluß schief gekehrt sind. Die Vorrichtung dieses Rinnwerks ist vornehmlich dann nöthig, wenn abgedachte Lutten fehlen.

Die abfließende Trübe ergießt sich längst einem mit einem starken Fall versehenen Rinnwerk in die Schlammsümpfe, durch eigene, längst der Breite die Sümpfe im Rinnwerk angebrachte Löcher, die dann, wenn ein Sumpf, der 80 Centner hält, schon gefüllt ist, mit Zapfen gesperrt, und die Löcher über dem zweyten Sumpf eröffnet werden. Aus diesen Sümpfen wird die feinere Trübe durch angebrachte Löcher in eine Querlutte abgelassen, und dadurch in den letzten Schlammsumpf geleitet, der mit 5 — 6

Abthei-

Abtheilungen, die in die Quere gegen einander gestellt sind, versehen ist, damit sie sich an den Flächen dieser Abtheilungen langsam und oft gebrochen abstosse — die zarten Theile absetze, und möglichst rein zur wilden Fluth komme. Ist die Lauge mit viel Kupfertheilen geschwängert, das man an der Grüne erkennet, so wird sie durch diese Lutte besonders abgefangen, und in einem dazu bereiteten Sumpf mit Eisen gefällt.

40 Kessel fordern wenigstens 3 Sümpfe, damit Tag vor Tag einer ausgestochen werden könne.

Nach der Verwaschung wird der gröbste Rest der Rückstände im Tiefsten des Bottichs durch die Quecksilberpipe mit zufließendem Wasser, sammt dem Rest Quecksilber und Amalgama, das sich am Kreuz, oder der innern Pipenscheibe angelegt hat, in ein kleineres Gefäß abgelassen, und entweder durch Menschenhände, oder in einer kleinen Bütte, verwaschen.

Zur Waschmaschine braucht man 8 Arbeiter. Der Gehalt der Rückstände muß durch Proben erforscht werden.

Der Boden des Bottichs muß, außer der Vertiefung gegen den Mittelpunkt, auch noch mit koncentrischen Gräbchen versehen, und platt seyn, damit das Quecksilber nirgends, am wenigsten am Umkreis des Bodens, aufgehalten werde. Entstehende Vertiefungen werden mit Pech ausgegossen und verglichen. Zuletzt wird der Bottich mit reinem Wasser abgewaschen. T. XV. XVI und XVII enthält die Zeichnungen der Waschmaschine, die Einrichtung, mit dem Rinnwerk ꝛc.

Das jetzt folgende Durchpressen geschieht in einem eigenen dazu errichteten Kasten, auf dessen runder Oeffnung ein eiserner Ring aufliegt, an welchem

ein leinener aus Trillich zusammengenähter Sack befestigt ist. Das haltige Quecksilber wird, sofern auf desselben Oberfläche eine Unreinigkeit bemerkt wird, mit einem Schwamme gereinigt, der in einem mit Wasser gefüllten Gefässe ausgewaschen wird. Dann wird das Quecksilber mit einer Schaale in den Sack gegossen, während eine zweyte Person dasjenige, was schon zum Theile von selbst durchsinkt, so lange durchpreßt, bis die zurückbleibende Quickkugel durch den Druck der Hände nichts mehr von sich läßt, worauf sie herausgenommen, und mit anderem fortgefahren wird. Das durchpreßte Quecksilber, welches noch 20 — 30 pro Cent hält, wird in kupferne mit Wasser versehene Kessel zu 50, 75, 100 Pfund, und damit weiter in die Südkessel übertragen.

Wenn das haltige Quecksilber, wie es von der Waschmaschine kömmt, warm durchpreßt wird, so erhält sich Gold und Silber schwebend darin; steht es aber einige Zeit ruhig, so sinkt das Amalgama wieder. Durch Kälte wird dieses Sinken befördert. Sind die Preßbeutel etwas angefeuchtet, so bleibt destomehr Amalgama darin, und das Durchpreßte hält höchstens 20 — 30 Denari. Je weniger Kupfer und Bley im Amalgama ist, je weißer die Oberfläche und das Innere; je vollständiger es ausgepreßt worden, desto mehr rauschet und knirschet dasselbe. Bey starkem Frost erscheint die Kugel im Bruch kristallinisch, beynah wie nadelförmiges Spießglas. Die Wärme erweicht die Quickkugeln; hinzugegossenes Quecksilber löst sie auf: ein Vortheil, dessen man sich bedient, wenn die Amalgamen mit Schlich verunreinigt sind, indem sich derselbe bey der Wiederauflösung auf die Oberfläche begiebt, besonders wenn mit

den

den Händen gerührt wird, wovon man ihn mit dem Schwamm wegnimmt. Uebrigens dürfen diese Kugeln nicht über 2 — 3pfündig gemacht werden, weil sie sonst beym Durchglühen das Quecksilber nicht so bald und vollständig fahren lassen.

Der Boden der Preßkammer ist vorsichtig so eingerichtet, daß das beym Durchpressen, Ausmessen und Oeffnen der Fässer versplitternde Quecksilber alle in ein Gefäß zusammen laufen muß. T. XVII ist der Preßkasten vorgestellt.

Die aus 1 Theil Silber, und 4 — 6 Th. Quecksilber bestehenden Kugeln werden in großen übereinander gestellten, mit ihren Mündungen sich berührenden, gegossenen eisernen Tiegeln durchglühet. Der untere Tiegel ist in dem untern Glühheerde befindliche, mit kalt Wasser gefüllte Rinnwerk, bis zur Hälfte versenkt. Darin wird ein eigenes Gestelle eingesetzt, auf dessen Säule drey Durchschlagbleche, wovon das untere mit dem Rande des unteren Tiegels im Horizont steht, angebracht sind. Diese Bleche werden mit Leinewand bedeckt, damit ihre Löcher nicht so geschwind vom sinternden Amalgama verstopft werden; und nun legt man so viel Kugeln darauf, als man kann. Alsdann wird der andere Tiegel auf den untern gestülpt. Sie passen mit Falzen in einander, werden aber doch noch wohl verlutirt. Der Beschlag wird zur Vorsicht über Nacht mit einer mäßigen Gluth getrocknet, und die etwa entstandenen Ritze frisch verküttet. Nun wird an der vordern Seite des Heerds eine die Höhe des Decktiegels übersteigende Mauer, die hinlänglich mit Luftzügen versehen ist, aufgeführt, und der innere Raum des ins Gevierte geschlossenen Heerds, bis über die Tiegel mit Kohlen gefüllt, das Feuer mit Vorsicht angelassen, und 5 —

 6 Stun-

6 Stunden unterhalten. Dann entwickelt sich das Quecksilber nach und nach, und begiebt sich in den untern Kühltiegel, unter welchem, wenn sich das Wasser erwärmt hat, frisches zugelassen wird. Nach dieser Zeit werden die Kohlen abgeräumt, die vordere Mauer abgetragen, die Decktiegel nach gänzlicher Verkühlung abgehoben, das Gestell herausgenommen, in ein geräumes hölzernes Gefässe gesetzt, die Amalgama's abgenommen, gereinigt, und dem Beamten überliefert.

Das Quecksilber wird mit einem Schwamm gesäubert, und weil es einen beträchtlichen Gehalt hat, ausgepreßt.

Was sich von Silber an den Blechen, dem Gestell, und sonst ansetzt, wird sauber abgenommen, auch die Leinwand in Roßtscheiben eingeäschert, und die Asche verwaschen.

Bey kleinen Versuchen muß das Durchglühen in gläsernen Retorten, welchen Vorlagen mit Wasser vorgeschlagen sind, geschehen. Am besten auf Sandkapellen; nur muß alsdann zur Sicherheit der gänzlichen Abtreibung des Quecksilbers, das Amalgama nochmal unter der Muffel ausgeglühet werden. Auf der Glashütte sind 3 Glühtiegel, in deren jeden 120 — 130 Pfund Amalgama eingesetzt werden. Ein Glühknecht besorgt das Glühen mit 4 — 5 Maaß Kohlen, deren 12 aus einem Klafter gemacht werden, und eins 14 Kreuzer steht. Der Glühheerd mit Zugehör ist Tab. XVIII. abgebildet.

Haben die Silber keinen Goldgehalt, und nur Kupfer, so werden sie sogleich nach dem Einschmelzen in Stangen zur Münze geliefert. Sind sie aber göldisch und kupfrig, so werden sie auf einem Test oder gemeinen Triebheerd zu 15 Loth 15 Gran getrieben;

sonst

sonst würde das Kupfer bey der Scheidung mit aufgelöst, und bey der Silberauflösung im kalkförmigen Zustande zurückbleiben.

Nur jene Amalgamen müssen fein gebrannt werden, welche aus neuem oder beschädigtem Kessel kommen. Außerdem erhält man kaum einige Spurkupfer. Mit der Beschreibung des Feinbrennens und Abtreibens wollen wir den Leser nicht unterhalten, weil wenig Besonderes dabey vorkömmt.

Das beym Durchpressen durchgehende 1½ bis 2 Loth haltende Quecksilber wird, wie schon gesagt, wieder zur Verquickung genommen. Nur alle Jahr einmal wird es zum Abschnitt der Rechnung übergezogen, wenn anders kleine und wiederholte Proben einen zu merklichen Unterschied zeigen, oder auch das Quecksilber durch mehrere Spießglas- und Bleytheile geschwängert, matt geworden wäre. Es geschieht am besten aus tubulirten eisernen Retorten, an deren Halse eiserne enghalsige Vorlagen mit einigem Wasser vorgestoßen worden. Man gießt in die zur Hälfte in den Destillierofen gesenkten Retorten 2 Centner Quecksilber, und ½ bis 1 Pfund gekörntes Bley, und verstärkt das Feuer nach behöriger Verwahrung. Ist das Quecksilber ganz übergetrieben, so kann durch die Seitenöffnung ein neuer Antheil nachgegossen, und damit fortgefahren werden. Das am Ende übrig bleibende Gemenge wird, wenn es sich nicht von der Retorte ablösen will, auf Kohlen geschmolzen, in einen Gießpuckel gegossen, und auf großen Kapellen oder Testen abgetrieben. Bey einer großen Menge ists am zuträglichsten, einen Destillierofen mit mehr 1 — 2 Centner haltenden Retorten vorzurichten. Tab. XIX stellt einen solchen Ofen vor.

Gemenge grobkörnig sind, und zu schnell umgetrieben werden, noch mehr aber alsdann, wenn während der Röstung Kupfer- oder Eisenvitriol hinzukömmt, der wegen Unzulänglichkeit der Röstung nicht zerlegt worden ist.

Mehr als wahrscheinlich ist es, daß das Quecksilber, durch die beständige Reibung an gröbere und schärfere Erzkörner, in äußerst kleine Theile zertheilt, von der Vitriolsäure in diesem gleichsam getödteten Zustande aufgelöst, oder wenigstens von den vitriolischen Salzen verkalkt, und dann erst von der näher verwandten Salzsäure, die bey der Fällung der Silber-, Quecksilber- und Bleyauflösung mit dem gemeinen Küchensalz, selbst das mineralische Laugensalz verläßt, um sich mit den metallischen Kalken zu verbinden, angegriffen, und in einen ätzenden Sublimat verwandelt wird.

Ist auch der Vitriol zerlegt, so ist schon das bey schwefelreichen Erzen entstehende Wundersalz zureichend, durch Beyhülfe der Wärme und Reibung, und der beym schnellen Umtrieb und unzureichender Verdünnung erfolgenden sehr zarten Zertheilung des Quecksilbers, die feinsten im Gemenge schwebenden Quecksilbertheilchen zu tödten, zu verkalchen, und so zur Entstehung des Sublimats zu wirken. Diese Vermuthung scheint sich auch dadurch zu bestärken, daß bey Verquickung des Schwarzkupfers und der Hüttenspeise nie ätzender Sublimat bemerkt worden ist, weil sich da kein zureichender Schwefel findet, folglich weder Vitriol noch Wundersalz entstehen konnte, sondern nach Entwickelung der Salzsäure, nur das ätzende Laugensalz des Küchensalzes zurückbleiben mußte, daß nach dem Wasseraufguß gleich einige der metallischen Theile niederschlägt, und nur dann

zu

zu Boden senkt, wenn das ätzende Laugensalz nach und nach durch Anziehung der Luftsäure gemildert wird. Bey der warmen Verquickung wird der entstehende Sublimat, so weit er im warmen Wasser auflösbar ist, durch die Berührung des metallischen Kupfers wieder zerlegt, nur der bleibt unaufgelöst, der in dem, im Mittelpunkt um die Spindel herum schwimmenden Schaume verhüllt ist. Eben so verhält's sich mit den im schwebenden Schaume eingehüllten zarten Erztheilchen, die wegen gehemmter öfterer Berührung des Quecksilbers, ihre Gold- und Silbertheile behalten.

Bey der kalten Verquickung aber fehlt das metallische Kupfer oder Eisen. Die Lauge mit Gewächslaugensalz niedergeschlagen, gab weder Sublimat noch laufendes Quecksilber; es kann also diesem Quecksilberabgang in den Kesseln der warmen Anquickung, durch Verdünnung des Gemengs, gemäßigte Umtreibung und gehörige Feinheit desselben, vorgebogen werden. Bey der kalten Anreibung aber durch die gänzliche Anfüllung der Fässer, und, nebst erstgemeldeten Mitteln, durch Zusatz von Kalk und Eisenfeil. Ob aber doch noch ein ohnehin schwer auflösbarer Sublimat in den Rückständen angetroffen werde, müssen noch andere künftig zu wiederholende Versuche erproben.

Der größte Quecksilberabgang erfolgt mechanisch durch die mehrern Leisten im Faß, das zu schnelle Umtreiben, und nicht genügsame Verdünnung der Rückstände. Die dadurch zu zart zerschlagenen Theile können nur durch öftere Verdünnung mit reinem Wasser, durch spätere Abzapfung des größten Theils des unzertheilten Quecksilbers, oder, wenn dies schon geschehen ist, durch Zusatz frischen Quecksilbers, oder ge-

und anzureiben; wenn aber weder am Durchsieben noch am Verrösten der Fehler gelegen, solche bey der Verquickung anderer Gemenge zuzutheilen, oder auch besonders anzureiben.

Sind die Rückstände nur wegen einer im Kessel vorgegangenen äusserst zarten Zertheilung, und folglich bey der Verwaschung verhinderten gänzlichen Absonderung der haltigen Quecksilber, haltig befunden worden: so dürfen sie eben nur nochmal sorfältig überwaschen, und das Quecksilber abgeschieden werden.

Kommen die Rückstände nur auf ½, 1 bis ½ Loth, so müssen sie auf Schlamm oder auch Kehrheerden, und wenn sie ganz fein sind, auf Stoßheerden mehrmalen überschlämmt, dadurch der Gehalt in die Enge gebracht, und dann die reichere Absonderung entweder bey der Verquickung anderer Gemenge zugetheilt, oder auch, wenn der Gehalt 2 Loth nicht übersteigt, sammt jenen Abtheilungen, die nicht unter ½ Loth halten, der Verschmelzung armer Erze bey der Roharbeit zugetheilt werden.

Man hat bisher die ½ bis ½löthigen Rückstände auf Stoßheerden zu 3löthig gebracht, auch selbst auf langen Kehrheerden sind ½löthige Rückstände zum Theil in die Enge gebracht worden. Die vortheilhafteste Art des Konzentrirens muß inzwischen auf jedem Quickwerke versucht werden. Zuverläßig bleibt das Gold, wo es in erdigen, vorzüglich in Quarz- und Kieselartigen Gangarten eingehüllt ist, weit mehr als das Silber im gröberen Kernschlich zurück, und kann nur dann erst ganz ausgebracht werden, wenn dieser Schlich feiner zermahlen und zerstossen wird. Ueberdas gewinnt man beym Ueberschlämmen das Quecksilber wieder, das beym Verwaschen verloren seyn möchte. Die Rückstände von Schwarzkupfer und

Roh-

Rohsteine werden über Brill- oder Sumpföfen, entweder wie Zementschlamm für sich allein, oder auch mit verrösteten Rohsteinen gemeiner Gelfkupfer, auf Schwarzkupfer durchstochen und gahr gemacht. Die Lauge aber wird mit Eisen gleich dem Zementwasser gefällt.

Endlich beschließt Hr. von B. mit den Vortheilen der Anquickung.

In N. Ungarn zeigte die Erfahrung, daß man bey 1000 Centner höchst verschiedener Erze, von 3 bis 100 Loth Gehalt, im Durchschnitt 8löthig, gleich bey der ersten Anquickung die Mark Silber um viel wohlfeiler erzeugte, als beym bisherigen Ausschmelzen.

Es folgt ein Verzeichniß aller Auslagen auf 1000 Centner, sammt dem Betrag der Silber- und Quecksilberabgänge. Jeder Berg- und Hüttenverständige kann die Ansätze nach dem bey ihm gebräuchlichen Arbeitslohn, Entfernungen rc. berichtigen, und nach genommener Rücksicht auf den Gehalt seiner Erze, berechnen, wie hoch ihm die Mark stehen würde, und ob es vortheilhafter seyn werde, die ganz geringhaltigen Erze zuvor roh zu schmelzen, und dann erst die Rohsteine mit den reichern Erzen anzuquicken.

In den N. Ungarischen Bergstädten werden jährlich a 18000 Centner $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$quintige, und 1—2 löthige Silbererze aufgeschmolzen, welche nie die Schmelzkosten bezahlt hätten, wenn nicht 12, 15 bis 40 Denari Gold in der Mark Silber, diese Kosten einigermassen ersetzten. Sie werden roh geschmolzen, und die Rohleche, welche angequickt werden, kommen auf 5, 6 Loth p. Centner.

Sämmtliche Auslagen auf die 1000 Centner einschließlich 50$\frac{1}{2}$ Pfund Quecksilberabgang a 84 Fl. 20 Kr.

len Vortheile, die er schon gewähre, noch in seiner Kindheit sey, und vielleicht nach wenig Jahren in einer ganz andern, zweifelsohne noch vortheilhafteren Gestalt erscheinen dürfe.

Recensent vermuthet diese Verbesserung, — wozu nun der verdienstvolleste Vorschritt, und die vortrefflich ausgearbeitete Theorie des Herrn von Born anlockt — vornehmlich in der kalten Verquickung, die, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen sollte, außerdem was davon in dieser Schrift bemerkt worden, nicht nur den Vortheil einer geringeren Vorlage gewähren, und folglich zur schnelleren Verbreitung des Verquickens sehr viel beytragen, sondern auch wahrscheinlich im Kleinen, zur Untersuchung des edlen Gehalts der mancherley mineralischen Produkte eines Landes, neben den Feuerproben, treffliche Dienste thun würde.

De.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. Johann Jakob Griesbachs, Sachsen Weimar- und Eisenachsch. Geh. Kirchenraths und ersten Lehrers der Theologie zu Jena, Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für künftige Religionslehrer. Zweyte stark vermehrte Ausgabe. Jena, im Verlag der Cunoischen Erben. 1786. 13½ Bog. 8.

Aus dem Titel Dogmatik ersiehet man schon, daß der Verf. keinen Inbegriff der christlichen Religion, in so fern sie jedem Christen zum practischen Gebrauch zu wissen nöthig ist, noch eine Anweisung sie populär vorzutragen, geben wollen. Seine Absicht gehet vielmehr dahin, wie er sich in der Vorrede und der Vorerinnerung näher darüber erklärt, künftige Religionslehrer zu unterrichten, was sie einst als Volkslehrer, von den theoretischen Religionswahrheiten, die in der Dogmatik abgehandelt werden, zum öffentlichen sowohl als privaten Gebrauch in ihrem Amte zu wissen, und zu verstehen nöthig haben, und wie sie es wissen und verstehen müssen. Wem es bekannt ist, wie wenige Theologen geschickt sind, sich selbst einen Inbegriff dieser Art zweckmäßig abzusondern, und wie ungereimt, zwecklos, flach und unbestimmt diese Absonderung nicht selten auszufallen pflegt, der wird es dem V. Dank wissen, daß er die Bahn gebrochen, und die Aufmerksamkeit theologischer Lehrlinge auf feste Punkte und bestimmte Gränzen gerichtet hat, ihnen auch durch einen academischen Unterricht, als wozu dieses Lehrbuch eingerichtet ist, darin hat zu Hülfe kommen wollen.

Allen und jeden wird es zwar der Verf. nicht recht gemacht, für den einen zu viel, und für den andern wieder zu wenig in seine Anleitung aufgenommen haben, je nachdem er diesen oder jenen Lehrsätzen der Dogmatik mehr oder weniger Wichtigkeit und Einfluß beyzulegen gewohnt ist. Wem aber überhaupt die Nutzbarkeit des Predigtamts und dessen zweckmäßigere Führung am Herzen liegt, der wird sehr damit zufrieden seyn, daß dieser Zweck doch auf Academien überall ins Auge gefaßt werde: in der Folge der Zeit wird auch die beobachtete Wirkung eines solchen Unterrichts auf Berichtigungen und nähere Bestimmungen desselben führen, die dem Zweck noch genauer angemessen seyn möchten.

In Beziehung auf vorerwähnten Zweck giebt der Verf. in dieser Anleitung einen ausgewählten Grundstoff zu Belehrungen und Beweisen über folgende Lehrpunkte: nämlich 1) über Religion, Offenbarung und Bibel, 2) über Gott, und 3) über Werke Gottes, 4) über die Bestimmung und moralische Natur des Menschen, 5) über den Zustand des Menschen vor und nach seinem Verfalle; 6) über Christus, den Wiederhersteller des Menschengeschlechts; und 7) wie der Christ durch seine Religion zu seiner großen Bestimmung geführt werde? Im Ganzen ist die Wahl der Materie und die Form der Ausführung jedes Unbefangenen Beyfalls würdig, ob schon Rec. nicht allem ohne Ausnahme beystimmen kann, wie es auch ganz natürlich ist. Indessen finden sich in diesen wenigen Bogen viel freymüthige und überdachte Bestimmungen und Berichtigungen, über den Werth und die Brauchbarkeit besonders, verschiedener dogmatischer Lehrpunkte, welche jeder Nachdenkende mit Vergnügen lesen, und daß sie gesagt und gelehret werde, sich freuen wird. Einige davon hier auszuheben, rechnet sich Rec. um so mehr zur Pflicht, da es der Raum nicht gestattet, über den gesammten Inhalt ausführlich zu seyn.

Dahin gehört S. 6. f. die Anmerkung über die Einrichtung des Beweises für die Wahrheit der christlichen Religion nach Verschiedenheit der zu belehrenden Subjecte, welche noch auf mehrere Fälle anwendbar ist; S. 8. 9. über die Nothwendigkeit der Religion zur Beförderung unsrer moralischen Güte und damit verknüpften wahren Glückseligkeit; S. 14 f. der Gang des Beweises für die Göttlichkeit der christlichen Religion; S. 23 f. über die locale und temporelle Absicht

der

der Schriften des N. T. und deren Anwendung auf gegenwärtige Denkungsarten, wo Rec. doch mehr Ausführlichkeit und genauere Vergleichung der gegenwärtigen und der vormaligen Situationen der Christen gewünscht hätte; S. 26 f. über das A. T. dessen Inhalt, Gebrauch und Anwendung; S. 30 f. über den Zweck der Bibel und derselben vernunftmäßigen Gebrauch, wo uns doch über den Gebrauch der symbolischen Bücher S. 33. zu wenig und zu unbestimmt gesprochen zu seyn scheint; S. 34. die Anweisung über den Vortrag der Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Dem Vortrage aber von der Dreyeinigkeit, S. 48 f. welche überhaupt nicht zum populären Unterricht zu gehören scheint, fehlt es wohl zu sehr an der Faßlichkeit, und Eindrücklichkeit, welche die Vorstellungen der Bibel über die dahin einschlagende Materien zum Zweck haben, worüber aber zu sprechen hier der Ort nicht seyn kann.

S. 56. ist die Anmerkung über die Erkenntniß Gottes aus der Natur oder aus seinen Werken und über die richtige Anwendung derselben im Volksunterricht, allen rechtschaffenen Lehrern der Religion zur Leitung und zum Gebrauch sehr zu empfehlen. S. 66. wird §. 77 — 82. vortrefflicher Stoff für den, der ihn zu brauchen weiß, gegeben, über die Vorsehung und Regierung Gottes in Absicht jedes einzelnen Menschen, und über das physische und moralische Uebel, das in der Welt zu finden ist, nach eines jeden Fassung und Lage anschaulichen und überzeugenden Unterricht zu ertheilen, welcher im Vortrage der Religion um so viel nöthiger und wichtiger ist, da von diesen Ueberzeugungen das wahre und innige Gefühl der Ehrfurcht für Gott, und des tröstenden und wirksamen Vertrauens zu ihm, folglich ein großer Theil der subjectiven Religion jedes Menschen abhängt. Wohl den Lehrern, die ihn zu diesem Zweck verständig und angemessen zu benutzen wissen. S. 76 f. wird die Lehre von den Engeln und bösen Geistern bedachtsam und überlegt vorgetragen, aber zugleich der geringe Einfluß derselben auf die practische Religion gezeigt, und den Lehrern des Volks die hierin so nöthige Prüfung und richtige Auslegung der biblischen Stellen, die ihrer erwähnen, empfohlen. S. 87 f. ist die Anmerkung für viele Prediger ungemein belehrend und heilsam, und verdient von allen denen, welche die falsche Richtung und Ausdehnung, welche man nur zu oft biblischen Lehren zu geben pflegt, ver-

hüten wollen, wohl beherziget zu werden. S. 91. §. 96. sind die wirklich philosophischen Bemerkungen über die moralische Freyheit des Menschen und deren Gebrauch oder Nichtgebrauch aus richtiger Erfahrung und Beobachtung geschöpft; und zeigen theils die gewöhnlichen Ursachen des moralischen Verfalls des Menschen, theils geben sie die Mittel, welche in der Natur des Menschen selbst liegen, an, diesem Verfall vorzubeugen oder sich aus demselben herauszuarbeiten. S. 100 f. wird über Gottes Strafrecht, und wie fern es positive, ja ewige Strafen gebe, wie fern wir endlich darüber zu urtheilen im Stande sind, und welchen Gebrauch wir von den biblischen Vorstellungen derselben machen sollen, weise und bedachtsam geurtheilt.

Verschiedene bemerkenswürdige u[illegible] ei[illegible] und Bestimmungen, welche dem Gan[illegible] ohne viel Weitläuftigkeit nicht ausgehoben [illegible] muß Rec. dem eigenen Nachlesen überlassen. [illegible] nicht umhin, diese Schrift eines Mann[illegible] der [illegible] Lehrsatz der Dogmatik bedachtsam nachge[illegible], alle [illegible] dafür und dawider wohl erwogen, größtentheils [illegible] tige Wahl darunter angestellt, das [illegible] die subjective Religion und Praxis sorgfä[illegible] mit Behutsamkeit und Achtung gegen herrsch[illegible] [illegible] Urtheil, doch nach eigener Einsicht und Prüfung [illegible] hat, allen denen, die mit Nachdenken und Klugheit ihr Predigtamt führen wollen, angelegentlich zu empfehlen. Gern führte er mehr anmerkenswerthe Stellen aus dieser Schrift an, wenn es der eingeschränkte Raum einer Anzeige nicht untersagte.

Em.

Liturgie und Gebetsformeln zum öffentlichen Gottesdienst, für Christen von allen Confessionen von Joseph Priestley. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Vorrede, über die Möglichkeit und den Werth eines allgemeinen christlichen Gottesdienstes. Von H. A. Pistorius. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 8 Bog. in gr. 8. und 3 Bogen Vorrede.

In

In der merkwürdigen Vorrede sagt Hr. P. man kann den öffentlichen Gottesdienst von den eigentlichen Religionsvorträgen absondern, und dann bestehet er in gemeinschaftlichen Religionshandlungen und Gebräuchen, worin die daran theilnehmenden ihre Vorstellungen, Gesinnungen und Empfindungen gegen die Gottheit ausdrücken, nicht nur um dieselben öffentlich zu bezeugen, sondern sich auch darin zu bestärken u. s. w. Und so betrachtet er ihn hier. Da die ersten Christen Juden waren, so richtete sich der erste christliche Gottesdienst nach der Form des jüdischen, der mehr mechanisch als geistig und vernünftig war. Nach der Zeit da auch Heyden Christen wurden, entfernte er sich noch mehr von der Einfalt, die er nach dem Plan Jesu haben sollte. Zur Zeit der Reformation ward er zwar verbessert, behielt aber doch bey den Protestanten mehr oder weniger von seinen alten Mängeln und dem geistlosen Ceremonienwesen. Insonderheit bezogen sich die liturgischen Aufsätze, Gebetsformeln und Gesänge größtentheils auf besondere kirchliche Lehrmeynungen. Und so ist es, was die Liturgie betrifft, noch jetzt. Die alten Kirchenagenden sind größtentheils beybehalten worden, und machen mit unserer gegenwärtigen Denkungsart, Kenntnissen, Geschmack und Sitten den seltsamsten und auffallendsten Contrast. Verbesserungen sind also hier nothwendig, aber die Frage ist, nach welchen Grundsätzen müssen sie geschehen? Hr. P. antwortet: man muß nicht diejenigen Grundsätze befolgen, nach welchen die alten Liturgien u. s. w. verfertiget wurden, sondern die entgegengesetzten; das ist, man muß alles, was lokal, partikular oder Unterscheidungslehre ist, hinwegschaffen, und sich an allgemein christlichen Vorstellungen halten. Das ist nun in der That ein sehr vernünftiger Grundsatz, der von allen denen bemerkt und befolgt zu werden verdient, welche die alten Liturgien verbessern wollen. Denn gerade dieses Lokale, Partikuläre, und Geschmacklose jener Zeiten ist es, was die Formulare anstößig macht. Wenn nun aber Hr. P. der Meynung ist, daß auf die Weise ein allgemein christlicher Gottesdienst entstehen würde, woran ein jeder, der auch in dem weitesten Sinn des Worts ein Christ ist, theilnehmen könnte, so ist die Sache doch wohl noch etwas zweifelhaft.

Die Idee, Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Unitarier u. s. w. zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu ver-

Ich denke also, wir thun am besten, wenn wir das Unsrige redlich beytragen, die wahre Aufklärung in der Religion unter den Christen zu befördern, und die Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen, so wird es immer gottesdienstliche Versammlungen geben, welche ein jeder Christ ohne grossen Anstoß besuchen kann, wenn er nur guten Willen dazu hat. Vorzüglich gehöret wohl dahin, daß alle Liturgien, welche überdem blos Ueberbleibsel des katholischen Gottesdienstes sind, und sie mögen so allgemein christlich abgefasset werden, als man will, doch mit der Zeit immer wieder anstößig und geschmacklos werden, auf die Seite gelegt, das ganze Formularwesen abgeschafft, und nach wahren protestantischen Grundsätzen es einem jeden Prediger überlassen werde, das öffentliche Gebet nach seinen Einsichten zu verrichten, und bey feyerlichen Religionshandlungen seiner Gemeine jedesmal das zu sagen, was er nach den Umständen für das beste und zweckmäßigste hält. Traut man es ihm zu, daß er in den Catechisationen und Predigten seine Zuhörer zweckmäßig unterrichten und erbauen werde, warum will man ihm in Ansehung des liturgischen Theils des öffentlichen Gottesdienstes nicht eben das zutrauen? Und gewiß dadurch würde dadurch weit mehr Nutzen gestiftet werden, als wenn dieselben Gebete und andere liturgische Aufsätze, sie mögen so gut seyn als sie wollen, unaufhörlich wiederhohlet, endlich auswendig gelernt, und ohne irgend etwas dabey zu denken oder zu empfinden, hergeplappert werden.

Was nun die liturgischen Aufsätze und Gebetsformeln selbst betrifft, welche hier geliefert werden, so sind sie eigentlich zum Gebrauch einer Unitarischen Gemeine bestimmt, wovon man hin und wieder noch einige Spuren findet, z. B. S. 61. und S. 126. Manches darin ist auch wohl noch lokal oder partikular, indem es sich auf England und die dortige Verfassung beziehet. S. 27. S. 121. Indessen ist doch von dem Herausgeber das meiste der Art geändert, oder weggelassen worden, so daß sie nun im Ganzen genommen, für allgemein christlich gelten können. Da sie nun, ob sie gleich nach des Rec. Empfindung etwas rührender und herzerhebender seyn könnten, in einer edlen Schreibart abgefasset sind, so können sie allerdings ohne Anstoß von einem jeden Christen gelesen werden. An einigen Orten hat der Herausgeber für gut befunden, wo er mit dem Verf. nicht gleicher

Mey-

Meynung war, eine Anmerkung hinzuzufügen. Z. B. bey dem Taufformular. Ein Eheeinsegnungsformular findet sich hier gar nicht, weil es den Dissidenten in der englischen Kirche nicht erlaubt ist, diese Handlung zu verrichten. Die englischen Hymnen, welche an einer Stelle vorkommen, hat der Herausgeber mit guten deutschen Liedern aus dem Berlinischen neuen Gesangbuche verwechselt. Möchten doch vernünftige Geistliche den Versuch machen, sich dieser Aufsätze und Formulare, wo es ohne Aufsehen geschehen kann, zu bedienen. Es würde sicher die wahre Erbauung weit mehr befördert werden als durch die alten mystischen zweck- und geistlosen Formulare. Der Herausgeber hat also allerdings wohl gethan, daß er dieses englische Produkt auf deutschen Boden verpflanzt hat.

Bg.

D. Johann Christoph Döderlein christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Nach dem Lateinischen, von dem Verfasser selbst ausgearbeitet. Zweyter Theil. Nürnberg und Altdorf, bey Monath. 1786. 20 Bog. in 8.

Alles Gute, was wir von diesem Buche bey Ankündigung des ersten Theils A. d. B. LXIX. B. S. 30 fg. gesagt haben, müssen wir ohne Einschränkung von diesem zweyten wiederhohlen. Man findet hier eben den Geist der sorgfältigsten Untersuchung und genauen Prüfung alles dessen, was der V. als theologische Wahrheit aufstellen wollte, eben die Entfernung von gemächlicher und gedankenloser Nachbetung der geweyhten Kirchensprache, die so manchen unrichtigen oder nur halbwahren Satz in die christliche Religionslehre eingeflochten hat, doch auch auf der andern Seite eben die Vorsicht, das Unrecht, das bisher Wahrheit und gesunder Menschenverstand durch manche symbolische Behauptungen erlitten hatten, durch eine allzufreygebige Aufopferung dogmatischer Vorstellungen und Sätze zu rächen; eben die Gerechtigkeit, fremde Einwürfe und Schwierigkeiten in ihrer ganzen Kraft darzustellen, aber auch eben die überredende und hinreißende Beredsamkeit fürs Gegentheil, die sich auch wohl, wo Gründe fehlen, Declamation erlaubet; eben die Feinheit, zuweilen nach abgewo-

genen Schwierigkeiten, seine Meynung nicht deutlich heraus-
zusagen oder weniger zu sagen, als sich aus den vorhergehen-
den Untersuchungen zu ergeben scheint, endlich auch den rei-
nen, correcten und mit der Gedankenfülle wetteifernden kraft-
vollen Ausdruck, der auch von dieser Seite das Buch zu dem
Rang unsrer classischen Bücher erhebt.

Es enthält aber dieser Theil blos das dritte Kapitel,
das unter der Ueberschrift: von den Mitteln zur Erkennt-
niß der christlichen Religion, den durch so manche Ueber-
treibungen und Zumuthungen älterer Theologen für Verstand
und Herz unfruchtbar gewordenen Locus von der heil. Schrift
abhandelt. Die Zahl der Paragraphen geht in demselben von
24 bis 50, deren Inhalt wir kürzlich angeben wollen. Noth-
wendigkeit der Untersuchung über diese Erkenntnißmittel.
Warum Jesus nicht selbst seine Lehre schriftlich hinterlassen?
Allgemeine Ueborsicht dieser Mittel. Sie sind dreyerley:
Schriften der Apostel, Religionsschriften der Juden, und
Vernunft. Ister Abschnitt von den eigentlichen christlichen Re-
ligionsurkunden, oder den Schriften N. T. Verzeichniß,
Charakter und Benennung dieser Bücher — viele davon sind
verlohren gegangen die vielleicht gleichwichtig waren. Aecht-
heit oder Authentie der Bücher N. T. durch überzeugende
Darstellung der höchsten Unwahrscheinlichkeit des Gegentheils.
„Ob die Offenbarung Johannis ächt oder unächt sey, spricht
der Verf., wage ich kaum zu untersuchen. — Das Thema
des Buchs ist nicht ketzerisch, nicht phantastisch, aber mit Feu-
er und Flug der Phantasie, die in den Gefilden der Zukunft
ihr Feld, in den Büchern der Propheten A. T. ihre Nah-
rung, und in der Liebe zu Jesu und dem Blick auf seine
himmlische Majestät ihr Ziel findet ausgeführt. — Der
Apostel hat es geschrieben, würde ich sagen: aber er schrieb
es nicht für die spätere Christenheit, nicht zu meinem Ge-
brauch, nicht für den bleibenden Canon." Es verdient noch
gelesen zu werden, wie die Begeisterung des durch die Empfin-
dung der Majestät Christi entzückten Dichters das und jene
apokalyptische Bild habe ergreifen können. Göttlichkeit der
Bücher N. T. und ihre Eingebung, die erste ist von der letz-
ten unabhängig, und die letzte nicht einmal nöthig. Daß die
Verf. wirklich Gottes Beystand und Mitwirkung genossen,
wird bündig erwiesen, sie selbst waren auch davon überzeugt,
brauchten aber ihre eigene Thätigkeit und Kenntnisse. Worin
also

also die Eingebung eigentlich bestehe, kann man nicht bestimmen. Sie war kein Dictiren, keine Offenbarung. Eingebung, Inspiration, Leitung des heil. Geistes, drucken alle die Sache nicht aus, sind uneigentliche Ausdrücke, und werden auch in andern Fällen gebraucht. Offenbarung hatte blos bey den wenigen Weissagungen des Paulus und Johannes statt. Geschichte der Sammlung der christlichen Urkunden. Unverfälschte Richtigkeit dieser Bücher. Durch alle Varianten und angefochtene Stellen sey nicht eine christliche Lehre verlohren gegangen, die nicht aus andern unangefochtenen bewiesen werden könne. Jetziger Gebrauch dieser Bücher fürs Christenthum. Absicht, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der gesammleten Bücher. Nothwendigkeit dieser Bücher zur christlichen Religion, obgleich nicht schlechterdings nothwendig, auch nicht einmal in einzelnen Theilen desselben; aber doch nothwendig zur Ueberzeugung. — „Denn Lessing, dessen Philosophie zuletzt nur zu sehr mit Sophisterey verwebt war, und dessen Scharfsinn nicht selten zur Chikane wurde, habe es sehr einleuchtend gemacht, daß die Religion ohne diese Bücher sich nicht nur denken lasse, sondern auch wirklich vorhanden, angenommen und ausgebreitet war.“ Wir überlassen es dem V. dieses harte Urtheil aus Lessings Charakter, oder Schriften selbst, zu rechtfertigen. Daß die Religion, die wir bekennen, ächte christliche Religion sey, wird auch damit erläutert, daß zu der Zeit, da das N. T. so gut als für verlohren angesehen werden konnte, Menschensatzungen und Thorheiten fanatischer Mönche am meisten Eingang fanden. Absichten und jetzige Brauchbarkeit dieser Schriften, deren Absicht im Grunde temporel und local war. Folgerungen hieraus. Nothwendigkeit und Nutzbarkeit eines Auszugs des N. T. und Maßstab hierzu. IIter Abschnitt von den Büchern A. T. Ursachen hiervon zu handeln. Charakteristik sämmtlicher Bücher A. T. Aechtheit derselben aus der höchsten Unwahrscheinlichkeit ihrer Unterschiebung durch Esra, und weil die einzelnen biblischen Bücher mit den mit der jüdischen Nation nach und nach vorgefallenen totalen Aenderungen gleichen Schritt halten. Göttlichkeit und Eingebung der Schriften A. T. von der aber die Göttlichkeit der mosaischen Religion nicht abhänge. Auch wenn sie nicht göttlich wären, blieben sie doch heilig und ehrwürdig; sie sind es aber, wegen des Ansehens ihrer Verfasser als Propheten, und der Erbaulichkeit ihres Inhalts; ob man gleich nicht glauben müsse, daß

die Propheten lauter Offenbarung genossen hätten. Fast scheint uns hier der würdige Verf. mit dem Ausdruck, Göttlichkeit und Eingebung zu spielen, ihn, wie aus Gefälligkeit zwar beyzubehalten, aber sich so wenig bestimmt, und deutlich darüber zu erklären, daß es jedem frey steht, sich darunter zu denken, was er will. „Ein Mann, (Moses) der so viel außerordentliche Talente, so erhabene Weisheit, solchen Umfang von Kenntnissen hat, der als Heerführer alle Feinheit und Entschlossenheit eines Generals, als Gesetzgeber alle Klugheit eines Staatsmannes, als Dichter alle Stärke der Empfindung und Sprache in sich vereinigt, — der eine rohe Nation lenken, die Grundlage zu ihrer Bildung auf die spätern Zeiten so glücklich machen, und die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachkommen auf sich ziehen kann; der soll ohne Gottheit das geworden seyn, ohne deren Hauch, wie Cicero sagt, nie ein großer Mann aufgetreten ist.“ Der Verf. giebt zu, daß Moses ältere Urkunden gesammlet und gebraucht, und folglich dazu keine Eingebung gebraucht habe, auch seine Gesetzbücher schrieb er ohne Eingebung, weil er viele Gesetze in den folgenden Büchern wiederhohlt, oder verändert, und vergessene nachhohlt. Daß sich der Verf. über das, was Eichhorn über die Eingebung der eigentlichen Propheten sagt, nicht erklärt, und es gar nicht erwähnt, wundert uns. Geschichte der Sammlung der jüdischen Urkunden oder des Canons A. T. Hierbey ein schönes Urtheil über die apokryphischen Bücher A. T. deren Verwerfung nicht von jüdischen, sondern christlichen Lehrern geschahe. Ursache derselben, und Lächerlichkeit der Mühe, die man sich nimmt, aus ihrem Inhalt ihre Verwerfung zu rechtfertigen, da man ähnliche Stellen aller Art, wie man sie in den apokryphischen Büchern als Beweise ihres nicht kanonischen Ansehns aufsucht, auch in den sogenannten kanonischen Büchern antreffe, aber dann entschuldige. Unverfälschte Richtigkeit der Bücher A. T. Unvermeidlichkeit aber Unerheblichkeit der Varianten. Es werden verlohrne oder verderbte Stellen zugegeben. Unwahrscheinlichkeit einer geflissentlichen Verfälschung. Nutzen und Gebrauch des A. T. — Höchst eingeschränkt und auf Kanzeln gar unnöthig. Empfehlung der Bibelauszüge A. T. Die folgenden Paragraphen werden ganz kurz abgehandelt. Von der heil. Schrift überhaupt und deren Werth. Eigenschaften derselben, Kraft — schöne Schilderung ihrer Wirkungen, ohne

die

die dogmatischen Subtilitäten mitzunehmen. Zuverläßigkeit des Inhalts der heil. Schrift. Ansehen derselben. Erklärung gegen Vereinigungsvorschläge und Entscheidungen, wenn verschiedene Theorien über die Verhältnisse Christi und des heil. Geistes zur Gottheit, und über die Frage, wie Jesus unser Erlöser geworden, auf welche die Kirche mehr Werth, als die Bibel gesetzt habe, das Vertrauen auf Gott und seine Begnadigung gleich stark sichern. Vollständigkeit — des Religionsunterrichts in der heil. Schrift. Deutlichkeit der heil. Schrift, und endlich von der Freyheit und Pflicht die heil. Schrift zu lesen.

Pk.

Handbuch der christlichen Lehre, oder die wichtigsten Wahrheiten, Lehren und Pflichten des Christenthums, in alphabetischer Ordnung kurz abgehandelt, für Ungelehrte, besonders Landleute; herausgegeben von einem Schweizerischen Gottesgelehrten. St. Gallen, bey Reutiner. 1786. 400 S. gr. 8.

Nach S. 51. ist dieser Schweizerische Gottesgelehrte ein Zürchischer Prediger, der sich aber nicht weiter zu erkennen gegeben hat. Seine Absicht ist sehr gut. Er will, laut der Vorrede, eine ziemlich vollständige Sammlung von kurzen Abhandlungen über die wichtigsten Wahrheiten, Lehren und Pflichten des Christenthums, nach dem Alphabete, ganz eigentlich für Ungelehrte und Landleute liefern. Es leuchtet in die Augen, daß ein solches Buch, wenn es, mit Weglassung aller künstlichen Bestimmungen des theologischen Systems, blos Religion enthielte, in einer natürlichen allgemein verständlichen Sprache geschrieben wäre, und dabey so wenig kostete, daß zu hoffen stünde, der gemeine Mann werde sich dasselbe anschaffen können, sehr nützlich seyn müßte. Der Verf. dieses Versuchs hat seinem Buche, wie man wohl sieht, diese Eigenschaften zu geben gesucht. Er meynt es auch sehr gut mit der Religion, und hat daher wirklich viel Gutes gesagt; man sehe z. B. was er vom Aberglauben, von der Buße, von den Irren-

Irrenden in der Religion, vom falschen Religionseifer angemerkt hat. Allein dessen ungeachtet scheint uns dieses Buch um mehr als einer Ursache willen zu der Absicht, die es befördern soll, untauglich zu seyn. Abgerechnet, daß es für Landleute offenbar zu theuer ist, so hat es auch noch andere Fehler, die uns diesen Ausspruch abnöthigen.

Der V. hat nämlich zuerst den Ton gar nicht zu treffen gewußt, in welchem man mit dem Landmanne reden muß. Seine Schreibart ist voll von neumodischen Ausdrücken und philosophischen Kunstwörtern, die zwar in der Büchersprache gangbar, für den gemeinen Mann hingegen noch eine völlig unbekannte Münze sind. Darzu kommen eine Menge von Provinzialismen, die allein schon hinreichend wären, das Buch für unsre Gegenden fast ganz unbrauchbar zu machen. Selbst der Periodenbau ist fast durchgängig so neumodisch, durch so viele Gedankenstriche unterbrochen, und nähert sich hier und da so sehr der Lavatrischen Kraftsprache, daß Belesenheit in einer gewissen Art neuer Schriften erforderlich ist, wenn man den Verf. verstehen will.

Was ferner die Sachen selbst anbetrifft, so kann man gleichfalls nicht ganz damit zufrieden seyn. Die moralischen Artikel sind meistens besser bearbeitet, als die dogmatischen. In diesen fehlt es oft gar sehr an deutlichen Begriffen. Der V. will überall genau bey der kirchlichen Orthodoxie bleiben; aber daß er sich auch über diese nicht einmal allezeit deutlich zu erklären wisse, und eben daher manches Falsche einmische, läßt sich fast aus allen hieher gehörigen Artikeln beweisen. Wir wollen einige Beyspiele geben. Gleich im Artikel Abendmahl behauptet der Verf. S. 2. das schädliche Vorurtheil, daß man durch den Genuß des Abendmals Vergebung der Sünden erlange. Woher will er diesen Satz, der beym unverständigen Haufen schon so viel Schaden angerichtet hat, beweisen? Eine Hauptsache, auf deren Erklärung wir begierig waren, war der Titel Erlösung. Er hebt sie so an: Die Erlösung ist die durch Christum, durch sein Leben, Leiden und Sterben bewirkte Erleuchtung, Besserung und Heiligung (Heiligung ist ganz einerley mit Besserung) der Menschen, die Wiederherstellung des Friedens mit Gott (ein dunkler Hebraism, den der gemeine Mann nicht versteht) die Befreyung von der Macht der Sünde (ist wieder einerley mit der schon genannten Besserung)

nung) und den Strafen der Sünde, (von welchen, doch nicht von den natürlichen?) Erwerbung des ewigen Lebens (noch einmal ein Hebraism.) Ist es nicht schon aus dieser einzigen Beschreibung klar, daß es dem Verf. an genau entwickelten Begriffen von dieser Sache fehlet? Doch wir wollen ihn weiter hören. Diese Erlösung, fährt er fort, war unstreitig nothwendig. Der Mensch lag in Sünden, war ganz verderbt, von Gott abgewichen, von Gott entfernt (wie tavtologisch, und wie schief?) sein Zorn ruhte auf ihm (was heißt das?) Gottes Gerechtigkeit forderte Genugthuung (in welcher Stelle der Bibel hat der Verf. dies gefunden?) des Menschen Zustand Erleuchtung und Rettung — kein Mensch konnte dies ins Werk setzen (warum nicht?) kein Bruder den andern erlösen, noch Gott für ihn bezahlen (wie mag doch der Verf. diese Stelle des XLIX. Psalms so misbrauchen, die von einer ganz andern Sache redet) kein Schuldiger konnte für Schuldige verbürgen, kein Unheiliger Unheilige heiligen, kein Sterblicher Sterblichen die Unsterblichkeit und Seligkeit erwerben u. s. w. lauter leeres Gewäsch, durch welches die Verdienste Jesu um uns nicht im Geringsten deutlicher werden. Nimmt man das Folgende hinzu, wo der Verf. fortfährt, in lauter dunkeln Hebraismen von dieser Sache zu sprechen, so wird es offenbar, daß er von der Erlösung Christi selbst keinen bestimmten Begriff hat. Möchte er doch sein Buch zur Hand nehmen, und sich fragen, wie wohl die Redensarten, die er braucht: alle von Gott Entfernte näher bringen; alle Sündigende entsündigen: alle geistlich Todte beleben; die Seele mit dem Blute Jesu von Sünden reinigen; wie wohl, sag ich, diese Redensarten, die doch offenbar alle tropisch sind, mit eigentlichen Worten ausgedrückt werden mussen: so würde ers bald fühlen, daß er selbst nichts bestimmtes dabey denke, und also noch nicht fähig sey, das gemeine Volk zu belehren, dem alle diese bildlichen Ausdrücke der Bibel in deutliche und verständliche Redensarten aufgelößt werden müssen, wenn es eine nutzbare Religionserkenntniß erlangen soll. Den Artikel Jesus fängt der Verf. so an: Jesus heißt ein Seligmacher, ein Heilbringer. Dieser Name bedeutet besonders den eingebohrnen Sohn Gottes (sonst hält man den Namen Jesus für die eigenthümliche Benennung der menschlichen Natur) den Gott an, der einst von Ma-

ria zu Bethlehem gebohren ward (muß also wohl mehr als Einen Gott geben, wird der gemeine Mann hier denken, weil einer von der Maria gebohren worden ist) der als ein grosser Lehrer auf Erden im Jüdischen Lande lebte, — der endlich von den Juden gekreuzigt und getödtet ward, (Gott ward gekreuzigt und getödtet!!!) aber wieder auferstand und in den Himmel fuhr (Gott wurde wieder lebendig, bewegt sich von einem Ort zum andern!! Wie doch der Verf. so hyperorthodox ist!) Er ist der Sohn Gottes, Gott über alles gebenedeyet in Ewigkeit, ein Gott in Menschengestalt. — Wie gesagt, es muß wohl mehr, als Einen Gott geben; anders kann der gemeine Mann hier nicht denken. Von den Verdiensten Christi um die Menschen weiß übrigens der Verf. hier eben so wenig etwas deutliches und belehrendes zu sagen, als im Artikel Erlösung, also wollen wir ihn auch nicht weiter hören. Man sieht schon aus diesen beyden Proben, daß es dem Verf. noch gar sehr an aufgeklärter Einsicht von den wichtigsten Wahrheiten des Christenthums fehlet, und daß er es daher nicht hätte wagen sollen, dem gemeinen Manne deutlich zu machen, was er sich selbst noch nicht deutlich vorstellen kann. Eben daher ist er auch in den Fehler verfallen, den die fast immer machen, denen es an fruchtbaren Begriffen mangelt, er hat sehr oft statt belehrender Erklärung blosse Declamation gegeben; man sehe z. B. den angeführten Artikel Jesus, auch die Titel Auferstehung, Christ, Eltern u. a. m.

Die moralischen Materien sind, wie schon erinnert worden ist, etwas besser bearbeitet. Indessen fehlts auch hier nicht an schiefen Vorstellungen, an unbrauchbaren Rathschlägen, und an unbestimmten Regeln. S. 7. wird z. B. die Vorschrift gegeben: man mache nicht zu wenig aus dem Abendmahl, aber auch nicht zu viel. Wie unbestimmt! Was heißt hier zu viel oder zu wenig? Der Artikel Andacht ist voller Hebraismen, die selbst eine Erklärung bedürfen. Dabey kann das, was der Verf. von dieser Sache sagt, zum Beweise dienen, wie sehr er sich zuweilen vergißt, und wie wenig anwendbar seine bey moralischen Gegenständen vorgeschlagene Mittel sind. Seine Erklärung der Andacht ist folgende: Andacht ist eine Sammlung der Gedanken, Erhebung des Herzens, Aufmerksamkeit

keit, und ernstes Nachdenken, welches Gott und sein Wort zum Gegenstand hat. Und nun sehe man die Beförderungsmittel nach, die der Verf. vorschlägt. Da heißt es: Andacht wird befördert durch Sammlung des Gemüthes u. s. w. ist dies etwas anders, als Andacht wird befördert durch Andacht? hätte nicht gezeigt werden sollen, wie man es anfangen müsse, um diese Sammlung des Gemüthes, die nach des Verf. eignen Erklärung die Andacht selber ist, zu bewirken? Und dergleichen Fehler macht der Verf. öfter. Er darf nur die Regeln genau durchsehen, die er zur Erlangung gewisser Tugenden, und zur Vermeidung gewisser Laster giebt, so wird er wohl finden, daß diese Vorschriften oft nichts anders enthalten, als eine Wiederholung der vorher erklärten Sache, und folglich im Grunde gar kein Rath sind, den man brauchen könnte. Wider die irdischen Güter und den Reichthum declamirt der Verf. auf eine so unvorsichtige und unbestimmte Art, daß man fast denken sollte, er wolle Mönchsmoral predigen. Auch in den Hauptwörtern, die erklärt werden sollen, herrscht zuweilen eine schädliche Verwirrung. So hält der V. Eigenliebe und Selbstliebe, heilige Schrift und Wort Gottes für einerley, da doch die wahren Bedeutungen dieser Wörter so sehr von einander verschieden sind, und man fleißig vorzubeugen hat, daß sie nicht mit einander verwechselt werden. Noch müssen wir anmerken, daß dieses Buch auch voller Druckfehler ist, die um so mehr gerügt werden müssen, da sie sehr oft den Verstand ganz verändern, und der gemeine Mann in solchen Stellen unmöglich fortkommen kann. So stehet z. B. S. 13. prüfen, statt berufen; S. 215. Schwefelgefühl, statt Schwefelpfuhl; S. 289. einsichtige Beurtheilung, statt einseitige, u. dgl. m.

Lkp.

Beyträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen, von Hermes, Fischer und Salzmann. Erster Band. Erstes und zweytes Stück. Leipzig. 1786. Bey Crusius. Beyde Stücke 32 Bogen. (Mit einer sehr schönen Titelvignette, die Jesum im Gespräch mit der

könnte, dem Verf. beyzustimmen, wenn er auf ihre Abschaffung dringt. Der Vorschlag, daß zum Ersatz des Beichtgeldes, das an manchen Orten eine Haupteinnahme des Predigers ausmacht, und ihm billiger Weise, ohne anderweitige Entschädigung, nicht entzogen werden kann, eine durch obrigkeitliche Einrichtungen zu erhebende bestimmte und beständige Abgabe eingeführt werden möchte, ist alles Beyfalls werth, und zu wünschen, daß christliche Obrigkeiten darauf Rücksicht nehmen möchten, da es doch ihre Pflicht ist, für die anständige Versorgung der von ihnen angesetzten öffentlichen Lehrer zu sorgen. Unter den S. 71. ff. angeführten Umständen müssen wohl auch Weichherzigkeit und dunkle Gefühle, die von Jugend auf zur Gewohnheit geworden sind, mit angeführt werden. Gerade daraus läßt sich die an so vielen Beichtenden bemerkte, und doch ohne Erfolg bleibende Rührung am besten erklären. Auch diese Abhandlung wird im zweyten Stück fortgesetzt. 3) **Ueber die sogenannte Konfirmation der Katechumenen.** Eingesandt von einem Ungenannten. Diese Abhandlung, so unverkennbar auch die gute Meynung dabey ist, hätte ohne Schaden wegbleiben können. Sie sticht gegen die Deutlichkeit, Präcision und Richtigkeit der vorherigen zu sehr ab. Man sieht wohl, daß der Verf. über das Fehlerhafte, nicht sowohl in der eigentlichen Konfirmationshandlung, als vielmehr im Betragen der Aeltern, aufgebracht seye, aber er drückt sich nicht bestimmt genug aus, und thut im Grunde auch keine Vorschläge, wodurch dem Fehlerhaften gründlich abgeholfen werden könnte. Denn bey dem Vorschlage, den jungen Christen nicht eher in den Versammlungen der Christen zuzulassen, bis er zum eigentlichen Religionsunterricht und im Verfolg desselben zur Kommunion angenommen werden kann, und dieses Zulassen recht sinnlich feyerlich zu machen, bleibt doch das Fehlerhafte in der Erziehung und dem Beyspiele der Aeltern stehen. Auch geht er wirklich zu weit, wenn er der gewöhnlichen Konfirmationshandlung alle Feyerlichkeit abspricht und nichts als Kälte vorwirft. 4) **Erster Nachtrag zur vorstehenden Abhandlung über die Konfirmationshandlung von Hermes.** Ueber die Frage: welches kann und soll eigentlich der Zweck der Konfirmationshandlung seyn? Hier wird die Sache gründlich auseinander gesetzt, und da Hr. Hermes diese Nachträge, (es sollen noch zwey folgen,) geben wollte, so würde es besser gewesen seyn, wenn man des Ungenannten Abhandlung gar nicht

nicht aufgenommen hätte. Es ist zu wünschen, daß die Herren Verf. nichts aufnehmen möchten, als was in dem Geiste der Gründlichkeit und Deutlichkeit geschrieb.n ist, den ihre Beyträge athmen.

IIter Abschnitt. I. Gebete. 1) Drey kurze Gebete, welche gelesen oder auch abgesungen werden können. 2) Ein längeres Gebet, vor dem Altar abzulesen. 3) Anrede an die Gemeine, statt des evangelischen oder epistolischen Textes. Von Hermes. II. Litaney. Aus einem Erbauungsbuche — Timotheus — genommer. III. Zwey veränderte Taufformuläre. Von Fischer. Recht gut, ohne unnütze Weitläuftigkeit, und doch nichts, das die Handlung feyerlich und nützlich machen kann, weggelassen. Aber auch so, daß beyde Formulare ohne Anstoß in allen Gemeinen gebraucht werden können. IV. Trauungsformular. Ohne Anzeige des Verfassers. Dieses Trauformular ist lang gerathen. Aber der Verf. setzt auch bedächtig hinzu: wo keine Traurede vorhergeht. Da übrigens den neuen Eheleuten Erinnerungen an die Pflichten ihres anzutretenden Standes ertheilt worden, so ists überflüßig, daß die Anrede S. 202. f. an jedes insbesondere so ausführlich gemacht wird. Es ist ja genug, daß beyde summarisch und kurz gefragt und zum gemeinschaftlichen Jawort aufgefordert werden. Das lange Fragen ist ohnehin von keinem Nutzen, da die Leute kaum darauf hören, und die Erwartung, wenn sie nun ihr Jawort aussprechen sollen, sie beunruhiget. Warum geht aber der Verf. von der Gewohnheit ab, daß der Prediger bey der sogenannten Kopulation die Hand nicht auf die Brautleute Hände, sondern auf ihre Häupter legen soll? Im Grunde gilt beydes gleichviel. Aber wenn Eins seyn soll, so scheint hier das Alte besser zu seyn, als das Neue, indem der Handschlag das bedeutendste äußerliche Zeichen bey dieser Feyerlichkeit ist, an manchen Orten ist das Ringewechseln ein außerwesentliches Stück der Trauhandlung, und bestehet die ganze Sache nur im Jawort und Handschlag. Dieser Handschlag ist gleichsam die bindende Formel im Kontrakt, daher ists zweckmäßiger, daß der Prediger seine Hand auf die beyden Hände der Verlobten lege. Rec. zieht das Zollikofersche Trauformular diesem weit vor; ob er gleich von beyden gestehet, daß ihm ihre Weitläuftigkeit nicht gefalle. Die eigentlich interessirten Personen haben, bey dieser Handlung

zu wenig Aufmerksamkeit. Das Wesentliche dabey bestehe doch darin, daß der eheliche Vertrag zweyer Personen durch den Prediger feyerlich konfirmirt werde. Was aber sonst Nützliches und Nöthiges bey dieser Gelegenheit gesagt werden soll, kann lieber in einer vorhergehenden Traurede geschehen.

IIIter Abschnitt. I. **Von des Hrn. G. K. R. Seilers zu Erlangen neuen liturgischen Arbeiten. Von Hermes.** Hr. Hermes sagt, ob gleich ihre und Hr. S. liturgischen Journale beynahe einerley Einrichtung haben, so würden sich doch beyde Werke genugsam von einander unterscheiden, worin Rec. gar keinen Zweifel setzt, aber in dem Lande zu seyn wünscht, wo die liturgischen Verbesserungen nach den Grundsätzen dieser Beyträge veranstaltet werden möchten. II. **Von der neuen Liturgie der Reichsstadt Lindau. Von Hermes.** Es würde ins Unendliche gehen, wenn man von Recensionen wieder Recensionen machen wollte. Nur müssen wir den Leser auf die von Hr. H. vorgeschlagenen Eigenschaften einer guten Liturgie aufmerksam machen. Er findet sie, zwar kurz aber sehr gründlich und wahr, S. 217. f. III. **Extrakt eines Schreibens aus Magdeburg von der daselbst eingeführten allgemeinen Beichte.** Das Verlangen einer aufgeklärten Gemeine und zweyer bey ihr angesetzter rechtschaffener Prediger sticht gegen die Bedenklichkeiten des durch unterlassene Formalitäten beleidigten Ministerii sehr ab. Wie doch manche Leute aus angeblichem Amtseyfer gute Sachen erschweren können! IV. **Handengeschrey im Dom zu Magdeburg. Von Fischer.** Ein Dokument von Duldung eines schändlichen Misbrauchs aus Finanzabsichten in unsern aufgeklärten Zeiten!

Zweytes Stück. Ister Abschnitt. I. **Fortsetzung der Abhandlung von der Nothwendigkeit der Verbesserung der Liturgie. Von Salzmann.** II. **Ueber den rechten Gebrauch des Sinnlichen bey den öffentlichen Gottesverehrungen. Von Fischer.** Lange genug hat man blos gesagt, daß beym öffentlichen Gottesdienst auch für die Sinnlichkeit gesorgt werden müsse, ohne in einer so schweren Aufgabe sich auf das Wie? und Was? einzulassen. Hier werden endlich ernstliche Untersuchungen darüber angestellt, und wohl überdachte Vorschläge gemacht, die alle Aufmerksamkeit verdienen. III. **Fortsetzung der Abhandlung über**

die

die Feyerlichkeiten der Christen bey der öffentlichen Kommunion. Von Hermes. Der Vorschlag ist ganz gut, daß der ganze Gottesdienst auf das Abendmal Bezug haben sollte. Indessen thut das, nach Hrn. H. Vorschlag im vorigen Stück, ja schon die Vorbereitung. Es entgeht ihm nicht, daß man nicht alle Sonntage Abendmahlspredigten halten könne. Wenn sie aber auch alle Jahre 12mal vorkommen, so ist es schon zu viel. Denn es ist in der That schwer, über die Abendmahlslehre 12 verschiedene gesunde Vorträge zu halten, und in 3 Jahren wenigstens müsse man immer abwechseln, das wären 36 Abendmahlspredigten. Rec. gesteht gerne, daß die Feyerlichkeit der Abendmahlshandlung dadurch vermehrt würde. Aber er ist der Meynung, daß man diesen wichtigen Zweck noch weit mehr damit erreichen könnte, wenn das Abendmal noch seltener gehalten würde. Es soll doch sicherlich eine gesellschaftliche Gedächtnißfeyer seyn, nicht nur zum dankbaren Andenken Jesu, sondern auch zur Befestigung der herzlichsten Liebe und Eintracht unter den Christen. Darum sollte es gemeinschaftlich von der ganzen Gemeine gehalten werden, und der Tag, wo es gehalten wird, ein feyerliches Abendmahlsfest seyn. In der ersten Kirche ist es so gewesen. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß zur Apostelzeit diese Gedächtniß- und Verbrüderungsmahlzeit bey allen ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften gehalten worden. Allein, dazumal war das Andenken an Jesum noch ganz neu, und die Umstände, in denen die Gesellschaft lebte, brachten es mit sich, daß diese Erweckung zum festen Zusammenhalten in der Liebe und Einigkeit großen Eindruck machen müsse. Indessen hat doch Paulus schon nöthig gefunden, mit den Liebesmahlen eine Aenderung zu machen. Der stärkere Anwachs der Gemeine und die Gewohnheit, die nach und nach die besten Gebräuche gleichgültiger macht, haben, wie bekannt, Misbräuche veranlaßt Um wie vielmehr in unsern Tagen? Welches sind denn die fleißigsten Kommunikanten? die von der Wichtigkeit der Sache recht unterrichteten, oder die abergläubischen, oder wenigstens die, welche aus bloßer Gewohnheit kommen? Man halte aber sehr seltene Abendmahlsfeste und lehre, daß diese Handlung eine Gedächtniß- und Verbrüderungsmahlzeit seye, so wird die Feyerlichkeit wichtiger, die Theilnehmung freudiger und die abergläubische Vorstellung vermindert werden. Was über die sogenannte Konsekration gesagt wird, und insbesondere

die S. 82. vorgeschlagene Gebetsformel, ist beydes sehr gut. Ueberhaupt ist diese Abhandlung vortrefflich. IV. **Ueber die Feyer der öffentlichen Bußtage. Von Hermes.** Sehr viel Gutes. Erweckungen und Erinnerungen sind immer nöthig, und bey besondern Veranlassungen vorzüglich nützlich. Nur muß Aberglaube und Misbrauch verhütet werden. V. **Einige Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes. Von J. A. E. Goeze.** Liebenswürdige Bemühungen eines vernünftigen und redlichen Lehrers, den Gottesdienst zweckmäßiger und erbaulicher einzurichten. Man vermeide nur das Auffallende, und den Schein einer absichtlichen Neuerung, verändere, ohne das Alte zu tadeln, und beweise immer Liebe und Achtung gegen die Gemeine, so wirds weit leichter, Veränderungen zu machen, als man glaubt. Rec. kann dies ebenfalls aus seiner Erfahrung bezeugen.

IIter Abschnitt. I. **Taufformular. Von Hermes.** Es ist aus der Churpfälzischen Kirchenordnung mit einigen Veränderungen. II. **Formular zu den Gebeten und Anreden bey der Abendmahlshandlung.** Ebenfalls aus der Churpfälzischen Kirchenordnung mit einigen Veränderungen. **Von Hermes.** III. **Liturgie für Zucht- und Arbeitshäuser. Von H. B. Wagnitz.** Allerdings wäre es sehr heilsam, wenn immer auf Ort und Umstände besondere Rücksicht genommen würde. Dadurch würde ja die liturgische Handlung erst recht feyerlich und zweckmäßig gemacht. Indessen läßt sich ja hoffen, daß jeder Prediger, dem die Hände nicht gebunden sind, es von selbst thun werde. Hier befinden sich Formulare, zur Tauf- Konfirmations- und Abendmahlshandlung. Die Fortsetzung wird versprochen. IV. **Formulare zum Anfang der Gottesverehrung.** V. **Formulare zum Beschluß der Gottesverehrung.** Beydes **von Salzmann.** Untermischte Gebete und Gesänge. In kleinern Gemeinen möchte sich die Sache wohl noch einführen lassen, aber auch in größern? Wenigstens müßte dafür gesorgt werden, daß das unordentliche Zu- und Abgehen gänzlich vermieden, und dagegen die ruhigste Stille und Ordnung erhalten würde. Rec. weiß ein Beyspiel, daß in einer Dorfgemeine einigemal der Versuch bey der Konfirmationshandlung gemacht worden, dieser Handlung durch abwechselnde Gesänge mehr Eindruck und Feyerlichkeit zu geben; man hat sogar dafür gesorgt, die abzusingenden Verse zuvor

Jeder-

Jedermann bekannt zu machen, aber der Erfolg hat der Absicht nicht entsprochen. Anstatt, wie man hoffte, die Aufmerksamkeit zu vermehren, ist sie unterbrochen und gestört worden. III. Abschnitt. I. Nachricht von der neuen churpfälzischen Kirchenordnung. Von Hermes. II. Schreiben eines Predigers aus Chursachsen. Eine Klage über den Uebelstand, daß man Verordnungen von der Kanzel ablesen muß, die nicht mehr gehalten werden. III. Ein schätzbarer Beytrag zur Verbesserung der Kirchenmusik. Von Salzmann. Eine Empfehlung der zwanzig vierstimmigen Chöre, im philanthropinischen Betsaale gesungen, in Musik gesetzt von Karl Spazier. IV. Abschaffung des Exorcismus im Herzogthum Gotha. Von Salzmann. Freylich sonderbar, daß der Superintendent erst erlauben mußte, daß dieser abergläubische Gebrauch unterlassen werden dürfte. So etwas versteht sich von selber. Es muß dabey nicht sowohl auf die Erlaubniß der Obern, als vielmehr auf die behutsame Veranstaltung wegen der Unterlassung ankommen. Indessen hat doch hier die Erlaubniß offenbar bessere Wirkungen gehabt, als man von dem Befehl hätte erwarten dürfen, obgleich auch gewiß ist, daß es noch leichter gegangen wäre, wenn die Prediger in solchen Dingen schon eher freye Hand gehabt hätten. V. Ein ähnliches Beyspiel von dem Hahnengeschrey im Dom zu Magdeburg. Das bekannte Eselsfest, so ehedem in Frankreich gefeyert worden.

Der Fortsetzung dieses nützlichen Journals sehen wir mit Vergnügen entgegen.

Ueber Verbesserung des äußerlichen Gottesdienstes. Aus dem Dänischen. Mit einer Vorrede begleitet von D. Joh. Ge. Rosenmüller. Leipzig, bey Jacobäer, 1786. Mit der Vorrede 11 Bogen in 8vo.

Dies ist eine neue viel besser gerathene Uebersetzung der Vorschläge des Hrn. D. Bastholm zu Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes in den dänischen Kirchen. Die erste Uebersetzung ist in der A. D. B. LXV. 2. S. 351 ff. angezeigt, und über das Buch selbst geurtheilt worden. Diese neue

Uebersetzung ist zwar nach einer dritten Auflage gemacht, indessen ist in der Hauptsache nichts geändert. Der gegenwärtige Uebersetzer nennt sich, nach der Vorrede zur neuesten dänischen Ausgabe C. H. Reichel.

Da Recensent über Hrn. D. Bastholms Vorschläge bereits seine unmaßgebliche Meynung am a. O. geäußert, und alles, was er dort gesagt hat, nach wiederholter Durchlesung jener Vorschläge aufs neue unterschreibt: so kann er über das Buch selber hier weiter nichts sagen.

Herr D. Rosenmüller wünscht in der Vorrede, daß doch einmal Verbesserungen der Liturgie allgemein eingeführt und angenommen werden möchten. Dieser Wunsch mag ihm um so mehr vom Herzen gehen, da in den chursächsischen Kirchen noch die strengste Anhänglichkeit, man möchte sagen, recht abergläubische Anhänglichkeit — an das Alte herrscht. (Es soll sogar vor Kurzem bey einem Konsistorium Klage über einen Prediger eingegangen seyn, der die Handschuhe nicht abgelegt hat, indem er der Gemeine den Seegen ertheilte!) Da müßte man aber doch noch sehr weit zurücke seyn, wo es noch unter die Desideria gehörte, „daß die Konsistorien ihren untergebenen Geistlichen es nur erlauben möchten, bisweilen über andere Texte zu predigen, daß doch endlich der abergläubische Exorcismus bey der Taufe nach und nach abgeschafft werden dürfte, daß man sich außer dem vorgeschriebenen Kirchengebete auch anderer bediente könnte!“ Sind die angesetzten Prediger nicht fähig, in solchen Dingen zweckmäßige und heilsame Abänderungen, ohne erst die Erlaubniß darzu suchen zu müssen, zu machen; so sind sie nicht werth Prediger zu seyn. Oder hat etwan eine Predigt, der Unterricht der Katechumenen, eine öffentliche Katechisation, die doch alle der Willkür des Predigers überlassen sind, weniger zu sagen, als die Wahl des Textes, die Unterlassung eines abergläubischen Gebrauchs, die Verfertigung eines Kirchengebetes? Wozu sind denn Examina, Probepredigten, Kirchenvisitationen? — Etwan nur darzu, daß man zusehe, ob der angestellte Prediger fein orthodox bey allen vorgeschriebenen Formen bleibe, — oder sollten sie nicht vielmehr darzu seyn, daß man sich von den Fähigkeiten, den zweckmäßigen Kenntnissen und der guten Lehrmethode eines anzustellenden oder bereits angestellten Predigers überzeuge? Erst dann sind liturgische Verände-

derungen „auffallend," wozu Hr. D. Rosenmüller nicht rathen will, wenn sie auf einmal durch allgemeine Anordnungen eingeführt werden sollen, nachdem überall seit undenklichen Zeiten mit äusserster Genauigkeit darauf gehalten worden ist, daß ja kein Prediger von der einmal vorgeschriebenen Form im Geringsten abgehen durfte. Gerade dadurch erhielt das Alte bey dem gemeinen Manne eine abergläubische Sanktion. Darum sieht er alle eingeführte Formalitäten als Dinge an, die wesentlich zur Religion gehören, und glaubt, daß der Religion selbst die grösseste Gefahr drohe, wenn man irgend etwas in diesen geheiligten Formalitäten abändern will. Man erlaube nur jedem verständigen und gewissenhaften Prediger, von zufälligen Formalitäten abweichen zu dürfen, und schreibe ihm höchstens die Gränzen vor, über die zu gehen ihm nicht erlaubt seye: so werden dadurch die Gemüther zu allgemeinen liturgischen Abänderungen am besten vorbereitet werden. Es kömmt hiebey sicherlich alles auf die Lehrer an, jeder muß in seiner Gemeine, nach Umständen und Bedürfnissen, die Vorbereitung veranstalten dürfen; aber keinem muß erlaubt seyn, Abänderungen und Einrichtungen, die die Sinne des aufgeklärtern und verständigern Publikums für sich haben, verdächtig zu machen; keinem muß erlaubt seyn, die Fortschritte, die sein Kollege oder Nachbar macht, zu verschreyen. Man weiß ja aus so vielen Erfahrungen, daß die Aufklärung am meisten durch unwissende oder heimtückische Prediger gehindert wird. — Solche elende Menschen erregen, vermehren und unterhalten die unruhigen Bewegungen in den Gemeinden, wenn heilsame Abänderungen und Verbesserungen gemacht werden sollen. Schon der Umstand legt der Sache große Hindernisse in den Weg, daß mancher Prediger hergebrachte zweckwidrige Formalitäten mit einer Feyerlichkeit treibt, daß es scheint, als ob der ganze Werth und Zweck liturgischer Verrichtungen darauf beruhe, und eben dadurch wird natürlicher Weise die geringste Abänderung in den Augen des Volks verdächtig gemacht, das recht geflissentlich in dem Irrthum erhalten wird, das Mittel als Zweck, die Nebensache als Hauptsache anzusehen.

Herr D. Rosenmüller sagt: „In Kleinigkeiten Aenderungen zu machen, und dadurch die Gemüther ohne Noth „zu erbittern, ist ohnehin weder nöthig, noch der Klugheit „gemäß." Freylich können dergleichen Dinge ganz gleichgültig

tig seyn; man weiß auch, daß Aenderungen in Kleinigkeiten, z. B. der Predigerkleidung 2c. Unruhen und Erbitterungen veranlaßt haben, und am Ende ist doch in der Hauptsache dadurch nichts gebessert, vielmehr zu wichtigern Verbesserungen der Weg versperrt worden. Ists aber nicht beklagenswerth, daß solche Aenderungen in Kleinigkeiten, Erbitterungen erregen können? Und was ist der Grund davon? Ist er nicht hauptsächlich darin zu suchen, daß man auf solche Kleinigkeiten einen zu hohen Werth legt, daß manchen Mannes ganze Ehrwürdigkeit in seinem Chorrock, Chorhemde, Mantel, Kragen, Huth 2c. bestehet? Aus diesem Gesichtspunkt sind dergleichen Dinge nicht so ganz als Kleinigkeiten anzusehen. Wenn das Volk gewohnt wäre, solche höchst unbedeutende Veränderungen ohne Erbitterung geschehen zu lassen; so dürfte man hoffen, daß wichtigere Veränderungen weniger Aufsehen und Erbitterung verursachten. Und so nach könnte es denn wohl manchmal der Mühe werth seyn, in solchen Kleinigkeiten Veränderungen zu machen."

Aber genug hievon. Nur noch einen Wunsch erlaube man: daß man nämlich, wenn auf liturgische Verbesserungen Bedacht genommen werden soll, nicht neue, im Grunde eben so wenig zweckmäßige, Formalitäten an die Stelle der alten setzen — und mit der einzuführenden Verbesserung zugleich den Beschluß nehmen möchte, daß von Zeit zu Zeit, wie es Umstände und Bedürfnisse erfordern, Aenderungen gemacht werden sollen, um zu verhüten, daß Formalitäten nie wieder, durch Alter und Gewohnheit geheiliget, zu viel Ansehen erhalten.

Dp.

---

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Einleitung in das Eherecht zu akademischem und gemeinnützigem Gebrauch. Von August Ludw. Schott, der Weltweisheit und Rechte Doctor, Hofrath und ordentl. öffentlichem Lehrer der Rechte zu Erlangen. Nürnberg, in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1786. 8. 582 S. (ohne Vorrede und Register.)

Dieses neue Lehrbuch über einen wichtigen Theil des Privatrechts zeichnet sich durch Ordnung, Gründlichkeit, Vollständigkeit und eine gute Schreibart, sehr vortheilhaft aus. In einer vorausgeschickten allgemeinen Einleitung wird von der Eherechtswissenschaft überhaupt, der Beziehung des Ehestandes auf Staat und Kirche, den Ehegesetzen und Entscheidungsquellen, und von der Litteratur des Eherechts gehandelt. Die Eherechte selbst werden alsdann in drey Theilen abgehandelt, und zwar: im ersten, von rechtmäßiger Schliessung der Ehe; im zweyten, von den rechtlichen Wirkungen einer geschloßnen Ehe; und im dritten, von der Trennung der Ehe, und wiederholten Ehe. Eines genaueren Auszugs ist dieses Buch, in den Gränzen einer Recension, nicht wohl fähig. Recensent bemerkt also nur überhaupt, daß diesem natürlichen, die ganze abzuhandelnde Wissenschaft umfassenden Plane, die Ausführung vollkommen entspricht, daß man keinen dahin gehörigen Satz von nur einiger allgemeinen Wichtigkeit darinen unbestimmt gelassen finden wird, daß der Verf. bey Untersuchung, Bestimmung und Erläuterung derselben, immer aus den besten Quellen geschöpft, und daß er von diesen, ohne Vorurtheil, weder für alte noch für neue Meynungen, mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit Gebrauch gemacht hat. Die häufig eingestreueten Anmerkungen sind durch angeführte verschiedene Meynungen Anderer, erläuternde Beyspiele und Verweisungen auf die Quellen, wie auch auf andere, besondere neuere, gute Schriftsteller, vorzüglich unterrichtend.

Ein-

gewisser Grundbegriffe zu liegen. Der Verfasser verwechselt oft Moral mit Gerechtigkeit, Verbindlichkeiten mit Pflichten. Dies nöthigt ihn, Untersuchungen über Tugend und Laster mit in seinen Plan zu bringen, die doch, wie er an einem Orte selbst gesteht, ihn hier zu keinem wesentlichen Zweck führen. Folgendes ist der kurze Abriß des ganzen Werks. **Erstes Buch**, untersucht und zergliedert die Natur der moralischen Handlungen. Sie sind, nach ihrer moralischen Rangordnung, Tugenden (besser tugendhafte Handlungen), Pflichten, Laster (lasterhafte Handlungen), und Verbrechen. Alle diese Handlungen werden, nach dem Verhältniß mit ihrem Gegenstande, in 8 Classen geordnet: Handlungen in Beziehung 1) gegen den Staat (politische), 2) gegen den Menschen **als Menschen** (Handlungen der blossen Menschheit), 3) gegen den Menschen, als **Bürger** (bürgerliche), 4) **gegen die Stadt, in der wir wohnen** (Municipal-Handlungen, 5) **gegen besondere Gesellschaften** (besondere Gesellschaftshandlungen), 6) gegen die **natürliche Mitglieder unserer Familie** (natürlich-häusliche), 7) gegen **die zufälligen Mitglieder der Familie** (bürgerlich-häusliche), und 8) in Beziehung auf gewisse **Beschäftigungen und Lebensarten** (Berufshandlungen). Es giebt also verschiedene Classen von Tugenden, Pflichten, Lastern und Verbrechen: und diese zerfallen zum Theil wieder in verschiedene Gattungen. **Zweytes Buch**, Rangordnung der menschlichen Handlungen von einerley Art, nach ihren in der Natur selbst gegründeten Verhältnissen. **Drittes Buch**, Untersuchungen der Größe der Verbrechen. **Viertes Buch**, von den Mitteln, den Verbrechen zuvorzukommen, und von den Verbrechen, welche selbst aus den Vorkehrungen, welche man zu Verringerung der Anzahl derselben trifft, entstehen. **Fünftes Buch**, von dem Unterschiede, welcher sich zwischen den gegenwärtigen und ursprünglichen Gesellschaften, in Ansehung der Verbindlichkeiten der Bürger findet; und welchen Unterschied dies in den Strafgesetzen hervorbringen muß. Unstreitig der lesenswürdigste Theil des Werks, voll der scharfsinnigsten Beobachtungen über die Entstehung und die Natur der bürgerlichen Gesellschaften. **Sechstes Buch**, von den Strafgesetzen. — Diese kurze Uebersicht wird freylich den Leser dieser Recension nicht vollkommen in den Stand setzen, die systematische Verbindung der Materien überall deutlich einzusehen: aber dies ist selbst bey der aufmerksamsten Durch-

lesung

lesung des Buches, wie der Uebersetzer auch in der Vorrede bemerkt, keine leichte Sache. Immer scheints Recensenten gewiß, daß die, im ersten Buche zum Grunde gelegte, mühsame und ängstliche Classifikation der Verbrechen, in der Anwendung auf die zu bestimmenden Grade und Arten der Strafen, den Nutzen nicht hat, den der Verfasser davon zu versprechen scheint. In Ansehung der Todesstrafen ist er ganz auf der Seite derer, die sie durchaus für ungerecht und zweckwidrig erklären: und auch hier geht er, in seinem Beweise, seinen eigenen Gang.

Der Herr Prof. Cäsar hat seiner Uebersetzung durch vier, als Zusätze angehängte, kleine Abhandlungen von seiner eigenen Arbeit noch einen vorzüglichen Werth gegeben. Die erste handelt von den Schwierigkeiten bey Beurtheilung der Strafgesetze. Sie enthält gründliche und bescheidene Einwürfe gegen verschiedene in des Herrn Professor Gmelins schätzbarem Werke, „Grundsätze der Gesetzgebung über Verbrechen und Strafen," zu Rechtfertigung der bisherigen peinlichen Gesetzgebung, gegen die angebliche, meistentheils auf Empfindeley und mißverstandener Menschenliebe beruhensollende, Declamationen der neueren Philosophen, geschehene, allerdings zu weit getriebene Aeußerungen. Die ganze Widerlegung macht sowohl den philosophischen Einsichten, als dem sittlichen Charakter des Verfassers viel Ehre. Die zweyte Abhandlung enthält vortreffliche, und in manchem Betrachte neue, Untersuchungen über den Zweck der Strafen, und führt hauptsächlich zu einem neuen Beweise der Unstatthaftigkeit der Todesstrafen, von welchem aber Recensent gestehen muß, daß er ihn nicht ganz gefaßt hat. Die dritte, von dem Schaden allzuharter Gesetze, und die vierte von der Todesstrafe und der Tortur, sind kurz, und die letztere ist abermals gegen Herrn Gmelin gerichtet.

Uw.

Versuch einer Untersuchung über die Frage: ob die Usucapion unter freyen Völkern statt finde? von Leopold Friedrich Fredersdorff, Fürstl. Braunschweig. Lüneburg. Justizrath und Polizeydirector. Braunschweig, 1785. 4½ Bogen in 8.

nähern Kenntniß des Privatrechts einzelner Staaten seyn. Das Herzogthum Braunschweig hat sich von jeher weiser Regenten und Gesetzgeber rühmen können, und eine vollständige Sammlung der Gesetze dieses Landes würde keinen unrichtigen Beytrag zur philosophischen Gesetzkunde abgeben. Es erschienen zwar in den Jahren 1729 und 31 zu Wolfenbüttel drey auf landesherrlichen Befehl veranstaltete besondere Sammlungen Braunschweigischer Landesordnungen, die unter dem Namen der Schlüterschen Sammlung bekannt sind; allein diese sind höchst unvollständig. An Bemühungen einzelner Braunschweigischer Rechtsgelehrten, in Rücksicht der vaterländischen Gesetze hat es nicht gefehlt. Hieher ist zu rechnen (Stissers) **Chronologisches Verzeichniß Braunschweig Lüneburgischer Wolfenbüttelschen Theils Constitutionen und Verordnungen &c. Braunschweig**, 1749 in 4. Weit vollständiger ist **Woltereck's kurzer Begriff Braunschweig Wolfenbüttelscher Landesordnungen und Gesetze. Braunschweig**, 1750 in 4to. Beyde Werke, so sehr sie ihr gebührendes Lob verdienen, sind jedoch nur blos Namenverzeichnisse der von Zeit zu Zeit erschienenen Braunschweigischen Landesgesetze, die zwar zur historischen Kenntniß derselben sehr gute Hülfsmittel sind, allein dem, der die Verordnungen nicht selbst besitzt, weiter keinen praktischen Nutzen leisten. Der Hr. Justizrath hat sich daher um das deutsche Privatrecht, besonders das Braunschweigische, ein ganz unstreitiges Verdienst erworben, und seine Landsleute sind ihm für seine angewandte Bemühung vorzüglichen Dank schuldig, da sie nun mit geringer Mühe die nöthigen Kenntnisse ihrer Landesgesetze erlangen können, die sie sonst erst nach langwieriger eigener Erfahrung, und natürlich doch immer höchst unvollkommen, sich erwerben konnten, denn die einzelnen Landesverordnungen selbst zu erhalten, ist äußerst mühsam, und es wird sich nicht leicht einer rühmen können, sie vollständig zu besitzen.

Die beyden ersten Bände dieses Werks erschienen 1777 in 4. und betragen beynahe 4 Alphabet. Im Jahr 1785 aber lieferte der Verf. einen Nachtrag dazu in drey Bänden, die 5½ Alphabet ausmachen, und von dem vorzüglichen Fleiße desselben, seinem Werke die möglichste Vollkommenheit zu geben, sattsam zeigen. Er hat in diesem Nachtrage nicht nur die nach dem Jahre 1777 erschienenen Verordnungen geliefert,

son-

sondern auch eine reichhaltige Nachlese der in den ersten Bänden übergangenen gehabten, auch die hin und wieder darin vorkommenden Irrthümer berichtiget. Wir wollen suchen, den Leser mit diesem schätzbaren Buche näher bekannt zu machen.

Der Plan, den sich der Verfasser bey Ausarbeitung seines Werks entworfen hat, ist sehr allgemein, er liefert nämlich darin einen wesentlichen Auszug aller ihm bekannt gewordenen Braunschweigischen Verordnungen, nicht nur einzelner, sondern auch derer, die ein Ganzes ausmachen, als der Landes-, Canzley-, Hofgerichts-, Kirchenordnung, und der Landtagsabschiede. Er hat dabey die alphabetische Ordnung gewählt, die immer für ein solches Werk die beste, und zum Gebrauch bequemste ist. Wir glauben es ihm gern zu, daß dies eine höchst mühsame und beschwerliche Arbeit gewesen ist. In Ansehung der Rubriken fanden sich bey ihm oft Ungewißheiten und Schwierigkeiten, indem man einer Materie sehr viele Rubriken geben kann, und ein dritter sich doch nach eine andere denkt; jedoch hat der Verf. durch hinlängliches Nachweisen diesen so viel als möglich abzuhelfen gesucht. Recens. muß gestehen, daß er nicht in allen mit ihm übereinstimmen kann, allein bey einer so willkührlichen Sache wird dies unmöglich jeder können; er enthält sich daher alles Tadelns, wo es so leicht wäre zu tadeln.

Daß unser Verf. kein gemeiner Sammler ist, sieht man aus seiner, bey seiner Arbeit sich vorgezeichneten Methode, die allen Beyfall verdient. So hat er nur auf die Verordnungen sein Augenmerk gerichtet, die als allgemeine Landesgesetze angesehen werden können, deswegen die Verordnungen der höhern Collegien und der Majestäte, so wie alle temporelle Verordnungen, die nur auf eine Zeitlang galten, ganz weggelassen; ferner sind auch nicht alle allgemeine Verordnungen in Auszug gebracht, sondern nur die, welche noch gesetzliche Kraft haben, von den ältern, nicht mehr geltenden, ist nur ihre Existenz angezeigt; eben so ist der Verf. bey ganz speciellen Verordnungen verfahren; zwar hat er viele, die Stadt Braunschweig allein betreffende Verordnungen im Auszuge geliefert, weswegen er sich aber in der Vorrede durch Gründe rechtfertiget, denen Rec. völlig beytritt. Die Verordnungen, welche ein Object nach seinem ganzen Umfange abhandeln, als Feuer-, Wegeordnungen rc. und keines Auszugs

 fähig

fähig sind, hat er gleichfalls nur namentlich angeführt, und auf sie verwiesen. Es ist uns jedoch befremdend gewesen, daß der Verf. seinem Plane in diesem Stücke nicht so ganz treu gewesen ist. Im 5ten Theile z. B. ist die ganze Wechselordnung in einem weitläuftigen Auszuge geliefert, der allein 26 Seiten einnimmt, und eben so im dritten Theile die Verord. wegen der Brandversicherungsgesellschaft, obgleich der Verf. im ersten und zweyten Theile auf sie, mit dem Zusatze, weil sie keines Auszuges fähig wären, verweiset. Die nachfolgenden landesherrlichen Declarationen mancher Artikel der Verordnung hätten freylich, wie auch geschehen ist, angeführt und excerpirt werden müssen, aber wozu die weitläuftige Ordnung selbst? Sollte überhaupt der Verfasser nicht besser gethan haben, wenn er auch die Ordnungen, die ein Ganzes ausmachen, als die Canzley-, Hofgerichts-, Kirchenordnung 2c. und die in eines jeden einländischen Rechtsgelehrten Händen sind, (und für diese schrieb er doch sein Werk hauptsächlich?) nicht ausgezogen, sondern lieber unter den jedesmaligen Rubriken auf sie verwiesen hätte? Das Werk hätte freylich, Rec. giebt dies gern zu, an Vollständigkeit verloren (und ganz vollständig konnte es nach dem obigen Gesichtspunkte des Verf. doch nicht werden, und alle Verordnungen entbehrlich machen, die noch dazu weniger in Jedermanns Händen sind, als diese.) Allein es hätte auf der andern Seite gewiß gewonnen, denn es würde dadurch um die Hälfte schwächer (auch um die Hälfte wohlfeiler; es kostet jetzt 7 Rthlr.) und daher zum geschwinden Nachschlagen ungleich bequemer geworden seyn.

Was die Verfahrungsart in Ansehung der [illegible] betrifft: so sind oft die verba dispositiva der [illegible] wörtlich beybehalten, damit der Auszug statt der [illegible] selbst dienen könne, welches Rec. um so mehr billi[illegible] da die Verordnungen selbst oft mit aller ang[illegible] nicht zu bekommen sind, und ein Jeder, der [illegible] bewandert ist, wohl weiß, daß es nicht selten auf die eigenthümlichen Worte der [illegible] selbst ankömmt. Wenn [illegible] freylich manche Verord[illegible] ein wenig zu weitläuftig [illegible] birt; und daher das [illegible] zu sehr angewachsen ist, so [illegible] der Verf. gegen diesen [illegible] Fehler leicht finden können. [illegible]

wahrlich kein rechtlicher Grund ein. Geschahe es vielleicht aus der Ursache, um die Bände in einem gleichmäßigen äusserlichen Verhältnisse gegen einander zu erhalten? Das hiesse doch wohl der Pünktlichkeit des Ebenmaaßes auf Kosten der Bequemlichkeit zu viel aufgeopfert!

Uebrigens ist dies Werk bey weitem noch nicht ganz vollkommen, und es fehlen noch manche Verordnungen; allein wer wird es wohl unserm V. anrechnen? denn theils hat derselbe, wie er selbst sagt, und Jeder ihm gern eingestehen wird, einige Verordnungen mit aller angewandten Mühe nicht erhalten können, theils aber auch getrauet sich Rec. zu behaupten, daß der Verfasser alles, was bey dieser mühsamen Arbeit möglich war, gethan hat, und daß wenige eine ähnliche Arbeit so vollständig, schwerlich aber einer sie vollständiger geliefert haben würde. Aus diesem Grunde wünschen wir ihm Lust und Musse, dies in so mancher Rücksicht schätzbare Werk von Zeit zu Zeit fortzusetzen und zu suppliren; so wie wir zugleich die Rechtsgelehrten anderer Provinzen Deutschlandes aufmuntern, sich um ihre vaterländischen Rechte auf gleiche Art verdient zu machen.

Prm.

---

3. Arzneygelahrheit.

Ios. Quarin — Animadversiones practicae in diversos morbos. Vienn. 1786. Graeffer, 8vo.

Es sind Betrachtungen über die größten chronischen Krankheiten, die der Verf. bey seiner Aufsicht über das allgemeine Krankenhaus zu Wien eigentlich den jüngern und ungeübten Aerzten bestimmt, aus andern Schriftstellern zusammengesucht, und mit eigenen Anmerkungen und Krankengeschichten durchwebt hat. Aber selbst erfahrne und geübte Aerzte werden letztere auch mit Vergnügen lesen, wenn es nämlich Vergnügen macht, Gedanken eines Mannes über schwere Krankheiten mitgetheilt zu lesen, dem man es sogleich ansiehet, daß

er sie nicht blos im Lehnstuhle gefaßt hat. Neugierig
fast alle Leser auch seyn, was ein wienerischer Arzt v
hen von gewissen neuern Mitteln denkt, womit uns
ligen Jahren die wienerische Schule bekannt gem
Daß sich inzwischen auf 338 Seiten 8. über 16 der w
Krankheiten nichts vollständiges liefern lasse, we
Leser schon voraus vermuthen. Gemeiniglich bt
die Zeichen einer jeden Krankheit an, (aber die
nicht der ausgearbeiteste) eine kurze Prognosis,
die Heilung, ohne sich eben bey der Entstehung oder
Eintheilung aufzuhalten. Weit interessanter würde das
für Anfänger geworden seyn, wenn der Verf. ih
nur viele Mittel genannt, sondern den semiotischen
ker gemacht, und ihnen nun auch ganz genau den
stimmt, das Uebel pünktlich bezeichnet hätte, wo gera
Mittel wirksam und anwendbar sey. Dies ist eben das
Verdienst, das sich ein erfahrner Arzt um unsere
wirbt, wenn er nach seinen Beobachtungen u
Gemälde der Krankheit liefert. Ohne dieses k wir all-
mählich wieder den traurigen Zeiten der Alten
es immer mehr um eine große Sammlung von Fo
bestimmte Beschreibung des Uebels zu thun war, wo
eigentlich passen, und die den Leser also immer ein L
ner Lotterie ziehen ließen.

Wir wollen das Hervorstechende für unsere Leser aus-
ziehen.

Gelbsucht. Unter den auflösenden Decocten giebt Hr.
Q. dem von der Saponaria, aus Wurzel und Blättern den
Vorzug; es schäume wie Seife, und mache Fettflecken aus.
Wahre Scirrhos hält er für unheilbar. Bey der krampfich-
ten Gelbsucht hätten wir die von Brünning beschriebene
wenigstens angezeigt, erwartet. Daß die periodische von
Gallensteinen entstehen, haben wir eben so wie der Verf. wi-
der Haller gefunden. Aber daß er die Brechmittel für ge-
fährlich hält, und überhaupt in der Gelbsucht nichts daraus
macht, hat uns befremdet. Vom Ricinusöl hat er bey der
Bleycolik nicht mehr Wirkung gesehen, als vom Mandelöl
und Manna, das er da oft in größern Gaben als Tron-
chin mit dem besten Erfolge gegeben. Oft hat hier das
Schwefelbad zu Baaden geholfen. Das neulich bekannt ge-
wordene Mittel aus Terpenthin und Vitriolöl räth er zu ver-
suchen,

er sie nicht blos im Lehnstuhle gefaßt hat. Neugierig
fast alle Leser auch seyn, was ein wienerischer Arzt
hen von gewissen neuern Mitteln denkt, womit u
nigen Jahren die wienerische Schule bekannt g
Daß sich inzwischen auf 338 Seiten 8. über 16
Krankheiten nichts vollständiges liefern lasse, we
Leser schon voraus vermuthen. Gemeiniglich giebt
die Zeichen einer jeden Krankheit an, (aber dieser
nicht der ausgearbeiteste) eine kurze Prognosis,
die Heilung, ohne sich eben bey der Entstehung
Eintheilung aufzuhalten. Weit interessanter wü
für Anfänger geworden seyn, wenn der Verf.
nur viele Mittel genannt, sondern den semiotischen
ker gemacht, und ihnen nun auch ganz gen
stimmt, das Uebel pünktlich bezeichnet hätte,
Mittel wirksam und anwendbar sey. Dies ist e
Verdienst, das sich ein erfahrner Arzt um uns
wirbt, wenn er nach seinen Beobachtungen uns
Gemälde der Krankheit liefert. Ohne dieses ko
mählich wieder den traurigen Zeiten der Alten
es immer mehr um eine große Sammlung von Formuln,
bestimmte Beschreibung des Uebels zu thun war, worauf
eigentlich passen, und die den Leser also immer ein Loos in
ner Lotterie ziehen ließen.

Wir wollen das Hervorstechende für unsere Leser aus-
ziehen.

Gelbsucht. Unter den auflösenden Decocten giebt Hr.
Q. dem von der Saponaria, aus Wurzel und Blättern den
Vorzug; es schäume wie Seife, und mache Fettflecken aus.
Wahre Scirrhos hält er für unheilbar. Bey der krampfich-
ten Gelbsucht hätten wir die von Brünning beschriebene
wenigstens angezeigt, erwartet. Daß die periodische von
Gallensteinen entstehen, haben wir eben so wie der Verf. wi-
der Haller gefunden. Aber daß er die Brechmittel für ge-
fährlich hält, und überhaupt in der Gelbsucht nichts daraus
macht, hat uns befremdet. Vom Ricinusöl hat er bey der
Bleycolik nicht mehr Wirkung gesehen, als vom Mandelöl
und Manna, das er da oft in größern Gaben als Tron-
chin mit dem besten Erfolge gegeben. Oft hat hier das
Schwefelbad zu Baaden geholfen. Das neulich bekannt ge-
wordene Mittel aus Terpenthin und Vitriolöl räth er zu ver-
suchen,

suchen, ob er ihm gleich keine specifische Kraft zutrauet. Eine allen Arzneyen widerstehende Gelbsucht hob er einmal durch frisches Obst. Wir vermissen hier die nicht ungewöhnliche Art von Gelbsucht, wo, wider den gemeinen Gang derselben, von selbst ein Durchlauf entstehet, und die Behandlung also auch unterschieden ist.

Am besten im ganzen Buche ist die Brust- und Bauchwassersucht behandelt, und kein Kapitel verräth so sehr den geübten und zugleich beobachtenden Arzt. Er hat jene Krankheit auch da oft entstehen sehen, wo man lange Zeit sehr auflösende Mittel wider Verhärtungen der Eingeweide gebraucht hatte. (Sollten letztere allein nicht schon ein hinlänglicher Grund des Uebels gewesen seyn, und die Wirkung der Mittel also unschuldig?) Er will in solchen Fällen lieber blos durch Diät und solche Mittel die Kranken amusiren, welche nur Verstopfung verhüten. Sehr gut sind hier Zeichen und Prognosis angegeben. Das Tabacksextract hat er unkräftig gefunden; Purgiermittel verschlimmern das Uebel, und schweißtreibende helfen nicht. Seine vieljährige Erfahrung habe ihn die Diuresis als den einzigen Weg zur Rettung dieser Kranken gelehrt, und hier sey das wässerichte Extract der Meerzwiebel allen ähnlichen Mitteln vorzuziehen, wenn es nur nicht aus der alten verdorbenen Wurzel verfertigt worden. Die geblätterte Weinsteinerde thue hier auch vortreffliche Dienste, wenn anstatt des gemeinen Essigs, Meerzwiebelessig dazu genommen werde. Einige haben nach jenem Meerzwiebelextract den Speichelfluß erlitten. Wenn diese Mittel nicht bald helfen, sey alles vergebens. Einzelne Krankengeschichte.

Bauchwassersucht, *Ascita*. Der Graf Ostermann wurde durch einen starken Schweiß an den Füßen von der Wassersucht befreyet, und blieb 20 Jahre frey davon, er mußte sich aber eigene Schuhe machen lassen, da in einem Behältnisse der abfließende Schweiß aufgefangen wurde. Wann drastische Mittel zu geben seyn; glücklicher werde dies Uebel durch diuretische gehoben. Einem solchen Kranken, dem die besten Mittel nichts geholfen hatten, gab sein Arzt Hollundersaft, um ihm nur etwas zu geben, und curirte ihn, indem viel Urin abgieng. Den spanischen Fliegen trauet der Verf. nicht; der äußere Gebrauch derselben rettete jedoch einmal einen Kranken, der nach Schlagfluß und Lähmung was-

sersüchtig geworden war. Den Maywurm habe er zuweilen mit gutem Erfolge gegeben. Auch hier sey das Extract der Meerzwiebeln das beste. Das Colchicum habe er oft, aber vergebens gebraucht; Collin selbst habe nachher ja zur Lactuca virosa seine Zuflucht genommen. Das Chelidonium hat sich ihm nicht immer gleich kräftig bewiesen. Wo und wann die Pillen von Bächer helfen. Mit Quecksilber habe er nicht viel ausgerichtet. Wo die Paracenthesis nützen könne. Bey zwey Frauenspersonen kam nach dieser Operation anstatt Wassers, eiterigte Materie, und sie genasen. Mehrere Mittel, die andere empfehlen, werden hier noch angezeigt, da es uns aber auf des Verf. Erfahrung ankömmt, lassen wir sie weg, wenn er sie ihnen nicht beyfügt. Drey Leutern, denen bey der Bleycolik verschiedene Mittel ohne Nutzen gegeben waren, wurde Alaun mit arabischem Gummi mit dem glücklichsten Erfolge gegeben, es erfolgte Oeffnung, und die Schmerzen verschwanden. (Schade, daß man hier die Gabe dieses Mittels nicht erfährt!) Die Lactuca virosa hat er oft vergebens gebrauchen sehen, die von ihrem Nutzen eingenommen sind, haben eine gute Portion Meerzwiebelextract beygemischt. Die Monghinische Methode habe oft geholfen, wenn man Borax zum Weinsteinrahm gesetzet, um ihn auflöslicher zu machen. Von den Bächerischen Pillen habe er oft mehr Verstopfung als das Gegentheil erfahren, das man davon erwarte; viele Tobsüchtige seyn aber dadurch, nach gehörigen Ausleerungen hergestellt worden. Vom Aufgusse oder auch Extracte der schwarzen Nieswurz habe er öfterer den Kranken Wirkung entstehen sehen, als von jenen Pillen. Die grüne Helleborus müsse aber nicht für den schwarzen gewählet werden. Bey dieser ziemlich ausführlichen Behandlung der Wassersucht ist es doch befremdend für uns gewesen, nicht einmal Willmanns Namen gefunden zu haben.

Beym Blutbrechen hätten wir, um die Quelle des Blutes zu finden, eben nicht auf Dodonäus, Hofmann und ähnliche Schriftsteller der vorigen Zeiten den Leser verwiesen, ohne ihnen von Morgagni und solchen großen Zergliederern etwas zu sagen. Auch hörte das Blutbrechen beym Irrereden, oder bey der Wassersucht, wo es nicht die vornehmste Krankheit ausmachet, wohl nicht hieher. Vom Aderlassen hält der Verf. hier nichts. Die Mineralsäuren, wenn sie auch noch so sehr verdünnet sind (dilutissima S. 198)

würe

würden wir aber eben so wenig empfehlen, freylich stopfen sie wohl die Quelle, aber Scirrhositäten sind hier, wie in ähnlichen Krankheiten, eine unausbleibliche Folge, also schlimmer, wie die Krankheit selbst. Auch der Weinsteinrahm ist hier mit Rhabarber verbunden, noch nicht einmal sicher ꝛc. wenn das Erbrechen aufgehört hat. Es ist auch unbegreiflich, wie man hier Arnica hat empfehlen können, dagegen der Verf. mit Recht eifert. Das Blutbrechen beym Scorbut ist, wie eben erinnert worden, beym Irrereden und der Wassersucht, blos symptomatisch, und gehörte also nicht hieher; inzwischen siehet man doch mit Vergnügen hier beym Scorbute S. 202 den Nutzen der Würz — bestätigt.

Epilepsie. Hyoscyamus so wenig als Stramonium habe sie geheilet. Das Cuprum ammoniae. helfe nichts, und aus Kupfer solle man, meynt der Verfasser, kaum jemals etwas geben. Das vortrefflichste sey Baldrian zu 2 bis 5 Quentchen täglich und lange Zeit gegeben, aber in Substanz. Hr. Q. hat dadurch Kinder curiret, wenn er es ihren Ammen gegeben. Da diese Krankheit oft von Würmern entstehe, so komme es auf eine gute Auswahl anthelmintischer Mittel an. Der Sabadillsaamen wirke wohl mehr als ein Purgiermittel, sey auch unangenehm zu nehmen. Bey einer Frauensperson wurden die Anfälle von Zuckungen durch Musik verhütet. Ein gewisses hier beschriebenes Gemisch that ihm bey der Art von Epilepsie gute Dienste, welche nach der Onanie entstehet, S. 30. Electricität hat bisher im Spitale noch nicht helfen wollen. Ueber die verschiedenen Ursachen des Uebels äußert sich der Verf. kurz. Vor einiger Zeit sey aus Holland ein Mittel als specifisch angepriesen, das Pomeranzenblätter zu enthalten geschienen, der Verf. habe auch dadurch einen schweren Fall gehoben, allein die einheimischen Pomeranzen haben ihn verlassen.

Unter der Rubrik: *Tussis* handelt Herr Quarin von dem Keichhusten. Wahrscheinlich sey die Ursache in Gedärmen und Brust zugleich zu suchen. (Aber wie ist damit zu reimen, wenn es bald nachher heißt: Brechmittel seyen unnöthig, da keine Saburra in den ersten Wegen hänge, und sich die Kranken ohnehin erbrechen?) Er sey am glücklichsten gewesen, wenn er anfänglich Manna mit Salz gegeben. An der guten Wirkung des S. 36 angegebenen Gemisches hat wohl nichts größern Antheil als Schwefel. Die Zinkblumen haben

haben dem Verf. nur einmal geholfen. (D Capi
überhaupt am wenigsten befriedigend, und hätte
Eilfertigkeit, wie es scheint, hingeworfenen ken,
durchaus nichts neues oder interessantes enthalten, ue
wegbleiben sollen.)

Blutspeyen. Zu den Ursachen gehöre au der
brauch des Quecksilbers, er habe diese Krankheit v
mate entstehen sehen. (So wie man überhaupt ei f
Untersuchung der Ursachen fast bey allen hier be
Krankheiten vermisset, so fehlen auch hier wieder v
denen doch offenbar das therapevtische Verfahren ve
eingerichtet, und wo also wohl nicht allezeit, nicht
hends mit Aderlassen angefangen werden muß. a
Gicht, exanthematische chronische Krankheiten ꝛc.
es eben so oft, und da wird der junge Arzt, er ge
nau unterscheidet, selten mit Aderlassen viel icht A
das, wo anstatt Aderlassens spanische Fliegen nen,
auch noch, wo blos ein sehr blosses Blut Jahre
worfen wird, ist, nebst andern Arten des Blut ens
übergangen worden.) Alaun sey ein herrli s
selten trüge, aber Alaunmolken, nach W er,
viel nützen, da das Meiste davon in dem ten der
Milch bleibe. Von Bronchialpolypen, die n
häufig vorkommen, dahin aber doch wohl as
Krankengeschichte gehört, hätten wir hier auch
chen erwartet. (Ohne Zweifel ist es für den
tiger zu wissen, wenn diese Krankheit sich so
unter dieser Gestalt erscheint, so muß sie an
werden, als wenn sie eine andere G lt annim
einer andern Ursache entstehet. sollte
praktischen Anweisungen das Sem ge den
wo eigentlich ein Mittel anwendbar , ehe n
Mittel selbst kennen lehret; gar zu leicht wird er so
Empirie verleitet, und der Unerfahrne greifet ohne
geschwind nach Mitteln, ehe er den Fall genau unte
auf den es passet. Hierin sollten wir es, wie schon ge
unserer ungleich größern Kenntniß von Mitteln, a
ten zuvorzuthun suchen, die sogleich eine g
von Compositionen angaben, und jenen Theil der
so sehr vernachläßigen.) Sollte wohl der un
S. 66 hi[illegible]u verwerfen seyn, und zwar weil er
regt?

Kur-

Lungensucht. Herr Quarin hat auch einige Fälle von Ansteckung gesehen. Eine Ursache dieser so sehr ausgebreiteten Krankheit suchet er sehr richtig darin, daß man sich bey catarrhalischen Beschwerden für Aderlassen fürchtet. Sie sey nicht so ganz unheilbar, er habe sogar einen Kranken wieder hergestellt, der stinkenden Eiter ausgeworfen. Die Art des Uebels, welche von Gicht entstehet, verspotte fast alle Hülfe. Er habe niemals einen entwischen sehen, der Steinchens ausgehustet; (eine Beobachtung, die mit des Rec. Erfahrung übereinkömmt, obgleich Morgagni das Gegentheil bemerket.) wo die Vitriolsäure helfen könne; wo Zeichen der Entzündung da sind, sey sie schädlich, er habe den Auswurf dadurch einen Gestank annehmen sehen. (?) Auch die fixe Luft sey mehr nachtheilig als hülfreich nach seiner Erfahrung, so wie durch das Asphaltöl, und nach Kalchwasser entstehe nur eine anscheinende Besserung. (Schade, daß hier wieder der seltene Fall nicht bezeichnet wird, wo es, und nicht anders, allein hilft.) Von künstlichen Geschwüren macht der Verf. eben so wenig, und zwar, weil sie den Kranken nur noch magerer machen. (?) Durch die Polygala allein hat er keinen einzigen Kranken genesen gesehen. Die isländische Flechte hat er alsdann mit Erfolge gegeben, wenn die Kranken die Chinarinde nicht vertragen konnten; sie sey freylich auch oft unwirksam, aber sie habe doch in einer großen Vereiterung niemals geschadet, wie Cullen glaubt; er habe sie zuerst zu Wien gebrauchet, sie sey ein sehr nährendes Mittel, und mache, daß der Magen die Milch besser verdaue; nie hat er einen Durchfall davon entstehen sehen, die Bitterkeit verliere sich durch langes Kochen, er läßt sie mit Milch kochen, das Decoct müsse aber nicht zu schleimig seyn. Von der China hält der Verf. sehr viel, das Decoct sey die beste Form, man müsse aber vorher einen Aufguß machen lassen, der kalte Aufguß allein sey unkräftig. Man müsse sie nach den Umständen mit andern Mitteln verbinden. Wenn das Fieber dabey nicht abnehme, so sey wenig Hoffnung übrig, und alsdenn finden sich nach dem Tode Fistulen, Knötchens oder Scrophuln. (Ist aber eben dies nicht ein Beweis, wie selten, wie wenig man sich auch von diesem Mittel in der wahren Lungensucht versprechen könne, da letztere Erscheinungen so oft die Ursache derselben sind? oder daß selten der Fall, wo es geholfen, die Benennung von Lungensucht verdiene?) Der Balsam von Mecca, ob er ihn gleich ächt erhalten, habe

nicht

spitale Versuche damit, und nach den hier beschr
Krankengeschichten muß man gestehen, daß sie allerd
Empfehlung dieses Mittels ausgefallen sind. Wie g
wären wir, wenn uns auf diese Art das Quecksilber i
gewisser als durch Opium enbehrlich würde!

Zuletzt Formuln.

Rg.

Dr. Ch. Godfr. Gruners — Anleitung Arzneyen zu verschreiben. Zweyte revidirte Auflage. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfähler, 1786. auf 14 Bogen.

Die Urschrift ist in dieser Bibl. B. XXXVIII. St. 1, und die erste Auflage B. LVI. St. 1 angezeigt und beurtheilt worden. Ich unterschreibe, was jene Recensenten, sowohl von der Brauchbarkeit der Urschrift, als von der Unnöthigkeit einer Verdeutschung gesagt haben; indessen hat das gutmüthige oder das unbedachtsame Publikum die unnöthige Verdeutschung so fleißig gekauft, daß die Verleger eine zweyte Auflage veranstalten konnten; der bessere Theil des Publikums hat aber vielleicht durch diese Verdeutschung verloren, denn vermuthlich hat sie eine zweyte verbesserte Auflage der Urschrift erschwert, und H. G. die Gelegenheit benommen, uns seine allenfallsigen Vervollkommnungen, Zusätze und Berichtigungen der Urschrift mitzutheilen.

La.

Christ. Gottlieb Selle, der Arz. D. und Prof. und Arzt des Charitéhauses zu Berlin, Handbuch der medicinischen Praxis. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, 1785. Himburg.

Recensent zeichnet nur das aus, was diese Ausgabe des schätzbaren Buchs von der vorhergehenden unterscheidet.

S. 8. Wir abstrahiren aus einzelnen Fällen die Arten, und aus den Arten die Geschlechter der Krankheiten. Will der

daraus abstrahirt wird, ist Gegenstand der Theorie und Wissenschaft. Indessen hat jeder einzelne Fall sein Eigenthümliches, sein Individuelles, wornach der Arzt beym Krankenbette sich fügen muß. Das ist der Gegenstand der Praxis und der Kunst. (Sehr wahr. Aber die Regeln fürs Individuelle stehen, oder sollten doch in der allgemeinen Therapie stehen. Denn im Grunde sind sie generaler, als die besondere Therapie, und in der allgemeinen Therapie liegen die Grundsätze, nach denen man in einzelnen Fällen von der speciellen Therapie abweichen muß.)

§. 9. Das Gemeinsame aller Fieber ist vermehrte Bewegung im Blute. (Ganz gewiß.) Die nächste Ursache der Fieber scheint eine im Blute enthaltene, und von da aus die Nerven reizende Materie zu seyn. (Nicht oft umgekehrt? Nicht vielleicht noch öfter? Der behaftete Nerve, gleich viel wodurch, und wenn auch nur gemüthlich. Einer oder mehr Nerven reizen das ganze System davon, und so theilt sich dem Blute erst mit.) Daß die Fiebermaterie ihren Reiz im Blute habe, machen die Ausführungen sehr wahrscheinlich. (Aber wenn aufs Brechmittel das Fieber verschwindet, oder gering wird, ist da die Blutmasse entlediget worden?)

§. 10. Die Fiebermaterie scheint zur Fäulniß geneigt zu seyn. (Etwas beschränkt hätten wir den Satz gewünscht, der bey Wechsel- und gastrischen Schleimfiebern, auch Nervenfiebern nicht ganz der Fall ist.)

§. 11 und 13 f. von Prognosis und Heilung der Fieber sind sehr anmerkliche Zusätze.

§. 17. Warum Hr. S., der es erwiesen hat, er sey gerade der Mann, der in Fiebern die natürlichen Arten durchschaute, nicht den Schritt gewagt habe, die natürlichen Arten einzuführen, begreift Rec. nicht. Es ist doch wahrer Gewinnst der Wissenschaft dabey, wenn man, was man doch halb thut, ganz thäte. Jetzo steht es so, daß die Eine Hälfte der Fieberarten ihren Wesen nach, und die andere blos symptomatisch geordnet ist.

§. 18 werden die anhaltenden Fieber, obwohl sie selten sind (in der Stadtpraxis) sehr gut als Ideal aufgestellt.

§. 21 steht die wahre und wichtige Bemerkung, daß Puls und Kräfte in inflammatorischen (auch gastrischen) Fiebern oft Schwäche anzuzeigen scheinen; diese aber verschwin-

Die Zweifel über die Inoculation stehen S. 119. Hr. S. sieht nicht ein, was sie vor gütigen natürlichen Pocken voraus haben. (Rec. auch nicht. Das Wichtigste dafür ist, was Hr. S. 121 sagt: man könne dadurch schlimmen Epidemien ausweichen.) Wenn aber Hr. S. sagt, es werde das Pockengift bey der Inoculation nicht gehörig verarbeitet, und lasse Saamen zu leicht tödtenden Krankheiten zurück: (so dürfte es wohl die Schuld der Behandlung seyn, bey der die Suttons wahrlich nicht ganz das Muster seyn sollten. Die trifft der Vorwurf, nicht die Sache selbst. Wer zu Anfange, wie Sydenham, und bey der Eiterung wie Morton handelt — (Kunstverständige mißverstehen das nicht —) der wird nicht leicht in den Fall kommen. Und wenn er in den Fall kommt, in den er auch bey den schönsten natürlichen Pocken kommen kann: so muß ihm die Nachcur aushelfen. Es ist eben so auch gar nicht unpathologisch, wenn man die Ansteckung, die edlern Theilen beygebracht wird, schlimmer achtet, als die, so auf der Oberhaut angebracht wird. Und auch darin dürfte ein Vortheil der Inoculation liegen.

Wenn Hr. S. uns Ein Mal ein Natursystem der Fieber schreibt: so werden das rothe und das weiße Friesel, die S. 125 noch zusammenstehen, weit aus einander gerathen. S. 131 warnt er sehr gut, den sauren Frieselgeruch sich nicht zu alkalischen Mitteln verleiten zu lassen.

Es giebt S. 135 Petechien zu Anfang des Fiebers, da keine Unreinigkeiten in den ersten Wegen, auch kein Zeichen der fäuligen Auflösung vorhanden ist, die im Gegentheile erst entsteht, wann die Flecken verschwinden, da dienen Diaphoretica Alexipharmaca. (Ob nicht hier die Resorption ohne sehr merkliche Zeichen der Unreinigkeit etwas erkläre, fragt Rec. nur.

S. 140. Bey Steifigkeit des Halses von skrophulöser Schärfe (und von Würmern) thut Asand innerlich und äußerlich gute Dienste.

S. 141 wird auch der Schmerzen des Schenkels, der Waden und des Schienbeins gedacht, die eine Folge von Verstopfungen der Leber und Vorboten der Eiterung sind. (Hieher gehören auch die sonderbaren Beinschmerzen, die auch aus andern reizenden Ursachen aus dem Unterleibe sympathisch sind, und Ein Mal den sonderbaren Namen spasmus fixus Paracelsi

wollt erhielten. Bey Leberverstopfungen giebt es nach Verschiedenheit des angelaufenen Theils derselben, und also auch der Nervenäste, die dabey leiden, auch in den Armen einen Schmerz, der noch mehr hieher gehört.

Unter die Ursachen der Blutflüsse steht S. 165 Veränderung der Atmosphäre, weil zu Einer Zeit oft mehrere mit Bluthusten befallen werden.

S. 184 wird (was so natürlich war) die plethora abdominalis als Ursache aller Hämorrhoiden genannt: (aber noch nicht genug entwickelt. Sie ist aber sehr fruchtbar, und räumt eine Menge Vorurtheile bey Seite. Die Radicalcur erheischt freylich große Cautelen: aber bisher sind die Cautelen zur Cur gemacht worden. Dabey von Schärfen, die rheumatische als gemeiniglich mitwirkend anzusehen, ist wohl zu allgemein. Die Resorption bringt deren mehrere und nähere mit ins Spiel.)

S. 217 wird das Schankergift als das eigentliche Gift der Lustseuche angesetzt, und schon vorher vom Trippergifte abgeschieden. (Zuverläßig geben beyde verschiedene Produkte; aber ist es daher nöthig, zwey Gifte anzunehmen? Die Art, wie das Gift in den Körper kommt, ist äußerst verschieden, also auch die Bearbeitung des Krankenstoffs und die Folgen. Die eigentliche Lustseuche, die meistens vom Schanker entsteht, nimmt gar einen andern Zug, als die verartete, die auf den Tripper erfolgt. Nur am Ende begegnen sie sich ziemlich wieder.)

S. 259 glaubt Hr. S. die Lepra, eine Art feuchter Krätze, (sie ist sicher ein trockner Grind, und eine trockne Raude) komme bey uns nicht selten vor, und die Natur des Uebels (im ersten Anfange) sey flechtenartig. (Rec. kann dies mit einiger Zuverläßigkeit bestätigen.)

S. 261 meynt Hr. S., die Elephantiasis und die Lepra des Mase sey Eins. (Das ist sie schwerlich.) Auch fragt er: ob nicht die Elephantiasis oder der Stoff dazu die Mutter der Tripperschärfe sey? (Eine sinnreiche Muthmaßung, und Rec. setzt hinzu, eine äußerst wahrscheinliche, daß das Aussatzgift mit dem, der durch den Tripper in den Körper kommt, sehr nahe verwandt sey.)

Die Zweifel über die Inoculation stehen S. 119. Hr. S. sieht nicht ein, was sie vor gütigen natürlichen Pocken voraus haben. (Rec. auch nicht. Das Wichtigste dafür ist, was Hr. S. 121 sagt: man könne dadurch schlimmen Epidemien ausweichen.) Wenn aber Hr. S. sagt, es werde das Pockengift bey der Inoculation nicht gehörig verarbeitet, und lasse Saamen zu leicht tödtenden Krankheiten zurück: (so dürfte es wohl die Schuld der Behandlung seyn, bey der die Suttons wahrlich nicht ganz das Muster seyn sollten. Die trifft der Vorwurf, nicht die Sache selbst. Wer zu Anfange, wie Sydenham, und bey der Eiterung wie Morton handelt — (Kunstverständige mißverstehen das nicht —) der wird nicht leicht in den Fall kommen. Und wenn er in den Fall kömmt, in den er auch bey den schönsten natürlichen Pocken kommen kann: so muß ihm die Nachcur aushelfen. Es ist eben so auch gar nicht unpathologisch, wenn man die Ansteckung, die edlern Theilen beygebracht wird, schlimmer achtet, als die, so auf der Oberhaut angebracht wird. Und auch darin dürfte ein Vortheil der Inoculation liegen.

Wenn Hr. S. uns Ein Mal ein Natursystem der Fieber schreibt: so werden das rothe und das weiße Friesel, die S. 125 noch zusammenstehen, weit aus einander gerathen. S. 131 warnt er sehr gut, den sauren Frieselgeruch sich nicht zu alkalischen Mitteln verleiten zu lassen.

Es giebt S. 135 Petechien zu Anfang des Fiebers, da keine Unreinigkeiten in den ersten Wegen, auch kein Zeichen der fäuligen Auflösung vorhanden ist, die im Gegentheile erst entsteht, wann die Flecken verschwinden, da dienen Diaphoretica Alexipharmaca. (Ob nicht hier die Resorption ohne sehr merkliche Zeichen der Unreinigkeit etwas erkläre, fragt Rec. nur.

S. 140. Bey Steifigkeit des Halses von skrophulöser Schärfe (und von Würmern) thut Asand innerlich und äußerlich gute Dienste.

S. 141 wird auch der Schmerzen des Schenkels, der Waden und des Schienbeins gedacht, die eine Folge von Verstopfungen der Leber und Vorboten der Eiterung sind. (Hieher gehören auch die sonderbaren Beinschmerzen, die auch aus andern reizenden Ursachen aus dem Unterleibe sympathisch sind, und Ein Mal den sonderbaren Namen spasmus fixus Paracelsi

voll erhielten. Bey Leberverstopfungen giebt es nach Verschiedenheit des angelaufenen Theils derselben, und also auch der Nervenäste, die dabey leiden, auch in den Armen einen Schmerz, der noch mehr hieher gehört.

Unter die Ursachen der Blutflüsse steht S. 165 Veränderung der Atmosphäre, weil zu Einer Zeit oft mehrere mit Bluthusten befallen werden.

S. 184 wird (was so natürlich war) die plethora abdominalis als Ursache aller Hämorrhoiden genannt: (aber noch nicht genug entwickelt. Sie ist aber sehr fruchtbar, und räumt eine Menge Vorurtheile bey Seite. Die Radicalcur erheischt freylich große Cautelen: aber bisher sind die Cautelen zur Cur gemacht worden. Dabey von Schärfen, die rheumatische als gemeiniglich mitwirkend anzusehen, ist wohl zu allgemein. Die Resorption bringt deren mehrere und nähere mit ins Spiel.)

S. 217 wird das Schankergift als das eigentliche Gift der Lustseuche angesetzt, und schon vorher vom Trippergifte abgeschieden (Zuverläßig geben beyde verschiedene Produkte; aber ist es daher nöthig, zwey Gifte anzunehmen? Die Art, wie das Gift in den Körper kömmt, ist äußerst verschieden, also auch die Bearbeitung des Krankenstoffs und die Folgen. Die eigentliche Lustseuche, die meistens vom Schanker entsteht, nimmt gar einen andern Zug, als die verartete, die auf den Tripper erfolgt. Nur am Ende begegnen sie sich ziemlich wieder.)

S. 259 glaubt Hr. S. die Lepra, eine Art feuchter Krätze, (sie ist sicher ein trockner Grind, und eine trockne Raude) komme bey uns nicht selten vor, und die Natur des Uebels (im ersten Anfange) sey flechtenartig. (Rec. kann dies mit einiger Zuverläßigkeit bestätigen.)

S. 261 meynt Hr. S., die Elephantiasis und die Lepra des Mose sey Eins. (Das ist sie schwerlich.) Auch fragt er: ob nicht die Elephantiasis oder der Stoff dazu die Mutter der Tripperschärfe sey? (Eine sinnreiche Muthmaßung, und Rec. setzt hinzu, eine äußerst wahrscheinliche, daß das Aussatzgift mit dem, der durch den Tripper in den Körper kömmt, sehr nahe verwandt sey.)

nig und leicht auflösbar (und ungeachtet dieser stände vom Steinstoffe wohl nicht eben we[...] den.)

Ganz vortrefflich sind S. 532. f. die Einwürfe [...] die Milchversätze entkräftet; und eben so S. 536. f. die [...] ge der Versätze und die Stellen des Ablagers [...] Man weiß schon, daß Hr. S. mit den Milchverse[...] Kindbetterinnenfieber in Verbindung setzt. Dies ge[...] in der neuen Ausgabe auf eine so überzeugliche Weise, [...] man ohne Vorurtheil es schwerlich mehr für proble[...] ten kann, und Hr. S. S. 535. die nähere Bestimm[...] Kindbetterinnenfiebers mit vollem Fuge sich beylegt.

Auch das Verzeichniß der Mittel ist vermehrt. Bey den Mineralwassern hätte Recensent noch einen Zusatz der künstlichen gewünscht, die schon mit wahrem Nutzen in Gebrauch gekommen sind. Fliederwasser auf Schulzens Art bereitet, ist doch auch vorzüglich. Der Artikel Bäder ist hinzugekommen, auch Copaiva — und Schwefelbalsam. Belladonna ist in Blättern und Wurzel zugefügt; auch das wesentliche Oel der Schafgarbe, welches mit dem wesentlichen Weinsteinsalze bey zu häufigem Blutflusse aus dem After gerühmt wird. So seltsam und unverhältnißmäßig Hr. S. auch selbst die Janinschen pil. Hydragogas mit Rechte nennt, so wagt er doch, wegen ihres Nutzens in der Brustwassersucht, nicht sie zu ändern. Auch rühmt er die Potio Antilyssa als ein vortreffliches Gemische, zum Schweiß und Urin zu treiben. Und dazu hat sie den besten Anschein.

Man sieht, wie dies vortreffliche Buch bey jeder Auflage gewinnt und hat Recensent bey der nöthigen Kürze seiner Fragen und Zweifel nicht jedesmal des Verf. und des Buchs mit Verehrung gedenken können, so thut ers am Ende noch Einmal für Allemal.

Kh.

D. Mar-

D. Markus Herz, Arzt am jüdischen Krankenhause zu Berlin und Hochfürstl. Waldeckschen Leibarztes und Hofraths, Versuch über den Schwindel. Berlin. 1786. bey Voß. XLIV. und 292 Seiten in kl. 8.

Die Vorrede erweist den Nutzen der Psychologie in der Heilkunde. Hr. H. will sie bey der speculativen Philosophie nicht untergebracht haben, und wundert sich, daß sie nicht einen eben so wesentlichen Theil der Naturlehre ausmache, als die Wissenschaft von den Körpern. (Rec. dächte doch, die Psychologie würde am besten gemeinsam bearbeitet. Hat Hr. H. doch selbst von Locke und Home gelernt. Wenn der speculative Philosoph nur richtige Ereignisse zum Grunde legt; und von uns Aerzten sich einhelfen läßt, so kann er sehr gründlich über den Gang der Seele, deren Eine er ja selbst hat, mitsprechen und besser oft, als der Naturkündiger, der an der sinnlichen Natur zu Zeiten oft zu sehr hängt.) Dem Arzte wenigstens ist die Psychologie in Krankheiten gemischter Natur nöthig, und dazu gehört vorzüglich der Schwindel.

Wenn die Seele mehr, als Eine Vorstellung auf Einmal hat, so kann sie ihre Anstrengung nicht auf alle zugleich, sondern muß sie auf jede besonders richten; sie muß bey jeder Vorstellung weilen. Doch muß sie auch nicht zu lange daran weilen, weil dann die Aufmerksamkeit geschwächt und die Vorstellung dunkler und verworrner wird. S. 5—8. (Das zu lange Weilen der Aufmerksamkeit auf Eine Sache setzt uns aus dem Zusammenhange andrer Vorstellungen heraus, den diese mit der Sache und mit uns selbst haben, setzt uns also aus der objectivischen und subjectivischen Richtigkeit, Würde und aus dem Gleichgewichte heraus, den jede Sache mit andern und mit uns selbst im Ganzen haben muß.)

Es giebt also einen Verweilungspunkt, über welchem und unter welchem die Klarheit und Deutlichkeit (Zusammenhang, Richtigkeit und Ebenmaas) geschwächt wird, und daher entsteht der Grundsatz der Weile, die nicht zu groß und nicht zu klein seyn muß, ein Grundsatz, den Locke nur so hingeworfen und nach ihm blos Home gebraucht hat. Das Maas der Weile, das zur vollkommnen Klarheit erfodert wird, ist in jedem Falle nicht dasselbe, sondern richtet sich

nach der objectivischen Verschiedenheit der Vorstellung und der subjectivischen des Vorstellenden. S. 8 — 10.

Das Maas der Weile richtet sich in Ansehung der Vorstellungen (also objectivisch) erstlich nach ihrem innern absoluten Gehalte S. 10. und zweytens nach ihrer relativen Beschaffenheit oder ihrem gegenseitigen Verhältnisse unter einander S. 20.

Nach ihrem innern absoluten Gehalte. Je wichtiger, fruchtbarer, lebhafter (?) und interessanter (?) jede einzelne Vorstellung in der Reihe der Vorstellungen ist, desto mehr Anstrengung und desto größere Weile erfordert sie. Eine Reihe metaphysischer Begriffe kann die Seele bey weitem nicht so schnell durchlaufen, als eine eben so große Avancementsliste in der Zeitung oder als eine Muschelreihe in einem Naturaliencabinet. (Das ist wohl sehr relativ.) Für die angenehmen Empfindungen — und die unangenehmen. (Rec. stutzte ein wenig. Er erwartete Vorstellungen, von objectivisch innerm absolutem Gehalte. Sind angenehme und unangenehme Empfindungen der Art? Sind sie nicht subjectivisch, und zwar fast ganz relativ?) —

Für die angenehmen Empfindungen hat die Seele eine leichte Empfänglichkeit; (?) sie überläßt sich ihnen ganz ohne viele Anstrengung, sie wird von nichts in der Anwendung ihrer Thätigkeit abgehalten, und der gegenwärtige Genußaugenblick läßt es ihr nicht zu, auf damit verbundne Nebenumstände auszuschweifen; daher durchläuft sie eine solche Reihe mit vieler Schnelligkeit, und die Zeit verschwindet ihr unvermerkt. Die unangenehmen Empfindungen hingegen dringen sich der Seele auf, sie muß die Kraft auf ihre Vorstellung doppelt anstrengen, weil ihr immer von dem Verlangen nach der Befreyung von derselben gegengewirkt wird; ihr gegenwärtiges Leiden ist mit einer Menge Nebenvorstellungen vom Vergangnen und Künftigen geschwängert, die mit ihm in Eins zusammenfließen und sich ihr mit darstellen; und daher ist ihr Fortgang in einer solchen Reihe langsam und schwerfällig, es wird eine große Pause zwischen jeder neuen Anstrengung erfordert, und die Zeit wird ihr lang und schleppend. (?) Eben so ists mit den Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Bey den angenehmen und vermischten wird die Seele von einer Menge Vorstellungen, die mit ihrem Gegenstande in der entferntesten Verbindung stehen, bestürmt und von einer zur andern mit erstaunlicher Schnelligkeit fort-

gerif-

gewissen. Bey den unangenehmen brütet sie mit Beharrlichkeit auf eine einzige und ist kaum mit äußerster Mühe zum Uebergange zu einer andern zu bringen."

Dies sind die eigenen Worte, und eine Probe, wie Hr. H. als Philosoph und als Stilist sich nimmt, bey der Rec. doch einen Augenblick stehen bleiben muß. Wenn man Hrn. H. auch zugeben will, es könnte eine Vorstellung objectivisch und in sich anmuthig und widrig seyn, wie z. E. ein heitrer und ein neblicher Tag es sind: so mischt sich doch allemal, wenn sie angenehm oder unangenehm werden sollen, etwas subjectivisches mit ein, nicht nur mehr physisches Wohlbehagen oder Nichtbehagen, sondern auch selbst Aufmerksamkeit, Empfänglichkeit vom Eindrucke, Geschmack an Naturschönheit u. s. w. Selbst die Art, mit der Hr. H. davon spricht, deutet den subjectivischen Einfluß der angenehmen und unangenehmen Empfindungen an, denen er sogar die Gemüthsbewegungen und Leidenschaften gleich schätzt. Alles dieses aber ist nicht objectivisch, nicht absolut innerer Gehalt der Vorstellung. Es ist geradezu das Gegentheil.

In der Behauptung, daß wir an unangenehmen Vorstellungen länger weilen, als an angenehmen, hat Hr. H. indessen Recht. Rec. dünkt aber nicht, daß er den wahren Punkt warum? so ganz getroffen habe. Alles Angenehme dauert nur so lange, als es von der Anspannung der Nerven bis zur verhältnißmäßigen Abspannung kömmt, die allemal auf jene folgt; bey neuer Vorstellung ist man damit bekannt, und es gerathen Anspannung und Abspannung in Abnahme und in Ruhe. Das Unangenehme aber erheischt seiner Natur und seiner Folgen wegen eine längere und bey jeder Vorstellung verneute Anspannung, die endlich in eine Ermattung übergeht, in der, wenn die Vorstellung wieder antritt, sie Einen noch immer mehr ängstlich und unschlüßig macht. Ein Mann, der ein nur competentes Auskommen hat, erbt auf Einmal 1000 Reichsthaler; oder er wird auf Einmal mit 1000 Reichsthaler Schulden behaftet. In jenem Falle ist er froh, aber mit der Anordnung, wie ers damit halten will, gemeinhin bald fertig. Nicht so, wenn ihm bey nur competentem Auskommen so viel Schulden aufgehalset werden. Da sind die Folgen nicht so leicht zu übersehen, er hat mit der Auskunft, die er dagegen suchen muß, zu kämpfen und lange zu kämpfen, und das längere Weilen daran ist also natürlich. Ueberdem richtet sich das Weilen darnach, ob etwas mehr

ob-

objectivisch oder mehr subjectivisch
jenes mehr, so wird der Verweilung ... iger
men, mehr in Verhältniß und Eb... daß nur an
stellungen gesetzt. Ist die Vorstellung mehr subjec...
verlängert sich der Verweilungspunkt mehr, als er g...
innern wahren Gehalt und als er im Zusammenhange
andern nach Ebenmaas es sollte. Alle unangen...
pfindungen aber sind mehr subjectivisch, selbst objectivi...
genehme können über ihr Maas subjectivisch unange...
werden. So bekömmt ein hysterisches Mädchen vom
rosen, selbst nach Violen Zuckungen. Es ist eine der
sten Wahrheiten in der practischen Philoso... ...
jectivischer Vorstellung Richtigkeit und ... e
subjectivischer zu leicht das Gegentheil sich ... nor.
Mann, dem eine Unannehmlichkeit zustößt, ein M...
Besonnenheit und Entschließung; so fühlt er freyl...
angenehme und mags wohl stark fühlen, aber er
seine Parthie, denkt auf die Mittel und ...
Erhält er erst so viel über sich, daß er aus d... ...
Herzens ein Geschäfft des Verstandes gema... ... er
gewonnen, und er wird über der Vorst...
brüten, sondern seine Maasregeln nehmen. ...
nicht in dem Falle ist, weilt immer an ...
brütet darüber und kann ganz aus dem ...
werden. Jener hat aus der subjectivischen ...
mehr objectivische gemacht; er sieht die ...
wahren Lichte und in ihrem Zusammenhange m...
andern Vorstellungen an; dieser bleibt an der sul...
Vorstellung kleben.

Ueber das Weilen sinnlicher Empfindungen hat Hr.
H. S. 13. f. umständlich philosophirt. Die niedern Sinne,
Geruch, Geschmack, Gefühl sind von starkem Eindruck,
scheinen der Seele mehr Anstrengung zu kosten, sie zu um-
fassen und sie mehr zu ermüden. (?) Sie kann daher nur mit
langsamen Schritten von einer zur andern übergehen. —
Die Vorstellungen der höhern Sinne, des Gesichts und Ge-
hörs, sind von flüchtiger Art. (?) Ihre Eindrücke sind sehr
leicht, sie scheinen nur die Oberfläche zu berühren und ver-
schwinden mit der Gegenwart des Gegenstandes. Die See-
le bedarf wenig Anstrengung sie zu fassen, und kann bey der
kleinsten Weile, d. i. mit größter Schnelligkeit einer Reihe
sol-

solcher Vorstellungen durchlaufen u. s. w. (Ueber Gesicht und Gehör kommen des Schlages mehr Erklärungen vor. An dieser Probe ist es genug.)

Der Leser, der zu denken angewöhnt ist, wird bald merken, wie unrichtig Hr. H. seinen Standpunkt nimmt, aus der er die Sachen ansieht. Und ich darf sagen, Hr. H. wird es mit der Zeit selbst merken, wie sehr er den rechten Punct hier und in einem großen Theile seines Buchs verfehlt habe. Es ist Schade, daß ein Mann von so mertlicher philosophischer Anlage seine Gegenstände so oft von der unrechten Seite ins Auge nimmt, daß er seinem Scharfsinne, dessen er viel hat, die Richtigkeit und Bestimmtheit nicht zu geben vermag, wodurch sein Lehrer und Freund so groß geworden, und daß er endlich mit einer Art von Herabsehen die Aerzte seiner Zeit behandelt, die den Werth des Philosophirens in der Medicin mit andern Augen ansehen, als Hr. H. es gethan hat. Theorie haben wir nöthig, selbst Hypothesen haben bey uns einstweiligen Nutzen: aber Erklärungssucht erster Wahrnehmungen und unmittelbarer Folgesätze daraus hat von jeher aller Medicin und aller Physik mehr geschadet, als genützet. Wenn Hr. H. richtig und frugal philosophirt: so wird er nicht blos Zimmermann, Selle, Reimarus und Marcard werth seyn, die er S. 5. zu seinen Richtern macht, sondern auch uns andern Aerzten, bey denen, beyläufig gesagt, wahre aber sehr sobre Philosophie immer in hohem Werthe gewesen ist und es immerdar seyn wird.

Nur noch was Schwindel sey. Dies auszumitteln bestimmt Hr. H. erst im Geiste von Hr. Zimmermann, was Langeweile sey, S. 89. f. und nur erst, nachdem er diese zergliedert hat, zeigt er, S. 108. f. das Gegentheil davon sey der Schwindel, er sey der Zustand der Verwirrung, in welchem die Seele wegen der zu schnellen Folge der Vorstellungen sich befindet.

Commentiren muß man darüber nicht weiter, aber das muß Rec. der Wahrheit zu Steuer sagen, daß allerwegen viel feine Anmerkungen, zerstreut, und die psychologischen Ungereimtheiten andrer S. 136. f. nachdrücklich gerügt sind, und man also oft auf eine lehrreiche Art schadlos gehalten wird, wenn man gleich nicht blos Baldrian und Pyrmonter Brunnen für ausschließliche Mittel erklären möchte. Es ist aber nicht

nicht möglich, Hrn. H. weiter zu verfolgen,
Buch zu schreiben.

Aetiologie der Krätze. Von Joh Ernst [illegible] mann, Hofmedicus zu Hannover. bey Helwing. 1786. 9 Bog. 8.

Daß in den Krätzpusteln Insecten sich aufhielten, Grönländer und die alten Weiber in Deutschland [illegible] land vermuthlich früher, als die Gelehrten. [illegible] Moufet 1634. die kleinsten Thierchen in der Kr[illegible], [illegible] Hauptmann Rietliesen nannte, und den Käsemilben [illegible] Bonomo aber 1682. erst recht genau als Mill[illegible] Briefe an Redi beschrieb, den Mead in ei[illegible] die Transactionen drucken ließ, aus denen er [illegible] abgedruckt ist. Bonomo setzte die Krätzmilbe [illegible]sel, beschrieb ihren Haushalt und nahm selbst ihr[illegible] wahr. Es machte aber wenig Sensation, bis v. Lin[illegible]ne Exanthemata viva herausgab, und den Acarus [illegible] ins Natursystem einführte.

Linne hielt aber noch die [illegible], die [illegible] und die Krätzmilbe für Eins. De [illegible] er [illegible] terschied, der zwischen Mehl [illegible] und Hr. Wichmann hat ihn du[illegible] Beschrei[illegible] pferstiche so deutlich und sinnlich gemacht, [illegible] ein Zweifel mehr obwalten kann.

Die Krätzmilbe existirt aber [illegible] in den Bläschen, welche eben erst e[illegible] [illegible] wässerige Feuchtigkeit fassen. Ein [illegible] Bläschen ein weißes Pünktchen, das man [illegible] messer herausheben und auf grün Tuch [illegible] das ist die Krätzmilbe. Oft gräbt sie in der [illegible] lichen Strich, gleichsam eine Furche, in der [illegible] finden ist. Bey denen, die schon eine Weile mit [illegible] behaftet gewesen sind, muß man sie gar nicht [illegible] glauben S. 46 und 75. Das merkte auch [illegible] an: humore aqueo in pustula absumto aut [illegible] omnes intereunt S. 8.

Nicht al[illegible], was juckt, ist Kr[illegible], und [illegible] juckende [illegible]

rere, als wir bis dahin wissen.) Die wahre Krätze fängt mit zerstreut stehenden juckenden weißen Knötchen an, die sich in Bläschen verändern und gemeiniglich an den Händen zuerst sichtbar werden, von da sie sich über den Leib, das Gesicht ausgenommen, verbreiten. (So gemeiniglich. Oft aber auch zuerst am Leibe und besonders an den Beinen.) Nachher wird die wässerige Feuchtigkeit mehr oder weniger eiterig, und giebt eine kleine weißliche Borke. Der Unterschied zwischen feuchter und trockner Krätze ist wohl überflüßig. (Nicht ganz. Jene heilt merklich leichter.) Das durch Bettwärme vermehrte Jucken ist fast charakteristisch. Wer das nicht empfindet, hat die wahre Krätze nicht. (Ist das nicht zu allgemein?) Die wahre Krätze steckt allein durch Berührung an. (Ist auch dies es nicht?) Am ersten werden mit der Krätze verwechselt die Urtication, der venerische Ausschlag, der nicht Krätze heißen sollte, (sehr richtig. Krätze ist der Stoff. Venerisch sind die Grinde und Rauden) und der juckende Ausschlag der Alten (der aber doch der wahren Krätze sich so ähnelt, daß ich ihn nicht zu unterscheiden wüßte, wenn ich nicht mit Hrn. W. den Unterschied darin setzen will, daß er Finger und Hände frey läßt, welches er auch nicht immer thut, so wenig als jede Krätze durchaus zuerst an den Händen sich äußert. Für venerischen Ursprungs ihn zu halten, ist mir unmöglich.)

Die Frage: sind die Insekten Ursache der Krätze oder sind sie eine Folge davon? veranlaßt eine lehrreiche Untersuchung über den medicinischen Skepticismus und die häufige Verwechselung der Ursachen und Wirkungen. Hr. W. hält die Krätzmilbe für die alleinige Ursache der Krätze und gesteht der Unreinlichkeit mit Recht nur die Beförderung des Nistens und die Hegung der Krätzmilben zu.

Giebt es aber keine kritische metastatische Krätze? Wohl eben so wenig, als eine venerische, sagt Hr. W. Wenn man anführt, daß chronische Uebel nicht eher gehoben sind, als bis die Krätze über den ganzen Körper erschienen ist, so glaubt er, die Beobachtungen seyn hauptsächlich aus Hospitälern und Feldlazarethen, wo die Milben in den Bettdecken u. s. w. sich fortpflanzen und dies macht ihm diese Krise verdächtig. Von selbst, sagt er, entsteht sie nie, sondern allezeit durch Berührung. Wirkt die Krätze zum Besten der Gesundheit, so wirkt sie als ein allgemeines Vesicatorium und durch

durch so ein künstliches Geschwür genas dann auch blos der Muzelsche Melancholikus. (Rec. erzählt nur hier sowohl, als fortan.)

Auch Mineralwasser, selbst schwefliche, treiben keine Krätze aus, als höchstzufällig, und wenn der Brunnengast in Betten kömmt, die der Wirth von Krätzmilben nicht säubern konnte.

Wenn jemand, der die Krätze hat, eine hitzige Krankheit ergreift, so verschwindet die Krätze, und man schreibt dem Verschwinden die Krankheit zu, zumal wenn bey der Genesung die Krätze wieder ausbricht. Hier, sagt Hr. W. wird Ursache und Wirkung verwechselt. Krätze ist kein Präservativ gegen andre Krankheiten. Diese, welches man am deutlichsten bey Pocken sieht, treten auch Krätzige an, die Krätze geht dabey weg, und kömmt nach den Pocken wieder. Da hat doch gewiß die verschwundne Krätze die Pocken nicht verursacht, also wohl eben so wenig die übrigen Krankheiten. (?) So unwichtig also dies Zurücktreten in Betracht der Milbentheorie ist, so mußte Hr. W. doch demselben begegnen, weil man daraus einen Einwurf wider den Gebrauch blos topischer Mittel hernimmt, die nach der Milbentheorie allein anzuwenden sind.

Und wenn es auch nie Zurücktreiben der Krätze gäbe, so sind die Mündungen der einsaugenden Gefäße doch so groß, daß, wenn auch nicht die Milben selbst, doch wenigstens die Eyer gar füglich von denselben können aufgenommen, in die Blutmasse gebracht, und nach innern Theilen herumgeführt werden. (!) Wird doch das Kügelchen vom Quecksilber resorbirt, und werden dadurch weit größere Geschöpfe in Umlauf gebracht, z. E. Bandwürmer nach der Leber bey Haasen, nach den Muskeln bey Schweinen, nach dem Hirne bey Schafen. Aber auch dieser Theorie bedarfs nicht. (Das wäre auch nicht gut.) Bey dem Fieberschauder gerathen die Milben, wie vom kalten Bade, in Schlummer, Hautröthe, Jucken u. s. w. verliert sich, die Milben sterben wohl gar; aber wenn sie am Ende auch nicht wieder belebt würden, so bringen die Eyer doch die vorige Krätze wieder hervor. So eine Belebung bringt auch vielleicht das warme Schwefelbad wieder hervor, wodurch ein Reiz auf der Haut entsteht, der die Brust alsdann befreyet und andere Zufälle hebe.

Die Ansteckung der Krätze, da sie besonders durch Berührung und zwar an Händen und Fingern geschieht, bestätigt die

die Milbentheorie ungemein. Auch das, daß einige Menschen so gar nicht von der Krätze angesteckt werden. Die Milben müssen in der Ausdünstung derselben etwas ihnen specifisch Widriges finden. (Also auch wohl anderwegen etwas specifisch Günstiges.)

Vorzüglich bestätigt die Kur der Krätze die Milbentheorie. Schwefel und Quecksilber sind die Basis bey allen Kuren. Eine eigne Dyskrasie der Säfte hat man zu allen Zeiten bey der Krätze annehmen wollen, hat aber doch allendlich zu Lokalmitteln seine Zuflucht nehmen müssen, so daß Boerhave, Schmucker u. a. selbst mit Schmieren u. s. w. die Thierchen haben tödten müssen. Krätze ist blos Hautkrankheit. Hat man sie durch innere Mittel kurirt, so war es entweder nicht wahre Krätze, oder war sie es, so sind Schwefel und Quecksilber die Mittel gewesen, die beyde von innen auch nach außen wirken. Grant und Werlhof entscheiden für die Lokalmittel.

Hr. W. der ein Zurücktreten der Krätze aus kränklicher innerlicher Ursache nicht zugeben will, giebt am Ende doch ein schädliches Zurücktreiben, als möglich zu; aber eigentlich nur vom Misbrauche der specifischen Mittel, wenn sie unzeitig, verkehrt und in zu großer Menge u. s. w. angewandt worden sind, also nur ein Zurücktreiben als Folge der äußern Mittel. Und da sind gerade die wirksamsten auch die gefährlichsten. Man schmiere einen gesunden Menschen unbedachtsam mit Schwefel- oder Quecksilbersalbe, setze ihn der Erkältung aus und sehe, was für eine Krankheit derselbe auch ohne zurückgetriebene Krätze, blos von unterdrückter Ausdünstung bekommen werde. (Aber die Zufälle haben doch einen ihnen eignen Verlauf. Und wenn nun Krätze wieder erscheint, und der Kranke geneset, ist sie dann auch die Krise der Mittel?)

Unter den äußerlichen Mitteln hat man neben Schwefel und Quecksilber auch Arsenik angepriesen, mit dem man aber noch vorsichtiger seyn muß. Sollte es des Heraustreibens von Krätze bedürfen, so würde Schwefel wohl meistens, sonst auch Umgang oder Handschuh eines Krätzigen zureichend seyn.

Die Milben sind nur bey den ersten Krätzblasen und bey den eyternden Pusteln sind sie nicht mehr da; wie soll man dann die größern eyternden Schwären noch durch Schwefel zu heilen suchen? Auf diese wichtige Frage antwortet Hr. W.

 sehr

[illegible]
[illegible] Wunsch, u. s. w. Selbst das Paradoxe, das [illegible] die Sentenzen oder Denksprüche, werden [illegible] zu den Figuren für Witz und Scharfsinn gezählt.

Verwundert war uns S. 330 das gewiß [illegible] Urtheil von Kleist's Frühlinge, daß er, [illegible] Schilderungen, [illegible] ein Bild nach dem andern [illegible]

[illegible] folgende, des Aufhebens würdige [illegible] Anmerkung: „Die ehemaligen [illegible] und den Schweizern [illegible] welche die Schweizer [illegible] suchten; (und wovon [illegible] werden.) Gottsched [illegible] in seiner kritischen Dichtkunst [illegible] nicht aus gehörigen Gründen [illegible] schrieen darüber, und [illegible] daß sie alle neue Metaphern [illegible]

[illegible]

sich nun wohl, wenn es uns nicht zu weit führte, eins und das andre sagen. Ihren erlaubten Gebrauch schränkt der Verfasser bloß auf einige sehr bekannte mythologische Namen ein.

S. 446 wird der Gebrauch des Präsentis anstatt des Präteriti dem Geschichtschreiber aus dem Grunde widerrathen, weil die Würde und Wahrheit der wahren Geschichte alle Täuschung und Erhitzung der Einbildungskraft verbiete. Man weiß, mit wie glücklichem Erfolge Thucydides, Xenophon, und andere alte Geschichtschreiber sich dieser Figur — wenn sie anders Figur heißen kann, bedient haben. Dieß bemerkt auch der Verfasser; allein, setzt er hinzu, das kann man ihrem Zeitalter zu Gute halten; und er meynt, es dürfe eben so wenig nachgeahmt werden, als ihre erdichteten Reden, welche durch die Täuschung, die sie verursachen, ihm eben so sehr wider die Wahrheit und Würde der Geschichte zu streiten scheinen. — Das ist doch wohl offenbar hyperkritisch geurtheilt!

Mit den bisherigen Erklärungen des Naifen, selbst mit denen von Mendelssohn und Engel, ist der Verfasser nicht zufrieden; und er selbst erklärt es S. 503, durch eine Figur des Witzes, welche das Unerwartete mit einer unschuldigen Offenherzigkeit [illegible]ndet. Mit Recht erinnert er zuletzt, daß diese [illegible] [illegible]alt des Schriftstellers ist, son[illegible] [illegible]n Umstände erfodert.

[illegible] Eintheilung des Styls nach [illegible]lärt der Verf. zuerst, S. 8, [illegible]lich, das Verhältniß des [illegible]ümliche Denkungs- und [illegible] von Einwohnern; und [illegible] in gewöhnlichen Fällen

wöhnlich zu seyn, um sie in der Rhetorik als besondere Figuren auszuzeichnen; z. B. die Frage, der Zweifel oder Einwurf, der Gebrauch des Präsentis anstatt des Präteriti, die Anrede, der Ausruf, der Wunsch, u. a. m. Selbst das Paradoxe, das Naive, die Sentenzen oder Denksprüche, werden hier zu den Figuren für Witz und Scharfsinn gezählt.

Unerwartet war uns S. 350 das gewiß zu strenge Urtheil von Kleist's Frühlinge, daß er, bey allen einzelen schönen Schilderungen, ein wahrer Guckkasten sey, wo immer ein Bild nach dem andern vorüber gehe.

S. 425 steht folgende, des Aufhebens würdige, literarische Bemerkung: „Die ehemaligen Kriege zwischen Gottsched und den Schweizern nahmen über Katachresen ihren Anfang, welche die Schweizer einzuführen und zu verfechten suchten; (und wovon hier Beyspiele angeführt werden.) Gottsched verwarf diese harten Metaphern in seiner kritischen Dichtkunst mit Recht, obgleich nicht aus gehörigen Gründen. Bodmer und Breitinger schrieen darüber, und beschuldigten die Sachsen, daß sie alle neue Metaphern verwürfen.“

Selbst die Mythologie wird von dem Verfasser S. 437 unter die Redefiguren gestellt; immer doch, wie uns dünkt, allzu uneigentlich; denn sie ist nicht sowohl selbst Figur, als Quelle rednerischer und dichterischer Figuren und Bilder. S. 438 ff. werden verschiedene Gründe wider ihren Gebrauch eingeführt, die theils von der zu wenig allgemeinen Bekanntschaft mythologischer Fabeln und Personen, theils von ihrem Mangel an Interesse, theils von ihrer verbrauchten Alltäglichkeit, und ihrem Mangel an Würde und Schicklichkeit, hergenommen sind. Dawider ließe

sich

sich nun wohl, wenn es uns nicht zu weit führte, eins und das andre sagen. Ihren erlaubten Gebrauch schränkt der Verfasser bloß auf einige sehr bekannte mythologische Namen ein.

S. 446 wird der Gebrauch des Präsentis anstatt des Präteriti dem Geschichtschreiber aus dem Grunde widerrathen, weil die Würde und Wahrheit der wahren Geschichte alle Täuschung und Erhitzung der Einbildungskraft verbiete. Man weiß, mit wie glücklichem Erfolge Thucydides, Xenophon, und andere alte Geschichtschreiber sich dieser Figur — wenn sie anders Figur heißen kann, bedient haben. Dieß bemerkt auch der Verfasser; allein, setzt er hinzu, das kann man ihrem Zeitalter zu Gute halten; und er meynt, es dürfe eben so wenig nachgeahmt werden, als ihre erdichteten Reden, welche durch die Täuschung, die sie verursachen, ihm eben so sehr wider die Wahrheit und Würde der Geschichte zu streiten scheinen. — Das ist doch wohl offenbar hyperkritisch geurtheilt!

Mit den bisherigen Erklärungen des Naifen, selbst mit denen von Mendelssohn und Engel, ist der Verfasser nicht zufrieden; und er selbst erklärt es S. 503, durch eine Figur des Witzes, welche das Unerwartete mit einer unschuldigen Offenherzigkeit verbindet. Mit Recht erinnert er zuletzt, daß diese Figur nicht in der Gewalt des Schriftstellers ist, sondern ihre eigenen günstigen Umstände erfodert.

Theil II. Bey der Eintheilung des Styls nach der Würde desselben, erklärt der Verf. zuerst, S. 8, was diese Würde sey; nämlich, das Verhältniß des Ausdrucks gegen die eigenthümliche Denkungs- und Empfindungsart jeder Klasse von Einwohnern; und sagt hernach: „Da Schriftsteller in gewöhnlichen Fällen

len zu den obern Klassen gehören, und für diese schreiben und sprechen, so muß auch ihr Ausdruck der eigenthümlichen Denkungs- und Empfindungsart derselben angemessen, folglich edel seyn." — Man sieht bald, daß auch dies auf die oben gedachte Lieblingsmeynung des Verf. von der Bildung der Schriftsprache durch die Sprache des Umgangs hinzielt; allein, auch dies beyseite gesetzt, scheint uns jene Erklärung von der Würde des Ausdrucks etwas zu einseitig zu seyn, und hier nicht blos das Verhältniß desselben zu der Art, wie die Leser eines Schriftstellers denken und empfinden, sondern auch, und vornehmlich, das Verhältniß des Ausdrucks zu der Denkart und Empfindungsart des Schriftstellers selbst, theils überhaupt, theils in der Lage, Seelenrichtung und Gemüthsfassung, in welcher er schreibt, und dann auch zu den Gegenständen, über die er schreibt, in Betrachtung zu kommen.

Daß die Vollständigkeit der höhern Schreibart, wie S. 62 gesagt wird, in vielen Fällen den Gebrauch der zusammengesetzten Wörter verbiete, leuchtet uns nicht ein. Die Gedrungenheit und Fülle dieser Schreibart gewinnt gar oft mehr durch dergleichen zusammengesetzte Wörter, und der Verf. gesteht selbst, daß sie die Kürze befördern. Warum sollte Stärke der Seele für den höhern Styl mehr Würde und Feyerlichkeit haben, als Seelenstärke?

Sehr empfehlungswerth ist S. 67 ff. der Abschnitt von dem Geschäftsstyl, und besonders von dem Kanzley- und Kurialstyl. Man findet hier alles beysammen, was sich sowohl über dessen Vorzüge und Beybehaltung, als über dessen Unbehülflichkeiten, Mißbrauch, und nöthige Veränderung sagen läßt. Der Kanzleystyl darf, wie unter andern sehr

rich-

richtig bemerkt wird, den Veränderungen der Sprache nur von weitem folgen, wenigstens nicht mit dem raschen Schritte, wie die übrigen Schreibarten.

Von den eingemischten erdichteten Reden und malerischen Beschreibungen, die bey den Geschichtschreibern des Alterthums vorkommen, glaubt der Verf. S. 105 den Grund in dem damaligen Zustande der Kultur zu finden, die im Ganzen mehr verschönerte Sinnlichkeit, als Kultur des Verstandes gewesen sey. Daher, meynt er, hätten sich die untern Kräfte noch immer in das Gebiete des Verstandes gedrängt, besonders in solchen Produkten, welche mehr für die Nation, als für die kleine Anzahl von Philosophen, geschrieben wurden. — Allein, für welches Publikum schreiben denn die meisten neuern Geschichtschreiber? Doch wohl nicht für ein aufgeklärteres, philosophischeres Publikum, als das war, welches die Leser der griechischen und römischen Skribenten ausmachten? Und wird nicht das feinste, scharfsinnigste Raisonnement über Thatsachen oft noch viel weiter von diesen Thatsachen und der historischen Treue abführen können, als jene so unschuldige Verschönerung und Abänderung des erzählenden Vortrages durch Reden und Schilderungen?

Sehr wahr wird S. 122 die poetische Prose ein Zwitter genannt, dessen unsere Litteratur sehr füglich hätte entbehren können, und von ihr gesagt, daß sie die alten Gränzen zwischen der Poesie und Prose niederreiße, von beyden etwas an sich habe, und keines von beyden sey. Aber daß sie sich nur in der deutschen, nicht auch in andern neuern Sprachen, finden sollte, läßt sich doch wohl nicht behaupten. Vielmehr scheint sie aus andern Sprachen, vornehmlich aus der englischen, in die unserige gekommen zu

seyn; wiewohl auch einige, an sich schätzbare, prosaische Uebersetzungen englischer Dichter für ihre Einführung unter uns verantwortlich zu seyn scheinen. Am verwerflichsten ist sie allerdings in Lehrbüchern und Aufsätzen, welche unterrichten und überzeugen sollen.

Das Rührende wird S. 135 mit Recht von dem Pathetischen unterschieden, und gezeigt, daß das erstere genau dasjenige sey, was die griechischen Lehrer der Wohlredenheit ἤθος nannten, und von dem παθος unterschieden, wobey das, was Quintilian B. VI. Kap. über diesen Unterschied sagt, zu vergleichen ist.

Sollte denn bey dem erhabenen Styl, nach S. 165, immer die Absicht des Schriftstellers nothwendig seyn, durch seine Darstellung Ehrfurcht und Bewunderung zu erregen? Sollte nicht diese Wirkung gar oft auch ohne diese Absicht, schon durch die innere Größe und Erhabenheit des Gegenstandes, auch bey der größten Simplicität des Ausdrucks, erfolgen können? Daher, wie bekannt, die so nahe Verwandtschaft des Naifen mit dem Erhabenen. Man wende diese Bemerkung auf die bekannte mosaische Stelle von der Schöpfung des Lichts an, über deren Erhabenheit oder Nichterhabenheit man, wie auch hier S. 164 erzählt wird, in Frankreich stritt; und man wird Bedenken trageu, der Meynung zu seyn, der auch der Verf. beytritt, daß diese Stelle nicht erhaben sey. Hier scheint vielmehr das zu gelten, was S. 169 von der edlen Einfalt in dem Ausdruck eines an und für sich schon erhabenen Gegenstandes gesagt wird.

Was werden Klopstocks ausschließende Bewunderer zu dem S. 175 gefällten Urtheil sagen, daß ei-

nige

nige seiner letzten Oden merkwürdige Beyspiele des höchsten Schwulstes sind, besonders seine Ode an die Genesung, „wo die gemeinsten und alltäglichsten Ge„danken in einen Schwall prächtiger und aufgeblase„ner Worte und Bilder eingekleidet werden.“ z. B.

„Hätt' ich deinen (der Genesung) sanften Gang
nicht vernommen,
„Nicht deiner Lispel Stimme gehört,
„So hätt' auf des Liegenden kalten Stirn
„Gestanden mit dem eisernen Fuß der Tod.“

„Sagt doch nichts anders, setzt der Verf. hinzu, als: wäre ich nicht gesund geworden, so wäre ich gestorben; ein sehr gemeiner Gedanke, der dieses Aufwandes gewiß nicht werth war.“ — Aber auch der kaltblütigste Kunstrichter wird dies Urtheil äußerst hart, um nicht zu sagen, äußerst unbillig finden, und darin den Beruf des Verfassers zur Kritik der Dichter wohl schwerlich anerkennen.

Der Verf. sieht S. 189 den geringern Grad der Vollkommenheit der neuern Beredsamkeit, mit der alten verglichen, für einen wahren Vorzug der neuern Zeiten an, weil dies ein Beweis sey, daß itzt mehr auf den Verstand, als auf die Sinnlichkeit, und, besonders bey politischen und gerichtlichen Untersuchungen, mehr auf die obern als untern Seelenkräfte gewirkt werde. Vielleicht aber ist doch dieser Gesichtspunkt etwas zu einseitig gefaßt. Wahre Beredsamkeit wirkt nur dann erst auf Herz und Leidenschaften, wenn der Verstand der Zuhörer von den Wahrheiten, wofür man sie einnehmen will, hinlänglich unterrichtet und überzeugt ist. Wenn es also nicht auf blosse Spekulation, auf kalte Beystimmung, sondern auf lebhafte Rührung des Willens, auf Entschluß und Thätigkeit ankömmt, so bleibt dazu die Be-

redsamkeit unstreitig eines der wirksamsten Mittel.

S. 201 wird erinnert, daß der Unterschied, den die meisten ausländischen sowohl als einheimischen Aesthetiker unter dem Lächerlichen und Belachenswerthen machten, sehr unbedeutend, und in Ansehung des deutschen Ausdrucks in dem letztern Worte nicht einmal richtig sey. Freylich ist das Wort *ludicrous* im Englischen noch etwas anders als belachenswerth, wodurch Meinhard und andere es übersetzt haben. Daß aber der gemachte Unterschied so unbedeutend nicht sey, beweisen die zum Theil feinen und fruchtbaren Bemerkungen, wozu Home, Beattie, u. a. m. durch die Absonderung der beyden Begriffe, *ridiculous* und *ludicrous*, veranlaßt sind. — Uebrigens erklärt unser Verf. das Lächerliche durch eine unerwartete und unschädliche Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger, oder doch ihnen ähnlicher Wesen; und zergliedert die in dieser Erklärung liegenden einzelnen Begriffe S. 203 ff. umständlicher.

Der S. 233 befindlichen Voraussetzung, daß wir eine Theorie des Komischen aus keinen bessern Händen, als Herrn Lichtenbergs, erhalten könnten, stimmt Recensent mit voller Ueberzeugung bey.

Poesie erklärt der Verfasser S. 255 als die lebhafteste Art der Rede, unterstützt von der sinnlichsten, oder vielmehr lebhaftesten Harmonie. Was diesen Grad der Lebhaftigkeit, folglich auch die lebhafteste Art der Harmonie nicht hat, ist Prose.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns in nähere Prüfung dessen einlassen wollten, was der Verf. S. 295 ff. über den Unterschied der Versfüße bey den Alten und Neuern, und vornehmlich über die

die Wiedereinführung der alten Sylbenmaaße sagt, die er gar nicht billigt. Aber es ließe sich unstreitig wider sein Raisonnement sowohl, als wider seinen Tadel der angeführten Beyspiele manches erinnern. Der Reim findet an ihm einen desto eifrigern Fürsprecher.

S. 338 spricht der Verf. um ein gut Theil günstiger von der Beredsamkeit, und den Wirkungen derselben, als in der vorhin angeführten Stelle. Auch ist er sehr für die Kanzelberedsamkeit, und wundert sich, daß man noch einen Augenblick hat zweifeln können, ob unsere gottesdienstlichen Versammlungen ein schickliches Feld der eigentlichen Beredsamkeit seyn können. Sie allein scheinen es ihm zu seyn, in welchen unsere heutige Beredsamkeit noch einen Schatten von der Beredsamkeit der Alten behaupten kann, indem in beyden einerley große Massen zu bewegen und zu erschüttern sind.

Abermals ein sehr harter Urtheilsspruch, S. 363, über die Schriften über das Genie, welche, wie der Verf. sagt, am Ende weiter nichts beweisen, als daß ihre Verfasser selbst keine Genies waren. Wer kann hier an Gerard's und anderer würdiger Schriftsteller Erörterungen dieses Gegenstandes denken, ohne eine so allgemein hingeworfene Aeußerung innigst zu mißbilligen? — So scheint uns auch das, was S. 403 f. über die bisherigen Lehrbücher der schönen Wissenschaften gesagt wird, gar zu allgemein und kurz abgesprochen zu seyn. — Noch eine Stelle ähnlicher Art, die wir S. 431 finden; deute sie, wer Lust hat! „Ich kenne einen deutschen fruchtbaren Schrift„steller, dessen Styl von vielen für schön gehalten „wird, der aber (wer? der Schriftsteller, oder sein „Styl?) einer buchstäblichen Uebersetzung aus dem

„Französischen so ähnlich sieht, als ein Ey dem an-
„dern, weil sich der Mann ganz nach französischen
„Schriftstellern gebildet hat, daher er keinen Satz
„schreiben kann, ohne die Gedanken auf französische
„Art auf einander folgen zu lassen."

Gf.

II.

Ueber das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erzen, Rohsteine, Schwarzkupfer und Hüttenspeise, von Ignaz Edlen von Born, des R. R. Ritter, K. K. wirklichen Hofrath bey der Hofkammer in Münz- und Bergwesen rc. Wien, bey Wappler, 1786. in gr. 4to. 227 Seiten. 21 Kupfertafeln.

Jeder Kenner und Freund des Berg- und Hüttenwesens wird diese wichtige Schrift mit Sehnsucht erwartet haben, und eben deswegen würde man sich wundern, daß die Anzahl der Pränumeranten, dem Verzeichniß zufolge, sich nicht höher als auf 73 beläuft, wenn nicht die Freygebigkeit des Verfassers mit vielen Exemplaren an seine Freunde Geschenke gemacht; andere hingegen aus Vorurtheil gegen die Amalgamation darauf weniger aufmerksam gewesen wären. Längst war der Herr von Born als einer der ersten deutschen Gelehrten bekannt. Seine und Ferbers Briefe machten nicht zu verkennende Epoche in einer bis dahin nur zu sehr vernachläßigten Wissenschaft. Diese Erfindung, Anstalt und ver-

derselben vollständige Bekanntmachung erhebt ihn nun auch zum Rang der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Ausnehmend beträchtliche Holzerspazung — dadurch verschaffte Möglichkeit Bergwerke in Gegenden zu treiben, in welchen sie sonst eben des Holzmangels wegen unbearbeitet bleiben mußten, und Schonung der Gesundheit und des Lebens vieler Menschen durch Einführung einer weit gesündern Arbeit als jene vom Bleyrauch begleitete, sind gewiß schätzbare Wohlthaten, wenn man auch die Vermehrung der Massen edler Metalle, die Ersparung des Bleyes ꝛc. nicht mit in Rechnung bringen wollte. Mehrere 1000 Centner sind nun schon mit dem glücklichsten Erfolg verquickt worden. Herr von B. wurde durch Gesundheit und Geschäfte gehindert, die Einleitung des Amalgamazionsprozesses und die Errichtung der ersten Amalgamiemühle in den N. Ungarischen Bergstädten selbst zu übernehmen. Der Verwendung, Thätigkeit, den Kenntnissen, und vorzüglich der Anhänglichkeit seiner beyden Freunde, Antons von Ruprecht, Bergraths und Lehrers der Chemie zu Schemniz, und Karl Haidingers, Adjunkts am K. K. Naturalienkabinet, welche sich diesem Geschäfte unterzogen haben, verdankt es der Hr. Verfasser, daß die erste Arbeit im Großen gleich so glücklich von statten gegangen sey, und jetzt ununterbrochen fortgesetzt werden könne.

Graf von Thun, K. K. Kämmerer und Bergrath, hat den Auftrag, das Anquicken auf die silberhaltige Kupfer anzuwenden ausgeführt. Wirklich ist man mit Errichtung eines Quickwerks für die silberhaltige Schwarzkupfer bey Altgebürg beschäftigt, und überhaupt wird nun die Quickarbeit bey den übri-

gen Bergwerken der österreichischen Staaten eingeführt werden.

Des Kaisers M. haben nicht nur befohlen, den Amalg. Proceß allgemein bekannt zu machen; sondern auch allen Wißbegierigen, die den Zutritt zu den Amalg. Hütten zu erhalten ansuchen werden, solchen gestattet. Der K. von Spanien hat wirklich darauf vier in der Chemie unterrichtete Spanier in die N. Ungarische Bergwerke geschickt.

In der That scheint es problematisch, warum, da seit mehreren Jahren im Oesterreichischen so sehr auf Geheimnisse in Berg- und Hüttensachen gehalten wird, dennoch diese eigene und überaus wichtige Verrichtung allgemein bekannt zu machen, nicht nur erlaubt, sondern auch befohlen worden ist. Ohne Quecksilber läßt sich nicht amalgamiren, und das kann außer dem Pfälzischen, nur im Oesterreichschen gekauft werden. Spanien selbst kauft noch in Indien, ohnerachtet es selbst Quecksilberminen besitzt. Dieser Umstand macht die allgemeine Verbreitung der Quickarbeit Oesterreich nicht nur unschädlich, sondern auch nützlich. Ferber in seiner Naturgeschichte des Bergwerks zu Hydria S. 14 setzt die Menge des Quecksilbers, das dort jährlich gewonnen wird, auf 3000 Centner, sagt aber: „es sey kein Zweifel, daß man „die jährliche Erzeugung weit höher, und bis auf „5000 Zentner treiben könne, wenn man nicht bes„sere Rechnung dabey fände, den zu großen Ueberfluß „an Quecksilber und den davon abhangenden wohlfei„lern Preiß desselben zu verhindern." Vor einigen Jahren, ehe Hr. v. Born mit seinem Am. Proceß hervortrat, klagten die Pfälzer: es seyen die Oesterreichschen Quecksilber im Preiß so erniedrigt worden, daß ihre Zubuß, Freybau und geringe Ausbeut-

werke

werke auflässig werden müßten. Jetzt kommen sie wieder in die Höhe.

Daß man die Verwandtschaft des Goldes mit dem Quecksilber schon in den ältesten Zeiten gekannt habe, erklärt Hr. von B. in der Einleitung aus Vitruv und Plinius. Bey der Goldwäscherey des Flußsandes bediente man sich des Verquickens von jeher. Dann wandte auch der Bergmann diese einfache Methode auf die goldartige Gangarten an. Beym Agrikola findet man eine Beschreibung der Struktur der Quickmühlen. Inzwischen brachte man nur einen Theil des Goldes aus, der übrige Schlich mußte wieder aufgeschmolzen, und das zurückgebliebene Gold vom Silber geschieden werden. Nach mehrerer Vervollkommnung der Schmelzkunst, besonders in Deutschland, fand man die Quickmühlen überflüßig, und zog das Gold nur aus den vordern und reichern Schlichen auf dem Sichertrog aus. Doch hat man diese Mühlen noch bey einigen Bergwerken in Tyrol, dem Salzburgischen, Savoyen und in Chili, wo das Gold gediegen einbricht. In Norwegen wurde auch das gediegene Silber auf dergleichen Mühlen ausgezogen, nachher aber des zu großen Silberabgangs wegen abgeschafft. Von diesem Amalgamiren gediegener Metalle ist hier indessen die Rede nicht, sondern vom Anquicken der Gold- und Silbererze. Kaum einer unser Chemiker bezweifelte bisher die Vererzung des Goldes, und vorzüglich des Silbers. — Der einzige Scopoli ausgenommen.

Bergmann scheint die Vererzung des Goldes zu bezweifeln, und Kirwan läugnet sie jetzt ganz. Von B. fand keine überzeugende Beweise von der Unmöglichkeit der Gold- und Silbererze mit Vor-

zu seyn. Plomo, Hornerz; es wird zuweilen auch Suco genannt. Machacado, Haar- oder dratförmig in die Gangart eingeknetetes grdiegenes Silber. Soroches, silberhaltige Bleyerze. Rosicler, helles Rothgülden. Cochiso, derbes dunkles oder graues Rothgülden. Negrillos, Silber- oder Kupferhohlerze. Nach Barba kömmt ein Auszug aus Frezier's Reisen. Dann einer aus Beyers Reise. Von B. hat diese Reisebeschreibung nicht finden können, und sich deswegen des Schneiderischen Auszugs bedient. Ferner Nachrichten von der Anquickung ꝛc. aus den Comentarios a las Ordenanzas de minas des D. Fr. Xav. de Gamboa. Ein Auszug aus D. Ulloas Nachrichten vom südlichen und nordöstlichen Amerika, ingleichen aus Bowles introduction à l'histoire naturelle etc. de l'Espagne. Endlich macht ein Auszug aus des Ign. Molina Nachrichten von Chili den Beschluß.

Alle diese Amalgamazionsvorschriften, welche derjenige, dem es um genaue Kenntniß zu thun ist, im Buche selbst lesen wird, widersprechen einander sehr, indem bald das Rösten für unentbehrlich, bald für überflüßig, das Daseyn des Vitriols einmal für höchst schädlich, und dann wieder für äußerst nützlich angegebeu wird u. s. w. Wie unzureichend diese Anquickungsarten, wie unnütz die Zusätze von Pferdemist, Hörner u. dergl., wie unsicher die angegebenen Hülfsmittel zur Minderung des Quecksilberabgangs, und wie unbestimmt die angegebenen Kennzeichen vom guten oder schlechten Fortgang der Anquickung sind, kann jeder prüfen, der es nachmachen will. Eine Vergleichung zwischen dem spanischen Verfahren mit dem, welches Hr. von B. anräth, wird den großen

Unter-

Unterschied zeigen. Nach der Anmerkung S. 189 sollen sich die Vortheile des spanischen Verquickens gegen die ungarische wie 1 zu 10 verhalten. Hr. v. B. klagt sehr über die vielen Hindernisse, welche ihm bey seinen ersten Vorschlägen und nachherigen Versuchen in Wien von Stubenchemikern und unchemischen Bergverständigen seyn entgegengesetzt worden; zum Glück hätte ein Monarch zu entscheiden gehabt, der aus eigener Erfahrung gewußt, wie viel Egoismus, Vorurtheil und Unwissenheit jeder Neuerung entgegen zu setzen wisse. Da nun alles zu Glück geschlagen, so hätten Zweifler, Kalkulanten, Wohlmeiner und Einwender die Achsel gezuckt, und gesagt: 's ist ja eine alte Sache! der leidige spanische Amalgamazionsproceß.

Noch kürzlich hat Jemand im Journal v. u. f. Deutschland die von Bornische Amalgamazionsmethode vorläufig für eitel spanisch erklärt. Wem wird nicht bey dergleichen Ausfällen Colombo mit dem Ey einfallen! Mag dann die von Bornische A. Methode immerhin nur eine Verbesserung der spanischen seyn; enthält sie doch zur Erreichung dieses Zwecks nicht eine, sondern eine Menge Erfindungen. Daß der K. von Spanien selbst Männer nach Ungarn schickt, welche sich in der dortigen Methode unterrichten sollen, wäre doch wohl großer Ueberfluß, wenn sie keine beträchtliche Verbesserung gegen die spanische enthielt.

Wir wollen nun suchen aus dem 11ten Abschnitt unsern Lesern einen verständlichen Begriff von der Methode des Herrn von B., und von der Theorie, worauf sie sich gründet, zu geben. Alles hat von B. so aufrichtig, vollständig und faßlich beschrieben, daß es keinem Sachverständigen schwer fallen wird, nachzuahmen, und sich durch Versuche weiter

zu

zu belehren. Sie werden und müssen das Buch selbst zur Hand nehmen. Also nur für diejenigen, welchen es allein darum zu thun ist, sich einige deutliche Begriffe von dieser bisher in Europa unbekannten, und in der verbesserten Gestalt überhaupt neuen Art Gold- und Silbererze gut zu machen, zu verschaffen, wird sich Rec. bemühen, das Wesentlichste auszuziehen; und doch leidet es die Materie nicht so kurz zu seyn, als er wünschte, wenn auch schon viele Handgriffe, Warnungen, Beschreibungen und dergleichen übergangen werden.

Bekanntlich vereinigen sich Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Wißmuth und Zink mit dem Quecksilber kalt; andere Metalle und Halbmetalle nur während dem Schmelzen. Ferner werden Zinn und Wißmuth geschwinder als Gold und Silber, und diese geschwinder als Kupfer, vom Quecksilber aufgenommen. Die Wärme befördert auch die kalte Anquickung, oder die ohne Schmelzung; sie macht das Quecksilber wirksamer und flüßiger, und erweitert die Zwischenräume der aufzulösenden Körper. Bewegung und Reibung des Gemengs verschafft eine beständige wechselseitige Berührung des Auflösungsmittels mit dem Aufzulösenden. Zur Erleichterung und Beschleunigung gehört ferner eine hinreichende mechanische Zertheilung der aufzulösenden Körper. Das Quecksilber und die damit zu verbindenden edlen Metalle müssen mit keiner fremdartigen Rinde oder Häutchen umgeben seyn. Aus Stein- und Erdarten, auch metallischen Erden, geschieht die Entwickelung der edlen Metalle am besten blos durch mechanische Zerkleinung. Müssen sie aber aus schweflichten und arsenikalischen Erzarten anderer unedler Metalle und Halbmetalle abgesondert werden: so muß die-

dieses die Röstung bewirken. Hierbey vereinigt sich die durch die Zerstörung eines Theils des Schwefels entstehende Vitriolsäure, mit den beygemischten alkalischen Erden und metallischen Kalken des Eisens, Kupfers ꝛc. und umhüllt in dieser Gestalt (so wie die metallischen Kalke allein) die Gold- und Silberstäubchen noch immer zum Theil. Hier müssen also chemische Auflösungsmittel angewandt werden, vornehmlich mineralische Säuren. Die bey der Röstung entstehende Vitriolsäure löst zwar die Kupfer- und Eisentheile in ihrem metallischen — noch besser in ihrem verkalkten Zustande auf; allein sie hängt sich an die alkalischen Erden, metallische Kalke, und zum Theil selbst an das Silber an, und wirkt nur in so weit, als sie entweder mit den metallischen Kalken nicht in Vitriol übergeht, oder bey der Fortsetzung der Röstung nicht ganz abgetrieben, oder auch von der Schwer- und Kalkerde nicht verschluckt und unthätig gemacht wird; sie greift auch die Oberfläche des Quecksilbers an, zerfrißt dieselbe zum Theil, und überzieht sie mit einer Haut, hindert also die unmittelbare Berührung. Ueberdem ist die Menge der, bey der Abschwefelung entstehenden Vitriolsäure, nach der Erzgattung und dem Röstungsgrad sehr ungleich, daß also nach diesem Verhältniß, wenn sonst nichts zugesetzt würde, der Ausschlag der nachfolgenden Verquickung nie vollständig erfolgen konnte. Ganz anders verhält sich die Salzsäure gegen die alkalischen und metallischen Erden. Mit ersteren macht sie zerfließende und leicht auflösliche, mit letzteren aber — Platina ausgenommen — wo nicht zerfließende, doch im Wasser leicht auflösbare Mittelsalze. Wird die Salzsäure im nassen Wege ausgeschieden, so muß bey der Verröstung dafür gesorgt werden, daß, außer

dem

dem brennlichen Bestandtheil des Schwefels, und den zu verflüchtigenden halbmetallischen Theilen nicht auch die zur Zerlegung des Küchensalzes unentbehrliche Vitriolsäure abgetrieben werde. Ist der Schlich gehörig geröstet, so muß er mit Wasser begossen werden, um die bey der Abschweflung entstehende Vitriolsäure, und die mit ihr erzeugten erdigten und metallischen Mittelsalze aufzulösen. Läßt man nun die verrösteten Schliche ein, oder ein paar Tage an einem warmen Orte stehen, und rührt sie von Zeit zu Zeit untereinander, so werden die bereits locker gemachten Theile noch mehr erweicht, die Zerlegung und Wiederentstehung des Eisenvitriols, folglich die Auflösung der phlogistisirten Eisentheile, so wie die Aufschließung der eingehüllten Gold- und Silbertheile befördert. — Wird dann eine verhältnißmäßige Menge Küchen- oder Steinsalz zugesetzt, so entstehen mehrfältige Zerlegungen und Zusammensetzungen; weil die mit dem mineralischen Laugensalze des Kochsalzes näher verwandte Vitriolsäure die aufgelösten erdigen und metallischen Theile der Salzsäure überläßt, und Glaubersalz bildet. Sollte während dessen zufällig ein Silbervitriol entstehen, so muß noch ein alkalisch salziger; oder wohlfeiler erdiger Kalkzusatz zu Hülfe genommen werden, damit der Theil entbundener Salzsäure nicht in Ermangelung näher verwandter Körper, die aus dem Silbervitriol zu entwickelnden Silbertheile angreife. Besser noch sind Metalle Kupfer, Eisen, Zink, um dem aus der Auflösung gefällten Silber sogleich die metallische Gestalt zu geben; es folglich zur Verquickung geschickter zu machen. Um Vitriolsäure zu erhalten, muß der Schlich nicht todt geröstet werden. Haben die Erze Mangel an Schwefel, so muß noch vor der Röstung Kohlech, Schwe-

fel-

selkies, oder nach der Röstung ein verhältnißmäßiger Theil Eisenvitriol, wirksamer noch, Kupfervitriol zugesetzt werden.

Wählet man hingegen den trocknen Weg das Küchensalz zu zersetzen, so müssen die gehörig zerkleinten Erze mit den in die Beschickung kommenden verschiedenen Schlicharten, und verhältnißmäßiger Menge Küchensalz vorläufig wohl gemischt und vertheilt, dann aber das Ganze mit behörigem Flammenfeuer behörig geröstet werden. Hierbey wird das Kochsalz entweder die entstehende Vitriolsäure, oder bey der Hüttenspeise und anderm nur wenig durchschwefelten Zeuge durch die fortgesetzte und anhaltende Röstхitze zersetzt. Im ersten Falle greift die durch Zerlegung des Schwefels entstehende Vitriolsäure die alkalischen und mineralischen Erden nur zum Theil an, zerlegt aber das Kochsalz, vereinigt sich mit desselben Alkali zu Wundersalz, welches sich wie die andern Mittelsalze im Wasser auflöst, und aufgelöst erhält. Durch diese stille Wirkung werden die fremdartigen Theile, worin die Gold- und Silbertheile eingehüllt waren, mehr aufgelöst, als durch die feinste mechanische Zertheilung, zumal da Salzsäure auch jene Eisentheile auflöst, welche ihres Brennbaren beraubt, von der Vitriolsäure unangegriffen bleiben.

Im zweyten Falle muß die Kochsalzsäure allein durch die anhaltende Hitze entbunden werden. Indessen ist's dabey immer räthlich, schwefelhaltige Zeuge, Schwefelkiese und Rohsteine zuzusetzen. Die dann erfolgende Verkalkung und Zernagung der unedlen Metalle ist bey dem göldischen, gediegenen, oder in metallischer Gestalt gegenwärtigen Kupfer desto nöthiger, je größer die Verwandtschaft des Kupfers zum Golde ist; wo folglich, ohne eine gänzliche Ver-

kalkung der ersteren, vom letzteren nur ein geringer Theil sich mit dem Quecksilber verbinden würde.

Hieraus folgert nun Hr. von B. daß das zu verquickende Gemenge gepocht, gemalen und durchgesiebt werden müsse; daß es dann zu rösten sey; daß es hernach, wenn es nicht schon vor der Verröstung geschehen, mit Kochsalz, zureichendem Wasser, und verhältnißmäßigem Quecksilber eine bestimmte Zeit hindurch anzureiben wäre; und endlich, daß der Vorsteher der Amalgamazion in der Lehre der chemischen Verwandtschaften wohlbewandert seyn müsse, um den sich ergebenden Hindernissen sogleich abhelfen zu können. Dann geht er zur Anwendung ins Grosse auf der Glashütte in Schemnitz über. —

Erst wird der Gehalt vorsichtig und mehrfach probirt; derselbe und das Gewicht in der Rechnung in Empfang genommen, dann, wie man die Erzposten zur Beschickung nöthig hat, dem eigends dazu bestimmten trocknen Poch- und Mühlwerke mit Bemerkung des Gehalts zugewogen. Das feinere Scheidwerk wird hernach durchgesiebt, um nichts umsonst zu stampfen und zu malen. Um das Verstauben auf dem Pochwerk zu hindern, werden die Erze von Zeit zu Zeit genetzt. Hüttenspeise und Schwarzkupfer werden am füglichsten naß gepocht. Mit dem Verpochen und Durchsieben wird so lang fortgefahren, bis der After des Siebs einem mäßigen groben Sande am nächsten kömmt. Der vom Sieb abfallende After wird auf die Steinmühle gegeben, und zu feinem Mehl vermahlen. Sind so 30 — 40 Centner vermahlen, so wird das Mehl wieder abgenommen, probirt und der Gehalt, nebst dem Gewicht, mit dem der Erze verglichen. Staub, Abgang

gang, oder Gewichtszugang von den Mühlsteinen, erhoben, und nun zur Roststätte verausgabt.

Pochwerk und Mahlmühle sind in fünf Kupfertafeln vorgestellt, und besonders erklärt, so wie auch alle folgende Gebäude und Maschinen. Statt der Beutel bey Kornmühlen hat die Erzmühle Siebe. Hauptsächlich ist Rücksicht darauf genommen, daß der Verstaubabgang möglichst vermieden werde. Der Staub der Hüttenspeise ist der beschwerlichste. Sorgfältige Verwahrung der Fugen hilft etwas, nebst mäßiger Befruchtung, doch nicht vollständig. Die Schwarzkupfer dürfen nur 60—70 Pfund Kupfer halten, sonst lassen sie sich weder pochen noch mahlen. Ein Pochwerk von 9 Stempeln mit ein oder höchstens zwey Mühlsteinen schafft in 24 Stunden 20 Centner Erzmehl.

Der Beschreibung der Verröstung schickt Herr v. B. nochmal allgemeine Grundsätze voraus: Daß die Verkalkung im nassen Weg stärker sey, als die im trocknen — daß die Säuren anders auf die gediegenen, anders auf die erdigen, und anders auf die vererzten Metalle wirken — daß bey der Auflösung des Eisens, auch des Zinks, brennbare Luft entstehe, indessen sich die Säuren mit den Metallkalken verbänden, und eigene Vitriole bildeten, worin die eisenartigen Theile nur so lang aufgelöst blieben, als sie noch ein gewisses Maaß vom Brennbaren enthielten; bey zunehmender Verkalkung aber freywillig abgesetzt würden. Würden Erze auf diese Art von der Vitriolsäure mit Beyhülfe der Wärme zerlegt, so werde ein Theil Schwefel abgesondert, ein anderer aber dekomponirt. Die Vitriolsäure produzire dann in Verbindung mit den alkalischen Erden Schwerspath, Gyps, Alaun und Bittersalz, mit den Me-

ben werden. Die chemische Arbeit der Verröstung und Verkalkung sey bey den Erzen deswegen nöthig, weil die mechanische nicht hinreiche.

Wäre Schwefel in den Erzen, so könnten sie zwar auch ohne Zusatz geröstet werden, doch sey es sicherer, sich auf die Kochsalzsäure, als auf die Vitriolsäure zu verlassen. Das den gerösteten Schlichen bey der Anquickung zuzutheilende Kochsalz entspreche dieser Absicht zwar einigermaaßen, doch leiste es weit bessere Dienste, wenn es den Schlichen noch vor der Verröstung zugetheilt werde.

Bey der Hüttenspeise wirke Kochsalz viel geschwinder und richtiger als Feuer und Luft allein. Es scheine, daß, außerdem daß die Kochsalzsäure durch die Wirkung des Feuers gleichsam phlogistisirt von ihrem Laugensalz geschieden, dieses auch durch die Anziehungskraft der Metalle und Halbmetalle befördert werde.

Die bey Verschmelzung der ungarischen Fahlerze fallende Speise, besteht aus Spiesglaskönig, Gold und Silber, auch oft aus einem Theil Arsenik und Eisen. Die Kochsalzsäure vereinigt sich, außer den edlen, mit den übrigen Metallen und Halbmetallen, die dann durch die Wirkung des Feuers verkalkt werden. So auch mit dem göldschen oder allein silberhaltigen Schwarzkupfer. Herr von B. rügt hier eine fehlerhafte Nachricht des Grafen von Büffon, wornach die meisten ungarischen Silbererze nur silberhaltige Kupfererze seyn sollen, wovon die reichste 15 — 20 Mark hielten. Es werden jährlich 80,000 Mark Silber in Ungarn und Siebenbürgen lediglich aus Silbererzen geschmolzen, und höchstens nur 12000 Mark aus silberhaltigen Kupfern durch die Seigerung herausgebracht. Diese Erze halten 4, höchstens

stens 15—20 Pfund Kupfer, 1—4 Loth Silber. Nicht einmal das Schwarzkupfer kömmt, wenn es reich ist, auf 2 Mark.

Ist der zur Verquickung zu verröstende Koboldspeise viel Wißmuth beygemischt, so muß dasselbe vorher erst abgeseigert werden.

Wenn Gemenge mit viel Spießglas, besonders mit viel Arsenik verunreinigt sind, so wird ein Theil Silber durch die mittelst der Salzsäure entstehende Spießglas- und Arsenikbutter verflüchtigt, insofern man das Feuer gleich anfangs verstärkt.

Die Verröstung geschieht in einem eigenen Flammofen, worin das Feuer nur mit Reisig unterhalten wird. Er hat zwey Heerde. Tab. VII ist ein solcher doppelter Ofen abgebildet.

Zu Auffangung des Fluggestübes sind Kammern angebracht, und die Schornsteine mit Querblechen versehen. Man nimmt in N. Ungarn auf eine Schicht 30 Centner ⅓ gemahlene Erze, ⅔ Wasch- und Pochwerksschlich, die 7—7½ bis 8 Loth Silber im Durchschnitt halten. Diesem Gemenge werden 8 pr. Cent Steinsalz zugesetzt. Das Steinsalz soll sowohl im Preis als auch seiner Ausgiebigkeit nach, vortheilhafter als das Siedsalz seyn. Zu den Rohsteinen werden oft 10, und zu dem Schwarzkupfer 12 p. C. erfordert. Die Silbererze und Schliche, welche dort verquickt werden, bestehen in Roth- und Weißgülden, weichen und spröden Glaserzen, größtentheils Silberglanze, welcher Silber, Bley, Eisen und Schwefel hält, silberhaltigem Kiese, Silbermulm, Bleyglanz und Blende, die meist in Quarz, manchmal in Kalk- und Gypsspath, gewöhnlich aber in Zinnopel, und in einer Art Mergel, einer dort gemeinen, und von den Bergleuten Spath genannter

Gangart brechen. Zu den metallischen Gemengen und bleyischen Erzen werden außer dem Kochsalz 4 — 10 bis 12 p. C. gebrannter Kalchs zugesetzt, damit sie sich nicht ballen, wodurch sonst Feuer und Luft in ihrer Wirkung gehemmt, auch das Vermahlen nach der Röstung erschwert werden würde. Das Gemenge wird auf die obere gepflasterte Fläche des Ofens vorgelaufen, und von da 8 Centnerweise mittelst eines angebrachten Schlauchs auf den hintern Heerd herabgelassen, wo sie trocknen, dann aber auf den untern eigentlichen Röstheerd, der nur 3″ tiefer gesenkt ist, herabgeschoben.

Da von der genauen Röstung der gute Erfolg der Verquickung vorzüglich abhängt, so muß das Feuer geschickt gerichtet werden. Unzulänglichkeit macht die Röstung unvollkommen und langsam; Uebermaaß und zu schnelle Verröstung verursacht Silberabgänge. Die Erfahrung muß hier das Meiste lehren. Erst fangen die Gemenge an beym Umrühren zu dampfen und zu stauben. Nach der vollständigen Trocknung wird man eine gleichsam strömende Bewegung gewahr, und einen flüchtigen schwefelsauren Geruch. Sind die Gemenge schwefelreich, so folgt eine blaue Flamme, und ein weißer dicker erstickender Dampf. Dann darf das Feuer nur mäßig unterhalten werden. Nun fängt das Gemenge an zu steigen, sich zu ballen, und einen schwefel- und salzsauren Geruch zu äußern. Der Ofen muß jetzt wieder etwas leichter gehalten, dabey aber unausgesetzt gerührt werden; doch so lang es staubt, nicht zu schnell und heftig, und bey verschlossener Thüre des obern Heerds. Das Fluggestübe stößt sich an die Quermauren der Kammern, an die Querbleche und Schir-

Schieber, und endlich hält der außerhalb des Ofens angebrachte Mantel, nebst seinem auch mit Schiebern versehenen Rauchfange, den größten Theil zurück. Zuletzt sinkt das aufgebäumte Gemenge, und man spürt nur noch den Geruch der Salzsäure. Vorzüglich bey schwefelreichen Gemengen beobachtet man, wenn beym Niedersinken geschwind eine Probe vom Heerd genommen wird, einen phosphorescirenden Schein, auch bey gemäßigtem Feuer und kühler Luft, während dem Aufrühren, helle, kleine, blitzende, dem Luftfeuer ähnliche Funken. Nach alle dem wird das Gemenge ausgezogen, und wieder neues herab und vorgezogen.

Je mehr Schwefelkies im Gemenge, je hellröther wird es, je mehr erdige Theile je grauer, je mehr Kupfer und Braunstein, je brauner, je mehr bleyische Theile gegenwärtig waren, je gelber und gelbröthlicher. Metallische Gemenge müssen länger geröstet werden; sind sie mit Spießglas und Arsenik geschwängert, so bekommen sie Kalkzusatz. Die Spießglas- und Arsenikbutter würde auch beym Anreiben durch ihre Fettigkeit die Absonderung des Quecksilbers beym Verwaschen hemmen, und größere Quecksilberabgänge veranlassen. Bey der Verkalkung der metallischen Gemenge bemerkt man am Ende den phosphorischen Schein nicht, aber die Streichflamme wird von den vielen Kupfertheilen bunt, besonders roth und blau. Die sichersten Merkmale einer genauen und sichern Verkalkung sind bey ihnen, das Steigen und Sinken, ihre eigene Farbe braun oder dunkelgrau — die bleyische ausgenommen — mehr oder gesättigt roth. Da die Anziehung des Goldes und Kupfers in dem Maaße abnimmt, als letzteres

te Wasserstand in die Kessel oder an einen hölzernen Maaßstaab zur Richtschnur der Arbeiter zu zeichnen.

Die Rührmaschine wird durch einen an einem Wasserrad angebrachten krummen Zapfen, der einen Kämmwagen hin- und herschiebt, dessen Kämme in die Trillinge der Rührspindel eingreifen, in Bewegung gesetzt.

Die hölzernen Rührrechen müssen unten mit einem Zirkelschnitte versehen seyn. Die Zeit des Anreibens ist nur durch die Erfahrung zu bestimmen. Man hat einige Gemenge in 8 — 10, andere in 12 — 15 Stunden verquickt. Nach der 6ten Stunde kann man anfangs eine Probe herausnehmen, und dieses alle 2 Stunden wiederholen. Uebermaaß der Zeit schadet hier nicht, wohl aber das Gegentheil.

Die Kessel sind in gemauerte Oefen versenkt. In jeden werden ungefähr 16 Wiener Maaß Wasser gegossen; dann 2 Centner des Gemengs langsam eingeschüttet, und mit eben so viel Wasser verdünnt. Metallische Gemenge erfordern kaum mehr als 24 Maaß. Nun werden 50, 75 bis 100 Pfund Quecksilber eingetragen; der allenfalsige Aufsatz von den Seitenwänden mit Schaufeln herabgeschoben; die Kessel bedeckt; der Ofen angefeuert; die Treibmaschine etwas geschwinder angelassen, und so die Rührrechen im Umtrieb erhalten. Die Deckel werden oft abgehoben, um den Wasserabgang zu ersetzen. Das Wasser darf nicht sieden; 50 — 60 Grad des reaumürischen Thermometers sind hinreichend. Die Rührrechen werden in einer Minute 14 bis 16mal hin- und hergeschoben. Schon vor der Füllung muß die Treibmaschine in Bewegung gesetzt werden, damit sich die Gemenge nicht zusammensetzen und ankleben.

Auf

Auf der Glashütte werden 40 Kessel, mit 8 Personen von 1 bis 4 Nachmittags gefüllt, und die Ofen in der Nachtschicht durch 3 Personen bedient. Morgens zwischen 6 und 7 Uhr werden sie zu 10 auf einmal ausgehoben, und in einen leeren Kessel ausgegossen. Der gefüllte Kessel wird zur Waschmaschine gebraucht, und dann wieder hingesetzt. Dies dauert bis 10—11 Uhr, wornach Mittags die Kessel wieder gefüllt werden. In 24 Stunden werden 80 Centner verquickt; so viel wieder eingesetzt und ausgehoben, durch 22 bis 23 Arbeiter.

Zu 1013 Centner 50 Pfund Gemenge werden 3½ Klafter 9' langes Holz, und 3500 Bündel Reisig erfordert. Man könnte auch Torf und Steinkohlen brauchen, nur müßte dann der untere Theil der Kessel mit Thon beschlagen werden.

Die Spindeln müssen von Kupfer seyn. Eiserne würden nicht nur zu geschwind vom Salz angegriffen; sondern auch die kuferartigen Mittelsalze dadurch zerlegt, und das Kupfer in metallischer Gestalt gefällt, dadurch aber das Amalgama verunreinigt werden.

Vornehmlich dann, wenn die Vitriolsäure oder das Kochsalz die Oberhand gewinnen, ohne die alkalisch-erdigen, oder auch metallischen Stoffe vollkommen gesättigt zu haben, greifen sie einen Theil des kupfernen Kessels an.

Bekömmt ein Kessel einen Schaden, welches bey fleißiger Nachsicht sogleich in den an der Außenseite der Südofen besonders dazu vorgerichteten Rinnen bemerkt wird: so muß er sogleich abgehängt, in einen andern übergegossen, und vom anhängenden Amalgama gereinigt werden.

Bey dem ersten Verquicken in neuen Kesseln, erfolgt allemal ein Silberabgang, weil die innern Flächen

chen versilbert werden. Diese Versilberung wird täglich lagenweis dicker, bis sie sich beym Ausgießen durch eigene Schwere ablöset, daher man oft von 20 Centner Gemeng 20—30 Pfund Amalgama, mehr oder weniger, erhält, nachdem dergleichen Rinden beym Ausgießen abgestreift worden sind.

Eine Stunde vor Aushebung der Kessel wird das Feuer eingestellt, und das Gemenge in den Kesseln mit warmen Wasser verdünnt, daher in der Mitte jedes Südofens ein großer Wasserkessel vorgerichtet ist. Die Kessel werden durch Haspelmaschinen ausgehoben. Tab. VIII bis XIV. enthalten die Vorstellungen der hieher gehörigen Oefen und Maschinen.

Nun ist der Waschbottich zu betrachten. Es können darin 20 Centner auf einmal verwaschen werden. Er ist konisch mit starken Brettern zusammengesetzt. In dem Boden ist im Mittelpunkte ein Kreuzeisen, mit einem Zapfenspur angebracht, darin sich der Zapfen einer senkrecht stehenden Spindel bewegt. In der Mitte dieser Spindel sind zwey Kreuze festgemacht, woran die beynah bis an den Boden reichende Rechenstäbe angeheftet sind. Oben ist ein Trilling, der durch ein Kammrad, wie das Getriebe, durch ein Wasser- oder Tretrad in Umtrieb gesetzt wird. Erst müssen 12—15 Pfund Quecksilber in die durch den Boden des Bottichs durchgehende seigere Wendpipe, die von Glockenspeise gegossen ist, eingelassen werden, damit das Quecksilber die Mündung dieser Pipe genugsam überdecke, um das Eindringen der Schliche, und zugleich die Verstopfung der Pipe, so wie das Verunreinigen des Quecksilbers bey Ausströmung desselben und des Amalgamas zu verhindern. Nun werden die an der Außenseite des Bottichs angebrachten Ablaßzapfen geschlossen, das

Rad

Rad angelassen, die ausgehobenen Kessel in einen leeren Kessel ausgegossen, dieser zum Bottich geführt, mit dem Haspelzug gehoben, in den Bottich, nach geschehenem Aufrühren des Gemengs, mit hölzernen Schaufeln ausgegossen, und der Kessel mit Wasser ausgespült. Dann läuft der Zieher zum Südofen, um den indessen ausgehobenen zweyten Kessel abzuholen.

Schwankungen und folglich Verspliterungen zu vermeiden, wird in den Fahrkessel eine große, mehrere Pfund schwere hölzerne Scheibe gelegt.

Im Waschbottich suchen die Quecksilber und Amalg. Theile, bey ununterbrochener Umtreibung, durch ihre Schwere unterzusinken, und versammlen sich auf dem Boden, Erz- und Schlichtheile aber werden schwebend erhalten.

Nach Ausgießung des 10ten Kessels wird unterm Standgerüste des Bottichs, unter die Wendpipe ein größeres hölzernes, und darin ein kleineres, abwärts zusammen laufendes Gefässe gesetzt, und darin nach mäßiger Eröffnung der Pipe, das Quecksilber durch einen hölzernen, mit einem ledernen Schlauch versehenen Trichter herabgelassen. Oder, man gießt nur vorher etwas Wasser in das Gefässe, damit das Quecksilber nicht versprütze. Das Quecksilber darf nur so weit herausgelassen werden, daß die Pipe davon bedeckt bleibe. Sollte sie sich aber doch verstopfen, so muß man sie mit einer Raumnadel ausräumen.

Das Quecksilber wird in kleinen Tragschüsseln, oder mit Handheben versehenen kupfernen Kesseln ausgeschöpft, um es nach und nach zum Durchpressen überzutragen.

Nach

Nach Ablassung des größten Theils Quecksilbers, das man nach dem Augenmaasse bestimmen lernt, wird die oberste Seitenpipe eröffnet, somit die Trübe in das daran stossende Rinnwerk abgelassen. Senkt sich das Gemenge bis unter die erste Pipe, so wird die zweyte, dritte und folgende eröffnet. Während dessen wird die Pipe einer an der Seite des Bottichs angebrachten Wasserröhre geöffnet, und Wasser herausgelassen, damit der Schwall desselben die Trübe durch die Pipe hinaustreibe. Die inwendige Mündung der Seitenpipen ist mit einer Luttenröhre überdeckt, die vom Boden 3 bis 4″ absteht, damit kein von dem, im Gemenge zerstreueten Quecksilber durch die offene Seitenpipe herausgeschwänkt werde, sondern die Trübe erst durch die Lutten ansteigen muß. Werden diese Decklutten versetzt, so wird der Hemmung durch einen hinreichend langen Stab abgeholfen. Wird dann doch etwas Quecksilber ausgeführt, so wird es im Rinnwerk aufgefangen, worin 2 kleine bey 2′ lange Sümpfe angebracht sind, deren Flächen gegen den Abfluß schief gekehrt sind. Die Vorrichtung dieses Rinnwerks ist vornehmlich dann nöthig, wenn abgedachte Lutten fehlen.

Die abfließende Trübe ergießt sich längst einem mit einem starken Fall versehenen Rinnwerk in die Schlammsümpfe, durch eigene, längst der Breite die Sümpfe im Rinnwerk angebrachte Löcher, die dann, wenn ein Sumpf, der 80 Centner hält, schon gefüllt ist, mit Zapfen gesperrt, und die Löcher über dem zweyten Sumpf eröffnet werden. Aus diesen Sümpfen wird die feinere Trübe durch angebrachte Löcher in eine Querlutte abgelassen, und dadurch in den letzten Schlammsumpf geleitet, der mit 5 — 6

Abthei-

Abtheilungen, die in die Quere gegen einander gestellt sind, versehen ist, damit sie sich an den Flächen dieser Abtheilungen langsam und oft gebrochen abstosse — die zarten Theile absetze, und möglichst rein zur wilden Fluth komme. Ist die Lauge mit viel Kupfertheilen geschwängert, das man an der Grüne erkennet, so wird sie durch diese Lutte besonders abgefangen, und in einem dazu bereiteten Sumpf mit Eisen gefällt.

40 Kessel fordern wenigstens 3 Sümpfe, damit Tag vor Tag einer ausgestochen werden könne.

Nach der Verwaschung wird der gröbste Rest der Rückstände im Tiefsten des Bottichs durch die Quecksilberpipe mit zufließendem Wasser, sammt dem Rest Quecksilber und Amalgama, das sich am Kreuz, oder der innern Pipenscheibe angelegt hat, in ein kleineres Gefäß abgelassen, und entweder durch Menschenhände, oder in einer kleinen Bütte, verwaschen.

Zur Waschmaschine braucht man 8 Arbeiter. Der Gehalt der Rückstände muß durch Proben erforscht werden.

Der Boden des Bottichs muß, außer der Vertiefung gegen den Mittelpunkt, auch noch mit koncentrischen Gräbchen versehen, und platt seyn, damit das Quecksilber nirgends, am wenigsten am Umkreis des Bodens, aufgehalten werde. Entstehende Vertiefungen werden mit Pech ausgegossen und verglichen. Zuletzt wird der Bottich mit reinem Wasser abgewaschen. T. XV. XVI und XVII enthält die Zeichnungen der Waschmaschine, die Einrichtung mit dem Kunstwerk ꝛc.

Das jetzt folgende Durchpressen geschieht in einem eigenen dazu errichteten Kasten, auf dessen runder Oeffnung ein eiserner Ring aufliegt, an welchem

ein leinener aus Trillich zusammengenähter Sack befestigt ist. Das haltige Quecksilber wird, sofern auf desselben Oberfläche eine Unreinigkeit bemerkt wird, mit einem Schwamme gereinigt, der in einem mit Wasser gefüllten Gefässe ausgewaschen wird. Dann wird das Quecksilber mit einer Schaale in den Sack gegossen, während eine zweyte Person dasjenige, was schon zum Theile von selbst durchsinkt, so lange durchpreßt, bis die zurückbleibende Quickkugel durch den Druck der Hände nichts mehr von sich läßt, worauf sie herausgenommen, und mit anderem fortgefahren wird. Das durchpreßte Quecksilber, welches noch 20 — 30 pro Cent hält, wird in kupferne mit Wasser versehene Kessel zu 50, 75, 100 Pfund, und damit weiter in die Südkessel übertragen.

Wenn das haltige Quecksilber, wie es von der Waschmaschine kömmt, warm durchpreßt wird, so erhält sich Gold und Silber schwebend darin; steht es aber einige Zeit ruhig, so sinkt das Amalgama wieder. Durch Kälte wird dieses Sinken befördert. Sind die Preßbeutel etwas angefeuchtet, so bleibt desto mehr Amalgama darin, und das Durchpreßte hält höchstens 20 — 30 Denari. Je weniger Kupfer und Bley im Amalgama ist, je weißer die Oberfläche und das Innere; je vollständiger es ausgepreßt worden, desto mehr rauschet und knirschet dasselbe. Bey starkem Frost erscheint die Kugel im Bruch kristallinisch, beynah wie nadelförmiges Spießglas. Die Wärme erweicht die Quickkugeln; hinzugegossenes Quecksilber löst sie auf: ein Vortheil, dessen man sich bedient, wenn die Amalgamen mit Schlich verunreinigt sind, indem sich derselbe bey der Wiederauflösung auf die Oberfläche begiebt, besonders wenn mit

den Händen gerührt wird, wovon man ihn mit dem Schwamm wegnimmt. Uebrigens dürfen diese Kugeln nicht über 2 — 3pfündig gemacht werden, weil sie sonst beym Durchglühen das Quecksilber nicht so bald und vollständig fahren lassen.

Der Boden der Preßkammer ist vorsichtig so eingerichtet, daß das beym Durchpressen, Ausmessen und Oeffnen der Fässer versplitternde Quecksilber alle in ein Gefäß zusammen laufen muß. T. XVII ist der Preßkasten vorgestellt.

Die aus 1 Theil Silber, und 4 — 6 Th. Quecksilber bestehenden Kugeln werden in großen übereinander gestellten, mit ihren Mündungen sich berührenden, gegossenen eisernen Tiegeln durchglühet. Der untere Tiegel ist in dem untern Glühheerde befindliche, mit kalt Wasser gefüllte Rinnwerk, bis zur Hälfte versenkt. Darin wird ein eigenes Gestelle eingesetzt, auf dessen Säule drey Durchschlagbleche, wovon das untere mit dem Rande des unteren Tiegels im Horizont steht, angebracht sind. Diese Bleche werden mit Leinewand bedeckt, damit ihre Löcher nicht so geschwind vom sinternden Amalgama verstopft werden; und nun legt man so viel Kugeln darauf, als man kann. Alsdann wird der andere Tiegel auf den untern gestülpt. Sie passen mit Falzen in einander, werden aber doch noch wohl verlutirt. Der Beschlag wird zur Vorsicht über Nacht mit einer mäßigen Gluth getrocknet, und die etwa entstandenen Ritze frisch verküttet. Nun wird an der vordern Seite des Heerds eine die Höhe des Decktiegels übersteigende Mauer, die hinlänglich mit Luftzügen versehen ist, aufgeführt, und der innere Raum des ins Gevierte geschlossenen Heerds, bis über die Tiegel mit Kohlen gefüllt, das Feuer mit Vorsicht angelassen, und 5 —

6 Stunden unterhalten. Dann entwickelt sich das Quecksilber nach und nach, und begiebt sich in den untern Kühltiegel, unter welchem, wenn sich das Wasser erwärmt hat, frisches zugelassen wird. Nach dieser Zeit werden die Kohlen abgeräumt, die vordere Mauer abgetragen, die Decktiegel nach gänzlicher Verkühlung abgehoben, das Gestell herausgenommen, in ein geräumes hölzernes Gefässe gesetzt, die Amalgama's abgenommen, gereinigt, und dem Beamten überliefert.

Das Quecksilber wird mit einem Schwamm gesäubert, und weil es einen beträchtlichen Gehalt hat, ausgepreßt.

Was sich von Silber an den Blechen, dem Gestell, und sonst ansetzt, wird sauber abgenommen, auch die Leinwand in Roßtscheiben eingeäschert, und die Asche verwaschen.

Bey kleinen Versuchen muß das Durchglühen in gläsernen Retorten, welchen Vorlagen mit Wasser vorgeschlagen sind, geschehen. Am besten auf Sandkapellen; nur muß alsdann zur Sicherheit der gänzlichen Abtreibung des Quecksilbers, das Amalgama nochmal unter der Muffel ausgeglühet werden. Auf der Glashütte sind 3 Glühtiegel, in deren jeden 120 — 130 Pfund Amalgama eingesetzt werden. Ein Glühknecht besorgt das Glühen mit 4 — 5 Maaß Kohlen, deren 12 aus einem Klafter gemacht werden, und eins 14 Kreuzer steht. Der Glühheerd mit Zugehör ist Tab. XVIII. abgebildet.

Haben die Silber keinen Goldgehalt, und nur Kupfer, so werden sie sogleich nach dem Einschmelzen in Stangen zur Münze geliefert. Sind sie aber göldisch und kupfrig, so werden sie auf einem Test oder gemeinen Triebheerd zu 15 Loth 15 Gran getrieben;

sonst

sonst würde das Kupfer bey der Scheidung mit aufgelöst, und bey der Silberauflösung im kalkförmigen Zustande zurückbleiben.

Nur jene Amalgamen müssen fein gebrannt werden, welche aus neuem oder beschädigtem Kessel kommen. Außerdem erhält man kaum einige Spurkupfer. Mit der Beschreibung des Feinbrennens und Abtreibens wollen wir den Leser nicht unterhalten, weil wenig Besonderes dabey vorkömmt.

Das beym Durchpressen durchgehende 1½ bis 2 Loth haltende Quecksilber wird, wie schon gesagt, wieder zur Verquickung genommen. Nur alle Jahr einmal wird es zum Abschnitt der Rechnung übergezogen, wenn anders kleine und wiederholte Proben einen zu merklichen Unterschied zeigen, oder auch das Quecksilber durch mehrere Spießglas- und Bleytheile geschwängert, matt geworden wäre. Es geschieht am besten aus tubulirten eisernen Retorten, an deren Halse eiserne enghalsige Vorlagen mit einigem Wasser vorgestoßen worden. Man gießt in die zur Hälfte in den Destillierofen gesenkten Retorten 2 Centner Quecksilber, und ½ bis 1 Pfund gekörntes Bley, und verstärkt das Feuer nach behöriger Verwahrung. Ist das Quecksilber ganz übergetrieben, so kann durch die Seitenöffnung ein neuer Antheil nachgegossen, und damit fortgefahren werden. Das am Ende übrig bleibende Gemenge wird, wenn es sich nicht von der Retorte ablösen will, auf Kohlen geschmolzen, in einen Gießpuckel gegossen, und auf großen Kapellen oder Testen abgetrieben. Bey einer großen Menge ists am zuträglichsten, einen Destillierofen mit mehr 1 — 2 Centner haltenden Retorten vorzurichten. Tab. XIX stellt einen solchen Ofen vor.

Gemenge grobkörnig sind, und zu schnell umgetrieben werden, noch mehr aber alsdann, wenn während der Röstung Kupfer- oder Eisenvitriol hinzukömmt, der wegen Unzulänglichkeit der Röstung nicht zerlegt worden ist.

Mehr als wahrscheinlich ist es, daß das Quecksilber, durch die beständige Reibung an gröbere und schärfere Erzkörner, in äußerst kleine Theile zertheilt, von der Vitriolsäure in diesem gleichsam getödteten Zustande aufgelöst, oder wenigstens von den vitriolischen Salzen verkalkt, und dann erst von der näher verwandten Salzsäure, die bey der Fällung der Silber-, Quecksilber- und Bleyauflösung mit dem gemeinen Küchensalz, selbst das mineralische Laugensalz verläßt, um sich mit den metallischen Kalken zu verbinden, angegriffen, und in einen ätzenden Sublimat verwandelt wird.

Ist auch der Vitriol zerlegt, so ist schon das bey schwefelreichen Erzen entstehende Wundersalz zureichend, durch Beyhülfe der Wärme und Reibung, und der beym schnellen Umtrieb und unzureichender Verdünnung erfolgenden sehr zarten Zertheilung des Quecksilbers, die feinsten im Gemenge schwebenden Quecksilbertheilchen zu tödten, zu verkalchen, und so zur Entstehung des Sublimats zu wirken. Diese Vermuthung scheint sich auch dadurch zu bestärken, daß bey Verquickung des Schwarzkupfers und der Hüttenspeise nie ätzender Sublimat bemerkt worden ist, weil sich da kein zureichender Schwefel findet, folglich weder Vitriol noch Wundersalz entstehen konnte, sondern nach Entwickelung der Salzsäure, nur das ätzende Laugensalz des Küchensalzes zurückbleiben mußte, daß nach dem Wasseraufguß gleich einige der metallischen Theile niederschlägt, und nur dann

zu Boden senkt, wenn das ätzende Laugensalz nach und nach durch Anziehung der Luftsäure gemildert wird. Bey der warmen Verquickung wird der entstehende Sublimat, so weit er im warmen Wasser auflösbar ist, durch die Berührung des metallischen Kupfers wieder zerlegt, nur der bleibt unaufgelöst, der in dem, im Mittelpunkt um die Spindel herum schwimmenden Schaume verhüllt ist. Eben so verhält's sich mit den im schwebenden Schaume eingehüllten zarten Erztheilchen, die wegen gehemmter öfterer Berührung des Quecksilbers, ihre Gold- und Silbertheile behalten.

Bey der kalten Verquickung aber fehlt das metallische Kupfer oder Eisen. Die Lauge mit Gewächslaugensalz niedergeschlagen, gab weder Sublimat noch laufendes Quecksilber; es kann also diesem Quecksilberabgang in den Kesseln der warmen Anquickung, durch Verdünnung des Gemengs, gemäßigte Umtreibung und gehörige Feinheit desselben, vorgebogen werden. Bey der kalten Anreibung aber durch die gänzliche Anfüllung der Fässer, und, nebst erstgemeldeten Mitteln, durch Zusatz von Kalk und Eisenfeil. Ob aber doch noch ein ohnehin schwer auflösbarer Sublimat in den Rückständen angetroffen werde, müssen noch andere künftig zu wiederholende Versuche erproben.

Der größte Quecksilberabgang erfolgt mechanisch durch die mehrern Leisten im Faß, das zu schnelle Umtreiben, und nicht genügsame Verdünnung der Rückstände. Die dadurch zu zart zerschlagenen Theile können nur durch öftere Verdünnung mit reinem Wasser, durch spätere Abzapfung des größten Theils des unzertheilten Quecksilbers, oder, wenn dies schon geschehen ist, durch Zusatz frischen Quecksilbers, oder ge-

und anzureiben; wenn aber weder am Durchsieben noch am Verrösten der Fehler gelegen, solche bey der Verquickung anderer Gemenge zuzutheilen, oder auch besonders anzureiben.

Sind die Rückstände nur wegen einer im Kessel vorgegangenen äußerst zarten Zertheilung, und folglich bey der Verwaschung verhinderten gänzlichen Absonderung der haltigen Quecksilber, haltig befunden worden: so dürfen sie eben nur nochmal sorfältig überwaschen, und das Quecksilber abgeschieden werden.

Kommen die Rückstände nur auf ¼, 1 bis ½ Loth, so müssen sie auf Schlamm oder auch Kehrheerden, und wenn sie ganz fein sind, auf Stoßheerden mehrmalen überschlämmt, dadurch der Gehalt in die Enge gebracht, und dann die reichere Absonderung entweder bey der Verquickung anderer Gemenge zugetheilt, oder auch, wenn der Gehalt 2 Loth nicht übersteigt, sammt jenen Abtheilungen, die nicht unter ½ Loth halten, der Verschmelzung armer Erze bey der Roharbeit zugetheilt werden.

Man hat bisher die ½ bis ¼löthigen Rückstände auf Stoßheerden zu 3löthig gebracht, auch selbst auf langen Kehrheerden sind ½löthige Rückstände zum Theil in die Enge gebracht worden. Die vortheilhafteste Art des Konzentrirens muß inzwischen auf jedem Quickwerke versucht werden. Zuverläßig bleibt das Gold, wo es in erdigen, vorzüglich in Quarz- und Kieselartigen Gangarten eingehüllt ist, weit mehr als das Silber im gröberen Kernschlich zurück, und kann nur dann erst ganz ausgebracht werden, wenn dieser Schlich feiner zermahlen und zerstoßen wird. Ueberdas gewinnt man beym Ueberschlämmen das Quecksilber wieder, das beym Verwaschen verloren seyn mochte. Die Rückstände von Schwarzkupfer und

Roh-

Rohsteine werden über Brill- oder Sumpföfen, entweder wie Zementschlamm für sich allein, oder auch mit verrösteten Rohsteinen gemeiner Gelfkupfer, auf Schwarzkupfer durchstochen und gahr gemacht. Die Lauge aber wird mit Eisen gleich dem Zementwasser gefällt.

Endlich beschließt Hr. von B. mit den Vortheilen der Anquickung.

In N. Ungarn zeigte die Erfahrung, daß man bey 1000 Centner höchst verschiedener Erze, von 3 bis 100 Loth Gehalt, im Durchschnitt 8löthig, gleich bey der ersten Anquickung die Mark Silber um viel wohlfeiler erzeugte, als beym bisherigen Ausschmelzen.

Es folgt ein Verzeichniß aller Auslagen auf 1000 Centner, sammt dem Betrag der Silber- und Quecksilberabgänge. Jeder Berg- und Hüttenverständige kann die Ansätze nach dem bey ihm gebräuchlichen Arbeitslohn, Entfernungen ꝛc. berichtigen, und nach genommener Rücksicht auf den Gehalt seiner Erze, berechnen, wie hoch ihm die Mark stehen würde, und ob es vortheilhafter seyn werde, die ganz geringhaltigen Erze zuvor roh zu schmelzen, und dann erst die Rohsteine mit den reichern Erzen anzuquicken.

In den N. Ungarischen Bergstädten werden jährlich a 18000 Centner $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$quintige, und 1—2 löthige Silbererze aufgeschmolzen, welche nie die Schmelzkosten bezahlt hätten, wenn nicht 12, 15 bis 40 Denari Gold in der Mark Silber, diese Kosten einigermassen ersetzten. Sie werden roh geschmolzen, und die Rohleche, welche angequickt werden, kommen auf 5, 6 Loth p. Centner.

Sämmtliche Auslagen auf die 1000 Centner einschließlich 50$\frac{1}{2}$ Pfund Quecksilberabgang a 84 Fl. 20 Kr.

len Vortheile, die er schon gewähre, noch in seiner Kindheit sey, und vielleicht nach wenig Jahren in einer ganz andern, zweifelsohne noch vortheilhafteren Gestalt erscheinen dürfe.

Recensent vermuthet diese Verbesserung, — wozu nun der verdienstvolleste Vorschritt, und die vortrefflich ausgearbeitete Theorie des Herrn von Born anlockt — vornehmlich in der kalten Verquickung, die, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen sollte, außerdem was davon in dieser Schrift bemerkt worden, nicht nur den Vortheil einer geringeren Vorlage gewähren, und folglich zur schnelleren Verbreitung des Verquickens sehr viel beytragen, sondern auch wahrscheinlich im Kleinen, zur Untersuchung des edlen Gehalts der mancherley mineralischen Produkte eines Landes, neben den Feuerproben, treffliche Dienste thun würde.

De.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. Johann Jakob Griesbachs, Sachsen Weimar- und Eisenachsch. Geh. Kirchenraths und ersten Lehrers der Theologie zu Jena, Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für künftige Religionslehrer. Zweyte stark vermehrte Ausgabe. Jena, im Verlag der Cunoischen Erben. 1786. 13½ Bog. 8.

Aus dem Titel Dogmatik ersiehet man schon, daß der Verf. einen Inbegriff der christlichen Religion, in so fern sie jedem Christen zum practischen Gebrauch zu wissen nöthig ist, noch eine Anweisung sie populär vorzutragen, geben wollen. Seine Absicht gehet vielmehr dahin, wie er sich in der Vorrede und der Voreinnerung näher darüber erklärt, künftige Religionslehrer zu unterrichten, was sie einst als Volkslehrer, von den theoretischen Religionswahrheiten, die in der Dogmatik abgehandelt werden, zum öffentlichen sowohl als privaten Gebrauch in ihrem Amte zu wissen, und zu verstehen nöthig haben, und wie sie es wissen und verstehen müssen. Wem es bekannt ist, wie wenige Theologen geschickt sind, sich selbst einen Inbegriff dieser Art zweckmäßig abzusondern, und wie ungereimt, zwecklos, flach und unbestimmt diese Absonderung nicht selten auszufallen pflegt, der wird es dem V. Dank wissen, daß er die Bahn gebrochen, und die Aufmerksamkeit theologischer Lehrlinge auf feste Punkte und bestimmte Gränzen gerichtet hat, ihnen auch durch einen academischen Unterricht, als wozu dieses Lehrbuch eingerichtet ist, darin hat zu Hülfe kommen wollen.

Allen und jeden wird es zwar der Verf. nicht recht gemacht, für den einen zu viel, und für den andern wieder zu wenig in seine Anleitung aufgenommen haben, je nachdem er diesen oder jenen Lehrsätzen der Dogmatik mehr oder weniger Wichtigkeit und Einfluß beyzulegen gewohnt ist. Wem aber überhaupt die Nutzbarkeit des Predigtamts und dessen zweckmäßigere Führung am Herzen liegt, der wird sehr damit zufrieden seyn, daß dieser Zweck doch auf Academien überall ins Auge gefaßt werde: in der Folge der Zeit wird auch die beobachtete Wirkung eines solchen Unterrichts auf Berichtigungen und nähere Bestimmungen desselben führen, die dem Zweck noch genauer angemessen seyn möchten.

In Beziehung auf vorerwähnten Zweck giebt der Verf. in dieser Anleitung einen ausgewählten Grundstoff zu Belehrungen und Beweisen über folgende Lehrpunkte: nämlich 1) über Religion, Offenbarung und Bibel, 2) über Gott, und 3) über Werke Gottes, 4) über die Bestimmung und moralische Natur des Menschen, 5) über den Zustand des Menschen vor und nach seinem Verfalle; 6) über Christus, den Wiederhersteller des Menschengeschlechts; und 7) wie der Christ durch seine Religion zu seiner großen Bestimmung geführt werde? Im Ganzen ist die Wahl der Materie und die Form der Ausführung jedes Unbefangenen Beyfalls würdig, ob schon Rec. nicht allem ohne Ausnahme beystimmen kann, wie es auch ganz natürlich ist. Indessen finden sich in diesen wenigen Bogen viel freymüthige und überdachte Bestimmungen und Berichtigungen, über den Werth und die Brauchbarkeit besonders, verschiedener dogmatischer Lehrpunkte, welche jeder Nachdenkende mit Vergnügen lesen, und daß sie gesagt und gelehret werde, sich freuen wird. Einige davon hier auszuheben, rechnet sich Rec. um so mehr zur Pflicht, da es der Raum nicht gestattet, über den gesammten Inhalt ausführlich zu seyn.

Dahin gehört S. 6. f. die Anmerkung über die Einrichtung des Beweises für die Wahrheit der christlichen Religion nach Verschiedenheit der zu belehrenden Subjecte, welche noch auf mehrere Fälle anwendbar ist; S. 8. 9. über die Nothwendigkeit der Religion zur Beförderung unsrer moralischen Güte und damit verknüpften wahren Glückseligkeit; S. 14 f. der Gang des Beweises für die Göttlichkeit der christlichen Religion; S. 23 f. über die locale und temporelle Absicht

der

Schriften des N. T. und deren Anwendung auf gegenwärtige Denkungsarten, wo Rec. doch mehr Ausführlichkeit und genauere Vergleichung der gegenwärtigen und der vormaligen Situationen der Christen gewünscht hätte; S. 26 f. über das A. T. dessen Inhalt, Gebrauch und Anwendung; S. 30 f. über den Zweck der Bibel und derselben vernünftigen Gebrauch, wo uns doch über den Gebrauch der symbolischen Bücher S. 31. zu wenig und zu unbestimmt gesprochen zu seyn scheint; S. 34. die Anweisung über den Vortrag der Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Dem Vortrage aber von der Dreyeinigkeit, S. 48 f. welche überhaupt nicht zum populären Unterricht zu gehören scheint, fehlt es wohl zu sehr an der Faßlichkeit, und Eindrücklichkeit, welche die Vorstellungen der Bibel über die dahin einschlagende Materien zum Zweck haben, worüber aber zu sprechen hier der Ort nicht seyn kann.

S. 56. ist die Anmerkung über die Erkenntniß Gottes aus der Natur oder aus seinen Werken und über die richtige Anwendung derselben im Volksunterricht, allen rechtschaffenen Lehrern der Religion zur Leitung und zum Gebrauch sehr zu empfehlen. S. 66. wird §. 77 — 82. vortrefflicher Stoff für den, der ihn zu brauchen weiß, gegeben, über die Vorsehung und Regierung Gottes in Absicht jedes einzelnen Menschen, und über das physische und moralische Uebel, das in der Welt zu finden ist, nach eines jeden Fassung und Lage anschaulichen und überzeugenden Unterricht zu ertheilen, welcher im Vortrage der Religion um so viel nöthiger und wichtiger ist, da von diesen Ueberzeugungen das wahre und innige Gefühl der Ehrfurcht für Gott, und des tröstenden und wirksamen Vertrauens zu ihm, folglich ein großer Theil der subjectiven Religion jedes Menschen abhängt. Wohl den Lehrern, die ihn zu diesem Zweck verständig und angemessen zu brauchen wissen. S. 76 f. wird die Lehre von den Engeln und den Geistern bedachtsam und überlegt vorgetragen, aber zugleich der geringe Einfluß derselben auf die practische Religion gezeigt, und den Lehrern des Volks die hierin so nöthige Prüfung und richtige Auslegung der biblischen Stellen, die ihrer erwähnen, empfohlen. S. 87 f. ist die Anmerkung für Viele gewiß ungemein belehrend und heilsam, und verdienet von allen denen, welche die falsche Richtung und Ausdehnung, welche man nur zu oft biblischen Lehren zu geben pflegt, ver-

hüten wollen, wohl beherziget zu werden. S. 91. §. 96. sind die wirklich philosophischen Bemerkungen über die moralische Freyheit des Menschen und deren Gebrauch oder Nichtgebrauch aus richtiger Erfahrung und Beobachtung geschöpft; und zeigen theils die gewöhnlichen Ursachen des moralischen Verfalls des Menschen, theils geben sie die Mittel, welche in der Natur des Menschen selbst liegen, an, diesem Verfall vorzubeugen oder sich aus demselben herauszuarbeiten. S. 100 f. wird über Gottes Strafrecht, und wie fern es positive, ja ewige Strafen gebe, wie fern wir endlich darüber zu urtheilen im Stande sind, und welchen Gebrauch wir von den biblischen Vorstellungen derselben machen sollen, weise und bedachtsam geurtheilt.

Verschiedene bemerkenswürdige und lehrreiche Gedanken und Bestimmungen, welche dem Ganzen eingewebt sind, und ohne viel Weitläuftigkeit nicht ausgehoben werden können, muß Rec. dem eigenen Nachlesen überlassen. Er kann aber nicht umhin, diese Schrift eines Mannes, der über jeden Lehrsatz der Dogmatik bedachtsam nachgedacht, alle Gründe dafür und dawider wohl erwogen, größtentheils eine vernünftige Wahl darunter angestellt, das Gewicht eines jeden für die subjective Religion und Praxis sorgfältig bestimmt, und mit Behutsamkeit und Achtung gegen herrschende Ideen sein Urtheil, doch nach eigener Einsicht und Prüfung gefället hat, allen denen, die mit Nachdenken und Klugheit ihr Predigtamt führen wollen, angelegentlich zu empfehlen. Gern führte er mehr anmerkenswerthe Stellen aus dieser Schrift an, wenn es der eingeschränkte Raum einer Anzeige nicht untersagte.

Em.

Liturgie und Gebetsformeln zum öffentlichen Gottesdienst, für Christen von allen Confessionen von Joseph Priestley. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Vorrede, über die Möglichkeit und den Werth eines allgemeinen christlichen Gottesdienstes. Von H. A. Pistorius. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 8 Bog. in gr. 8. und 3 Bogen Vorrede.

In

In der merkwürdigen Vorrede sagt Hr. P. man kann den öffentlichen Gottesdienst von den eigentlichen Religionsvorträgen absondern, und dann bestehet er in gemeinschaftlichen Religionshandlungen und Gebräuchen, worin die daran theilnehmenden ihre Vorstellungen, Gesinnungen und Empfindungen gegen die Gottheit ausdrücken, nicht nur um dieselben öffentlich zu bezeugen, sondern sich auch darin zu bestärken u. s. w. Und so betrachtet er ihn hier. Da die ersten Christen Juden waren, so richtete sich der erste christliche Gottesdienst nach der Form des jüdischen, der mehr mechanisch als geistig und vernünftig war. Nach der Zeit da auch Heyden Christen wurden, entfernte er sich noch mehr von der Einfalt, die er nach dem Plan Jesu haben sollte. Zur Zeit der Reformation ward er zwar verbessert, behielt aber doch bey den Protestanten mehr oder weniger von seinen alten Mängeln und dem geistlosen Ceremonienwesen. Insonderheit bezogen sich die liturgischen Aufsätze, Gebetsformeln und Gesänge größtentheils auf besondere kirchliche Lehrmeynungen. Und so ist es, was die Liturgie betrifft, noch jetzt. Die alten Kirchenagenden sind größtentheils beybehalten worden, und machen mit unserer gegenwärtigen Denkungsart, Kenntnissen, Geschmack und Sitten den seltsamsten und auffallendsten Contrast. Verbesserungen sind also hier nothwendig, aber die Frage ist, nach welchen Grundsätzen müssen sie geschehen? Hr. P. antwortet: man muß nicht diejenigen Grundsätze befolgen, nach welchen die alten Liturgien u. s. w. verfertiget wurden, sondern die entgegengesetzten; das ist, man muß alles, was lokal, partikular oder Unterscheidungslehre ist, hinwegschaffen, und sich an allgemein christlichen Vorstellungen halten. Das ist nun in der That ein sehr vernünftiger Grundsatz, der von allen denen bemerkt und befolgt zu werden verdient, welche die alten Liturgien verbessern wollen. Denn gerade dieses Lokale, Partikuläre, und Geschmacklose jener Zeiten ist es, was die Formulare anstößig macht. Wenn nun aber Hr. P. der Meynung ist, daß auf die Weise ein allgemein christlicher Gottesdienst entstehen würde, woran ein jeder, der auch in dem weitesten Sinn des Worts ein Christ ist, theilnehmen könnte, so ist die Sache doch wohl noch etwas zweifelhaft.

Die Idee, Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Unitarier u. s. w. zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung zu

Ich denke also, wir thun am besten, wenn wir das Unsrige redlich beytragen, die wahre Aufklärung in der Religion unter den Christen zu befördern, und die Hindernisse derselben aus dem Wege zu räumen, so wird es immer gottesdienstliche Versammlungen geben, welche ein jeder Christ ohne großen Anstoß besuchen kann, wenn er nur guten Willen dazu hat. Vorzüglich gehöret wohl dahin, daß alle Liturgien, welche überdem blos Ueberbleibsel des katholischen Gottesdienstes sind, und sie mögen so allgemein christlich abgefasset werden, als man will, doch mit der Zeit immer wieder anstößig und geschmacklos werden, auf die Seite gelegt, das ganze Formularwesen abgeschafft, und nach wahren protestantischen Grundsätzen es einem jeden Prediger überlassen werde, das öffentliche Gebet nach seinen Einsichten zu verrichten, und bey feyerlichen Religionshandlungen seiner Gemeine jedesmal das zu sagen, was er nach den Umständen für das beste und zweckmäßigste hält. Traut man es ihm zu, daß er in den Catechisationen und Predigten seine Zuhörer zweckmäßig unterrichten und erbauen werde, warum will man ihm in Ansehung des liturgischen Theils des öffentlichen Gottesdienstes nicht eben das zutrauen? Und gewiß dadurch würde dadurch weit mehr Nutzen gestiftet werden, als wenn dieselben Gebete und andere liturgische Aufsätze, sie mögen so gut seyn als sie wollen, unaufhörlich wiederhohlet, endlich auswendig gelernt, und ohne irgend etwas dabey zu denken oder zu empfinden, hergeplappert werden.

Was nun die liturgischen Aufsätze und Gebetsformeln selbst betrifft, welche hier geliefert werden, so sind sie eigentlich zum Gebrauch einer Unitarischen Gemeine bestimmt, wovon man hin und wieder noch einige Spuren findet, z. B. S. 61. und S. 126. Manches darin ist auch wohl noch lokal oder partikular, indem es sich auf England und die dortige Verfassung beziehet. S. 27. S. 121. Indessen ist doch von dem Herausgeber das meiste der Art geändert, oder weggelassen worden, so daß sie nun im Ganzen genommen, für allgemein christlich gelten können. Da sie nun, ob sie gleich nach des Rec. Empfindung etwas rührender und herzerhebender seyn könnten, in einer edlen Schreibart abgefasset sind, so können sie allerdings ohne Anstoß von einem jeden Christen gelesen werden. An einigen Orten hat der Herausgeber für gut befunden, wo er mit dem Verf. nicht gleicher

Mey-

Meynung war, eine Anmerkung hinzuzufügen. Z. B. bey dem Taufformular. Ein Eheeinsegnungsformular findet sich hier gar nicht, weil es den Dissidenten in der englischen Kirche nicht erlaubt ist, diese Handlung zu verrichten. Die englischen Hymnen, welche an einer Stelle vorkommen, hat der Herausgeber mit guten deutschen Liedern aus dem Berlinischen neuen Gesangbuche verwechselt. Möchten doch vernünftige Geistliche den Versuch machen, sich dieser Aufsätze und Formulare, wo es ohne Aufsehen geschehen kann, zu bedienen. Es würde sicher die wahre Erbauung weit mehr befördert werden als durch die alten mystischen zweck- und geistlosen Formulare. Der Herausgeber hat also allerdings wohl gethan, daß er dieses englische Produkt auf deutschen Boden verpflanzt hat.

Bg.

D. Johann Christoph Döderlein christlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen unserer Zeit. Nach dem Lateinischen, von dem Verfasser selbst ausgearbeitet. Zweyter Theil. Nürnberg und Altdorf, bey Monath. 1786. 20 Bog. in 8.

Alles Gute, was wir von diesem Buche bey Ankündigung des ersten Theils A. d. B. LXIX. B. S. 30 fg. gesagt haben, müssen wir ohne Einschränkung von diesem zweyten wiederholen. Man findet hier eben den Geist der sorgfältigsten Untersuchung und genauen Prüfung alles dessen, was der V. als theologische Wahrheit aufstellen wollte, eben die Entfernung von gemächlicher und gedankenloser Nachbetung der geweyhten Kirchensprache, die so manchen unrichtigen oder nur halbwahren Satz in die christliche Religionslehre eingeflochten hat, doch auch auf der andern Seite eben die Vorsicht, das Unrecht, das bisher Wahrheit und gesunder Menschenverstand durch manche symbolische Behauptungen erlitten hatten, durch eine allzufreygebige Aufopferung dogmatischer Vorstellungen und Sätze zu rächen; eben die Gerechtigkeit, fremde Einwürfe und Schwierigkeiten in ihrer ganzen Kraft darzustellen, aber auch eben die überredende und hinreißende Beredtsamkeit fürs Gegentheil, die sich auch wohl, wo Gründe fehlen, Declamation erlaubet; eben die Feinheit, zuweilen nach abgewo-

genen Schwierigkeiten, seine Meynung nicht deutlich heraus zusagen oder weniger zu sagen, als sich aus den vorhergehenden Untersuchungen zu ergeben scheint, endlich auch den reinen, correcten und mit der Gedankenfülle wetteifernden kraftvollen Ausdruck, der auch von dieser Seite das Buch zu dem Rang unsrer classischen Bücher erhebt.

Es enthält aber dieser Theil blos das dritte Kapitel, das unter der Ueberschrift: von den Mitteln zur Erkenntniß der christlichen Religion, den durch so manche Uebertreibungen und Zumuthungen älterer Theologen für Verstand und Herz unfruchtbar gewordenen Locus von der heil. Schrift abhandelt. Die Zahl der Paragraphen geht in demselben von 24 bis 50, deren Inhalt wir kürzlich angeben wollen. Nothwendigkeit der Untersuchung über diese Erkenntnißmittel. Warum Jesus nicht selbst seine Lehre schriftlich hinterlassen? Allgemeine Uebersicht dieser Mittel. Sie sind dreyerley: Schriften der Apostel, Religionsschriften der Juden, und Vernunft. Ister Abschnitt von den eigentlichen christlichen Religionsurkunden, oder den Schriften N. T. Verzeichniß, Charakter und Benennung dieser Bücher — viele davon sind verlohren gegangen die vielleicht gleichwichtig waren. Aechtheit oder Authentie der Bücher N. T. durch überzeugende Darstellung der höchsten Unwahrscheinlichkeit des Gegentheils. „Ob die Offenbarung Johannis ächt oder unächt sey, spricht der Verf., wage ich kaum zu untersuchen. — Das Thema des Buchs ist nicht ketzerisch, nicht phantastisch, aber mit Feuer und Flug der Phantasie, die in den Gefilden der Zukunft ihr Feld, in den Büchern der Propheten A. T ihre Nahrung, und in der Liebe zu Jesu und dem Blick auf seine himmlische Majestät ihr Ziel findet ausgeführt. — Der Apostel hat es geschrieben, würde ich sagen: aber er schrieb es nicht für die spätere Christenheit, nicht zu meinem Gebrauch, nicht für den bleibenden Canon,“ Es verdient noch gelesen zu werden, wie die Begeisterung des durch die Empfindung der Majestät Christi entzückten Dichters das und jene apokalyptische Bild habe ergreifen können. Göttlichkeit der Bücher N. T. und ihre Eingebung, die erste ist von der letzten unabhängig, und die letzte nicht einmal nöthig. Daß die Verf. wirklich Gottes Beystand und Mitwirkung genossen, wird bündig erwiesen, sie selbst waren auch davon überzeugt, brauchten aber ihre eigene Thätigkeit und Kenntnisse. Wortn

also

als die Eingebung eigentlich bestehe, kann man nicht bestimmen. Sie war kein Dictiren, keine Offenbarung. Eingebung, Inspiration, Leitung des heil. Geistes, drucken alle die Sache nicht aus, sind uneigentliche Ausdrücke, und werden auch in andern Fällen gebraucht. Offenbarung hatte blos bey den wenigen Weissagungen des Paulus und Johannes statt. Geschichte der Sammlung der christlichen Urkunden. Unverfälschte Richtigkeit dieser Bücher. Durch alle Varianten und angefochtene Stellen sey nicht eine christliche Lehre verlohren gegangen, die nicht aus andern unangefochtenen bewiesen werden könne. Jetziger Gebrauch dieser Bücher fürs Christenthum. Absicht, Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der gesammleten Bücher. Nothwendigkeit dieser Bücher zur christlichen Religion, obgleich nicht schlechterdings nothwendig, auch nicht einmal in einzelnen Theilen desselben; aber doch nothwendig zur Ueberzeugung. — „Denn Lessing, dessen Philosophie zuletzt nur zu sehr mit Sophisterey verwebt war, und dessen Scharfsinn nicht selten zur Chikane wurde, habe es sehr einleuchtend gemacht, daß die Religion ohne diese Bücher sich nicht nur denken lasse, sondern auch wirklich vorhanden, angenommen und ausgebreitet war.“ Wir überlassen es dem V. dieses harte Urtheil aus Lessings Charakter, oder Schriften selbst, zu rechtfertigen. Daß die Religion, die wir bekennen, ächte christliche Religion sey, wird auch damit erläutert, daß zu der Zeit, da das N. T. so gut als für verlohren angesehen werden konnte, Menschensatzungen und Thorheiten fanatischer Mönche am meisten Eingang fanden. Absichten und jetzige Brauchbarkeit dieser Schriften, deren Absicht im Grunde temporel und local war. Folgerungen hieraus. Nothwendigkeit und Nutzbarkeit eines Auszugs des N. T. und Maßstab hierzu. IIter Abschnitt von den Büchern A. T. Ursachen hiervon zu handeln. Charakteristik sämmtlicher Bücher A. T. Aechtheit derselben aus der höchsten Unwahrscheinlichkeit ihrer Unterschiebung durch Esra, und weil die einzelnen biblischen Bücher mit den mit der jüdischen Nation nach und nach vorgefallenen totalen Aenderungen gleichen Schritt halten. Göttlichkeit und Eingebung der Schriften A. T. von der aber die Göttlichkeit der mosaischen Religion nicht abhänge. Auch wenn sie nicht göttlich wären, blieben sie doch heilig und ehrwürdig; sie sind es aber, wegen des Ansehens ihrer Verfasser als Propheten, und der Erbaulichkeit ihres Inhalts; ob man gleich nicht glauben müsse, daß die

die Propheten lauter Offenbarung genossen hätten. Fast scheint uns hier der würdige Verf. mit dem Ausdruck, Göttlichkeit und Eingebung zu spielen, ihn, wie aus Gefälligkeit zwar beyzubehalten, aber sich so wenig bestimmt, und deutlich darüber zu erklären, daß es jedem frey steht, sich darunter zu denken, was er will. „Ein Mann, (Moses) der so viel außerordentliche Talente, so erhabene Weisheit, solchen Umfang von Kenntnissen hat, der als Heerführer alle Feinheit und Entschlossenheit eines Generals, als Gesetzgeber alle Klugheit eines Staatsmannes, als Dichter alle Stärke der Empfindung und Sprache in sich vereinigt, — der eine rohe Nation lenken, die Grundlage zu ihrer Bildung auf die spätern Zeiten so glücklich machen, uud die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachkommen auf sich ziehen kann; der soll ohne Gottheit das geworden seyn, ohne deren Hauch, wie Cicero sagt, nie ein grosser Mann aufgetreten ist." Der Verf. giebt zu, daß Moses ältere Urkunden gesammlet und gebraucht, und folglich dazu keine Eingebung gebraucht habe, auch seine Gesetzbücher schrieb er ohne Eingebung, weil er viele Gesetze in den folgenden Büchern wiederhohlt, oder verändert, und vergessene nachhohlt. Daß sich der Verf. über das, was Eichhorn über die Eingebung der eigentlichen Propheten sagt, nicht erklärt, und es gar nicht erwähnt, wundert uns. Geschichte der Sammlung der jüdischen Urkunden oder des Canons A. T. Hierbey ein schönes Urtheil über die apokryphischen Bücher A. T. deren Verwerfung nicht von jüdischen, sondern christlichen Lehrern geschahe. Ursache derselben, und Lächerlichkeit der Mühe, die man sich nimmt, aus ihrem Inhalt ihre Verwerfung zu rechtfertigen, da man ähnliche Stellen aller Art, wie man sie in den apokryphischen Büchern als Beweise ihres nicht kanonischen Ansehns aufsucht, auch in den sogenannten kanonischen Büchern antreffe, aber dann entschuldige. Unverfälschte Richtigkeit der Bücher A. T. Unvermeidlichkeit aber Unerheblichkeit der Varianten. Es werden verlohrne oder verderbte Stellen zugegeben. Unwahrscheinlichkeit einer geflissentlichen Verfälschung. Nutzen und Gebrauch des A. T. — Höchst eingeschränkt und auf Kanzeln gar unnöthig. Empfehlung der Bibelauszüge A. T. Die folgenden Paragraphen werden ganz kurz abgehandelt. Von der heil. Schrift überhaupt und deren Werth. Eigenschaften derselben, Kraft — schöne Schilderung ihrer Wirkungen, ohne

die

die dogmatischen Subtilitäten mitzunehmen. Zuverläßigkeit des Inhalts der heil. Schrift. Ansehen derselben. Erklärung gegen Vereinigungsvorschläge und Entscheidungen, wenn verschiedene Theorien über die Verhältnisse Christi und des heil. Geistes zur Gottheit, und über die Frage, wie Jesus unser Erlöser geworden, auf welche die Kirche mehr Werth, als die Bibel gesetzt habe, das Vertrauen auf Gott und seine Begnadigung gleich stark sichern. Vollständigkeit des Religionsunterrichts in der heil. Schrift. Deutlichkeit der heil. Schrift, und endlich von der Freyheit und Pflicht die heil. Schrift zu lesen.

Pk.

Handbuch der christlichen Lehre, oder die wichtigsten Wahrheiten, Lehren und Pflichten des Christenthums, in alphabetischer Ordnung kurz abgehandelt, für Ungelehrte, besonders Landleute; herausgegeben von einem Schweizerischen Gottesgelehrten. St. Gallen, bey Reutiner. 1786. 400 S. gr. 8.

Nach S. 51. ist dieser Schweizerische Gottesgelehrte ein Zürchischer Prediger, der sich aber nicht weiter zu erkennen gegeben hat. Seine Absicht ist sehr gut. Er will, laut der Vorrede, eine ziemlich vollständige Sammlung von kurzen Abhandlungen über die wichtigsten Wahrheiten, Lehren und Pflichten des Christenthums, nach dem Alphabete, ganz eigentlich für Ungelehrte und Landleute liefern. Es leuchtet in die Augen, daß ein solches Buch, wenn es, mit Weglassung aller künstlichen Bestimmungen des theologischen Systems, blos Religion enthielte, in einer natürlichen allgemein verständlichen Sprache geschrieben wäre, und dabey so wenig kostete, daß zu hoffen stünde, der gemeine Mann werde sich dasselbe anschaffen können, sehr nützlich seyn müßte. Der Verf. dieses Versuchs hat seinem Buche, wie man wohl sieht, diese Eigenschaften zu geben gesucht. Er meynt es auch sehr gut mit der Religion, und hat daher wirklich viel Gutes gesagt; man sehe z. B. was er vom Aberglauben, von der Buße, von den

Irren-

Irrenden in der Religion, vom falschen Religionseifer angemerkt hat. Allein dessen ungeachtet scheint uns dieses Buch um mehr als einer Ursache willen zu der Absicht, die es befördern soll, untauglich zu seyn. Abgerechnet, daß es für Landleute offenbar zu theuer ist, so hat es auch noch andere Fehler, die uns diesen Ausspruch abnöthigen.

Der V. hat nämlich zuerst den Ton gar nicht zu treffen gewußt, in welchem man mit dem Landmanne reden muß. Seine Schreibart ist voll von neumodischen Ausdrücken und philosophischen Kunstwörtern, die zwar in der Büchersprache gangbar, für den gemeinen Mann hingegen noch eine völlig unbekannte Münze sind. Darzu kommen eine Menge von Provinzialismen, die allein schon hinreichend wären, das Buch für unsre Gegenden fast ganz unbrauchbar zu machen. Selbst der Periodenbau ist fast durchgängig so neumodisch, durch so viele Gedankenstriche unterbrochen, und nähert sich hier und da so sehr der Lavatrischen Kraftsprache, daß Belesenheit in einer gewissen Art neuer Schriften erforderlich ist, wenn man den Verf. verstehen will.

Was ferner die Sachen selbst anbetrifft, so kann man gleichfalls nicht ganz damit zufrieden seyn. Die moralischen Artikel sind meistens besser bearbeitet, als die dogmatischen. In diesen fehlt es oft gar sehr an deutlichen Begriffen. Der V. will überall genau bey der kirchlichen Orthodoxie bleiben; aber daß er sich auch über diese nicht einmal allezeit deutlich zu erklären wisse, und eben daher manches Falsche einmische, läßt sich fast aus allen hieher gehörigen Artikeln beweisen. Wir wollen einige Beyspiele geben. Gleich im Artikel Abendmahl behauptet der Verf. S. 2. das schädliche Vorurtheil, daß man durch den Genuß des Abendmals Vergebung der Sünden erlange. Woher will er diesen Satz, der beym unverständigen Haufen schon so viel Schaden angerichtet hat, beweisen? Eine Hauptsache, auf deren Erklärung wir begierig waren, war der Titel Erlösung. Er hebt sie so an: Die Erlösung ist die durch Christum, durch sein Leben, Leiden und Sterben bewirkte Erleuchtung, Besserung und Heiligung (Heiligung ist ganz einerley mit Besserung) der Menschen, die Wiederherstellung des Friedens mit Gott (ein dunkler Hebraism, den der gemeine Mann nicht versteht), die Befreyung von der Macht der Sünde (ist wieder einerley mit der schon genannten Besse-

rung)

nung) und den Strafen der Sünde, (von welchen, doch nicht von den natürlichen?) Erwerbung des ewigen Lebens (noch einmal ein Hebraism.) Ist es nicht schon aus dieser einzigen Beschreibung klar, daß es dem Verf. an genau entwickelten Begriffen von dieser Sache fehlet? Doch wir wollen ihn weiter hören. Diese Erlösung, fährt er fort, war unstreitig nothwendig. Der Mensch lag in Sünden, war ganz verderbt, von Gott abgewichen, von Gott entfernt (wie tavtologisch, und wie schief?) sein Zorn ruhte auf ihm (was heißt das?) Gottes Gerechtigkeit forderte Genugthuung (in welcher Stelle der Bibel hat der Verf. dies gefunden?) des Menschen Zustand Erleuchtung und Rettung — kein Mensch konnte dies ins Werk setzen (warum nicht?) kein Bruder den andern erlösen, noch Gott für ihn bezahlen (wie mag doch der Verf. diese Stelle des XLIX. Psalms so misbrauchen, die von einer ganz andern Sache redet) kein Schuldiger konnte für Schuldige verbürgen, kein Unheiliger Unheilige heiligen, kein Sterblicher Sterblichen die Unsterblichkeit und Seligkeit erwerben u. s. w. lauter leeres Gewäsch, durch welches die Verdienste Jesu um uns nicht im Geringsten deutlicher werden. Nimmt man das Folgende hinzu, wo der Verf. fortfährt, in lauter dunkeln Hebraismen von dieser Sache zu sprechen, so wird es offenbar, daß er von der Erlösung Christi selbst keinen bestimmten Begriff hat. Möchte er doch sein Buch zur Hand nehmen, und sich fragen, wie wohl die Redensarten, die er braucht: alle von Gott Entfernte näher bringen; alle Sündigende entsündigen; alle geistlich Todte beleben; die Seele mit dem Blute Jesu von Sünden reinigen; wie wohl, sag ich, diese Redensarten, die doch offenbar alle tropisch sind, mit eigentlichen Worten ausgedrückt werden müssen: so würde ers bald fühlen, daß er selbst nichts bestimmtes dabey denke, und also noch nicht fähig sey, das gemeine Volk zu belehren, dem alle diese bildlichen Ausdrücke der Bibel in deutliche und verständliche Redensarten aufgelößt werden müssen, wenn es eine nutzbare Religionserkenntniß erlangen soll. Den Artikel Jesus fängt der Verf. so an: Jesus heißt ein Seligmacher, ein Heilbringer. Dieser Name bedeutet besonders den eingebohrnen Sohn Gottes (sonst hält man den Namen Jesus für die eigenthümliche Benennung der menschlichen Natur) den Gott an, der einst von Maria

ria zu Bethlehem gebohren ward (muß also wohl mehr als Einen Gott geben, wird der gemeine Mann hier denken, weil einer von der Maria gebohren worden ist) der als ein grosser Lehrer auf Erden im Jüdischen Lande lebte, — der endlich von den Juden gekreuzigt und getödtet ward (Gott ward gekreuzigt und getödtet!!!) aber wieder auferstand und in den Himmel fuhr (Gott wurde wieder lebendig, bewegt sich von einem Ort zum andern!! Wie doch der Verf. so hyperorthodox ist!) Er ist der Sohn Gottes, Gott über alles gebenedeyet in Ewigkeit, ein Gott in Menschengestalt. — Wie gesagt, es muß wohl mehr, als Einen Gott geben; anders kann der gemeine Mann hier nicht denken. Von den Verdiensten Christi um die Menschen weiß übrigens der Verf. hier eben so wenig etwas deutliches und belehrendes zu sagen, als im Artikel Erlösung, also wollen wir ihn auch nicht weiter hören. Man sieht schon aus diesen beyden Proben, daß es dem Verf. noch gar sehr an aufgeklärter Einsicht von den wichtigsten Wahrheiten des Christenthums fehlet, und daß er es daher nicht hätte wagen sollen, dem gemeinen Manne deutlich zu machen, was er sich selbst noch nicht deutlich vorstellen kann. Eben daher ist er auch in den Fehler verfallen, den die fast immer machen, denen es an fruchtbaren Begriffen mangelt, er hat sehr oft statt belehrender Erklärung blosse Declamation gegeben; man sehe z. B. den angeführten Artikel Jesus, auch die Titel Auferstehung, Christ, Eltern u. a. m.

Die moralischen Materien sind, wie schon erinnert worden ist, etwas besser bearbeitet. Indessen fehlts auch hier nicht an schiefen Vorstellungen, an unbrauchbaren Rathschlägen, und an unbestimmten Regeln. S. 7. wird z. B. die Vorschrift gegeben: man mache nicht zu wenig aus dem Abendmahl, aber auch nicht zu viel. Wie unbestimmt! Was heißt hier zu viel oder zu wenig? Der Artikel Andacht ist voller Hebraismen, die selbst eine Erklärung bedürfen. Dabey kann das, was der Verf. von dieser Sache sagt, zum Beweise dienen, wie sehr er sich zuweilen vergißt, und wie wenig anwendbar seine bey moralischen Gegenständen vorgeschlagene Mittel sind. Seine Erklärung der Andacht ist folgende: Andacht ist eine Sammlung der Gedanken, Erhebung des Herzens, Aufmerksamkeit

keit, und ernstes Nachdenken, welches Gott und sein Wort zum Gegenstand hat. Und nun sehe man die Beförderungsmittel nach, die der Verf. vorschlägt. Da heißt es: Andacht wird befördert durch Sammlung des Gemüthes u. s. w. ist dies etwas anders, als Andacht wird befördert durch Andacht? hätte nicht gezeigt werden sollen, wie man es anfangen müsse, um diese Sammlung des Gemüthes, die nach des Verf. eignen Erklärung die Andacht selber ist, zu bewirken? Und dergleichen Fehler macht der Verf. öfter. Er darf nur die Regeln genau durchsehen, die er zur Erlangung gewisser Tugenden, und zur Vermeidung gewisser Laster giebt, so wird er wohl finden, daß diese Vorschriften oft nichts anders enthalten, als eine Wiederholung der vorher erklärten Sache, und folglich im Grunde gar kein Rath sind, den man brauchen könnte. Wider die irdischen Güter und den Reichthum declamirt der Verf. auf eine so unvorsichtige und unbestimmte Art, daß man fast denken sollte, er wolle Mönchsmoral predigen. Auch in den Hauptwörtern, die erklärt werden sollen, herrscht zuweilen eine schädliche Verwirrung. So hält der V. Eigenliebe und Selbstliebe, heilige Schrift und Wort Gottes für einerley, da doch die wahren Bedeutungen dieser Wörter so sehr von einander verschieden sind, und man fleißig vorzubeugen hat, daß sie nicht mit einander verwechselt werden. Noch müssen wir anmerken, daß dieses Buch auch voller Druckfehler ist, die um so mehr gerügt werden müssen, da sie sehr oft den Verstand ganz verändern, und der gemeine Mann in solchen Stellen unmöglich fortkommen kann. So stehet z. B. S. 13. prüfen, statt berufen; S. 215. Schwefelgefühl, statt Schwefelpfuhl; S. 289. einsichtige Beurtheilung, statt einseitige, u. dgl. m.

Lkp.

Beyträge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes der Christen, von Hermes, Fischer und Salzmann. Erster Band. Erstes und zweytes Stück. Leipzig. 1786. Bey Crusius. Beyde Stücke 32 Bogen. (Mit einer sehr schönen Titelvignette, die Jesum im Gespräch mit

könnte, dem Verf. beyzustimmen, wenn er auf ihre Abschaffung dringt. Der Vorschlag, daß zum Ersatz des Beichtgeldes, das an manchen Orten eine Haupteinnahme des Predigers ausmacht, und ihm billiger Weise, ohne anderweitige Entschädigung, nicht entzogen werden kann, eine durch obrigkeitliche Einrichtungen zu erhebende bestimmte und beständige Abgabe eingeführt werden möchte, ist alles Beyfalls werth, und zu wünschen, daß christliche Obrigkeiten darauf Rücksicht nehmen möchten, da es doch ihre Pflicht ist, für die anständige Versorgung der von ihnen angesetzten öffentlichen Lehrer zu sorgen. Unter den S. 71. ff. angeführten Umständen müssen wohl auch Weichherzigkeit und dunkle Gefühle, die von Jugend auf zur Gewohnheit geworden sind, mit angeführt werden. Gerade daraus läßt sich die an so vielen Beichtenden bemerkte, und doch ohne Erfolg bleibende Rührung am besten erklären. Auch diese Abhandlung wird im zweyten Stück fortgesetzt. 3) **Ueber die sogenannte Konfirmation der Katechumenen.** Eingesandt von einem Ungenannten. Diese Abhandlung, so unverkennbar auch die gute Meynung dabey ist, hätte ohne Schaden wegbleiben können. Sie sticht gegen die Deutlichkeit, Präcision und Richtigkeit der vorherigen zu sehr ab. Man sieht wohl, daß der Verf. über das Fehlerhafte, nicht sowohl in der eigentlichen Konfirmationshandlung, als vielmehr im Betragen der Aeltern, aufgebracht seye, aber er drückt sich nicht bestimmt genug aus, und thut im Grunde auch keine Vorschläge, wodurch dem Fehlerhaften gründlich abgeholfen werden könnte. Denn bey dem Vorschlage, den jungen Christen nicht eher in den Versammlungen der Christen zuzulassen, bis er zum eigentlichen Religionsunterricht und im Verfolg desselben zur Kommunion angenommen werden kann, und dieses Zulassen recht sinnlich feyerlich zu machen, bleibt doch das Fehlerhafte in der Erziehung und dem Beyspiele der Aeltern stehen. Auch geht er wirklich zu weit, wenn er der gewöhnlichen Konfirmationshandlung alle Feyerlichkeit abspricht und nichts als Kälte bewirkt. 4) **Erster Nachtrag zur vorstehenden Abhandlung über die Konfirmationshandlung von Hermes.** Ueber die Frage: welches kann und soll eigentlich der Zweck der Konfirmationshandlung seyn? Hier wird die Sache gründlich auseinander gesetzt, und da Hr. Hermes diese Nachträge, (es sollen noch zwey folgen,) geben wollte, so würde es besser gewesen seyn, wenn man des Ungenannten Abhandlung gar nicht

nicht aufgenommen hätte. Es ist zu wünschen, daß die Herren Verf. nichts aufnehmen möchten, als was in dem Geiste der Gründlichkeit und Deutlichkeit geschrieben ist, den ihre Beyträge athmen.

IIter Abschnitt. I. Gebete. 1) Drey kurze Gebete, welche gelesen oder auch abgesungen werden können. 2) Ein längeres Gebet, vor dem Altar abzulesen. 3) Anrede an die Gemeine, statt des evangelischen oder epistolischen Textes. Von Hermes. II. Litaney. Aus einem Erbauungsbuche — Timotheus — genommen. III. Zwey veränderte Taufformuläre. Von Fischer. Recht gut, ohne unnütze Weitläuftigkeit, und doch nichts, das die Handlung feyerlich und nützlich machen kann, weggelassen. Aber auch so, daß beyde Formulare ohne Anstoß in allen Gemeinen gebraucht werden können. IV. Trauungsformular. Ohne Anzeige des Verfassers. Dieses Trauformular ist lang gerathen. Aber der Verf. setzt auch bedächtig hinzu: wo keine Traurede vorhergeht. Da übrigens den neuen Eheleuten Erinnerungen an die Pflichten ihres anzutretenden Standes ertheilt worden, so ists überflüßig, daß die Anrede S. 202. f. an jedes insbesondere so ausführlich gemacht wird. Es ist ja genug, daß beyde summarisch und kurz gefragt und zum gemeinschaftlichen Jawort aufgefordert werden. Das lange Fragen ist ohnehin von keinem Nutzen, da die Leute kaum darauf hören, und die Erwartung, wenn sie nun ihr Jawort aussprechen sollen, sie beunruhiget. Warum geht aber der Verf. von der Gewohnheit ab, daß der Prediger bey der sogenannten Kopulation die Hand nicht auf die Brautleute Hände, sondern auf ihre Häupter legen soll? Im Grunde gilt beydes gleichviel. Aber wenn Eins seyn soll, so scheint hier das Alte besser zu seyn, als das Neue, indem der Handschlag das bedeutendste äußerliche Zeichen bey dieser Feyerlichkeit ist, an manchen Orten ist das Ringewechseln ein außerwesentliches Stück der Trauhandlung, und bestehet die ganze Sache nur im Jawort und Handschlag. Dieser Handschlag ist gleichsam die bindende Formel im Kontrakt, daher ists zweckmäßiger, daß der Prediger seine Hand auf die beyden Hände der Verlobten lege. Rec. zieht das Zollikofersche Trauformular diesem weit vor; ob er gleich von beyden gestehet, daß ihm ihre Weitläuftigkeit nicht gefalle. Die eigentlich interessirten Personen haben bey dieser Handlung

zu wenig Aufmerksamkeit. Das Wesentliche dabey besteht doch darin, daß der eheliche Vertrag zweyer Personen durch den Prediger feyerlich konfirmirt werde. Was aber sonst Nützliches und Nöthiges bey dieser Gelegenheit gesagt werden soll, kann lieber in einer vorhergehenden Traurede geschehen.

IIter Abschnitt. I. Von des Hrn. G. K. R. Seilers zu Erlangen neuen liturgischen Arbeiten. Von Hermes. Hr. Hermes sagt, ob gleich ihre und Hr. S. liturgischen Journale beynahe einerley Einrichtung haben, so würden sich doch beyde Werke genugsam von einander unterscheiden, worin Rec. gar keinen Zweifel setzt, aber in dem Lande zu seyn wünscht, wo die liturgischen Verbesserungen nach den Grundsätzen dieser Beyträge veranstaltet werden möchten. II. Von der neuen Liturgie der Reichsstadt Lindau. Von Hermes. Es würde ins Unendliche gehen, wenn man von Recensionen wieder Recensionen machen wollte. Nur müssen wir den Leser auf die von Hr. H. vorgeschlagenen Eigenschaften einer guten Liturgie aufmerksam machen. Er findet sie, zwar kurz aber sehr gründlich und wahr, S. 217. f. III. Extrakt eines Schreibens aus Magdeburg von der daselbst eingeführten allgemeinen Beichte. Das Verlangen einer aufgeklärten Gemeine und zweyer bey ihr angesetzter rechtschaffener Prediger sticht gegen die Bedenklichkeiten des durch unterlassene Formalitäten beleidigten Ministerii sehr ab. Wie doch manche Leute aus angeblichen Amtseyfer gute Sachen erschweren können! IV. Hanengeschrey im Dom zu Magdeburg. Von Fischer. Ein Dokument von Duldung eines schändlichen Misbrauchs aus Finanzabsichten in unsern aufgeklärten Zeiten!

Zweytes Stück. Ister Abschnitt. I. Fortsetzung der Abhandlung von der Nothwendigkeit der Verbesserung der Liturgie. Von Salzmann. II. Ueber den rechten Gebrauch des Sinnlichen bey den öffentlichen Gottesverehrungen. Von Fischer. Lange genug hat man blos gesagt, daß beym öffentlichen Gottesdienst auch für die Sinnlichkeit gesorgt werden müsse, ohne in einer so schweren Aufgabe sich auf das Wie? und Was? einzulassen. Hier werden endlich ernstliche Untersuchungen darüber angestellt, und wohl überdachte Vorschläge gemacht, die alle Aufmerksamkeit verdienen. III. Fortsetzung der Abhandlung über

die

die Feyerlichkeiten der Christen bey der öffentlichen Kommunion. Von Hermes. Der Vorschlag ist ganz gut, daß der ganze Gottesdienst auf das Abendmal Bezug haben sollte. Indessen thut das, nach Hrn. H. Vorschlag im vorigen Stück, ja schon die Vorbereitung. Es entgeht ihm nicht, daß man nicht alle Sonntage Abendmahlspredigten halten könne. Wenn sie aber auch alle Jahre 12mal vorkommen, so ist es schon zu viel. Denn es ist in der That schwer, über die Abendmahlslehre 12 verschiedene gesunde Vorträge zu halten, und in 3 Jahren wenigstens müsse man immer abwechseln, das wären 36 Abendmahlspredigten. Rec. gesteht gerne, daß die Feyerlichkeit der Abendmahlshandlung dadurch vermehrt würde. Aber er ist der Meynung, daß man diesen wichtigen Zweck noch weit mehr damit erreichen könnte, wenn das Abendmal noch seltener gehalten würde. Es soll doch sicherlich eine gesellschaftliche Gedächtnißfeyer seyn, nicht nur zum dankbaren Andenken Jesu, sondern auch zur Befestigung der herzlichsten Liebe und Eintracht unter den Christen. Darum sollte es gemeinschaftlich von der ganzen Gemeine gehalten werden, und der Tag, wo es gehalten wird, ein feyerliches Abendmahlsfest seyn. In der ersten Kirche ist es so gewesen. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß zur Apostelzeit diese Gedächtniß- und Verbrüderungsmahlzeit bey allen ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften gehalten worden. Allein, dazumal war das Andenken an Jesum noch ganz neu, und die Umstände, in denen die Gesellschaft lebte, brachten es mit sich, daß diese Erweckung zum festen Zusammenhalten in der Liebe und Einigkeit großen Eindruck machen müsse. Indessen hat doch Paulus schon nöthig gefunden, mit den Liebesmahlen eine Aenderung zu machen. Der stärkere Anwachs der Gemeine und die Gewohnheit, die nach und nach die besten Gebräuche gleichgültiger macht, haben, wie bekannt, Misbräuche veranlaßt. Um wie vielmehr in unsern Tagen? Welches sind denn die fleißigsten Kommunikanten? die von der Wichtigkeit der Sache recht unterrichteten, oder die abergläubischen, oder wenigstens die, welche aus bloßer Gewohnheit kommen? Man halte aber sehr seltene Abendmahlsfeste und lehre, daß diese Handlung eine Gedächtniß- und Verbrüderungsmahlzeit seye, so wird diese Feyerlichkeit wichtiger, die Theilnehmung freudiger und die abergläubische Vorstellung vermindert werden. Was über die sogenannte Konsekration gesagt wird, und insbesondere

 die

die S. 82. vorgeschlagene Gebetsformel, ist beydes sehr gut. Ueberhaupt ist diese Abhandlung vortrefflich. IV. **Ueber die Feyer der öffentlichen Bußtage. Von Hermes.** Sehr viel Gutes. Erweckungen und Erinnerungen sind immer nöthig, und bey besondern Veranlassungen vorzüglich nützlich. Nur muß Aberglaube und Misbrauch verhütet werden. V. **Einige Vorschläge zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes. Von J. A. E. Goeze.** Lobenswürdige Bemühungen eines vernünftigen und redlichen Lehrers, den Gottesdienst zweckmäßiger und erbaulicher einzurichten. Man vermeide nur das Auffallende, und den Schein einer absichtlichen Neuerung, verändere, ohne das Alte zu tadeln, und beweise immer Liebe und Achtung gegen die Gemeine, so wirds weit leichter, Veränderungen zu machen, als man glaubt. Rec. kann dies ebenfalls aus seiner Erfahrung bezeugen.

IIter Abschnitt. I. **Taufformular. Von Hermes.** Es ist aus der Churpfälzischen Kirchenordnung mit einigen Veränderungen. II. **Formular zu den Gebeten und Anreden bey der Abendmahlshandlung.** Ebenfalls aus der Churpfälzischen Kirchenordnung mit einigen Veränderungen. **Von Hermes.** III. **Liturgie für Zucht- und Arbeitshäuser. Von H. B. Wagnitz.** Allerdings wäre es sehr heilsam, wenn immer auf Ort und Umstände besondere Rücksicht genommen würde. Dadurch würde ja die liturgische Handlung erst recht feyerlich und zweckmäßig gemacht. Indessen läßt sich ja hoffen, daß jeder Prediger, dem die Hände nicht gebunden sind, es von selbst thun werde. Hier befinden sich Formulare, zur Tauf- Konfirmations- und Abendmahlshandlung. Die Fortsetzung wird versprochen. IV. **Formulare zum Anfang der Gottesverehrung.** V. **Formulare zum Beschluß der Gottesverehrung.** Beydes von **Salzmann.** Untermischte Gebete und Gesänge. In kleinern Gemeinen möchte sich die Sache wohl noch einführen lassen, aber auch in größern? Wenigstens müßte dafür gesorgt werden, daß das unordentliche Zu- und Abgehen gänzlich vermieden, und dagegen die ruhigste Stille und Ordnung erhalten würde. Rec. weiß ein Beyspiel, daß in einer Dorfgemeine einigemal der Versuch bey der Konfirmationshandlung gemacht worden, dieser Handlung durch abwechselnde Gesänge mehr Eindruck und Feyerlichkeit zu geben; man hat sogar dafür gesorgt, die abzusingenden Verse zuvor

Jeder-

Jedermann bekannt zu machen, aber der Erfolg hat der Absicht nicht entsprochen. Anstatt, wie man hoffte, die Aufmerksamkeit zu vermehren, ist sie unterbrochen und gestört worden. III. Abschnitt. I. Nachricht von der neuen churpfälzischen Kirchenordnung. Von Hermes. II. Schreiben eines Predigers aus Chursachsen. Eine Klage über den Uebelstand, daß man Verordnungen von der Kanzel ablesen muß, die nicht mehr gehalten werden. III. Ein schätzbarer Beytrag zur Verbesserung der Kirchenmusik. Von Salzmann. Eine Empfehlung der zwanzig vierstimmigen Chöre, im philanthropinischen Betsaale gesungen, in Musik gesetzt von Karl Spazier. IV. Abschaffung des Exorcismus im Herzogthum Gotha. Von Salzmann. Freylich sonderbar, daß der Superintendent erst erlauben mußte, daß dieser abergläubische Gebrauch unterlassen werden dürfte. So etwas versteht sich von selber. Es muß dabey nicht sowohl auf die Erlaubniß der Obern, als vielmehr auf die behutsame Veranstaltung wegen der Unterlassung ankommen. Indessen hat doch hier die Erlaubniß offenbar bessere Wirkungen gehabt, als man von dem Befehl hätte erwarten dürfen, obgleich auch gewiß ist, daß es noch leichter gegangen wäre, wenn die Prediger in solchen Dingen schon eher freye Hand gehabt hätten. V. Ein ähnliches Beyspiel von dem Hahnengeschrey im Dom zu Magdeburg. Das bekannte Eselsfest, so ehedem in Frankreich gefeyert worden.

Der Fortsetzung dieses nützlichen Journals sehen wir mit Vergnügen entgegen.

Ueber Verbesserung des äußerlichen Gottesdienstes. Aus dem Dänischen. Mit einer Vorrede begleitet von D. Joh. Ge. Rosenmüller. Leipzig, bey Jacobäer, 1786. Mit der Vorrede 11 Bogen in 8vo.

Dies ist eine neue viel besser gerathene Uebersetzung der Vorschläge des Hrn. D. Bastholm zu Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes in den dänischen Kirchen. Die erste Uebersetzung ist in der A. D. B. LXV. 2. S. 351 ff. angezeigt, und über das Buch selbst geurtheilt worden. Diese neue

Uebersetzung ist zwar nach einer dritten Auflage gemacht, indessen ist in der Hauptsache nichts geändert. Der gegenwärtige Uebersetzer nennt sich, nach der Vorrede zur neuesten dänischen Ausgabe C. H. Reichel.

Da Recensent über Hrn. D. Bastholms Vorschläge bereits seine unmaßgebliche Meynung am a. O. geäußert, und alles, was er dort gesagt hat, nach wiederholter Durchlesung jener Vorschläge aufs neue unterschreibt: so kann er über das Buch selber hier weiter nichts sagen.

Herr D. Rosenmüller wünscht in der Vorrede, daß doch einmal Verbesserungen der Liturgie allgemein eingeführt und angenommen werden möchten. Dieser Wunsch mag ihm um so mehr vom Herzen gehen, da in den chursächsischen Kirchen noch die strengste Anhänglichkeit, man möchte sagen, recht abergläubische Anhänglichkeit — an das Alte herrscht. (Es soll sogar vor Kurzem bey einem Konsistorium Klage über einen Prediger eingegangen seyn, der die Handschuhe nicht abgelegt hat, indem er der Gemeine den Seegen ertheilte.) Da müßte man aber doch noch sehr weit zurücke seyn, wo es noch unter die Desideria gehörte, „daß die Konsistorien ihren untergebenen Geistlichen es nur erlauben möchten, bisweilen über andere Texte zu predigen, daß doch endlich der abergläubische Exorcismus bey der Taufe nach und nach abgeschafft werden dürfte, daß man sich außer dem vorgeschriebenen Kirchengebete auch anderer bediente könnte!“ Sind die angesetzten Prediger nicht fähig, in solchen Dingen zweckmäßige und heilsame Abänderungen, ohne erst die Erlaubniß darzu suchen zu müssen, zu machen; so sind sie nicht werth Prediger zu seyn. Oder hat etwan eine Predigt, der Unterricht der Katechumenen, eine öffentliche Katechisation, die doch alle der Willkür des Predigers überlassen sind, weniger zu sagen, als die Wahl des Textes, die Unterlassung eines abergläubischen Gebrauchs, die Verfertigung eines Kirchengebetes? Wozu sind denn Examina, Probepredigten, Kirchenvisitationen? — Etwan nur darzu, daß man zusehe, ob der angestellte Prediger fein orthodox bey allen vorgeschriebenen Formen bleibe, — oder sollten sie nicht vielmehr darzu seyn, daß man sich von den Fähigkeiten, den zweckmäßigen Kenntnissen und der guten Lehrmethode eines anzustellenden oder bereits angestellten Predigers überzeuge? Erst dann sind liturgische Verände-

derungen „auffallend," wozu Hr. D. Rosenmüller nicht rathen will, wenn sie auf einmal durch allgemeine Anordnungen eingeführt werden sollen, nachdem überall seit undenklichen Zeiten mit äusserster Genauigkeit darauf gehalten worden ist, daß ja kein Prediger von der einmal vorgeschriebenen Form im Geringsten abgehen durfte. Gerade dadurch erhielt das Alte bey dem gemeinen Manne eine abergläubische Sanktion. Darum sieht er alle eingeführte Formalitäten als Dinge an, die wesentlich zur Religion gehören, und glaubt, daß der Religion selbst die größeste Gefahr drohe, wenn man irgend etwas in diesen geheiligten Formalitäten abändern will. Man erlaube nur jedem verständigen und gewissenhaften Prediger, von zufälligen Formalitäten abweichen zu dürfen, und schreibe ihm höchstens die Gränzen vor, über die zu gehen ihm nicht erlaubt seye: so werden dadurch die Gemüther zu allgemeinen liturgischen Abänderungen am besten vorbereitet werden. Es kömmt hiebey sicherlich alles auf die Lehrer an, jeder muß in seiner Gemeine, nach Umständen und Bedürfnissen, die Vorbereitung veranstalten dürfen; aber keinem muß erlaubt seyn, Abänderungen und Einrichtungen, die die Sinne des aufgeklärtern und verständigern Publikums für sich haben, verdächtig zu machen; keinem muß erlaubt seyn, die Fortschritte, die sein Kollege oder Nachbar macht, zu verschreyen. Man weiß ja aus so vielen Erfahrungen, daß die Aufklärung am meisten durch unwissende oder heimtückische Prediger gehindert wird. — Solche elende Menschen erregen, vermehren und unterhalten die unruhigen Bewegungen in den Gemeinden, wenn heilsame Abänderungen und Verbesserungen gemacht werden sollen. Schon der Umstand legt der Sache große Hindernisse in den Weg, daß mancher Prediger hergebrachte zweckwidrige Formalitäten mit einer Feyerlichkeit treibt, daß es scheint, als ob der ganze Werth und Zweck liturgischer Verrichtungen darauf beruhe, und eben dadurch wird natürlicher Weise die geringste Abänderung in den Augen des Volks verdächtig gemacht, das recht geflissentlich in dem Irrthum erhalten wird, das Mittel als Zweck, die Nebensache als Hauptsache anzusehen.

Herr D. Rosenmüller sagt: „In Kleinigkeiten Aenderungen zu machen, und dadurch die Gemüther ohne Noth „zu erbittern, ist ohnehin weder nöthig, noch der Klugheit „gemäß." Freylich können dergleichen Dinge ganz gleichgültig

tig seyn; man weiß auch, daß Aenderungen in Kleinigkeiten, z.B. der Predigerkleidung ꝛc. Unruhen und Erbitterungen veranlaßt haben, und am Ende ist doch in der Hauptsache dadurch nichts gebessert, vielmehr zu wichtigern Verbesserungen der Weg versperrt worden. Ists aber nicht beklagenswerth, daß solche Aenderungen in Kleinigkeiten, Erbitterungen erregen können? Und was ist der Grund davon? Ist er nicht hauptsächlich darin zu suchen, daß man auf solche Kleinigkeiten einen zu hohen Werth legt, daß manchen Mannes ganze Ehrwürdigkeit in seinem Chorrock, Chorhemde, Mantel, Kragen, Huth ꝛc. bestehet? Aus diesem Gesichtspunkt sind dergleichen Dinge nicht so ganz als Kleinigkeiten anzusehen. Wenn das Volk gewohnt wäre, solche höchst unbedeutende Veränderungen ohne Erbitterung geschehen zu lassen; so dürfte man hoffen, daß wichtigere Veränderungen weniger Aufsehen und Erbitterung verursachten. Und so nach könnte es denn wohl manchmal der Mühe werth seyn, in solchen Kleinigkeiten Veränderungen zu machen."

Aber genug hievon. Nur noch einen Wunsch erlaube man: daß man nämlich, wenn auf liturgische Verbesserungen Bedacht genommen werden soll, nicht neue, im Grunde eben so wenig zweckmäßige, Formalitäten an die Stelle der alten setzen — und mit der einzuführenden Verbesserung zugleich den Beschluß nehmen möchte, daß von Zeit zu Zeit, wie es Umstände und Bedürfnisse erfordern, Aenderungen gemacht werden sollen, um zu verhüten, daß Formalitäten nie wieder, durch Alter und Gewohnheit geheiliget, zu viel Ansehen erhalten.

Dp.

---

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

Einleitung in das Eherecht zu akademischem und gemeinnützigem Gebrauch. Von August Ludw. Schott, der Weltweisheit und Rechte Doctor, Hofrath und ordentl. öffentlichem Lehrer der Rechte zu Erlangen. Nürnberg, in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1786. 8. 582 S. (ohne Vorrede und Register.)

Dieses neue Lehrbuch über einen wichtigen Theil des Privatrechts zeichnet sich durch Ordnung, Gründlichkeit, Vollständigkeit und eine gute Schreibart, sehr vortheilhaft aus. In einer vorausgeschickten allgemeinen Einleitung wird von der Eherechtswissenschaft überhaupt, der Beziehung des Ehestandes auf Staat und Kirche, den Ehegesetzen und Entscheidungsquellen, und von der Litteratur des Eherechts gehandelt. Die Eherechte selbst werden alsdann in drey Theilen abgehandelt, und zwar: im ersten, von rechtmäßiger Schliessung der Ehe; im zweyten, von den rechtlichen Wirkungen einer geschloßnen Ehe; und im dritten, von der Trennung der Ehe, und wiederholten Ehe. Eines genaueren Auszugs ist dieses Buch, in den Gränzen einer Recension, nicht wohl fähig. Recensent bemerkt also nur überhaupt, daß diesem natürlichen, die ganze abzuhandelnde Wissenschaft umfassenden Plane, die Ausführung vollkommen entspricht, daß man keinen dahin gehörigen Satz von nur einiger allgemeinen Wichtigkeit darinen unbestimmt gelassen finden wird, daß der Verf. bey Untersuchung, Bestimmung und Erläuterung derselben, immer aus den besten Quellen geschöpft, und daß er von diesen, ohne Vorurtheil, weder für alte noch für neue Meynungen, mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit Gebrauch gemacht hat. Die häufig eingestreueten Anmerkungen sind durch angeführte verschiedene Meynungen Anderer, erläuternde Beyspiele und Verweisungen auf die Quellen, wie auch auf andere, besondere neuere, gute Schriftsteller, vorzüglich unterrichtend.

Ein-

Einleitung in das allgemeine Staatsrecht der teutschen Lande. Tübingen, bey Cotta, 1786. 8. 176 Seiten.

Im ersten Theile untersucht und bestimmt der Verfasser den Begriff vom deutschen Reiche, theilt das deutsche Staatsrecht in das Reichs- und in das Landesstaatsrecht ab, und giebt von diesem die Quellen an, welche er wieder in allgemeine, besondere und Hülfsquellen eintheilt. Der zweyte Theil, welcher „von der Wissenschaft des allgemeinen Staatsrechts der deutschen Lande" überschrieben ist, handelt von dem Ursprung derselben, ihrer Geschichte (welche in drey Hauptperioden: vor Moser, unter Moser, und nach Moser, abgetheilt ist), von den Schriften in dieser Wissenschaft, von den Sekten, von den Pflichten der Publicisten, von der Verwandtschaft mit andern Wissenschaften, und vom Nutzen der Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieser Wissenschaft. Der Verf. giebt in der Vorrede (wo er sich Christoph Fried. Cotta unterschreibt) diese kleine Schrift selbst für einen blossen Versuch an, mit welchem er seinem Vaterlande, seinen Lehrern und seinem Vater, beym Schluß seiner akademischen Laufbahn, über die Verwendung seiner Zeit Rechenschaft geben wollte. Als Proben eines rühmlichen Fleißes kann sie immer gelten. Sie zeugt sowohl von eigenem Nachdenken, als auch von einer ziemlich ausgebreiteten Belesenheit. Pütters Litteratur ist freylich, wie der Verf. selbst gesteht, im historischen und litterarischen Theile dieses Werkchens stark benutzt: aber doch kann man besonders diesem Theile das eigene Verdienst einer guten historischen Anordnung und angenehmen Darstellung nicht absprechen: freylich erkennt man an einem gewissen Zwang in der Schreibart, und an einer gewissen Aengstlichkeit in der Untersuchung über ausgemacht Sachen, noch den angehenden Schriftsteller. Uebrigens zeigt dieser kleine Auszug, daß man hier nicht, wie mancher aus dem Titel schliessen könnte, ein Lehrbuch über das teutsche Landesstaatsrecht selbst zu suchen hat.

Ueber die Strafgesetze, oder Entwurf zu einem allgemeinen Strafcodex. Aus dem Französischen des Herrn von *Valazée* übersetzt, und mit einigen An-

Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Carl Adolph Cäsar, Prof. der Phil. auf der Universität zu Leipzig. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 8. 1 Alphabet 6 Bogen.

Abermals ein neuer Plan zu dem Gebäude einer verbesserten Criminalgesetzgebung, und ein neuer Beytrag von Materialien für dasselbe. Dieser, für die ganze Menschheit so allgemein interessante Gegenstand hat gegenwärtig das Glück, daß drey Nationen, Deutschland, Frankreich und Italien zu gleicher Zeit, sich, durch ihre besten Köpfe, gleichsam um die Wette beeifern, die Begriffe darüber aufzuklären, und einander die Gründe und Resultate ihrer philosophischen Untersuchungen wechselseitig mitzutheilen. Die Wahrheit wird unstreitig am sichersten gefunden, wenn Verschiedene auf verschiedenen Wegen auf ihre Entdeckung ausgehen. Deutschland scheint hier vor den genannten benachbarten Nationen den Vorzug zu haben, daß es, bey gleich stärker und gleich glücklicher Bemühung, sie selbst zu entdecken, am begierigsten ist, auch fremde Entdeckungen zu benutzen, und sich zu eigen zu machen. Hr. Professor Cäsar hat in dieser Absicht eine sehr wohlgerathene Uebersetzung vom gegenwärtigen Werke geliefert, einem Werke, das den Beobachter der Natur der Verbrechen und Strafen auf einen ganz neuen Standpunkt führt, und ihm Aussichten öffnet, die bisher noch wenig benutzt worden, und doch zur Berichtigung oder Bestätigung mancher wichtigen Beobachtung allerdings sehr nützlich sind. Recensent will und kann freylich damit nicht sagen, daß er den mühsamen Weg, den der Verfasser eingeschlagen hat, um das wahre Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafen, und zwischen diesen und dem Zweck derselben, zu bestimmen, für den sichersten halte. Er glaubt vielmehr, daß Andere vor und neben ihm, die von näher liegenden Grundsätzen ausgiengen, und eben deswegen ihren Hauptgegenstand immer besser im Gesichte behielten, in der Wahl dieses Weges glücklicher gewesen, und sowohl geschwinder als sicherer zum Ziele gelangt sind. Das System des Verfassers ist tiefsinnig: aber es ist verwickelt. Man folgt mit Mühe dem Gang seiner Ideen, und findet sich am Ende zuweilen auf einem eben so unnöthigen als beschwerlichen Umwege. Ein Theil der Schuld hiervon scheint auch in der Unbestimmtheit und Unrichtigkeit

ge-

gewisser Grundbegriffe zu liegen. Der Verfasser ve
oft Moral mit Gerechtigkeit, Verbindlichkeiten mit
ten. Dies nöthigt ihn, Untersuchungen über Tugend
Laster mit in seinen Plan zu bringen, die doch, wie er
nem Orte selbst gesteht, ihn hier zu keinem wesentl
führen. Folgendes ist der kurze Abriß des
Erstes Buch, untersucht und zergliedert die ur der
ralischen Handlungen. Sie sind, nach ihrer morali
Rangordnung, Tugenden (besser tugendhafte H
Pflichten, Laster (lasterhafte Handlungen), und
Alle diese Handlungen werden, nach dem Verhältn
rem Gegenstande, in 8 Classen geordnet:
Beziehung 1) gegen den Staat (politische), 2)
Menschen als Menschen (Handlungen der bl
heit), 3) gegen den Menschen, als Bürger (bürgerl
4) gegen die Stadt, in der wir wohnen (M
Handlungen, 5) gegen besondere Gesellschaften
dere Gesellschaftshandlungen), 6) gegen die natürliche
glieder unserer Familie (natürlich-häusliche), 7)
die zufälligen Mitglieder der Familie (bürgerli
che), und 8) in Beziehung auf gewisse Beschäft
und Lebensarten (Berufshandlungen). Es giebt
schiedene Classen von Tugenden, Pflichten, Lastern
brechen: und diese zerfallen zum Theil
Gattungen. Zweytes Buch, Rangordn
chen Handlungen von einerley Art, nach ihren
selbst gegründeten Verhältnissen. Drittes Buch,
chungen der Größe der Verbre Viertes
den Mitteln, den Verbrechen zu zukommen, und
Verbrechen, welche selbst aus Vorkehrungen,
man zu Verringerung der
Fünftes Buch, von dem U
den gegenwärtigen und ursprü
sehung der Verbindlichkeiten der
Unterschied dies in den Strafges
streitig der lesenswürdigste Theil des voll der
sten Beobachtungen über die Entstehung und die
bürgerlichen Gesellschaften. Sechstes Buch,
Strafgesetzen. — Diese kurze Uebersicht
Leser dieser Recension nicht vollkommen in den
die systematische Verbindung der Materien
einzusehen: aber dies ist selbst bey der aufmer

des Buches, wie der Uebersetzer auch in der Vorrede
kt, keine leichte Sache. Immer scheints Recensenten
, daß die, im ersten Buche zum Grunde gelegte, müh-
und ängstliche Classifikation der Verbrechen, in der An-
ng auf die zu bestimmenden Grade und Arten der Stra-
en Nutzen nicht hat, den der Verfasser davon zu ver-
en scheint. In Ansehung der Todesstrafen ist er ganz
r Seite derer, die sie durchaus für ungerecht und zweck-
erklären: und auch hier geht er, in seinem Beweise,
eigenen Gang.

Der Herr Prof. **Cäsar** hat seiner Uebersetzung durch
als Zusätze angehängte, kleine Abhandlungen von seiner
n Arbeit noch einen vorzüglichen Werth gegeben. Die
andelt von den Schwierigkeiten bey Beurtheilung der
gesetze. Sie enthält gründliche und bescheidene Ein-
gegen verschiedene in des Herrn Professor **Gmelin**
arem Werke, „Grundsätze der Gesetzgebung über Ver-
en und Strafen," zu Rechtfertigung der bisherigen pein-
Gesetzgebung, gegen die angebliche, meistentheils auf
ndeley und mißverstandener Menschenliebe beruhensol-
Declamationen der neueren Philosophen, geschehene,
ngs zu weit getriebene Aeußerungen. Die ganze Wi-
ung macht sowohl den philosophischen Einsichten, als
ttlichen Charakter des Verfassers viel Ehre. Die zwey-
handlung enthält vortreffliche, und in manchem Be-
e neue, Untersuchungen über den Zweck der Strafen,
ihrt hauptsächlich zu einem neuen Beweise der Unstatt-
keit der Todesstrafen, von welchem aber Recensent ge-
muß, daß er ihn nicht ganz gefaßt hat. Die dritte,
em Schaden allzuharter Gesetze, und die vierte von
odesstrafe und der Tortur, sind kurz, und die letztere
rmals gegen Herrn **Gmelin** gerichtet.

Uw.

**uch einer Untersuchung über die Frage: ob die
ucapion unter freyen Völkern statt finde? von
opold Friedrich Fredersdorff, Fürstl. Braun-
weig. Lüneburg. Justizrath und Polizeydirector.
raunschweig, 1785. 4½ Bogen in 8.**

durch so ein künstliches Geschwür genas dann auch blos der Muzelsche Melancholikus. (Rec. erzählt nur hier sowohl, als fortan.)

Auch Mineralwasser, selbst schwefliche, treiben keine Krätze aus, als höchstzufällig, und wenn der Brunnengast in Betten kömmt, die der Wirth von Krätzmilben nicht säubern konnte.

Wenn jemand, der die Krätze hat, eine hitzige Krankheit ergreift, so verschwindet die Krätze, und man schreibt dem Verschwinden die Krankheit zu, zumal wenn bey der Genesung die Krätze wieder ausbricht. Hier, sagt Hr. W. wird Ursache und Wirkung verwechselt. Krätze ist kein Präservativ gegen andre Krankheiten. Diese, welches man am deutlichsten bey Pocken sieht, treten auch Krätzige an, die Krätze geht dabey weg, und kömmt nach den Pocken wieder. Da hat doch gewiß die verschwundne Krätze die Pocken nicht verursacht, also wohl eben so wenig die übrigen Krankheiten. (?) So unwichtig also dies Zurücktreten in Betracht der Milbentheorie ist, so mußte Hr. W. doch demselben begegnen, weil man daraus einen Einwurf wider den Gebrauch blos topischer Mittel hernimmt, die nach der Milbentheorie allein anzuwenden sind.

Und wenn es auch nie Zurücktreiben der Krätze gäbe, so sind die Mündungen der einsaugenden Gefäße doch so groß, daß, wenn auch nicht die Milben selbst, doch wenigstens die Eyer gar füglich von denselben können aufgenommen, in die Blutmasse gebracht, und nach innern Theilen herumgeführt werden. (!) Wird doch das Kügelchen vom Quecksilber resorbirt, und werden dadurch weit größere Geschöpfe in Umlauf gebracht, z. E. Bandwürmer nach der Leber bey Haasen, nach den Muskeln bey Schweinen, nach dem Hirne bey Schafen. Aber auch dieser Theorie bedarfs nicht. (Das wäre auch nicht gut.) Bey dem Fieberschauder gerathen die Milben, wie vom kalten Bade, in Schlummer, Hautröthe, Jucken u. s. w. verliert sich, die Milben sterben wohl gar; aber wenn sie am Ende auch nicht wieder belebt würden, so bringen die Eyer doch die vorige Krätze wieder hervor. So eine Belebung bringt auch vielleicht das warme Schwefelbad wieder hervor, wodurch ein Reiz auf der Haut entsteht, der die Brust alsdann befreyet und andere Zufälle hebt.

Die Ansteckung der Krätze, da sie besonders durch Berührung und zwar an Händen und Fingern geschieht, bestätige

die

die Milbentheorie ungemein. Auch das, daß einige Menschen so gar nicht von der Krätze angesteckt werden. Die Milben müssen in der Ausdünstung derselben etwas ihnen specifisch Widriges finden. (Also auch wohl anderwegen etwas specifisch Günstiges.)

Vorzüglich bestätigt die Kur der Krätze die Milbentheorie. Schwefel und Quecksilber sind die Basis bey allen Kuren. Eine eigne Dyskrasie der Säfte hat man zu allen Zeiten bey der Krätze annehmen wollen, hat aber doch allendlich zu Lokalmitteln seine Zuflucht nehmen müssen, so daß Boerhave, Schmucker u. a. selbst mit Schmieren u. s. w. die Thierchen haben tödten müssen. Krätze ist blos Hautkrankheit. Hat man sie durch innere Mittel kurirt, so war es entweder nicht wahre Krätze, oder war sie es, so sind Schwefel und Quecksilber die Mittel gewesen, die beyde von innen auch nach außen wirken. Grant und Werlhof entscheiden für die Lokalmittel.

Hr. W. der ein Zurücktreten der Krätze aus kränklicher innerlicher Ursache nicht zugeben will, giebt am Ende doch ein schädliches Zurücktreiben, als möglich zu; aber eigentlich nur vom Misbrauche der specifischen Mittel, wenn sie unzeitig, verkehrt und in zu großer Menge u. s. w. angewandt worden sind, also nur ein Zurücktreiben als Folge der äußern Mittel. Und da sind gerade die wirksamsten auch die gefährlichsten. Man schmiere einen gesunden Menschen unbedachtsam mit Schwefel- oder Quecksilbersalbe, setze ihn der Erkältung aus und sehe, was für eine Krankheit derselbe auch ohne zurückgetriebene Krätze, blos von unterdrückter Ausdünstung bekommen werde. (Aber die Zufälle haben doch einen ihnen eignen Verlauf. Und wenn nun Krätze wieder erscheint, und der Kranke geneset, ist sie dann auch die Krise der Mittel?)

Unter den äußerlichen Mitteln hat man neben Schwefel und Quecksilber auch Arsenik angepriesen, mit dem man aber noch vorsichtiger seyn muß. Sollte es des Heraustreibens von Krätze bedürfen, so würde Schwefel wohl meistens, sonst auch Umgang oder Handschuh eines Krätzigen zureichend seyn.

Die Milben sind nur bey den ersten Krätzblasen und bey den eyternden Pusteln sind sie nicht mehr da; wie soll man dann die größern eyternden Schwären noch durch Schwefel zu heilen suchen? Auf diese wichtige Frage antwortet Hr. W.

 sehr

sehr kurz; eben deswegen ist die Heilung der eingewurzelten Krätze so schwer, weil der Schwefel nicht eigentlich die Ursache, die Milben, mehr angreifen kann. Und giebt es keine kleine Pusteln, welche Milben enthalten, zwischen den grossen mehr; so sind in diesem Zeitpunkte überhaupt Schwefel und Quecksilber äußerlich überflüßig, und würden, wo offne Stellen sind, gar die Geschwüre verschlimmern. Dann sind sie wie eine einfache Excoriation oder Wunde anzusehen und allenfalls durch trocknende äußerliche Mittel zu behandeln. (Dieser Absatz, Zweifel und Entscheidung sind so kurz ab, daß man diese Stelle am ungernsten liest.)

Hr. W. hofft also, die Entstehungsart der Krätze, daß sie eine durch Milben erregte simple Hautkrankheit sey, die Heilung durch blos äußerliche Mittel, die Entbehrlichkeit aller innern Arzeneyen, die freye Wahl der Nahrungsmittel dargethan, so wie die verschiednen Erscheinungen erklärt zu haben, und will, man solle die Behandlung dieser äußerlichen Krankheit allein den Wundärzten überlassen.

Bisher habe ich diesen vortrefflichen Arzt, der obenein Einer meiner geliebtesten Freunde ist, fast ununterbrochen reden lassen; gestehe, was die Wahrheit ist, daß ich allerwegen Belehrung und seine Anmerkungen gefunden, aber auch aufrichtig, daß mein würdiger Freund mich nicht völlig überzeugt habe.

Nun Hr. W. uns die Wahrnehmungen des Bonomo wieder ins Gedächtniß bringt, und nun er sie durch eigne so augenscheinlich macht, wird nicht leicht jemand sich finden, der an der Milbentheorie zweifle. Sie ist auch von Hrn W. zu Erklärung mancher Erscheinungen sehr richtig angewandt. Man begreift die häufigste Fortpflanzungsart, man versteht die Genesis der ersten Krätzblase, man wird dreister gemacht, um die, so sie durch Berührung empfangen, und deren sind viele, sogleich und rüstig von ihrem Uebel zu befreyen. Das ist schon wahres Verdienst, wenn man auch sonst Manches, so sinnreich es auch dargelegt wird, doch noch für ganz entschieden nicht achtet.

Denn wenn ich auch die ewige Wanderungen der Krätzmilbe von Menschenkörper zu Menschenkörper — denn andere thierische Körper haben gewißlich andre Milbenarten — zugeben möchte, werden wir dann alles vorher und alles nachher auf diese Milbe beruhen lassen können?

Soll-

Sollten wir nicht, Unreinlichkeit hier nicht gerechnet, eine Disposition annehmen müssen, die ihre Erzeugung begünstige? Für die Urmilbe wenigstens in jedem Welttheile nicht nur, sondern auch für die Urmilbe in jedem Lande, wo sie häufig ist und in jeder Epidemie, in der sie so vielen sich mittheilt, müssen wir dergleichen Disposition dazu doch wohl voraussetzen, eine der Krätzmilbe günstige, wo sie nistet, wie eine ihr widrige, wo sie nicht hausen kann. Und warum denn nicht auch mehrmals, wenn zur selben Zeit Einer leicht und der Andre schwer und hartnäckig krätzet, und ein dritter auf keine Weise angesteckt wird? Muß ja doch das Mehl, muß der Käse doch seine Disposition haben, bevor die verschwisterte Milbe in Mehl oder Käse sich erzeugen, oder wie die Eyertheorie will, bevor eine Milbe den Käse besteigen kann. In frischem kann sie nicht dauern noch nisten, noch brüten. Und so ists mit jedem Insecte, oder Wurme und allen untern Klassen der belebten Schöpfung. Sie müssen ihre Blume, ihr Blatt, ihren Saft und was noch mehr jedes in seiner Disposition dazu finden, bevor sie das werden, was sie seyn wollen. Ich will die Eyertheorie nicht bestreiten, sie ist im Großen wie im Kleinen ein großer Naturweg; aber ob der Einige in der Fortpflanzung, daran zweifle ich noch, da ich die Natur nirgend so eintönig finde, da jeder nicht nur thierische, sondern auch vegetabilische Saft, wenn er außer seinem Kreislauf, und außer seine Bestimmung gesetzt wird, seine plastische Natur, oder was mans nennen will, seinen Bildungstrieb in einer andern Verbindung verräth, die bis zu einer simpeln Organisation sich erheben kann. In viel mehreren verirrten Säften, Jauchen und Absonderungen wird nach und nach das Mikroskop dem Forschungsgeiste seine Mühe belohnen und Thierchen entdecken, von denen unsere Physik noch nicht geträumt hat. Aber laß es seyn, was es will, ohne eine Disposition leben und gedeyen sie nirgend auf oder in einem Körper im Naturzustande, und wenn es im thierischen Körper geschieht, nicht ohne eine ihnen angemessene Disposition, ohne eine im widernatürlichen Zustande vorhandene Dyskrasie der Säfte. Und wärs dann so widersprechend, daß auch für die Krätzmilbe Eine im menschlichen Körper seyn müsse, bey der allein sie gedeyet? Ist es nicht äußerst wahrscheinlich, daß diese vorher da seyn müsse, wie sie es im Mehle und im Käse seyn muß? Und bedarfs einer Dyskrasie vorher, damit sie entstehe und die Milbe anbeiße, so wird das

Daseyn derselben nachher durch Vervielfältigung und Erhöhung der Dyskrasie auch wohl um ein Vieles unleugbarer und um ein Vieles richtiger, die weitern Erscheinungen deutlich zu machen.

Denn, wenn wir der Natur einen Theil ihres Geheimnisses abgelauscht haben, und es zuverläßig wissen, daß ein Würmchen oder ein Insect dies Uebel und viel andre mehr in seinem Anfange veranlasse, haben wir dann alles abgethan, und sind wir mit allen Uebeln auch in der Folge fertig? Laß das Insekt das Korn in der Milch anstechen, den Saft auslaufend machen, und das, was Korn werden sollte, in den monströsen Kornzapfen sich bilden. Sind wir dann fertig, wenn wir wissen, das Insekt habe es veranlaßt? Das Insect hat dem Korne nichts an, wenn nicht vorher schon Disposition da ist, aber auch ganz unabhängig vom Insekte hat der Kornzapfen seine ihm eigne Eigenschaft, eine Eigenschaft, die ihm mit allem übrigen auch gesund scheinenden Korne gemein ist, ein wichtiger Umstand, den eben unser würdiger Herr Wichmann so richtig zuerst dargethan hat, und in dem die Schärfe — doch das Wort verbannt man jetzo, mit welchem Rechte, obgleich man damit Spiel getrieben hat, sehe ich nicht — also in dem die Dyskrasie liegt, woraus die fürchterliche Kriebelkrankheit sehr wahrscheinlich entsteht. Und anders ist es mit der Krätze wohl auch nicht. Nachdem der erste Austritt, die Periode des Insektenstichs vorüber ist, so ist es nun Krätze, ein Uebel, das ohne Disposition schwerlich gedeyet, mit geringer leicht vorüber geht, und bey starker gewaltig um sich greift und gewaltig mitnimmt, wie ein Ferment die Säfte beschmitzt, und wenn sie auf edle Theile zurückgetrieben wird, sie mächtig erschüttert und hartnäckig im Heben ist. Das sind Ereignisse, die man nicht wegerklären wird, und bey denen Hr. W. Milbentheorie dennoch ihre Wahrheit und selbst bey der Kur ihre Verdienstlichkeit behält. Aber wenn die Milbe ihre Existenz geendet hat, so ist das Mehl verdorben, der Käse, ein alter Käse für den Dilettanten, und der Mensch hat die Krätze. Dieser Zustand aber ist ein eigner, auf den die Milbe weiter keinen Einfluß hat, da ihre Existenz vorher schon aufhörte, und dieser Zustand ist es erst, der, wenn die Milbe nicht sogleich ertödtet worden ist, wie sie es nun sicher kann, alle Sorgfalt des Arztes erheischet.

Da wir mit der Zeit einen großen Zuwachs, wenn mich nicht alles trügt, in der belebten Pathologie zu gewärtigen haben, so bitte ich schon im Vorwege die Wahrnehmer, durch Erweiterung der Naturgeschichte, die uns willkommen ist, unsrer auf Erfahrung begründeten Beobachtungen keinen Nachtheil zuzufügen, indem sie zu eilig und zu allgemein ihre Folgerungen machen. Wahrnehmungen in der Anatomie und in der Naturkunde, so schätzbar sie sind und es immer bleiben werden, haben zufällig und unverschuldet, durch mehr Einfluß, als sie haben sollten, dem Beobachtungsgeiste manche trübe Stunde gemacht, und haben durch neue Wahrnehmungen wieder rectificirt und in ihr Gleis eingeleitet werden müssen.

VIII.

Mannings neueste Entdeckungen in der ausübenden Arzneygelahrheit, aus dem Englischen übersetzt. Leipzig. 1786. 8.

Diese Schrift enthält nichts, was nicht aus den Schriften der Aerzte, woraus es der Verf. gezogen hat, in Deutschland schon hinlänglich bekannt wäre, denn dieser Theil enthält die von den Engländern vor 40 bis 50 Jahren gemachte Beobachtungen und Entdeckungen. Ich will daher nur einiges anmerken, welches mir beym Durchlesen aufgefallen ist. S. 6. scheint sich der Verf. zu widersprechen, da er den Gebrauch der Fäulnißwidrigen Arzneyen statt der Entzündungswidrigen tadelt, und doch den Gebrauch der Säuren anpreiset, wenn es kein Fehler des Uebersetzers ist, da ich die Urschrift nicht bey der Hand habe. Bey dem Faulfieber ist nicht nur Neigung zur Fäulniß, sondern oft wirkliche Fäulniß vorhanden: S. 23. nicht blos Theoretiker, sondern auch große Praktiker verwerfen das Aderlassen beym Faulfieber, und es ist im Allgemeinen auch sicher schädlich, wenn nichts entzündungsartiges damit verbunden ist, alsdann muß der Arzt beurtheilen, welche Constitution die Oberhand hat, und sein Verfahren darnach einrichten. Der böse Hals ist kein pathognomonisches Kennzeichen des Scharlachfiebers, wie viele glauben. Das bräunigte Scharlachfieber und die schwärende Bräune sind wohl nicht sehr in ihrer Natur verschieden, wie

der Verf. glaubt, sondern beyde faulichter Art, welches aus Fothergills Beschreibung der faulen Bräune und Witherings des faulichten Scharlachfiebers erhellet. Der Engländer, welcher vom Kindbettfieber geschrieben, heißt Derham und nicht Denman, wie ihn der Uebersetzer schreibt. Wer das, was die Engländer vor ungefähr vierzig Jahren in der Arzneykunst gethan und gedacht haben, mit einem Blick übersehen will, der thut immer wohl, dieses Buch zu lesen; die Uebersetzung ist gut.

Der zweyte Theil handelt von den neuen Entdeckungen in der Wundarzneykunst, und enthält 39 Kapitel. Sie handeln von der Entzündung, der Eyterung, von Abscessen, dem kalten Brand, von Geschwüren, dem einfachen Eytergeschwür, dem einfachen bösartigen Geschwür, dem schwammichten Geschwür, dem Hohlgeschwür, dem callösen Geschwür, dem Knochengeschwür, dem Krebsgeschwür, den Hautgeschwüren, den venerischen, scorbutischen und scrophuleusen Geschwüren, von den Schußwunden, von Kopfwunden nach äußerlichen Verletzungen, vom grauen Staar, von der Thränenfistel, vom Nasenpolypen, Steinschnitt, von den Krankheiten der Harnröhre, von den Brüchen, vom Leistenbruch, Schenkelbruch, angebohrnem Bruch, Nabelbruch, Bauchbruch, Wasserbruch überhaupt, Wasserbruch der Zellen, der gemeinen Haut, Sackwasserbruch der gemeinen Haut, Wasserbruch der Scheidenhaut des Hoden, Fleischbruch, Krebs des Hodensacks, von der Gesäßfistel, vom kalten Brand an den Fußzehen, von der Lähmung der untern Gliedmaßen, der Gelenkwassersucht, und von der Durchschneidung der Schaamknorpeln. Im Anfang eines jeden Kapitels wird die Krankheit oder der Zufall, der abgehandelt werden soll, kürzlich beschrieben, und ihre Behandlungsart angegeben, wobey eben das Urtheil, was von dem ersten Theil gefällt worden, daß nämlich keine von den Engländern gemachte Entdeckung darin angeführt sey, die den Deutschen nicht schon lange bekannt gewesen, wiederholet wird. Daß aber einige neuere Beobachtungen und Entdeckungen von dem Verf. übersehen worden, will ich aus einigen Bemerkungen darzuthun suchen. Der Verf. sagt S. 70. daß eine Knochenfäule an den Enden der großen Knochen eine Krankheit sey, für welche man bis jetzt noch kein Mittel kenne, und man daher bey solchen Fällen nothwendig zur Amputation schreiten müssen, allein hierinn

l | den obern Enden der Oberarmknochen ist
l m u die Amputation nicht immer nöthig, und
der Schenkelknochen ist sie nicht möglich.
on führen Fälle an, wo beym zerschmet-
des Oberarmknochens dennoch der Arm erhalten
Cares in Surgery sägte das durch den Bein-
Capitolium des Oberarmknochens ab, und
Arm, er gleich kürzer und etwas unbrauchbar
ist aber das Schenkelbein an seinem obersten Theile
r an seinem Kopf oder Hals zersplittert oder von der
angegriffen, so kann die Kunst wenig thun, und
rzt ist ein bloßer Zuschauer, denn die Radikalcur
e m Ausnehmung des Knochens, aus der Gelenkhöle
ehen, aber bis jetzt für unmöglich gehalten, und welche
a bleiben wird. Aus dem, was nun von den
großen Knochen gesagt worden, kann man
w en, daß bey deren untern Enden die Ampu-
wo Fall um so weniger allemal nöthig sey.
r auf der ite, es sey die Amputation nicht anzu-
n, wenn die Knochenfäule nur mitten im Knochen der
Beine sey, bey dem Schenkelknochen sey aber viel-
Ausnahme zu machen, und die Amputation anzu-
dies muß noch weniger als beym vorher angeführten
, wie uns die Erfahrungen von Ravaton und an-
, überhaupt muß die Abnehmung der Knochen sel-
wie die neuesten Erfahrungen beweisen. S.
ard der Verf. bey Hirnerschütterungen blos des Ge-
der schweißtreibenden Opiate ohne die neuerlichst em-
en Umschläge und den Brechweinstein zu erwäh-
nach Schmuckers Bemerkungen dabey von gu-
n ist, wornach die Extremitäten, welche beständig
jen, den Augenblick ganz warm geworden, und die
umschläge auf dem Kopf zu dämpfen angefangen haben.
om 22sten Capitel vom Steinschneiden geschiehet keiner
ng der von Camper vorgeschlagenen neuen Methode,
ar auch schon von Heister, und vor ihm von Al-
s, aux, Hilden, Colot, Soviard und andern ge-
den,) den Stein nach der Operation nicht gleich
der ase zu nehmen, sondern die Patienten einen oder
re T so liegen zu lassen, da denn die Natur selbst den
ein gemachten Oeffnung hintreiben würde, wo-

durch er auf die Art leichter herausgenommen werden könnte. —

Doch durch diese Anmerkungen will ich dieser Sammlung ihren Werth nicht absprechen; man findet darin die mehresten in der Wundarzneykunst gemachten neuen Entdeckungen, und ist daher nicht allen zu ihrer Uebersicht, sondern auch für angehende Wundärzte sehr brauchbar.

Fu.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Die Liebe in der Ukräne; oder: hier gehen die Mädchen auf die Freyerey aus. Ein Singespiel in vier Aufzügen. Frankfurt in der Eßlingerschen Buchhandlung. 104 S. in 8.

Wenn der Verf. dieses sogenannten Singespiels nicht noch ein junger Mensch ist, so begreift Rec. nicht gut, wie er auf den Einfall kommen konnte, sein Stück abdrucken zu lassen, ja sogar sich einzubilden, daß es irgend ein Tonkünstler in Musik setzen würde, welches er doch, (S. die Anmerkung S. 16 und 70.) nicht nur geglaubt, sondern auch noch dem Componisten hin und wieder Winke gegeben hat, wie er es anzufangen habe. Plan, Charaktere und Dialog müßten sehr gut seyn, wenn der Leser oder Zuhörer, solche erbärmliche Verse wie die folgenden, übersehen sollte:

> Es war ein Junge hübsch und schön
> Der Mädchen Augenweide;
> Jed' Mädel mocht ihn gerne sehn
> Und wünscht sich ihm zur Seite.

und so schleppt die Romanze, wovon dies der Anfang ist, sich durch 18 Strophen fort. Der prosaische Theil steht mit dem poetischen in recht gutem Verhältnisse, daher es überflüßig seyn würde, von diesem mißrathenen Versuche mehr zu sagen.

Die

Die Luftbälle; oder: der Liebhaber à la Montgolfier. Posse, in zwey Acten, von C. F. Bretzner. Leipzig, bey Jacobäer. 1786. 88 S. in 8.

Der Hr. Verf. sagt selbst, daß dieses Stück blos gemacht sey, um einen Augenblick zu belustigen; daß er, seitdem es in Petersburg ein so seltnes und unerwartetes Glück gemacht habe, so häufig um Mittheilung des Mscpts ersucht worden, daß es ihm am Ende lästig gefallen sey, und er sich zum Druck habe entschließen müssen. „Es ist blos für das Theater geschrieben, wo es auch seine Wirkung nicht verfehlen wird, wenn die Schauspieler es durch ein munteres rasches Spiel unterstützen, und die Charactere treu und ohne Uebertreibung darstellen.“ Das glaubt Rec. zwar auch, aber der Character des Apothekers und Magisters, dünkt ihn, sey schon von dem Hrn. Verf. etwas übertrieben worden. Von ungleich mehrern Werthe ist das folgende Stück:

Das Räuschgen. Ein Lustspiel in vier Acten, von C. F. Bretzner. Leipzig, bey Jacobäer. 1786. 176 S. in 8.

Nur scheint es Recens. daß auch hier, bey Brands Charakter die Farben etwas zu stark aufgetragen worden. Das Spiel eines guten Acteurs kann freylich manches davon verwischen, was den Augen des bloßen Lesers wehe thut; aber solche gute Acteurs sind selten, und dennoch möchte dies vielleicht nicht hinreichen, dieser Character-Schilderung das Grelle gehörig zu benehmen. Der Dialog ist übrigens, wie in allen Stücken dieses Verf. sehr lebhaft. Wie man hört, so ist dieses Lustspiel schon auf den mehrsten Bühnen mit Beyfall aufgeführet worden.

Ff.

Die Fischer. Ein Singspiel in drey Aufzügen nach Johannes Ewald, verdeutscht von Christ. Friedrich Sander. Die Musik von Kunzen, und drey

Kupfer von D. Chodowiecky. Kopenhagen, Proft. 1786. 6½ Bog. gr. 8.

Ein Schiff strandet in der Nähe eines Fischerweilers. Fr[ranz] und Kurt, zwey Fischer, machen die beyden ersten Akte durch Anstalten den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen [und] entzweyen sich darüber mit ihren Mädchen. Endlich grei[fen] sie zum Werk und retten Einen dieser Unglücklichen. [Sie] schlagen das Gold aus, das er ihnen aus Dankbarkeit an[bie]tet: ein Hr. v. Pleß aber, der sich wie ein Deus ex machina einstellt, belohnt den Muth der Retter, und die entzweyten Paare der Liebenden vereinigen sich wieder. Dies ist der dürftige Inhalt eines Stücks, das Hr. Sander für das Meisterstück Ewalds hält, und von dem er glaubt, daß es unter allen Singspielen neuerer Sprachen durch Charakter[-]zeichnung, Dialog und Gesang eine der ersten Stellen be[]haupte. Da dieses Stück aber selbst in Dänemark nur sehr kalt aufgenommen worden, so ist es schwer zu begreifen, wie der Uebersetzer hoffen konnte, daß es in Deutschland mehr Beyfall finden oder gar auf die Bühne kommen werde. Nicht als ob unsere Theater nicht eben so mittelmäßige Stücke gä[-]ben — allein so kalte, so leere, so unausstehlich langweilige wird man gewiß selten finden. Wir hatten schon eine prosai[-]sche Uebersetzung von Hrn. Cramer, die gegenwärtige ist in fünffüßigen Jamben, die aber so rauh und ungelenk als mög[-]lich sind. Auch ist die Sprache nichts weniger als rein. Hr. S. sagt, wir satzten uns. schlingt für verschlingt, ich bin so angst, für ängstlich u. s. w. Eine kleine Probe des Dia[-]logs und Gesangs. S. 23.

Stine.

So will mein Vater nicht? Und du, der ruhig,
Die Hand am Backen, sitzest, mein Gespons, du,
Du darfst wohl auch es nicht?

S. 19.

Martin.

Ach! schweige Franz! Es ist vergebens.
Dreymal versuchten wirs, dem Sturm zu trotzen;
Und dreymal schleuderte das Meer ans Land uns.
Dein Bein bezeugt es.

Stine

Stine.

Ach! du bist verwundet?

Franz.

Ein Mückenstich! Ich fiel beym Drehn des Bootes
Und das ist Alles!

Stine.

Nun! doch welcher Unfall?

Martin.

Nun! Ruchbar wird es doch. Wir sahn am Strande
Bestürzt neun Pfähle los von unsrem Zugnetz,
Die Nacht vom Sturm ans Land getrieben.

Anne.

Himmel? u. s. w.

S. 31.

Lied.

Ha, fühlet ein Herz,
Gefoltert von Schmerz,
Mit Wonne sich schlagen?
O wehe den Tagen,
Den Jahren der Noth,
Die dann der Herr bestimmt
Dem Armen zu stetigen Plagen!
Ach, wenn Er, was er gab, uns nimmt;
Wir dürfen nicht klagen.
Doch heischest du Freude
Im Jammer und Leide,
Die lange Reihe von Tagen,
Von Jahren drückender Noth?
Dein Anblick bedroht
Nur Schwache, umgeben
Im künftigen Leben
Von Kummer und Plagen!
Ha fühlet ꝛc.

Giebt

Giebt es wohl irgendwo ein ärgeres Galimathias? Und was soll man nun von dem Komponisten denken, der die Zeit und Mühe, die er auf solches Zeug wenden muß, nicht für verlohren hält? Gewiß nichts bessers als von dem Dichter. Die Kupfer von Chodowiecky gehören nicht zu den besten Arbeiten dieses Künstlers.

Za.

1) Liebe um Liebe. Ein ländisches Schauspiel in 1 Aufzug. Zum Prolog auf das höchste Namensfest Jhr. Durchl. der Frau Kurfürstinn zu Pfalzbaiern von Wilhelm August Iffland. Auf der Mannheimer Nationalbühne aufgeführt den 20sten Nov. 1785. Zweyte Auflage. Mannheim, in der neuen Hof- und Akademischen Buchhandlung. 3 Bog. 8.

2) Lucie Woodvil, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, bey Schneider. 1786. 9 Bog. 8.

3) Neue Schauspiele für das deutsche Theater, bearbeitet von Matthias Georg Lambrecht, Schauspieler in Hamburg. Augsburg, bey Stage. 1786. 28 Bog. 8.

4) Frauenzimmer-Laune, oder sagten Sie was? Ein Lustspiel in 3 Aufzügen. Frankfurt, in der Eßlingerschen Buchhandlung. 1786. 8½ Bogen in 8vo.

5) Armida. Eine tragische Oper von C. Cotellini und Antonio Salieri. Herausgegeben von C. F. Cramer. Lüneburg, bey Lemke. 4½ Bog. in 8. 1786.

6) Mit dem Glockenschlag Zwölfe! Ein Lustspiel in 3 Akten. Freye Bearbeitung des Nachspiels: der

Mann

Mann nach der Uhr. Halle, bey Curts Wittwe. 7 Bog. 8. 1786.

Liebe um Liebe ist das bekannte Vorspiel des vortrefflichen Iffland, das bey der Vorstellung so viel Beyfall fand, und wofür er so fürstlich belohnt wurde. Der Plan dieses kleinen Stücks ist, wie man denken kann, äußerst einfach, ohne starke Verwickelung, aber doch nicht ohne Interesse. Die Charaktere sind bedeutender und weniger flach gezeichnet, als die mancher gepriesenen großen Stücke. Die Sprache ist natürlich, oft rührend. Das Lob der hier gefeyerten Personen liegt in Anspielungen, die faßlich, ungezwungen und desto schmeichelhafter sind, je weniger sie das Ansehen von Uebertreibung haben.

Nr. 2. Der wörtliche Abdruck eines schon öfter gedruckten, und unter andern im dritten Theil des deutschen Theaters befindlichen Trauerspiels, das aber nicht Eine Auflage verdient hätte.

Nr. 3. Diese Sammlung enthält vier Lustspiele: Solche Streiche spielt die Liebe; in 3 Akten, nach dem Französischen des Marivaux. Der alte Junggeselle in 5 Aufzügen nach dem Französischen. Und er soll dein Herr seyn, oder: die Ueberraschung nach der Hochzeit, in 5 Aufzügen, nach dem Englischen; und endlich die Mütterschule, oder er hat sie alle zum Besten, in 5 Aufzügen, nach dem Englischen des Doktor Goldsmith. Hr. Lambrecht mag ein brauchbarer Schauspieler seyn, aber zum dramatischen Schriftsteller hat er nicht die geringsten Talente. Er hat die Sprache viel zu wenig in seiner Gewalt, sein Dialog ist weitschweifig, ungelenk, und durch seine gemachten Veränderungen, die größtentheils auf unnütze Erweiterungen hinauslaufen, haben die Stücke so wenig an Werth, als durch den schalen Witz und die Anspielungen, womit er sie aufzustutzen gesucht hat, an Interesse gewonnen.

Nr. 4. Nach Fagans Pupille äußerst gemein und schülerhaft behandelt. Die Charaktere sind nicht nach der Natur, sondern von ähnlicher Stümperarbeit knechtisch kopirt. Ueberhaupt herrscht in dem großen Haufen der neuesten deutschen dramatischen Producte eine solche Einförmigkeit, die sie allein ekel-

Giebt es wohl irgendwo ein ärgeres Galimathias? Und was soll man nun von dem Komponisten denken, der die Zeit und Mühe, die er auf solches Zeug wenden muß, nicht für verlohren hält? Gewiß nichts bessers als von dem Dichter. Die Kupfer von Chodowiecky gehören nicht zu den besten Arbeiten dieses Künstlers.

Za.

1) Liebe um Liebe. Ein ländisches Schauspiel in 1 Aufzug. Zum Prolog auf das höchste Namensfest Ihr. Durchl. der Frau Kurfürstinn zu Pfalzbaiern von Wilhelm August Iffland. Auf der Mannheimer Nationalbühne aufgeführt den 20sten Nov. 1785. Zweyte Auflage. Mannheim, in der neuen Hof- und Akademischen Buchhandlung. 3 Bog. 8.

2) Lucie Woodvil, ein bürgerliches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, bey Schneider. 1786. 9 Bog. 8.

3) Neue Schauspiele für das deutsche Theater, bearbeitet von Matthias Georg Lambrecht, Schauspieler in Hamburg. Augsburg, bey Stage. 1786. 28 Bog. 8.

4) Frauenzimmer-Laune, oder sagten Sie was? Ein Lustspiel in 3 Aufzügen. Frankfurt, in der Eßlingerschen Buchhandlung. 1786. 8½ Bogen in 8vo.

5) Armida. Eine tragische Oper von C. Cotellini und Antonio Salieri. Herausgegeben von C. F. Cramer. Lüneburg, bey Lemke. 4½ Bog. in 8. 1786.

6) Mit dem Glockenschlag Zwölfe! Ein Lustspiel in 3 Akten. Freye Bearbeitung des Nachspiels: der

Mann

Mann nach der Uhr. Halle, bey Curts Wittwe. 7 Bog. 8. 1786.

[illegible] ist das bekannte Vorspiel des vortrefflichen [illegible], [illegible] bey der Vorstellung so viel Beyfall fand, und er so fürstlich belohnt wurde. Der Plan dieses kleinen [illegible] man denken kann, äußerst einfach, ohne star[illegible], aber doch nicht ohne Interesse. Die Cha[illegible] bedeutender und weniger flach gezeichnet, als die gepriesenen großen Stücke. Die Sprache ist natür[illegible], oft rührend. [illegible] Lob der hier gefeyerten Personen in [illegible] die faßlich, ungezwungen und desto [illegible], je weniger sie das Ansehen von Ueber[illegible]n.

[illegible] 2. Der wörtliche Abdruck eines schon öfter gedruck[illegible] unter a[illegible]en im dritten Theil des deutschen Thea[illegible] [illegible] Trauerspiels, das aber nicht Eine Auflage [illegible].

[illegible] 3. Diese Sammlung enthält vier Lustspiele: Sol[illegible] [illegible] spielt die Liebe; in 3 Akten, nach dem des Marivaux. Der alte Junggeselle in 5 [illegible] dem Französischen. Und er soll dein Herr [illegible]: die Ueberraschung nach der Hochzeit, in 5 Auf[illegible] dem Englischen; und endlich die Mütterschule, [illegible] sie alle zum Besten, in 5 Aufzügen, nach des Doktor Goldsmith. Hr. Lambrecht [illegible]arer Schauspieler seyn, aber zum dramatischen [illegible] hat er nicht die geringsten Talente. Er hat viel zu wenig in seiner Gewalt, sein Dialog ist [illegible]ng, ungelenk, und durch seine gemachten Verände[illegible] größtentheils auf unnütze Erweiterungen hinaus[illegible] haben die Stücke so wenig an Werth, als durch den [illegible] und die Anspielungen, womit er sie aufzustutzen [illegible] an Interesse gewonnen.

Nr. 4. Nach Fagans Pupille äußerst gemein und schü[illegible]lerhaft behandelt. Die Charaktere sind nicht nach der Natur, sondern von ähnlicher Stümperarbeit knechtisch kopirt. Ue[illegible]berhaupt herrscht in dem großen Haufen der neuesten deutschen dramatischen Producte eine solche Einförmigkeit, die sie allein eckel-

eckelhaft machen müßte, gesetzt auch, sie wären sonst nur mittelmäßig und nicht so höchst elend, als sie doch meistens wirklich sind. Trivio conceptae et educatae stercore! —.

Nr. 5. Das Sujet dieser Oper macht eine berühmte Episode aus Tassos unsterblichem Werke, der Gierusalemme liberata aus. Von dem Werth der Uebersetzung kann man sich ohngefähr aus folgender Probe einen Begriff machen. Ismene, die Vertraute der Armida, ahndet die Ankunft der Ritter, die sich nach der Insel dieser Zauberinn begeben, um, wo möglich, den tapfern Rinald aus ihren Banden zu befreyen:

Ach, Freundinnen (sagt sie zu dem Chore der Nymphen) vertheidiget den euch vertrauten Eingang!
Nach sichern Zeichen scheint die Gefahr zu nahen,
Und droht Armiden in der geheimsten Grotte,
Wo selbst den getreusten ihrer Gespielinnen sie sich verbirget,
Und wo allein sie und sicher auf ihre Kräfte traut.
Längst ahndet' ich mit Furcht verborgnen Unfall,
Denn wie der Tag heut graute, wich schon der Dunst,
Der das Gestade verschleyernd einhüllt,
Und jedem Auge des Landes Anblick raubt.
Banges und leises Wimmern schwebt an dem Ufer
Und fremde Nachen sah ich im Trocknen liegen.
Es flohen und irrten die bewachenden Schaaren geschreckt und traurig;
Und als ich ihnen zurief: „warum fliehen die Wächter?“
Da faßte bänger und geflügerter sie noch das Entsetzen,
Und sie wandten die Schritte und flohen noch schneller.

Nr. 6. Jedermann kennt den Mann nach der Uhr als ein kleines Nachspiel, das gerade nicht zu den schlechtesten Farcen gehört, die wir besitzen. Es hat viel komische Laune, aber immer bleibt die Kürze eines seiner wesentlichsten Vorzüge. Was soll man sich also von der Beurtheilungskraft und dem Geist eines Dichters für Begriffe machen, der auf den abentheuerlichen Einfall gerathen kann, den Stoff einiger Szenen zu drey langen Akten auszudehnen, das Personale des

des Stücks beynahe um die Hälfte zu vermehren; ohne durch allen diesen Aufwand etwas anders zu bewirken, als Eckel und Langeweile? Was dieser Verhunzer seinem Original entwendet hat, liegt in einem solchen elenden, aberwitzigen Gewäsche vergraben, daß es sich gar nicht mehr ähnlich sieht. Der drollichste Einfall geht in so langweiliger, schaaler Gesellschaft unbemerkt und unbelacht vorüber. Dies ist der dramatische Geist unsers Zeitalters. Selbst unfähig etwas vortreffliches hervorzubringen, sucht er das Gute zu verunstalten, das schon vorhanden war.

Athalia. Ein Trauerspiel mit Chören. Nach Racine von Carl Friedrich Cramer. Die Musik vom Herrn Capellmeister Schulz. Kiel, beym Verfasser, und in Hamburg, in Commission bey Hoffmann. 13 Bog. 8. 1786.

Die Vorrede erzählt die Geschichte der französischen Urschrift und die Veranlassung der deutschen Uebersetzung. Prinz Heinrich von Preußen trug vor einigen Jahren seinem Capellmeister, dem Hrn. Schulze, auf, die Chöre der Athalie in Musik zu setzen; und so ward dieses Stück auf seinem Privattheater zu Reinsberg zum erstenmal vollständig aufgeführt; denn auf den französischen Bühnen war es jederzeit mit Weglassung der Chöre erschienen. Der Componist hatte die Gefälligkeit, Hrn. C. seine Arbeit mitzutheilen; er versuchte es erst mit Einem Akte, der Musik deutsche Worte unterzulegen, und so entstand nach und nach die Uebersetzung des ganzen Stücks. Wer den jetzigen Geschmack des deutschen Publikums kennt, der wird freylich mit ziemlicher Gewißheit voraussagen können, daß es nie zur Aufführung einer Tragödie, wie dieses Meisterstück Racines ist, gedeihen werde, und daher die Uebersetzung eines Schauspiels, aus einer so allgemein bekannten Sprache ziemlich überflüßig finden. Doch, überflüßig oder nicht, unsere Sorge ist es hier zu untersuchen, wie sie gerathen ist?

Hr. C. verspricht keine wörtliche Uebersetzung. „Der Dialog, sagt er, durfte oft uneinförmiger, zur Natur herabgestimmter, die eingeflochtene Sprache der Bibel nach Lutherscher, eigenthümlicher, die Diction leidenschaftlicher,

die

„die Localitäten häufiger seyn. Racine that, was er konnte;
„aber der Geist erlag unter der Bürde seiner unpoetischen
„Zunge." Und was, und wie hat es nun Hr. C. in seiner
poetischen Zunge besser gemacht?

Oui, je viens dans son Temple adorer l'Eternel,
Je viens, selon l'usage antique et solemnel,
Celebrer avec vous la fameuse journée,
Où sur le Mont Sina la Loi nous fut donnée.

Ja, her zu seinem Hause komm' auch ich
Jehova anzubeten;

Wir übersehen den häßlichen Hiat zwischen den beyden letzten Worten; aber das eingeflickte auch ich, ist ganz gegen den Sinn des Dichters. Offenbar liegt der Nachdruck auf den Worten je viens, worauf den Uebersetzer schon die Wiederholung im zweyten Verse hätte leiten können. Ja, ich komme, will er sagen, troz der Gefahr, die mit diesem Schritt verbunden ist, ich komme — diese Nüance wird durch das sich hervordringende auch ich, ganz verwischt.

will mit Euch,
Der alten feyerlichen Sitte treu,
Dieß Fest, den Tag begehn —

Wie undialogisch sind hier die Worte geordnet, wie unnatürlich ist die Pause, und das Einschiebsel nach Euch! die richtige Folge wäre:

will,
Der alten feyerlichen Sitte treu,
Mit euch dieß Fest, den Tag begehn —

Wer solche Feinheiten für Spitzfindigkeiten ausgiebt, der beweiset nichts als seinen Mangel an richtigem Gefühl und gebildetem Geschmack. Von solchen sogenannten Kleinigkeiten hängt durchaus der Eindruck des Ganzen ab, ohne sie giebt es nichts vollendetes. Aber eben das ist es auch, was jeder Leser, bey einer fortgesetzten Vergleichung dieser Uebersetzung mit dem Original, fast in jeder Zeile vermissen wird. La fameuse journée, dieß Fest, den Tag. — Wahrscheinlich gehört die Tavtologie auch unter die Figuren, durch die Hr. C. den einförmlichen Dialog Racines zu verschönern gesucht hat. Warum nicht, den großen Tag?

da

da uns Gesetz
Und Recht des Herrn am Sina ward —

La Loi, Gesetz und Recht? la loi nous fut donnée wie weit ungesuchter, als das deutsche: da uns Gesetz und Recht ward.

Je tremble qu'Athalie a ne vous rien cacher,
Vous même de l'Autel vous faisant arracher,
N'acheve enfin sur vous ses vengeances funestes,
Et d'un respect forcé ne dépouille les restes.

— Ja,
Noch mehr besorg ich; muß es dir gestehn;
Ich sags, mich drängt mein Herz, besorge, daß
Athalia selbst an dir, dem Altar dich
Entreißend, ihres Wahnsinns höchstes Maaß
Erfüll', und jeden Damm gezwungner Ehrfurcht
Durchbreche!

Hr. C. verläugnet den Geist seiner Schule nicht, die so gern Leidenschaft u. Finsterniß für Erhabenheit verkauft.

...es longtemps votre amour pour la Religion
...traité de revolte et de sedition.

...rrath und Meuterey ist ihrem Sinn
...r den Altar dein Eyfer.

... Klar... it ist die erste Forderung, die man an die Sprache ...ichen Dichters thut, wie reimt sich aber diese Ei... mit solchen gezwungenen, undeutschen und ganz ...n Inversionen? Unsere Anzeige würde zur Größe ei...s anwachsen, wenn wir alle ähnliche Fehler rügen ...n. Zwar wollen wir hierdurch dieser Uebersetzung nicht ...nst abgesprochen haben; aber so viel ist wohl ge...d, der das Original lesen kann, und an die vor...versification Racines gewöhnt ist, wird an dieser ...p... ders Vergnügen finden. Nicht einmal das Ver...er Vergleichung gewährt sie; denn es erregt nicht ...h... Empfindung, seinen Landsmann, gerüstet ...gen einer sehr poetischen Sprache, ja, nach Hrn. ...r Ausdruck, mit der Königinn aller lebenden Spra... immer unter dem Vorbild des durch die Last sei...poetischen Zunge zu Boden gedrückten Galliers ... Mit Unwillen erwähnen wir noch eines plumpen ... unsern größten Sprachforscher, den Hrn C. auf ...antwortliche Art mit Gottscheden parallelisirt. ... seine zuversichtlichen Urtheile so lange zurückbe...n ...r, bis er sich auch halb so viel Verdienste um un-

 sere

sere Sprache erworben hätte, als jeder Unpartheyische dem Hrn. Adelung zugestehen wird; oder vor der Hand auch nur erst so viel als weiland Gottsched!

Die Schauspielerschule. Ein Original-Lustspiel in drey Aufzügen. Von David Beil, Mitglied des Kurfürstl. Nationaltheaters zu Mannheim. Zum erstenmale aufgeführt den 20. Sept. 1785. Mannheim in der neuen Hof- und akad. Buchhandlung. 1786. 8 Bog. 8.

Der Zerstreute, ein Lustspiel in fünf Akten. Nach Regnard. Leipzig, bey Dyk. 1786. 8 Bogen in 8vo.

Waldeck, ein junger Mann von Talent und Wissenschaft, entsagt, aus Liebe zum Theater, einer väterlichen Erbschaft von 40000 Gulden, und wird Prinzipal einer kleinen, wandernden Truppe. Sein Plan scheitert, und er kömmt in den schlechtesten Umständen in seine Vaterstadt zurück. Seinen Vater findet er todt, wie seine Mutter, die sich nach ihres Mannes Tode an einen Commerzienrath Ramberg verheyrathet hatte, einen schlechtdenkenden Menschen, der sie durch seine Lebensart unter die Erde bringt, und sich ihres Vermögens bemächtiget. Dieser Ramberg ist bey Waldecks Ankunft eben im Begriff, sich mit einem Fräulein Caroline von Kemmel zu vermählen, die von ihrem Vormund gezwungen und durch ihre Umstände genöthigt wird, in diese Verbindung zu willigen. Waldeck und Sie sehen sich, verlieben sich gegenseitig in einander, und ihrer Vereinigung steht nichts im Wege als das dequoi vivre. Zum Glück findet sich auch das bey einem alten Onkel, der von Waldecks Vater eine Verschreibung von 40000 Rthlr. für seinen Neffen in den Händen hat und ihm überliefert. — — Die Wahl der Personen und die Hervorbringung eines so viel möglich allgemeinen Interesse, sind bey einem dramatischen Gedichte, so wesentliche Dinge, als bey einer Epopöe. Eine Sache, an der nur wenige einzelne Personen Antheil nehmen können, dem ganzen Publikum mit einer, dem Gegenstand unangemessenen Wichtigkeit vorzutragen, ist und bleibt in jedem Falle Pedanterey.

Wenn

Wenn ein Professor eine weitläuftige Abhandlung über die Vortrefflichkeit des Professorstandes schreibt, so ist es Pedanterey; und wenn ein Schauspieler die Lächerlichkeiten und Gebrechen wandernder Truppen, in einem eigenen Lustspiele zu schildern unternimmt, so ist es wiederum Pedanterey. Wer Gelegenheit gehabt hat, solche herumschweifende Histrionen zu sehen und zu hören, wird wenig Trieb empfinden, Gegenstände, die an sich klein und ekelhaft sind, in einer Nachahmung wieder aufzusuchen, in der sie um nichts angenehmer, interessanter oder lehrreicher werden können. Die Narren, die hier in ihrer wahren Blöße gezeigt werden, würde man wohl zur Noth, als episodische Personen in einem andern Stücke geduldet haben, aber welches Parterre, wenn es nicht selbst aus lauter Schauspielern besteht, wird ihre Tollheiten und Niederträchtigkeiten einen ganzen Akt hindurch aushalten, oder auch die enthusiastischen und zum Theil phantastischen Panegyre auf die Schauspielkunst, aus dem Munde von Schauspielern, ohne Verdruß und Langeweile anhören? — Die Charaktere und Situationen sind ziemlich gemein, auch hat der Dialog wenig hervorstechende Stellen. Das Bettlertraktament in Rambergs Garten ist ein unerklärbarer Auftritt. Wie konnte Waldeck in den Garten kommen, wenn man nicht annehmen will, er habe seit vielen Jahren, noch vor der Zeit seines Vaters her, einen Schlüssel dazu bey sich getragen. Eine sehr komische Szene zwischen Kaster und der Tochter des Wirths, die bey der Vorstellung wenig Beyfall fand, ist beym Druck weggelassen worden, ob sie gleich so viel und mehr werth seyn möchte, als das ganze übrige Stück.

Der Zerstreute. Diese Uebersetzung gehört nicht geradezu unter die schlechten; aber doch fehlt ihr noch zu viel, um unter die guten gerechnet zu werden. Die Namen und Anspielungen auf französische Sitten und Gebräuche sind verändert, und mit ähnlichen deutschen verwechselt worden. Und das ist die einzige Freyheit, die sich der Uebers. erlaubt hat. Die Charaktere, so französisch sie durchaus sind, sind geblieben, wie sie waren. Nur eine Stelle zur Probe, wie undeutsch und steif die Uebersetzung oft ist. „Himmel! am Verlobungstage „die Braut zu vergessen! die Vergeßlichkeit scheint mir zu arg! „Die Frau, den Tag nach der Hochzeit; das möchte verziehen „werden! Wie viele seh' ich nicht da vor mir, die ihre Hälfte, „gleich ihm, zu vergessen wünschten!“ Nr. 1

Ueber den Theaterdichter von Max. Blumhofer. Leipzig und Düsseldorf, bey Wizezky und Sohn, 1786. 6½ Bogen 8.

In einem Meere alltäglicher, schielender und unbestimmter Sätze und Behauptungen schwimmen einige gute Gedanken und anwendbare Bemerkungen, von denen dem Verf. aber nichts weniger als das Eigenthumsrecht zukömmt. Auf eine lange Einleitung, in welcher der Verf. die allgemeinen Erfordernisse jedes dramatischen Werks zu bestimmen sucht, und wo auch beyläufig von dem in seiner verworrenen Dichtkunst so sehr kurzsichtigen Aristoteles die Rede ist, folgt die Abhandlung selbst, die Lehren, die Vermahnungen an den Theaterdichter, und die Eigenschaften und Kenntnisse, die der V. für unentbehrlich hält. „Das Temperament des Theaters muß „warm und trocken, seine moralische Empfindbarkeit reiz„bar seyn." Sein Geist muß frey von allen Leidenschaften bleiben, die den Geist unterdrücken, als da sind Geiz, Aberglaube u. s. w. er darf nicht betteln und kriechen, und seine Arbeit sich nicht mit einem Almosen bezahlen lassen. (Sehr tragikomisch ist der Auftritt, den der Verf. mit dem Theaterintendanten Grafen v. S. zu München hatte, und den er selbst S. 42 erzählt. Dieser Graf ließ ihm für sein, auf Verlangen desselben, dreymal umgeändertes Lustspiel **die geistliche Braut**, eilf **Gulden in blankem Silbergeld** aufzählen, mit dem Zusatz, daß er jedes Stück, das Hr B. ungefodert einliefern würde, zerreißen werde. Der Verf. beschwerte sich höhern Orts, erhielt aber (wir brauchen seine eigenen Ausdrücke) nach einem Armensünderexamen die Sentenz: **daß er auf gnädigste Anbefehlung zur** *eclatanten Satisfaktion* **des Herrn Grafen entweder auf 24 Stunden bey Wasser und Brod im Gehorsam sitzen, oder aber die Sache bey dem Stillschweigen bewenden lassen sollte!!!**) Sehr drollig beweist der Verf. aus einer Szene aus einem seiner Stücke, wie unentbehrlich dem theatralischen Dichter die genaue Kenntniß der Logik, oder vielmehr die Kunst, förmliche Schlüsse zu machen sey. Ferner muß er verstehen Geometrie und Algebra, Naturlehre, Geographie, Mythologie, Geschichte, Musik, und diese letztere so weit, daß er selbst komponiren könne u. s. w. Auch die Dichter seiner Nation muß er studieren: den erhabenen

Klop-

Klopstock, den lehrreichen Gellert, den durch seinen eleganten Agathon, durch seine schnackischen Abderiten, und den unschätzbaren goldenen Spiegel allgemein beliebten Wieland u. s. w. „Besonders muß der Plan in der Hitze der Begeisterung verfertigt werden." Von dieser Art sind die Behauptungen unsers Verfassers fast alle, ohne Ausnahme, und diese Proben könn n seine kritischen Einsichten in ein so deutliches Licht setzen, als das Lob vieler höchst mittelmäßigen, ja oft sogar höchst elender Schauspiele die Feinheit seines Geschmacks verrathen. Uebrigens hat er selbst durch das voranstehende Motto seine Arbeit ganz unnachahmlich richtig und treffend charakterisirt: ut potero, explicabo, nec tamen ut Pythius Apollo, sed ut *homunculus*.

Verstand und Leichtsinn. Ein Lustspiel in fünf Akten von J. F. Jünger. Leipzig, bey Dyk, 1786. $13\frac{1}{2}$ Bogen.

Gewiß nimmt Hr. Jünger unter unsern guten Lustspieldichtern nicht die unterste, und dieses sein neuestes Stück unter seinen dramatischen Arbeiten gewiß die erste Stelle ein. Der Gegenstand ist aus der feinern Welt genommen, und im Ganzen mit Wahrheit, Geschmack und Sittenkenntniß des Standes, der geschildert werden soll, behandelt. Die Charactere sind zwar nicht neu noch sonderlich hervorstechend, aber doch richtig gezeichnet und gut gehalten. Der Dialog ist natürlich, fließend und ohne starke komische Züge, aber doch nicht leer an Witz, und rein von allen plumpen Possen, die nur das Zwerchfell des Pöbels erschüttern können. Schon die Wahl des Stoffs verräth keinen gemeinen Kopf. Die Thorheit, die der Dichter verfolgt, ist nicht die gleichgültige Narrheit irgend einer kleinen Provinz oder eines Winkelstädtchens; sie ist leider nur allzugemein, und ihre Folgen sind für das Glück und die Ruhe unzählicher Menschen von der traurigsten Wirkung. Eine junge liebenswürdige Baronesse überläßt sich mehr aus Modesucht als wirklichem Hang den Vergnügungen und allen Ausschweifungen, die in der sogenannten großen und feinen Welt für anständige und unschuldige Ergötzungen und Zerstreuungen gehalten werden. Sie verspielt, vertanzt und verschwärmt ganze Tage und Nächte in Gesellschaften von gutem Ton, mit Personen vom Stande, aber ohne Sitten,

Character und Verstand; sie vernachläßigt ihren Mann, dessen Neigungen mit den ihrigen hierin nichts weniger als sympathisiren, und verschwendet sein Vermögen. Sie in die Schranken ihrer Pflicht zurückzuführen, ist nun das einzige Bestreben ihres Gatten, und dasjenige, was die Intrigue dieses Stücks ausmacht. Nachdem er seine Moralen und Vorstellungen vergebens erschöpft hat, nimmt er sehr vernünftig und zu großer Zufriedenheit der Leser und Zuhörer seine Zuflucht zu Befehlen, und ernstlichen Drohungen. Diese bringen denn auch die gewünschte Wirkung hervor, wenigstens verspricht die junge Frau, unter Thränengüssen, ihren Lebenswandel zu bessern. Wäre es aber nicht besser gewesen, wenn der Dichter diese Sinnesänderung durch unangenehme, unausbleibliche Folgen ihrer leidenschaftlichen Thorheit selbst motivirt hätte? Oder würde die Intrigue nicht vielleicht von einer andern Seite gewonnen haben, wenn das Verfahren des Barons nicht blos auf Zuredungen, und seine Liebe zur Ordnung und Ruhe, (ein mehr moralischer als theatralischer Handlungstrieb,) sondern vielmehr auf einen entgegengesetzten kleinen Fehler oder Eigensinn gegründet wäre? Die Nebenintrigue zwischen **Lemberg** und **Wilhelminen** tritt an einigen Orten zu sehr hervor, und hält den Gang der Haupthandlung auf. Den ganzen dritten Akt hindurch verliert man die Hauptpersonen aus dem Gesichte, und die Baronesse betritt nicht Einmal die Scene: auch fällt darin wenig oder nichts vor, das mit der Haupthandlung in nähern Bezug stünde. Forsts Charakter ist doch wohl so gar gewöhnlich nicht, wie Hr. **Jünger** meint, oder, wenn auch der Charakter, doch nicht die Art, wie er sich bey seinen Niederträchtigkeiten benimmt. Sein kriechendes Wesen, seine angenommene Unempfindlichkeit gegen Spott und die bittersten Beleidigungen hat (wahrscheinlich gegen den Willen des Dichters) immer noch zu sehr den Anstrich von Dummheit, als daß er nicht mehr ekelhaft als lächerlich seyn sollte. Am unnatürlichsten aber ist unstreitig das Benehmen der ganzen Familie gegen den alten Stornbach, der, wie aus dem Monde gefallen, kömmt, sich in das Haus drängt, da ganz ohne Umstände einquartirt, jedermann, selbst die Damen duzt, sich jedem zum Vertrauten und Rathgeber an den Hals wirft, und nirgend zurückgewiesen wird. Zwar entdeckt es sich am Ende, daß er der Onkel des Barons ist, und dies ist freylich Grund genug für ihn, sich solche Freyheiten zu erlauben, nicht aber

für

für die Familie, diese für einen Fremden oft sehr übertriebenen und unanständigen Freyheiten so hinzunehmen. Wer wird z. B. die häuslichen Debatten im vierten Aufzuge, im Beyseyn dieses fremden Unbekannten wahrscheinlich finden, oder gar mit dem Benehmen einer Frau von bon ton zusammenreimen? — — In einer langen Vorrede läßt sich Herr Jünger über einige Punkte, das Theater, die Schauspieler und Schauspieldichter betreffend, heraus. Mit Recht eifert er gegen die so im Schwange gehende Zwittergattung von Schauspielen, das Drama, das seinen Ursprung größtentheils den ersten, jugendlichen Versuchen einiger französischen Theaterdichter zu danken hat, und dem Trauerspiel seine Würde und dem Lustspiel seine Anmuth raubt. „Warum reißt man „der komischen Muse die Fackel, den Myrthenzweig und die „friedliche Palme aus den Händen, und giebt ihr dafür das „Schwerdt, das sie nicht führen soll, den Dolch, den sie nicht „zu führen weiß, den Giftbecher, den sie nicht ohne convul„sivische Gesichtsverzerrungen ihren Lippen nahe bringen „kann? Warum zieht man ihr mit Gewalt den Cothurn an „das Eine Bein? Muß sie alsdann nicht nothwendig hin„ken?" Noch behauptet Hr. Jünger ganz gegen den gemeinen Glauben der Schauspieler und vieler Parterrs, daß tragische Rollen leichter zu spielen wären, als komische. Wenn dies so viel heißen soll, daß ein tragisches Stück auch durch mittelmäßiges Spiel nie so viel verlieren könne, als ein komisches; (es versteht sich, daß nicht vom Possenspiel die Rede ist) so pflichten wir ihm, ohne Einschränkung, bey. Denn sonst ist Rec. sehr überzeugt, daß der große tragische Acteur, eben so vieler Kunst, und eben so vieles Studiums bedarf, als der komische. Muß dieser letztere mehr Kenntniß der Welt und Sitten haben, mehr die äußere Oberfläche der Menschen kennen: so muß hinwiederum jener mehr die Natur der Seele, den Ausdruck der Leidenschaften und ihren innern Gang studieren. So viel bleibt indeß gewiß, daß es weit leichter ist, es im tragischen Spiel zu irgend einer erträglichen Mittelmäßigkeit zu bringen, als im komischen: und Hr. Jünger verdient allen Dank, daß er so deutlich und kühn auf die gefährlichste, und nur von blinden Aerzten unbemerkte, Wunde des deutschen Theaters aufmerksam gemacht hat, ohne die Kabalen seiner Zunftgenossen und der unzähligen tragischen Theaterhelden und ihre Säbel, Keulen und Dolche zu scheuen. Za.

5. Romane.

Alberts merkwürdigstes Lebensjahr. In unterhaltenden Briefen. Langensalze, 1786. bey Zolling. 8. Neunzehn und ein Viertelbogen.

In der That ziemlich unterhaltend, nur zu empfindelnd, und zu unwahrscheinlich. Da trifft man nichts, als herrliche, edle, oder doch wenigstens veredelte Herren und Damen, die sich nach der Reihe freyen, und freyen lassen, jetzt für Wonnefühl außer sich sind, und dann gleich wieder in den bittersten Thränen schwimmen. Auch wäre zu wünschen, daß der Verf. sich mit der deutschen Grammatik etwas bekannter machte, bevor er mehr drucken ließe. Daß er übrigens Szene, Zeremonie, anstatt Scene, Ceremonie schreibt, und häufig da das z fürs c gebraucht, wo kein gesundes Ohr jenen Buchstaben hört, das muß wohl ein Naturfehler seyn, denn die Wuth des leidigen .... nismus scheint ihn sonst eben nicht ergriffen zu haben.

Friederikens Geschichte in Briefen. Ein deutsches Original. Gotha, bey Ettinger, 1786. klein 8. 12 Bogen.

Die Generalin Je.. oir begeht in jüngern Jahren während der Abwesenheit ihres Gemals einen Fehltritt. Die Frucht desselben ist Friederike, welche sie für die Tochter eines unglücklichen Fräuleins von ihrer Verwandtschaft ausgiebt, aufs beste erzieht, und dann bey Gelegenheit einer Reise von P. nach W. ins Kloster thut. Hier verliebt sich der Sohn, der Major Je.. oir, in Friederiken, die er bis dahin nicht persönlich kannte, und will sie durchaus zu der Seinigen machen. Die Mutter arbeitet aus allen Kräften dagegen. Der Vater hat auch einen andern Plan. Aber der Sohn will nicht nachlassen, wird für Liebe sterbenskrank, und so entdeckt dann die Frau Gemalin in der Angst ihrem Gemal das ganze Geheimniß, der, als ein guter, großmüthi-

müthiger Mann, ihr nicht nur verzeiht, sondern auch den Knoten in eine allerseitige Heyrath der mittlerweile hinzugekommenen Hauptacteurs auflöset.

Dies alles wird, vornehmlich der Frau von Thierheim, deren Mann sich auf seinem Todbette (denn der Observanz gemäß kostet's auch hier jemanden das Leben) für Friederikens Vater erklärt, ziemlich fließend und rührend erzählt. Warum aber dies Geschichtchen gerade ein deutsches Original genannt worden, sieht Rec. nicht ein. Auf Originalzüge stieß er nirgends, wohl aber auf manche Nachläßigkeit im Ausdruck und Moderomanziererey. Doch die letzteren gehören ja zum guten Ton unserer dermaligen Liebesgeschichtschreiberey, mithin verargen wir sie auch dem Biographen Friederikens nicht.

Nb.

Erscheinung und Bekehrung des Don Quixotte de la Mancha, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Von Magn. Rolphard Steimer, Mitglied verschiedener geheimen Gesellschaften. Wesel, auf Kosten des Verfassers gedruckt, 1786. 192 Seiten in 8.

Da Recens. nicht zu den höhern Adepten (S. 60) gehört, die lieber gar nicht lesen, und nichts desto weniger über jedes Buch das richtigste Urtheil fällen, so hat er freylich des Verfassers Buch von Anfang bis zu Ende durchlesen müssen, stehet sich aber dennoch in Verlegenheit, ein ganz richtiges Urtheil darüber zu fällen, weil er in der That nicht recht weiß, was er daraus machen soll? Der Verf. meynt es zwar ganz gut, wenn er über manche, theils nun beynah vergessene Thorheiten unserer Zeit, z. B. über die Bardensänger und Kraftmänner (Blitzgenien nennt sie der Verf.) theils jetzt noch in Schwange gehende Gaukeleyen und Betrügereyen der Adepten, Geisterseher, Wunderärzte ꝛc. und ihre Anhänger, spottet. Aber seinem Spotte fehlt es an Salz. Wenn der Verf. das erste, beste Gespräch Lucians in die Hand nehmen will, so wird er selbst fühlen, woran es ihm eigentlich noch fehlt. Die Form, welche er gewählt hat, ist an sich

nicht die beste, und er hat sie auch nicht genutzt. Alle Augenblicke verliert er seinen Helden aus den Augen, und schwazt mehrere Seiten lang für sich fort. Die Sprache seines Don Quixott ist von der, welche Cervantes ihn reden läßt, sehr verschieden; sein Sancho an Sprüchwörtern dreymal reicher als der spanische; das einzige, was jener für diesen voraus hat. Was für Philanthropine der Verf. eigentlich S. 61. 62. meynt, darüber hat er sich nicht erklärt; dies wäre aber doch billig gewesen, da er sie von einer sehr nachtheiligen Seite schildert.

Kurze, neue Thatsachen enthält das Büchlein nicht, und über die bereits bekannten commentirt der Verfasser mit keiner Cervantesschen Laune. Die Ironie verunglückt ihm nicht selten, denn er bedient sich ihrer zu oft. Auch kramt er zu viel Belesenheit aus, die sich nicht gut mit der gewählten Form verträgt, und noch weniger das Ausschreiben ganzer Stellen, sogar aus so bekannten neuen Büchern, als von Archenholz England und Italien. Seine Sprache endlich ist auch nicht rein. Gleich auf der ersten Seite findet man gebeuten statt gebieten, in die Harre, statt in die Länge.

Wie gesagt: An gutem Willen, ja selbst an Kenntnissen, fehlte es unserm Verf. nicht. Aber um diese Gegenstände auf die Art, und in dieser Absicht zu behandeln, dazu wurde ein Mann erfodert, der eben so viel Philosophie als Menschenkenntniß, Witz und Laune, in seinen Stoff zu verweben wüßte, so wie Prof. Lichtenberg bey einigen andern Modethorheiten mit dem besten Erfolge, (der dann freylich nie ausbleiben kann) gethan hat. Allenfalls wünschte Rec., daß der Verf. der physiognomischen Reisen, ein Gegenstück zu diesen Reisen liefern möchte, worin die oben genannten Gaukeleyen und Betrügereyen gerügt würden.

Fl.

Begebenheiten aus dem gesellschaftlichen Leben, von Rupert Becker. Berlin, bey Maurer, mit einer Titelvignette. 343 S. 8.

„Auch mir sey es erlaubt, sagt der Verf. in der Vorrede, „unter zehntausend, dick- und dünnleibigen, gepriesenen und „unge-

„ungepriesenen Romanen, Geschichten und Erzählungen mit
„einem Bändchen vorzutreten, das auf kein weiteres Ver-
„dienst, als einer leichten Unterhaltung Anspruch macht.
„Freylich würde auch dieser Zweck, im Allgemeinen erreicht,
„nicht unbeträchtlich seyn. Aber mit was amüsirt man sich
„nicht heut zu Tage„ und wie mancherley sind die Gesellschaf-
„ten„ die amüsirt seyn wollen! Der Autor müßte gar schlech-
„tes Zutrauen zu sich selbst haben, der nicht hier und da ei-
„nem geneigten Leser etwas angenehmes ins Ohr sagen zu
„können hoffte." Stolz und bescheiden! Doch müssen wir
bekennen, daß dieser Stolz dem Verf. so sehr erlaubt ist, als
die Bescheidenheit ihm übrigens, in jeder Rücksicht, wohl an-
steht. Die ganze Sammlung enthält vier Aufsätze. I. Der
unglückliche Alwil, der Günstling seines Fürsten, fällt in
Ungnade. Er sucht sich in den Armen der Liebe zu trösten,
aber auch sein Mädchen wird ihm untreu. Ein Schatz, den
er gemeinschaftlich mit einem Freunde entdeckt, macht ihm
diesen Freund abwendig. Sie werden handgemein, und Al-
weil ersticht seinen Freund. Von neuem überläßt er sich
rauschenden Vergnügungen, bald aber verzehrt Feuer seinen
Pallast, und mit ihm sein ganzes Vermögen. Er will seinem
Leben ein Ende machen, wird aber von einem unbekannten Man-
ne zurückgehalten, der ihn in seine Einsamkeit aufnimmt, und
ihm Geschmack für die Freuden der Natur beybringt. End-
lich entdeckt er sich ihm sogar als seinen Vater. „Wisse, sagt
„er ihm, daß ich es war, der durch geheime Verständnisse dei-
„nen Fall am Hofe beförderte; ich bestach einen Buben, dei-
„ne Geliebte zu verführen, und es gelang mir; ich vergrub
„den Schatz, dir die Nichtigkeit einer eigennützigen Freund-
„schaft zu zeigen, und ich steckte deinen Pallast an, um aus
„schwelgender Unthätigkeit dich zu einem höhern Genuß vor-
„zubereiten." Und das wäre eine Geschichte aus dem gesell-
schaftlichen Leben! Mit der Erlaubniß des Hrn. Becker:
dieses Verfahren des Alten sieht einem schwindelköpfigen mor-
genländischen Genius ähnlicher, als einem deutschen Vater.
II. Henriette. Die Abentheuer einer liederlichen Weibsper-
son, die sich an drey Männer nach einander verheyrathet,
ohne den Tod der erstern abzuwarten, und die sie endlich alle
drey auf einmal in einem kleinen Städtchen, in den Aemtern
des Bürgermeisters, des Stadtrichters und des Stockmei-
sters wiederfindet. Und nun wird sie auf immer das Eigen-
thum des letztern. Was in der vorigen Geschichte zu unna-

türlich

türlich war, ist in dieser nur zu natürlich. Wie pöbelhaft ist z. B. der Auftritt mit dem Pechgefäß, erst im Keller, und dann im Bette des Wirthes! — III. **Die beyden Brüder.** Unstreitig der beste und interessanteste Aufsatz. Die Geschichte soll einen Beweis des Satzes abgeben, daß Liebe Weise zu Thoren und Bösewichtern, und Thoren und Bösewichter zu Weisen und edeldenkenden Menschen mache; und wirklich ist die Idee gut gefaßt und erträglich ausgeführt. IV. **Edelmuth stärker als Liebe.** Ungleich schlechter und unwahrscheinlicher als die vorige Anekdote! — Der geschnörkelte, gezierte polirte aber nervenlose Styl des Verf. voll gezwungenen Witzes und zur Unzeit angebrachter Metaphern und Hyperbeln verräth nur zu sehr das Muster, nach dem er sich gebildet hat. Unglücklicher aber könnte dieses Muster nicht gewählt seyn.

Der Einsiedler in Helsa. Vitam impendere vero. Berlin und Leipzig, bey Decker, 15½ Bogen in 8vo.

Dieser kleine didactische Roman verdient, in mehr als einer Rücksicht, von dem großen Haufen ausgezeichnet zu werden. So sehr auch der Titel eine blos romantische Geschichte erwarten läßt, so ist doch der Hauptzweck des Verf. offenbar mehr zu unterrichten, als nur die Phantasie zu unterhalten. Die Schilderung der Charactere und Ereignisse verräth einen Mann, dem die Welt und das menschliche Herz nicht fremd ist, und was an einem deutschen Romanschreiber unter die seltensten Erscheinungen gehört, der Styl ist natürlich, einfach und doch angenehm und unterhaltend, die Sprache rein und immer dem Gegenstande und der Empfindung angemessen. Den Eingang macht das Gemälde eines Ehepaars, ganz nach der Natur gezeichnet. Alcindor war ein guter aber ganz gewöhnlicher Mann; er liebte seine Frau, aber an feine Empfindungen, an jene gefällige Aufmerksamkeit, die die köstlichste Würze einer glücklichen Ehe ausmacht, war bey ihm nicht zu denken. Lucie, ein Frauenzimmer von den glücklichsten Talenten, hatte ihm ihre Hand gegeben, ohne ihn zu lieben; Ueberredung und Convenienz hatten ihren Entschluß gelenkt. Der Wunsch, Vorzüge an ihm zu finden, täuschte allmählich

ihre

ihre Beurtheilungskraft. Sie schuf ihm tausend Empfindungen und Vollkommenheiten an, die er gar nicht kannte; sie liebte ihr Ideal, bis sie sich an den wirklichen Menschen gewöhnte. So verstrich beyden ihre Lebenszeit ruhig und zufrieden; die Welt pries sie glücklich, und sie selbst priesen sich so. Dreyßig Jahre waren in dieser Ehe verflossen, als sie ihren Sohn nach B. zu einem erhaltenen Posten über Cassel begleiteten. Hier hörten sie zufälligerweise von einem Amtmann reden, der allein gegen den verderblichen Menschenhandel des Landgrafen Vorstellungen gethan hatte. Er lebte, sagte man, zwanzig Jahre in dieser Gegend, ohne mit einer menschlichen Seele umgegangen zu seyn: man nannte ihn den sonderbaren Einsiedler in Helsa. Lucie hatte von der Lebhaftigkeit der Jugend noch den entschiedenen Hang behalten, der sie zu allem Sonderbaren hinzog. Sie beschloß, es koste was es wolle, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, und es gelang ihr endlich nach vieler vergeblichen Mühe. Reizende Beschreibung des Dorfes Helsa, des Charakters, der Lebensart und der Beschäftigungen des Einsiedlers. Lucie wußte sich sein Zutrauen so zu erwerben, daß er seine gewöhnliche Zurückhaltung auf einige Zeit ablegte, und ihr die Geschichte seines Lebens mittheilte. Mit dieser Geschichte ist die seines Vorgängers in der Einsiedeley zu Helsa verwebt. Wir enthalten uns eines umständlichern Auszuges, da das Verdienst dieses Buchs nicht in der Verkettung neuer und sonderbarer Situationen und Begebenheiten, sondern mehr in der treuen Darstellung und Entwickelung gewöhnlicher Vorfälle und Charaktere besteht. Weniger sind wir mit der letzten Hälfte des Buches zufrieden, in welcher der Einsiedler sein Moral- und Religionssystem mit ziemlicher Ausführlichkeit zum Besten giebt. Es enthält sonst nichts neues, und die alten Grundsätze, Meynungen und Bemerkungen sind oft sehr undeutlich und unbestimmt vorgetragen. Ein Beyspiel mag unser Urtheil bestätigen. Der Begriff von Gott, sagt er unter andern, ist zu weit über unsere Vorstellungen erhaben, als daß wir seine Eigenschaften, sein Wesen, und seine Wirkungsart ergründen könnten. Daher kömmt es, daß einige große Köpfe auf solche Abwege gerathen sind, und Gott mit der Materie, oder mit der ganzen Natur vereinigt haben. Daher sind andere auf den melancholischen Gedanken verfallen, daß er sich nicht um die Menschen bekümmere, weil diese Wesen für ihn zu klein wären. Aber dieser

Wahn

Wahn verschwindet, wenn man die Natur und den Menschen studirt. In der ganzen Natur ist eine solche Mannichfaltigkeit und Größe der Wesen, ihrer Kräfte und Wirkungsart; der menschliche Geist ist, wenn er nicht verfälscht wird, ein so erhabenes Wesen, und steht mit der übrigen belebten und unbelebten Natur in einer so genauen Verbindung, daß — man merke auf die Schlußfolge! — daß man es eben so wenig bezweifeln darf, daß der allweise Gott alles erhalte und regiere, als man es läugnen kann, daß er alles erschaffen habe." Diese Art zu schließen und zu beweisen, ist freylich bequem genug, nur wissen wir nicht, womit sich die Logik, die solche Schlußfolgen erlaubt, gegen die Einwürfe der Zweifler vertheidigen könnte, noch was dem forschenden Verstand mit Resultaten einer Untersuchung, in der die ersten Grundsätze, von denen man ausgeht, noch Probleme sind, gedient seyn möchte.

Za.

---

6. Weltweisheit.

Ueber den Werth der Empfindsamkeit, besonders in Rücksicht auf die Romane 2c. (Mit dem Motto aus dem Horaz: Ducimur ut nervis alienis mobile lignum.) Halle, bey Gebauer, 1786. 14? Seiten in 8.

Herr Professor Eberhard, der diese Schrift, mit einer Nachschrift über den sittlichen Werth der Empfindsamkeit begleitet hat, bestimmt darin ihren Werth selbst; und vielleicht hätte diese Nachschrift besser voran gestanden, weil durch Herrn E—s Untersuchung über den moralischen Werth der Empfindsamkeit, die Betrachtungen des Verf. der erstern Schrift in der That mehr Licht erhalten. Der ungenannte Verf. hat den Einfluß der Moderomane, auf Denkkraft überhaupt, auf Beurtheilungskraft, auf Geschmack, Leidenschaften, Handlungsart, Menschenkenntniß, Menschenliebe, Aberglauben, Unglauben, Gesundheit, und auf Brauchbarkeit für die

Welt

Welt, untersucht. Er sagt (S. 5 des Vorber.) daß er nie etwas mehr wider das Romanenlesen, als einzelne, im Vorbeygehen gefällte, aber gerechte Machtsprüche, darüber gelesen habe. Gerechte Machtsprüche? Et adhuc sub iudice lis est! Freylich interessirt sich ein Mädchen von 16, und ein junger Mensch von 18 Jahren beym Lesen des Tom Jones wohl nur für die darin erzählten Liebeshändel, und man kann hundert gegen Eins wetten, daß beyde mit Schaden für Verstand und Herz lesen. Aber der gesetzte Mann von 40 Jahren läßt das Vehikel, Vehikel seyn, und bewundert Fielding's große Kenntniß der Welt, besonders seines Vaterlandes, und seine tiefen Blicke in das menschliche Herz.

Der Hr. Verf. hat einen seiner Freunde, nur mit Mühe, und durch Anwendung der verschiedensten Mittel, aus der Schwärmersphäre, in die er sich durch das Romanenlesen versetzt hatte, wieder herabgerissen, und eben die Beobachtungen, welche er bey der Gelegenheit gemacht hat, haben die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben. Wir bedauren, daß es ihm nicht gefallen hat, auch die Art und die Mittel, wodurch er seinen kranken Freund zu heilen das Glück hatte, bekannt zu machen. Das Schreiben der Romanen hat zwar etwas abgenommen, aber es werden ihrer noch immer zu viel, besonders von jungen Frauenzimmern, gelesen; und was für Romane? Die Art von Empfindsamkeit, für die der selige Lessing dieses neue Wort prägte, um den Titel von Yorik's Sentimental yourney zu übersetzen, ist eine ganz gute Sache für Leute, die Herz und Kopf darnach haben; aber die Empfindeley unserer Quasi-Schönschreiber kann nicht genug gerügt werden, und der Hr. Verf. hätte ihr immer noch derber die Wahrheit sagen können. Auch Recensentens eigene Beobachtungen stimmen mit denen vollkommen überein, welche der Hr. Verf. über den Schaden gemacht hat, den diese Empfindler angerichtet haben, und leider noch jetzt anrichten.

Ff.

Von dem Unterschiede zwischen Enthusiasmus und Schwärmerey, ein philosophischer Versuch. Frankf. bey Herrmann, 1786. in 8. 59 Seiten.

Den

Den Unterschied zwischen beyden so nahe verschwisterten Dingen festzusetzen, ist jetzt besonders wichtig, wo so viele Schwärmereyen aller Art, unter glänzenden Masken herumlaufen. Daher verdient diese Abhandlung vorzüglich gelesen und beherzigt zu werden, wenn gleich der Verf. manches noch zu berichtigen und nachzulesen übrig gelassen hat. Seine Unterscheidungsmerkmale sind folgende: 1) Enthusiasmus gründet sich immer auf helle, richtige Einsichten, Vorstellungen und Urtheile; Schwärmerey hingegen auf dunkle Begriffe und Empfindungen, auf Irrthümer und Vorurtheile. 2) Beym Enthusiasmus stehen Absichten und Mittel immer in einem richtigen Verhältnisse gegen einander; bey der Schwärmerey findet fast immer das Gegentheil statt. 3) Der Enthusiasmus ist immer, wenigstens objective, nützlich; die Schwärmerey immer, objective und subjective, schädlich. Zuerst leuchtet ein, daß in diesen Kriterien der Begriff des Geschlechts nicht liegt, unter welches Enthusiasmus und Schwärmerey müsse gebracht werden, mithin man hiedurch allein noch nicht in den Stand gesetzt wird, sich von beyden einen deutlichen Begriff zu machen. Zudem ist Kenntniß dieses Geschlechts nöthig, um die einzelnen Erscheinungen an beyden sich deutlich denken und erklären zu können. Hätte der Verf. das aufgesucht, so würde dadurch seine Abhandlung ein mehr philosophisches Ansehen erhalten, und Gründe gegeben haben, statt daß sie jetzt blosse Fakta ohne Verbindung liefert; wir hätten in die Natur beyder tiefere Blicke gethan, und gesehen, warum jedes so seyn muß. Sodann hat auch eben dies in die Bestimmtheit der einzelnen Charaktere leider Einfluß; der Verf. hätte dann gesehen, daß Enthusiasmus sich nicht allemal und nothwendig auf dunkle Begriffe, und Irrthümer gründet. Der Gegenstand des verliebten Schwärmers kann wirklich liebenswürdig, schön seyn, und mit Grund als solcher erkannt werden, ohne daß darum seine Schwärmerey weniger Schwärmerey ist. Schwärmerey bey den Neuplatonikern gieng aus von sehr abstrakten, im Grunde nicht dunkeln Begriffen, sie hatten alles in ein zusammenhängendes System gebracht. Auch ist Schwärmerey nicht allemal objectiv schädlich; die des Mädchens von Orleans war für Frankreich sehr vortheilhaft; überhaupt ist Nutzen und Schaden sehr relativ; daher es kömmt, daß die Anhänger eines Schwärmers ihm blos Enthusiasmus für die gute Sache zu-

geste-

geschehen; mithin hiedurch nichts ausgemacht wird. So schwärmen die Herrnhuter in den Augen ruhiger Gottesverehrer offenbar; gleichwohl gestehen sie es nicht ein, glauben auch großen Nutzen in ihrer Seelenbesserung davon zu verspüren, welches bey manchen Individuen auch wohl nicht zu leugnen ist. Zu weitern Untersuchungen über diesen bisher nicht genug betrachteten Gegenstand kann diese Schrift allerdings führen.

Wr.

Der Philosoph aus Africa. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig. 1786. 296 Seiten, 8.

. schreibt als Philosoph über die Unsterblichkeit der
, die Fortdauer derselben nach dem Tode, und
eit des Christenthums, und als Philosoph
, welche Wahrheit und Erkenntniß für die in
t und Beruhigung des Herzens suchen, ganz
trefflich und scharfsinnig auch in unsern Tagen
en über das Wesen der Seele, und die dar
ortdauer derselben herzuleitenden Beweisgründe
bearbeitet worden sind, so können sie doch
weniger Ueberzeugung geben, je nachdem die
für die Einfachheit der Seele für diesen oder jenen,
oder jener Stunde einleuchtender sind oder nicht.
der Philosoph also alle Zweifel gegen die Immate
ele, alle sich widerstreitenden Gedanken über das
rhaupt, und auch alle Gründe für die Ein
aus dem Munde so vieler verschieden den
vorgelegt hat, so bleibt er bey dem Satze ste
eele auch als ein materielles Wesen, wenn
uern könne, und allemal, sie sey nun ein
en oder nicht, nach der Absicht ihres Schö
ortdauern werde. Der große Entwurf Got
der ganzen Schöpfung sichtbar wird, ist morali
ng der Welt, der aber hienieden nicht ausgeführt
n. Vernunft und Offenbarung stimmen beyde
daß Gott den Menschen das Gefühl von Recht
als ein Gesetz für ihre Handlungen als einen
Herz gepflanzt habe, daß er nur allein am Gu

ten einen Wohlgefallen finden könne. Dieses Wohlgefallen Gottes am Guten allein drückt sich, so wie sein Mißfallen an dem Bösen, in der ganzen Schöpfung, in allen seinen Werken aus, wird aus der ihm eigenen, in seinen Werken und Handlungen gar nicht zu verkennenden Güte und Rechtschaffenheit einleuchtend. Er ist also moralischer Regierer der Welt, und hat den Plan zu seiner moralischen Regierung schon hienieden gelegt, den er aber erst in einer künftigen Welt ausführen wird, weil er das Gute hier auf Erden nicht allemal belohnen, und das Böse nicht allemal bestrafen kann. Nach dieser Sprache der Vernunft und der Offenbarung bleibt also die Fortdauer der Seele dieselbe gewisse Wahrheit, man mag jene für ein Wesen halten, für welches man wolle, und die Religion behält also für den Menschen dieselbe Verbindlichkeitskraft. Ohnstreitig hat dieser Beweisgrund für die Fortdauer unsers denkenden Wesens für den größeren Theil der Menschen mehr Ueberzeugung und Beruhigung, als jeder andere, der aus der Natur desselben selbst hergeleitet wird. Da er aber eben aus der Zusammenstimmung der natürlichen und der geoffenbarten Religion seine stärkste Evidenz und Kraft erhält, so wird hier die Frage, ob auch diese geoffenbarte Religion, das Christenthum, so wohl seinen Lehren, als seinem Stifter und seiner Mittheilung nach als wahre Offenbarung angesehen werden könne, mehr als irgendwo von Bedeutung und Gewicht. Und diese Frage ist in diesem ersten Theile des Buchs recht gut, auch zur Belehrung und Ueberzeugung derer, denen die aus den Wunderwerken, aus den Weissagungen, aus der geschwinden Ausbreitung des Christenthums hergenommenen Beweise keine Genugthuung geben können, gefaßt, und auseinandergesetzt worden. Es hat uns gleich anfangs wohlgefallen, daß der Verf. Vernunft und Offenbarung gar nicht getrennt, daß er weder die erstere herabgewürdiget, noch der andern ihre Vorrechte, die sie als Offenbarung haben kann, genommen, und beyde nach ihrem zusammenstimmenden und eigenthümlichen Unterrichte vorgestellt hat. Der Verf. geht zuerst davon aus, daß die Offenbarung rein, und von allen menschlichen Zusätzen abgesondert, und nach einer solchen Erklärungsart, wie man sie bey einem Buche, das nach den Zeiten, nach den Redens- und Vorstellungsarten, und nach den Meynungen der damals lebenden Menschen geschrieben ist, gebrauchen müsse, aus der Bibel herausgezogen, in allen ihren Lehren auf den großen Haupt-

punkte

punkt hingehe, den Glauben an eine sittliche Regierung Gottes festzusetzen. Dieses lehre die in dem A. T. dargelegte Haushaltung Gottes mit dem jüdischen Volke, das als ein sinnliches, allein an das Gegenwärtige gefesseltes Volk, blos an zeitliche Belohnungen und Strafen gewöhnet war, dieses die ganze in dem N. T. enthaltene Lehre Jesu, welche Unsterblichkeit und zukünftiges Leben mit der grössesten Deutlichkeit predigt, es bestimmt sagt, daß Gott nur allein an dem Guten Wohlgefallen habe, daß er das Gute gewiß belohnen, das Böse gewiß bestrafen werde, und eben darum den Menschen ihre auf Reinigkeit des Herzens und gottähnliche Vollkommenheit dringenden Gebote, so nachdrücklich, und alle mit solchen Motiven an das Herz legt, die von einem zukünftigen Leben hergenommen sind. Der Verf. räumt also, wie es auch billig war, der Vernunft die Erkenntniß der Unsterblichkeit der Seele, und einer Fortdauer nach dem Tode ein, macht aber auch den Vorzug der geoffenbarten christlichen, vor der natürlichen Religion, daß die Erkenntnisse der erstern nicht, wie die Erkenntnisse der letztern auf lang durchgedachten, und nur für einen kleinen Theil der Menschen faßlichen Abstractionen, und auf weit hergeholten Motiven beruhen, sondern auf ihren Gründen und Bewegursachen ganz klar, und für jedermann faßlich vor Augen liegen, einleuchtend. Weil gerade dieser Punkt, auch in den Augen des Naturalisten. der christlichen Religion ein entscheidendes Gewicht geben muß, räumt der Verf. zuerst diejenigen Einwendungen bey Seite, die ihr, als göttliche Religion, wegen einiger durch menschliche Erklärungen und Zusätze unfaßlich gewordenen Glaubensartikel gemacht werden können. Sie betreffen die Lehren von der Dreyeinigkeit, (einem Ausdruck, der schon Luthern mißfallen habe), von der Inspiration, von der Auferstehung des Fleisches, von den Sakramenten, von der ewigen Verdammniß u. s. w. Er will von der Dreyeinigkeit nichts, als was die Bibel sagt, ein Gott, und dieser, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, gelehrt, diesen Ausdrücken allenfalls verständliche Auslegungen untergelegt, aber alle gekünstelte Vorstellung des göttlichen Wesens bey Seite gesetzt haben. In der Lehre von der Eingebung müsse darauf Rücksicht genommen werden, daß die göttliche Autorität der Bibel nicht sowohl von der Eingebung aller in derselben vorkommenden Nachrichten, als außer der innern Glaubwürdigkeit von dem Charakter und dem Credi-

tiv der Verfasser abhänge. Richtig sagt er von der Verdammniß, daß Gott so strafen werde, daß sein Endzweck, die Menschen glücklich zu machen, am Ende bey allen erreicht werden würde, und richtig von den Sakramenten, von der Taufe und dem Abendmal, daß sie als feyerliche Akten unserer Aufnahme in das Christenthum und unserer Erinnerung des von Jesu aus Liebe für uns gelittenen Todes nichts abgeschmacktes oder unvernünftiges in sich enthielten. Die körperliche Auferstehung des Fleisches verwirft er; er leugnet zwar die absolute Möglichkeit, daß Gott der Seele ihren Körper wieder geben könne, nicht, hält sie aber der Analogie seiner Regierung zuwider, weil allenthalben im Reiche Gottes Fortgang, nirgends Rückgang sey, und der Zwischenzustand der Seele nach dem Tode bis zu der Wiedervereinigung mit ihrem Körper, wenn sie ohne denselben nicht vollkommen glücklich werden könnte, unvollkommener als ihr Zustand auf der Welt seyn würde. Am Ende sagt er: „hat der Mensch, „wie mich dünkt, noch eine Art von Körper zu seiner Existenz „nöthig, so nimmt er denselben wahrscheinlich bey seiner „Trennung von dem Fleische sehr fein mit. An ein Verlieren und Wiederkehren läßt sich aber nicht denken.“ Die Frage, ob eine Bibeloffenbarung für uns Menschen nothwendig gewesen sey, beantwortet er mit Ja, weil das Licht der Natur durch zu viele Vorurtheile und Irrthümer verdunkelt, und die natürliche Erkenntniß, wo sie rein war, es nur bey wenigen Menschen gewesen sey. Auch kein Philosoph könne die Möglichkeit einer Offenbarung leugnen, keiner behaupten, daß sie nicht in den Plan der Welt gehöre. Den Beweis für die Wahrheit des Christenthums, als Offenbarung, führt der Verf. hauptsächlich aus dem Charakter Jesu und seiner Apostel, aus ihrer Lage, und aus dem Charakter der von dem Erstern gestifteten, und vor den Zweyten ausgebreiteten Lehre. Die Lehre nämlich, welche die Apostel predigten, enthielte einen bey ihrer geringen Kenntniß, die sie ihrem Stande, ihrer Lage, und ihrem Zeitalter nach haben mußten, so vollkommen reinen, moralischen Unterricht, sey so ohne alle Kunstgriffe von ihnen mitgetheilt worden, daß man hier au gar keinen Betrug, auch keine Schwärmerey denken, und die höhern und besseren Einsichten einer unmittelbaren Belehrung, den Einfluß und die Mitwirkung der Gottheit gar nicht verkennen könne. Der Charakter Jesu habe gar nichts, weder dem Charakter eines Schwärmers nach

Be-

Betrügers Aehnliches; er fordere sogar die Prüfung seiner Lehre selbst. In seiner ganzen Aufführung sey zusammenhangender Plan, in seiner Person Reinigkeit, Güte, Einfalt des Geistes ohne Arglist und Heucheley, wahre Gottesfurcht, nicht Stolz, aber Würde und Großmuth mit Demuth und Sanftmuth verbunden, Freundlichkeit und Herablassung, nicht ein Schein von Zorn, sondern überfließende Wohlgewogenheit des Herzens, keine Schwachheit, aber Geduld und Standhaftigkeit, und ein fortdauernder Zusammenhang von Wohlthaten gegen Alle und Jede, sogar gegen seine Feinde, er war das ganz, was er als Lehrer für die Menschheit seyn mußte. Die Erzählung der Evangelisten von ihm sey ungekünstelte, aufrichtige Erzählung, nicht schmeichelhaftes Lob, sondern reine Darlegung seiner Thaten, aus welchen nun der Mensch selbst seinen Charakter herausziehen könne, und es wäre erstaunend, wenn Leute, wie die Apostel waren, so eine Erdichtung hätten wagen können. Auch die Lehre Jesu enthalte alles das, was man nur von dem Unterrichte eines von Gott gesandten Lehrers für die Glückseligkeit der Menschen fodern und erwarten könnte. Sie stelle das dem Menschen ursprünglich gegebene Gefühl von Recht und Unrecht wieder her, setze das Gewissen auf den Thron, dringe auf Aufrichtigkeit des Herzens, auf Liebe gegen Gott und die Menschen, habe solche Lehren, predige solche Tugenden, durch deren Befolgung und Ausübung jeder Mensch in jedem Stande, in jedem Verhältnisse glücklich und zufrieden für sich, und liebenswürdig und nützlich für andere werden könne — also eine, alle Menschen glücklich machende Religion, und eine so vollkommene Religion, die so ganz mit der Vernunft, mit den Eigenschaften Gottes, mit der Natur des Menschen übereinstimme; sey so, wie der vollkommene Charakter Jesu, das bündigste Zeugniß für sein Zeugniß von sich selbst, daß er ein von Gott gesandter Lehrer sey. Da man den Charakter derjenigen Person, auf die es hier hauptsächlich ankomme, und deren Geschichte so besonders vorgetragen, und der Welt bekannt gemacht worden sey, weder in Betrügerey noch Schwärmerey auflösen könne, so müsse man diese Person nothwendig für das halten, was sie selbst zu seyn vorgiebt. Man sieht aus allem, daß der Verf. es mit dem eigentlichen Christenthume ehrlich meyne, und nur darum andere Beweise für die Göttlichkeit desselben zur Seite liegen lasse, weil es sich schon durch seinen Stifter und seine Lehre von selbst als gött-

liche Religion empfehle, und also der Wunderwerke nicht einmal, wie andere Religionen, zu seiner Bestätigung bedürfe. Etwas nähere Zusammenstellung der Gedanken und Sachen, so wie sie zusammen gehören, hätten wir hie und da gewunscht, auch an einigen Orten mehr Correktheit der Sprache. - So sehr wir die Einkleidung, die wahrscheinlich von dem Verf. zur Unterhaltuug der Aufmerksamkeit gewählet worden ist, in diesem Buche für was willkührliches halten, so wollen wir derselben doch mit einigen Worten gedenken. Der älteste Prinz des Königs Odao von Tanhut, Tibo, bisher sowohl wegen seiner körperlichen als geistigen Vorzüge die Freude seines Vaters und des ganzen Volks, fällt wegen des ungegründeten Verdachts eines mit der jungen und schönen noch im Alter angenommenen Gemalin des Vaters unterhaltenen Liebesverständnisses in die Ungnade des letztern, verläßt den Hof, und flüchtet zu den Engländern nach Linde, die ihn nach England überschicken. Er geht nach Orford, studiert daselbst fünf Jahre, wird am Ende dieser Laufbahn nach dem Tode seines Vaters, und der Verstoßung seines jüngern Bruders vom Throne, von seinem Volke zurückberufen, und geht nach London. Hier wird er mit der jungen Lady Siffrey, und durch sie mit einem Zirkel gelehrter Freunde bekannt, in deren wöchentlichen Versammlungen Vorlesungen über philosophische Materien gehalten wurden. In diesem Zirkel sind nun auch diese Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, und die Göttlichkeit des Christenthums in der Gegenwart des Prinzen Tibo auseinandergesetzt worden. Tibo ist Philosoph und Christ, und geht am Ende mit der nun seinigewordenen Lady Siffrey und einigen gelehrten Engländern zu Schiff, um zu seinem Volke zurückzukehren, und das Christenthum, aber auch die Toleranz in seinem Reiche einzuführen. Der Verf. verspricht, diesen Philosophen in mehreren Theilen fortzusetzen, um auch die anderen christlichen Religionspartheyen, denn in diesem Theile sprach blos der Protestant, hören zu lassen, und das Wahre von dem Falschen zu scheiden.

Fe.

---

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Ueber die Feldmäuse, insonderheit in Norder-Dithmarschen, samt einem Anhange über die bekanntesten Arten des Unkrauts, von Hinrich Wolf, Hauptpastor in Weslingbuhren — Hamburg, 1786. 280 S. in 8.

Eine lokale Naturgeschichte mancher Thiere, und ihres Schadens, den sie anrichten, ist von keinem geringen Nutzen. Der Naturforscher, der Oekonom, der Gärtner — alle lernen dabey manches, was in keinem andern Buche steht. Eine solche haben wir jetzt vor uns, und müssen gestehen, daß wir sie mit Nutzen und Vergnügen gelesen haben, obgleich manches hätte kürzer gefaßt werden können. Das Werk bestehet aus zwoen Haupttheilen. Der erste enthält die Geschichte der Feldmäuse, und ihrer großen Verwüstungen im Norder-Dithmarschen. Der zweete einen Anhang über die bekanntesten Arten des Unkrauts. Der erste bestehet wieder aus zwölf Abtheilungen, in denen sich artige Anmerkungen finden. Die erste: von der Mäuseplage in alten und neuern Zeiten. Zeugniß des Aristoteles. Ueber 800 Jahre vorher nach 1 Sam. 6, 5 über die Philister eine ähnliche Plage. — Wirklich Feldmäuse? Zeugniß des Theophrasts von den Ursachen ihres plötzlichen Wegkommens: S. 2. es erzeuge sich nämlich in ihrem Kopf ein Wurm, dadurch sie umkämen. (Der Verf. setzt hinzu: nämlich wie im Kopfe der Schafe, die das Drehen haben.) Nach dem Wurme pflegten die Sachkundigen zu sehen, und wann sie ihn erblickten, merkten und verkündigten sie die Vertilgung der Feldmäuse schon voraus. Sollten Pallas, Sömmering, und so viele anatomische Naturforscher unserer Zeiten, diesen Wurm bey der Zergliederung der Feldmäuse nie in ihrem Kopfe gefunden haben? 1773, 1777, 1778, 1784 besondere Mäusejahre. Fabeln der Alten. S. 3. In einigen Gegenden sind die Mäuse, wenn auf dem Felde alles abgezehrt war, auf die Gipfel der Bäume gestiegen, die jungen Vögel zu erbeuten. S. 4. Es ist wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, wie

der Verf. problematisch sagt, daß die norwegischen Lemmings zu den wandernden Thieren gehören; allein das ist auch eine ganz besondere Art: Mus *Lemmus* Linn. Ueberhaupt vermissen wir in der Bestimmung der Arten, Ordnung und Genauigkeit. — In dortigen Gegenden von 1775 an fast um das dritte und vierte Jahr ein Mäusejahr. Seit dem kalten Winter 1740 haben sich hier die Mäuse vorzüglich eingefunden. Der Verf. getrauet sich nicht die Ursachen davon anzugeben. Um eben die Zeit in den Ländern am Rhein, in Franken und Schwaben. Dies verdiente wohl eine genauere Vergleichung der Umstände. Allgemein scheint es wohl nicht zu seyn. Eher coexistentia. Das Mäusejahr 1784 das härteste. Der Winter kalt genug. In Deutschland aber keine Mäuse.

Zwote Abtheilung: von einigen Arten der Feldmäuse. S. 6. 7. 8. hätten die Nachrichten von den vielen Thierarten — von den Ursachen, warum manche Frauenzimmer für den Mäusen erschrecken — von der erwiederten Freundschaft derselben gegen die Menschen, auch die Anekdote von dem sel. Vater wegbleiben können. Die Eintheilung in Haus-, Wasser- und Feldmäuse S. 8. ist sehr schwankend. Denn alle drey Arten gehören unter eine Gattung, Genus, und von den Haus- und Wassermäusen ist hier die Rede nicht. Die Feldmäuse zeichnen sich besonders durch ihren kurzen Schwanz aus. Den Linne' hat der Verf. nach dem Büffon angeführt: Mus cauda brevi, corpore nigro-fusco, abdomine cinerascente. Wir finden aber diese Beschreibung weder in der Fauna, noch in der 12ten Ausgabe des Natursystems bey keiner einzigen Art. Nach dieser ist es aber Mus terrestris No. 10, und vielleicht auch Mus gregarius No. 16. Bey dem Büffon Campagnol, Mulot à courte queue; petit Rat des champs. Die größte Aehnlichkeit mit der Wasserratze: Mus amphibius. Die Hunde fressen sie gerne. S. 9. Eine andere Art hellbraun mit schwarzem Rückenstrich. Wahrscheinlich die Varietät in Daubentons Anh. zum Büffon. Sie sind schmächtiger. Die Hunde fressen sie nicht so gerne. Einer dritten Art S. 11. fehlt der schwarze Rückenstrich. Noch andere viel kleiner kaum 2½ Zoll, dunkelbraun, halten sich am liebsten im Hafer auf, und heißen dort Hafermäuse. Endlich S. 12. die schwarze Angelmaus. Ganze Heere sollen ein Land überfallen. Bey Bremen in einem

nem Schiffe bemerkt, daß sie in großer Menge über einen Strom geschwommen. Katzen und Hunde tödteten sie, fressen sie aber wegen des unangenehmen Geruchs nicht. Sollen beym Schwimmen einen Strohhalm im Munde führen, das Gleichgewicht zu erhalten. S. 12. Der Römer Leckerbissen war der Siebenschläfer, der bey dem Linne' fehlt. Nach Blumenbachs H. B. d. Nat. Glis esculentus. S. 14. Ihre Zehen und Zähne beschrieben. Letztere rückwärts und vorwärts beweglich.

Die dritte Abtheilung: von ihrer Fruchtbarkeit und einigen sie begünstigenden Umständen, S. 16. Der Frosch ein Mäusefeind, S. 17. Witterung und andere günstige Umstände zur Erhaltung der zahlreichen Brut. Hecken sie doch in dem dicken Speckfetten Schweine. S. 23. Hierzu viel von der Oekonomie der Hausmäuse eingeschaltet. Wer sollte aber wohl S. 17 in der Anm. folgendes suchen: daß die gelehrten Kenntnisse des sel. Gottsched, der die Uebersetzung des Froschmäuslers verbessert hat, mit den Tändeleyen unserer Tage einen großen Kontrast machen? — In diesem Kapitel viel Ueberflüßiges, zum Theil etwas albern, z. B. S. 27 die Stelle vom Horaz. — Auch der große Schnee S. 28 ist ihnen vortheilhaft.

Die vierte Abtheilung: von der Art und Weise, wie sie die Felder verwüsten, S. 31. Wie künstlich sie den Halm abschneiden, daß sie zur Aehre kommen, S. 32. Des Nachts am geschäftigsten. Man kann ihr Fressen weit hören, S. 36. Das Uebrige S. 34 — 37 ermüdend und weitschweifig. Viele Arme werden durch das eingetragene Mäusekorn, das ausgegraben wird, wie Elias durch die Raben, ernährt, S. 42. Wo Naturgesetze sind, da konnte Elias mit den Raben wegbleiben. — Auf einem Morgen sechs Tonnen Mäusekorn, S. 43.

Die fünfte Abtheilung: von der Größe des Schadens, den sie verursachen, und von dessen Folgen, S. 45. Kaum die Einsaat wieder erhalten. Daß sie in ihren Pfoten, und deren Spitzen etwas hätten, das den Wachsthum hindere, S. 51, ist wohl nicht wahrscheinlich. Das ausgegrabene Korn der Gesundheit schädlich, S. 59.

Die sechste Abtheilung: von ihrer plötzlichen Verschwindung, S. 60. Im Anfange des 1783sten Jahrs

 ließ

ließen sich die Mäuse sehen; zu Ende des März 1785 rief alles: die Mäuse sind todt. Der strenge Winter 84 that ihnen nichts. Die alte Sage widerlegt: wenn der neue Mond auf einen Sonntag fällt; so müßten die Mäuse sterben. Frage: S. 61 sollten die Bandwürmer, deren man oft wohl über 20 in der Leber entdeckt hat, die Ursache ihres Todes seyn? Schwerlich, da dies wohl bey den Hausmäusen zutrifft, ob sie gleich nicht daran sterben; die Feldmäuse aber scheinen darzu weit weniger Disposition zu haben. Rec. hat viele Feldmäuse zergliedert, aber keinen Bandwurm in der Leber gefunden. Das Glatteis S. 62 vertilgt sie nicht gänzlich. Sie haben ihre Zeit, und das ist Vorsehung, wie es in der Natur mit mehreren Arten von Geschöpfen, die sich stark vermehren, als mit den Blattläusen und Grasraupen eben so beschaffen ist. Die kleinen Milben, mit denen sie oft überzogen sind, und die sie in der feuchten Erde bekommen, nach Art gewisser Käfer, tödten sie auch nicht. Plinius sagt: es entstünden in ihnen Würmer, und daß die Eingeweide ausfielen. Das letzte ist der Erfahrung gemäß. Rec. hat selbst bemerkt, daß sie einen gewissen Wind nicht ertragen können; sondern zerplatzt auf dem Felde gefunden werden. Schwerlich aber gehen die Viehbremen, Oestrus, und die Raupentödter, Ichneumon, auf die Mäuse, S. 63. Viele haben um die Zeit, wenn sie verschwinden, eine Art von Aussatz. Schwerlich fressen sie sich einander selbst. Die angeführten Exempel von eingesperrten Thieren S. 64, die der Hunger dazu brachte, beweisen nichts. Die vielen Feinde, die sie im Felde haben, tragen etwas zu ihrer Vertilgung bey, S. 65. Eine der artigsten Bemerkungen S. 67, daß man sie haufenweise todt, und nichts als die Knochen und Haare, ganze Hände voll, gefunden habe. Der Verf. hat noch auf 20 Stück fangen, und sorgfältig füttern lassen. Sie sind aber alle gestorben. Ein sichtbarer Beweis, daß ihre Zeit vorbey war.

Die siebende Abtheilung: **von einigen Vorurtheilen, warum der allmählige Anwachs der Mäuse nicht gleich gehindert wird**, S. 68. Ein nützliches Kapitel, wo insonderheit das Vorurtheil beleuchtet wird: es ist eine Strafe Gottes, wogegen keine Mittel helfen S. 72.

Die achte Abtheilung: **meine Gedanken, warum Norderdithmarschen so häufig mit Feldmäusen heimgesucht**

[illegible] wird, S. 74. Verschiedene Lokalumstände, die der Verfasser seit 23 Jahren angemerkt hat: alte Deiche, Erdwälle, Gesträuche, die langen Stoppeln, das zu flache Pflügen, u. s. w. Selbst der Boden kann dazu etwas beytragen, so wie in der ganzen Mark wegen des sandigen Bodens kein Hamster anzutreffen ist.

Die neunte Abtheilung: der Mäusefraß ist Schuld an der Abnahme des Wohlstandes, da das Land sonst Vorzüge hat, S. 87. Dies gründet sich wieder auf Lokalumstände.

Die zehnte Abtheilung: unmaßgebliche Vorschläge zum Besten des Landes, S. 142. Gut gemeynt.

Die eilfte Abtheilung: von Versuchen und Mitteln wider die Feldmäuse, S. 150. Viel Gutes und Nützliches, das wir zum Nachlesen empfehlen. S. 160. Einige Mittel wider den Brand im Getreide. S. 164. Das sicherste Mittel: bey dem Ende eines Mäusejahrs muß man die noch übrigen auszurotten suchen. Eingegrabene Töpfe halb voll Wasser. Ihre alten Wohnungen müssen völlig zerstört werden. Arsenikpillen, in die Löcher zu werfen. Ein Landmann habe einen halben Zentner Arsen. pulveris. verbraucht. Den Tagelohn, die Kügelchen in die Löcher zu werfen, mitgerechnet, habe die gute Aernte, woran es den Nachbarn gefehlt, alles wieder eingebracht, S. 174. Dabey Vorsicht zu gebrauchen. In Bremen, bey einem starken Mäusefraße und ausgeworfenen Arsenikpillen, schnitte man keinen Hecht auf, dessen Magen nicht mit Mäusen ausgestopft gewesen, weil die vergifteten Mäuse nach dem Wasser gehen, S. 180. — Die Hauptfeinde der Mäuse nicht zu stark auszurotten. Mit Arsenik gekochte Rübenstückchen in die Löcher laufen lassen, ist eins der besten Mittel, wie Rec. aus der Erfahrung in solchen Hamsterjahren weiß.

Die zwölfte Abtheilung: Bitte und Ermahnung, S. 197. Im Anhange von den vornehmsten und gewöhnlichsten Arten des Unkrauts in Norderdithmarschen, lauter bekannte Sachen; aber doch für die Landleute sehr brauchbar. Ein gutes Register wäre diesem nützlichen Buche unentbehrlich gewesen.

St.

Fort-

Fortgesetzte Beschreibung einer sehr wirksamen Electrisirmaschine von ganz neuer Erfindung, und einiger zur electrischen Praxis gehörigen Werkzeuge, mit angehängten Versuchen. Von M. J. C. Bohnenberger. Mit 6 Kupfertafeln. Stuttgard, bey Mezler, 1786. 7 Bogen in 8.

Ebendesselben Beschreibung einer sehr wirksamen Electrisirmaschine, und einiger neuen Versuche. Zwote Sammlung. Mit Verbesserungen und Zusätzen zu den beyden ersten Stücken. Hierzu 4 Kupfertafeln. 1786. 9 Bogen in 8.

Die in der ersten Fortsetzung beschriebene Electrisirmaschine ist die von Herrn Walkiers von St. Amand erfundene Maschine, die der Verfasser in mehrern Stücken verbessert, und auch bequemer eingerichtet hat. Allein, aller dieser Vortheile ohngeachtet, sollten wir glauben, daß diese Maschine wegen des großen Raums, den sie erfordert, wenig Beyfall erhalten dürfte; da man sich ohnehin dergleichen Maschinen von ungleich kleinerm Umfange und gleicher Stärke, für weit geringere Kosten verschaffen kann. Die beschriebenen Versuche sind von der ergötzenden Art: z. E. Eisendrath in dephlogistisirter Luft durch einen elektrischen Funken anzuzünden; so wie auch mit dieser Luftart angefüllte Seifenblasen. Ferner die magische Confiturpyramide zu machen. Eine Clystirspritze zu machen, die man zugleich als einen electrischen Pistol gebrauchen kan: (utile dulci!) und endlich eine Feuerrose zu machen. Die zu allen diesen Versuchen gehörigen Geräthschaften und Handgriffe sind umständlich beschrieben, und auch auf der Kupfertafel abgebildet. Die in der zwoten Fortsetzung beschriebene Electrisirmaschine ist die Lichtenbergische, mit der Trommel von wollenem Zeug, die der Verf. seinen Absichten gemäß, etwas weitläuftiger, und also auch kostbarer eingerichtet, und nach allen ihren Theilen eben so umständlich beschrieben und aufgezeichnet hat. Die Versuche sind ebenfalls hier blos zum Vergnügen eingerichtet. Z. E. Die Worte: Groß sind die Werke des Herrn, durch einen electrischen Funken (NB. der erst etwas Baumwolle oder ein Licht

) zu erleuchten. Was ließe sich auf diese Art
n ai erleuchten?

rigens hat Hr. Bohnenberger denen sehr angenehme
me geleistet, die sich dergleichen Maschinen anschaffen
, aber sie den Arbeitsleuten für sich nicht anzugeben

N. f.

Elert Bode, — — Anleitung zur allge-
nen Kenntniß der Erdkugel. Berlin, bey
burg, 1786. Mit einer Karte und 6 Ku-
rn. 336 Seiten in gr. 8.

gerade werden auch die schwersten mathematischen
schaften mit in die Reihe der unterhaltenden Lektüre
davon eben die, welche ehemals nur mit Romanen,
, und andern Werken des Witzes sich zu beschäfti-
, rden mitsprechen können; wenigstens fehlt es
r an Schriften dieser Art, welche unsere Rech-
enrziefern, und wenigstens historisch das ziemlich voll-
ren, was man sonst nur aus schweren und verwi-
Formeln herausbringen konnte. Hr. Prof. Bode hat
Verdienst schon längst um die eigentliche Sternkunde
r; jetzt liefert er auch die mathematische Geographie
die Art bearbeitet; und was noch mehr ist: er thut
a ohne Mathematik. Vieles, was durch leichte
ementarmathematik ausgedruckt werden konnte,
ni in solcher Sprache vorgetragen; von schwerern
sind die Resultate der Rechnung angegeben, und die
ungen überhaupt so abgefaßt, daß das Buch immer
irkeln der Lesegesellschaften nicht ohne großen Nutzen
s von gesundem Verstande seine Tour machen wird.
rene M terien, als von der Ebbe und Fluth, von
und Neigung der Magnetnadel, von den Hö-
verge, Gefälle der Flüsse, den Moussons- und Pas-
den Bewegungen und Wirkungen des Dunstkrei-
me eigentlich zur physischen Erdbeschreibung gehören, aber
rn größern Schriften mit abgehandelt zu werden pfle-
l hier zwar; dafür ist wiederum vieles angebracht,
inem Buche von so mäßiger Größe nicht erwar-
tet

tet hätte. Wir dürfen zu dem Ende nur den Inhalt des Buchs hersetzen. Es besteht aus 7 Abschnitten.

Der erste handelt von der Kugelfläche der Erde im Allgemeinen. Die kreisförmige Scheibe, welche wir jedesmal davon übersehen, und sich mit unserm Standorte ohne Aufhören ändert, wir mögen so weit reisen, als wir wollen, führte unsere alten Philosophen zwar nicht sogleich auf die richtige Vorstellung von der Kugelgestalt unserer Erde (denn sie äußerten wirklich seltsame Meynungen hierüber, die hier angeführt werden), aber sie fanden doch am Ende den Begriff der Kugelgestalt, der nun durch mehrere Umschiffung der Erde und Beobachtungen am Himmel, besonders Mondsfinsternisse und andere Erscheinungen, deutlich genug erwiesen werden kann. Zuletzt werden noch die dagegen gemachten Zweifel gehoben.

Im zweyten Abschnitte von der astronomisch-mathematischen Abtheilung der Erdkugel in Beziehung auf die scheinbare Himmelskugel, und von der täglichen Umwälzung der Erde lernt man alsdann die verschiedenen Linien und Punkte, welche zur Ausmessung der Erdkugel nöthig sind. Man findet hier unter andern eine Tafel, welche die übereinstimmenden Grade der Morgen- und Abendweite mit dem Azimuth am Horizonte, und den 32 Weltgegenden, die Erklärung des Dämmerungszirkels, Erklärung der scheinbaren Umwälzung der Himmelskugel in 24 Stunden aus der Umdrehung der Erde u. s. w. vorstellet.

Der dritte Abschnitt enthält eine nähere Untersuchung der eigentlichen Gestalt der Erde. Sie muß wegen der durch die Fliehkraft verschiedentlich geminderten Schwere unter den Polen eingedruckt seyn. Richer stellte darüber 1672 zu Cayenne die ersten Beobachtungen vermittelst eines Sekundenpenduls, an, und Newton und Huyghens suchten daraus die wahre Gestalt der Erde. Wie Picards und Hrn. Cassini Messungen in Frankreich damit nicht übereinstimmten, und die Franzosen umgekehrt daraus schließen wollten, daß die Erdaxe größer sey, als der Durchmesser des Aequators: so erwarb sich diese Nation endlich das große Verdienst, den Streit durch wirkliche Messungen eines Grads unter der Linie in Lappland und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zum Vortheil der Newtonschen Theorie zu entscheiden. Daß sie auch für andere Planeten gelten, beweisen Cassinis Beobachtungen am Jupiter, dessen Axe sich zum Durchmesser sei-

nes

des Aequators wie 13 zu 12 verhält. Jetzt weiß man auch durch Hrn. Herschel, daß eben dies Verhältniß bey dem Mars wie 15 zu 16 sey.

Im vierten Abschnitte von der Größe der Erde findet man die Geschichte der ältern und neuern Messungen, und die dabey gebrauchten Methoden, wo denn vorzüglich die Resultate aus den Messungen der Franzosen angegeben werden. Man findet hier eine Tafel über die Länge aller bisher gemessenen Grade des Mittagskreises in Toisen, und das daraus hergeleitete Verhältniß der Erdaxe zum Durchmesser ihres Aequators, wo andere aber die Pendullängen, nebst Huygens Regel zur Bestimmung der Beschleunigung der Schwere aus der bekannten Länge eines Sekundenpenduls an den verschiedenen Orten, und Herleitung der sphäroidischen Erdfigur daraus, auch eine Tafel, die nach Hrn. Mallets Berechnungen die ungleiche Größe der Grade ihrer Parallelkreise und Meridiane von 5 zu 5 Graden dem jedesmal dazu gehörigen Winkel, den die Scheitellinie mit der zum Mittelpunkte der Erde gehenden Linie macht, wie auch den dazu gehörigen Halbmesser bey dem Verhältnisse 199:200 angiebt. Herr Prof. Klügel in Helmstädt hat ihre Gestalt noch genauer berechnet; er will aber aus den Angaben des Hrn. de la Caille schließen, daß die südliche Halbkugel der Erde von der nördlichen in der Gestalt merklich abweiche, und glaubt, daß vielleicht durch eine uns unbekannte Revolution die Axe des Aequators eine von der Umdrehungsaxe verschiedene Lage bekommen habe. Sollte man aber so viel aus der einzigen Messung um Kap schließen können? Nach seiner Rechnung verhält sich der Halbmesser des Aequators zur halben Erdaxe, wie 187:186. Jener nämlich hat 3279991, und dieser 3262447 Toisen, der mittlere Grad der Breite 57100 Tois., ein Grad des Aequators 57247 T., ein Grad auf dem mittlern Umfange der Erde 57173,5, und eine geographische Meile, als der 15te Theil davon, 3811,6 T., also der Umfang der sphäroidischen Erde in einem Meridian 5393, und im Aequator 5407 geogr. Meilen. Man sieht schon aus diesem geringen Unterschiede der Meilen im Umfange, daß man immer ohne merklichen Fehler die Erde als eine Kugel berechnen kann, welches um so viel nöthiger ist, da man wahrscheinlich nie in aller Schärfe den wahren Inhalt derselben wird angeben können. Man nimmt also an, daß auf unserer kugelförmigen Erde ein Grad jedes größten Kreises 57173,5, und

eine

eine geogr. Meile 3811,6 Tois. oder 23661 Rheinl. Fuße, also der Durchmesser 1719 solcher Meilen enthalte, woraus denn der Flächen- und körperliche Inhalt wie gewöhnlich gefunden wird.

Im fünften Abschnitte wird eine Anwendung der mathematischen Abtheilung der Erdoberfläche auf die Zonen der Erde, und Lagen der scheinbaren Himmelskugel in demselben gemacht, und in den dabey befindlichen Tafeln die Größe derselben angegeben. Die Größe der Erleuchtung von der Sonne zu verschiedenen Jahreszeiten, Ungleichheit der Tage und Nächte durch das ganze Jahr in den verschiedenen Erdstrichen, wobey jedoch jeder Ort der Erde ein halb Jahr Tag, und ein halb Jahr Nacht hat, Klimata und Tafeln darüber, Jahreszeiten, geographische Länge und Breite und Tafeln zur Bestimmung der Länge jedes Parallelkreises in Meilen für jeden Grad der Breite, nebst Erklärung dieser Rechnung, Unterschied der Mittagszirkel, und Erfahrungen der Reisenden darüber, Meereslänge u. s. w., durchgängig mit Exempeln erläutert und mit den nöthigen Tafeln begleitet.

Im sechsten Abschnitte findet man Nachricht von den verschiedenen Vorstellungsarten der Erdoberfläche auf Charten und Globen, wo unter andern auch die Loxodromische Linie erklärt ist, von dem geogr Maaße und Tafeln über die verschiedenen Meilenarten der ältern und neuern Zeit, vom Abstande der Oerter, dem Flächeninhalt, Länge und Breite der ältern 4 Welttheile und Vergleichung der Größe der Land- und Wasserfläche, nebst verschiedenen, die Flächenmessung betreffenden Tafeln, vom Luft- und Dunstkreise, und andern dahin gehörigen Materien.

Der 7te und letzte Abschnitt ist mehr astronomisch. Der jährliche Lauf der Erde um die Sonne, und des Mondes um die Erde, die Lage und Verbindung derselben mit den andern Körpern des Sonnengebiets, und ihr Verhältniß gegen das Sonnensystem, wobey die beyden Kepplerschen Gesetze zum Grunde gelegt worden, findet man hier sehr meisterhaft auch für Anfänger faßlich gemacht.

Hinten finden sich noch 2 Nachträge. Der erste begreift ein Verzeichniß der Schriften über die math. Geographie, und der zweyte ein aus des Hrn. O. K. R. Büsching wöchentl. Nachrichten genommenes, und von ihm selbst durchgesehenes Verzeichniß einer kleinen aber auserlesenen Landkartensammlung, nebst Preisen.

Qt.

An-

Anleitung zur medicinischen Kräuterkunde für Aerzte und Apotheker. Th. II. B. 2. von 269—530. Dritter und letzter Band, von S. 531—946. Von Dr. George Rudolph Lichtenstein, Prof. der Medizin auf der Universität zu Helmstädt. Daselbst bey Kühnlin. 1786. 8.

Mit diesen zwey Bänden ist also nun dies botanische Handbuch beschlossen, das allgemeine Empfehlung verdient. Der Verf. hat seinen Plan etwas erweitert, und alle Pflanzen, die Aerzten und Apothekern merkwürdig sind, als alle alte und neuere Arzneygewächse, taugliche und untaugliche Nahrungsmittel, giftige und verdächtige Gewächse mit aufgeführt. Auch die einander ähnlichen Pflanzen, die leicht verwechselt werden können, sind hier nach den genauesten Kennzeichen der Unterschiede beschrieben.

Zum Beschluß ist ein systematisches Verzeichniß der Geschlechter, mit Hinweisung auf die Seite des Buchs, auch zwey sehr nützliche lateinische und deutsche Register der lateinischen, systematischen und Trivialnamen zur allgemeinen Brauchbarkeit beygefüget worden.

Von der eigentlichen Kraft, wodurch Vegetation und Nahrung geschiehet. Frankfurt, in der Andreäischen Buchhandlung. 1786. 75 S. 8.

Die Kaiserliche Akademie zu Petersburg hatte im J. 1784. die Preisfrage über diesen Gegenstand aufgeworfen, und diese hat der Verf. in dieser Schrift zu beantworten gesucht. Sie ist mit vieler Gründlichkeit abgefaßt. Der elektrischen Materie, wovon einige sehr vieles sich versprechen, legt der Verf. zur Vegetation wenig bey. Alles geschehe durch Mischung und Proportion der Theile, durch Structur zweckmäßiger Gefäße, die man keinesweges da leugnen dürfe, wo man noch keine entdecket habe. Das erste und wichtigste Resultat davon sey, Leben oder Reizbarkeit; daraus folge Thätigkeit, und alle Erscheinungen, die uns in die Sinne fallen. Kreislauf, Zufluß, rückgängige Bewegung, Einsaugung, Absonderung, Veränderung u. s. w. hält er für Folgen von

der Reizbarkeit der gehörig gebauten Theile, ohne welche Eigenschaft der Körper im todten Stande bleiben würde. Aber, sollte das Prinzipium der Reizbarkeit blos Folge der Struktur, nicht Eigenschaft einer besondern feinen Materie — vielleicht der elektrischen — seyn? Darauf hat sich der Verf nicht eingelassen, scheint auch den nothwendigen Einfluß des Lichts und den Beytritt eines gewissen Stoffs aus der Luft nicht recht erwogen zu haben.

Die Analogie, welche zwischen der Entwickelung eines thierischen und vegetabilischen Embryons hier beschrieben ist, kann nicht abgeleugnet werden, aber daraus können wir immer noch die Folgerung des Verf. nicht finden, daß alles Folge einer bloßen Mechanik ist. Der Verf muß selbst zur Entwickelung des Pflanzenkeims Drang ausgedehnter und gährender Säfte mit zu Hülfe nehmen. Sollte dieselbe Kraft ausdehnender Säfte auch für Folge der Reizbarkeit angesehen, und nicht vielmehr andern darin vorhandenen flüchtigen Wesen zugeschrieben werden? Wäre aber dies, so würde wohl eine zwiefache Ursache bey der Vegetation anerkannt werden müssen.

Sehr gut finden wir den Umstand ins Licht gesetzt, daß auch in allen festen Theilen des Körpers, wo keine Gefäße sichtbar sind, sich dennoch solche befinden. Knochen, Knorpel, Kallus sind nicht so unorganisch, als man sie gehalten hat. Epidermis, Nägel, Haare, Hörner entstehen aus Gefäßen, und bekommen wieder ihre Gefäße.

Grundriß der Experimentalchemie. Zum Gebrauch bey dem Vortrage derselben, von Karl Gottfr. Hagen, der Arzneygelahrheit Doct. und Prof. ꝛc. Königsberg und Leipzig, bey Hartung. 1786. 8. 389 Seiten.

Ganz richtig hat bisher zum halbjährigen akademischen Vortrage der praktischen Chemie ein schickliches Kompendium gefehlet, indem die ältern guten von Baume und Scheffern nicht mehr zureichen. Zur Abhelfung dieses Bedürfnisses entwarf der Verf. das gegenwärtige, und wählte darzu einen Plan, wobey die folgenden Versuche, so viel möglich, in den vorhergehenden ihre Erläuterung finden sollten. Weil dabey

weder auf eine gewisse Folge der Operationen noch auf Eintheilung der Körper nach den Naturreichen, noch auf die gemeinschaftlichen Eigenschaften derselben Rücksicht genommen werden, so scheint es allerdings, daß man eine Unordnung in diesem Grundrisse antreffe; welcher aber der Verf. durch ein wohlgeschicktes systematisches Verzeichniß abzuhelfen gesucht hat.

Nach einer kurzen Einleitung werden zu allererst die bey Destillation des Weingeists vorkommenden Arbeiten, und dessen Eigenschaften angegeben, unter den nachfolgenden Bemerkungen aber die Destillation und deren Unterschied erklärt; von brennbaren Körpern überhaupt, und vom Phlogiston gehandelt, das Brennen der entzündbaren Körper, Unterschied des Weingeists, der flüchtigen und feuerbeständigen Substanzen, die Gährung, wodurch der Weingeist erlanget werden muß, die Bestandtheile desselben, und wie dessen Stärke bestimmt werden müsse, beschrieben. Der folgende betrifft den herrschenden Geist der Pflanzen, welcher hier noch als ein besonderes Wesen angesehen wird. Darauf folgt die Beschreibung des ätherischen Oels, und unter den dabey angefügten Bemerkungen die Eintheilung der Oele, die Beschreibung der Dekokte, Extrakte und der Aufgüsse; dann die Zerlegung eines natürlichen Balsams, Eigenschaften der Harze, Raffinirung des Kamphers und dessen Verhalten, das Nöthige von Klebern, fetten Oelen, Saamenmilche, Mehl, und dabey vom Leim, Kraftmehl und der zuckerartigen Materie, weiter brandige Oele, Laugensalz und dessen Verhalten, Auflösung des rohen Kalks in Säuren, lebendiger Kalk, abgesonderte Luft aus dem Kalke, und deren Verhalten, Anschwängerung des Wassers damit, gelöschter Kalk, Kalkwasser; wiederhergestellter roher Kalk, Laugensalz ätzendes und mit Luftsäure gesättigtes, Niederschlagung des Kalks aus der Auflösung in Säuren mit Laugensalz, Seife, alkalische Tinktur, Kieselfeuchtigkeit, Glasfluß. Auf ähnliche Art fährt der Verf. mit Beschreibung der Säuren und deren Wirkung, ingleichen des Verhaltens der metallischen Körper und der daraus entspringenden Arbeiten fort, davon wir nichts weiter anführen können. Zuletzt folgt noch das Nöthigste von den Wässern und deren anzustellenden Untersuchung.

Von den 4 angehängten Tabellen enthält die erste die vornehmsten chemischen Zeichen; die zweyte stellt die Bergmannische Verwandtschaftstabelle dar; die dritte bringt die

Verbindungen der Säuren mit Laugensalzen und Erden, und die vierte, mit den Metallen zur bequemen Uebersicht vor Augen.

Nützlichkeit wird dieser Schrift nicht abgeläugnet werden können, und besonders werden die Zuhörer des Verf. sie am meisten finden. Die neuesten chemischen Kenntnisse sind sämmtlich an ihrem Orte darin befindlich, zu deren Aufsuchung auch ein vollständiges Register die möglichste Erleichterung gewähret.

Kurzer tabellarischer Begriff des großen Weltalls, insonderheit der drey Naturreiche. Zum ersten Unterricht, vornemlich zum Gebrauch für die Jugend. Tübingen. 1786. 8. 320 S.

Diese Grundlinien der Naturgeschichte haben wir mit Vergnügen durchgelesen, und glauben, daß ein nicht ganz unwissender Lehrer bey heranwachsender Jugend nützlichen Gebrauch davon wird machen können. Wir haben das Meiste faßlich und richtig gefunden, bedauern aber doch, daß wir es nicht vom Ganzen sagen können, und wünschten, daß der V. sein Mscrpt zuvor einem andern Naturkundiger zur Durchsicht gegeben hätte. Nicht aus Tadelsucht, sondern zu Bewirkung einer künftigen mehrern Vollkommenheit, wollen wir einige Unrichtigkeiten anführen, die uns beym Durchlesen aufgestoßen sind. S. 49. steht eine unrichtige Erklärung von einem isolirten Körper. Isolirt heißt nicht, wenn ein unelektrischer Körper an einen elektrischen gebracht, und von diesem berührt wird, sondern vielmehr, wenn er von andern unelektrischen durch einen elektrischen abgesondert wird. Nach S. 59. ist es falsch, daß der Luft eine himmelblaue Farbe zugeschrieben wird. Reine Luft ist unsichtbar. S. 61. mag wohl ein starker Schreibfehler seyn, daß von der Luft angegeben worden, daß sie 14mal leichter als Quecksilber, und 800mal leichter als Wasser sey. Das letztere ist richtig, das erstere ist aber nur vom Wasser wahr. S. 65. ist die Beschreibung des Mehlthaues sehr unrichtig. Im Schnee sollten nach S. 67. die salzigten Theile auch schwer zu beweisen seyn. Die Wirkungen des Blitzes und der Erdbeben läßt der Verf. nach S. 71. durch eine Gährung entstehen; die sogenann-

nannten fliegenden Drachen aber sollen durch Vermischung öhlichter, schweflichter und salpetrichter Theile auch vermittelst einer darunter vorgegangenen Gährung hervorgebracht werden. Irrwische und Sternschnuppen sollen nach S. 74. f. aus einer klebrichten Materie entspringen. Bergblau bestehe nach S. 89 f. aus Kreide mit Silbersolution durchdrungen; Isländischer Kristall gehöre nach S. 94. unter gipsartige Steine, Speckstein, Serpentin und Nierenstein, unter die thonartigen. Nach S. 103. 2) wird von Entstehung der Steine ein ganz falscher Begriff gegeben. Es heißt: „wenn die Steinmaterie (davon doch keine besondere bekannt ist) eine alkalische feine Erde durchdringt, und in solcher verhärtet, so entsteht daraus ein Marmor. — Gerinnt die Steinmaterie in einer Erde, die Kochsalzsäure und flüchtiges Alkali hat, so wird daraus ein Kalkstein. — Der Kiesel und Hornstein zieht die Steinmaterie aus der Luft an sich, welche auf der Oberfläche erhärtet." — Solche Begriffe waren wohl zu Helmonts Zeit gangbar, aber jetzt sollten sie in einer sonst viel Gutes enthaltenden Schrift nicht gefunden werden. S. 108. steht die Platina unter den edlen Metallen aufgeführt, und gleichwohl soll sie, nach neuern Versuchen (die uns wenigstens nicht bekannt sind) eine Mischung von Gold und Eisen seyn. S. 114. heißt es von Salzen, „daß sie aus einer subtilen, verdünnten und mit Wasser verknüpften Erde beständen, und auf der Zunge einen sauren Geschmack verursachten." Das letzte gilt nur allein von Säuren, das erste aber ist ganz falsch. Ferner heißt es daselbst: „Die mineralischen Säuren, welche in den Salzen zum Grunde liegen, sind unsichtbare Feuchtigkeiten, die erst alsdann sichtbar werden, wenn sie mit andern Körpern vereiniget werden." S. 115. von Laugensalzen. „Sie erregen auf der Zunge einen scharfen, sauren, beißenden Geschmack ꝛc." Für sauer sollte hier laugenhaft stehen.

Dies mag sich der Verf. merken, und bey einer künftigen Auflage diese und noch andere kleinere Fehler verbessern, damit dieses Büchlein mehr berichtiget und seinem Endzweck gemäßer angewendet werden könne.

Zf.

Ueber Elementarfeuer und Phlogiston als Uranfänge der Körperwelt; insbesondere über elektrische Materie. In einem Schreiben an Herrn Direktor Achard in Berlin, von J. Melch. Gottlieb Beseke, Pr. in Mietau. Leipzig, in der Müllerischen Buchhandlung. 1786. 8. 3¼ Bog.

Der Verf. hatte nach gewissen Betrachtungen den Versuch angestellet, seinen Elektrophor, nachdem er sich selbst zuvor auf einem Harzkuchen isolirt hatte, mit einem Katzenfelle zu peitschen, und der Erfolg war, daß er selbst so stark elektrisirt wurde, daß Funken über einen halben Zoll lang bey Berührung seines Körpers erschienen. Er schob das Pechbret zum Ofen, zur Stubenthüre, und nach und nach zu allen Gegenständen in seinem Zimmer, und peitschte Stühle, Wände, Bücher und Tische mit einem Katzenfelle, und in allen diesen Fallen wurde der Verf. stark elektrisirt. Darauf wurde das Reibzeug verändert, und statt des Katzenfells ein haarner Kehrwisch, eine wollene Tischdecke, eine reine linnene Schürze, auch noch ein seidenes Tuch angewendet, und bey allen äußerte sich der gleiche Erfolg. Auch einer von seinen Freunden habe sogar, auf dem Pechbrete isolirt, blos die Luft mit der Hand geschlagen, und sich dadurch vollkommen elektrisirt.

Hieraus folgert der Verf. daß die Elektricität durchaus in der ganzen Natur sehr leicht zu erregen sey, und hält das elektrische Feuer für eine Modifikation des durch die ganze Natur verbreiteten Elementarfeuers.

Hierauf sind kürzlich die Meynungen der neuesten und besten Physiker über Feuer, Phlogiston und elektrische Materie angeführet worden, aus deren Beobachtungen

1) daß die Elektricität durch Reiben erregt werde, also mit der Wärme in genauem Verhältnisse stehe.

2) Daß nach eben dem Verhältnisse, als verschiedne Körper Leiter der Wärme sind, auch Elektricität fortgeleitet werde.

3) Daß sie sich durch Wärme äußere, und von Achard zur Ausbrütung der Eyer gebraucht worden, auch Wachsthum der Pflanzen befördert habe.

4) Daß sie Licht verursache.

5) Blaue

5) Blaue Pflanzensäfte roth färbe, folglich wie eine Säure wirke.

6) Daß sie Metallkalche reduzire, mithin wie Phlogiston wirke. Endlich

7) daß sich der elektrische Funke nach der Abstufung der Farben der Flamme richte.

Zuletzt schließt der Verf.: daß die elektrische Materie die beyden Eigenschaften, sowohl des Feuers, als des Phlogistons äußere, und also nichts anders sey, als unter gewissen Umständen modifizirtes Elementarfeuer, welches aber, wegen des mit ihm verbundnen Phlogistons, sich nicht in seinem reinen Zustande befinde. – Daß Elektricität nur eine Erscheinung der bewirkten Zersetzung des mit Phlogiston äußerst leicht verbundenen Elementarfeuers sey. Beym Elektrisiren werde demnach die leichte Verbindung des Elementarfeuers mit den Phlogiston aufgehoben, und letzteres in Gestalt des Funkens und der Flamme ausgeschieden, ersteres aber verbinde sich auf der Oberfläche eines andern nahe liegenden Körpers wieder mit Phlogiston, gehe aber auch als ein höchst wirksames Wesen durch den Körper, bis es die Atmosphäre desselben ins Gleichgewicht gesetzt, und durch die neue Verbindung mit dem theils auf der Oberfläche angehäuften, theils aus der Luft noch mehr angezogenen Phlogiston in vorigen Zustand der Ruhe gebracht wird.

Daraus erklärt der Verf. sowohl die Erscheinungen bey der Ladungsflasche, das Reduciren der Metallkalche durch den elektrischen Funken, das Rothfärben der blauen Pflanzensäfte, und wie eben diese Zerlegung der elektrischen Materie auch in den organisirten Körpern vor sich gehe. Endlich aber scheint der Verf. in den Fehler zu verfallen, der oft genug unter Autoren vorkömmt, daß sie immer weiter gehen, und mehr beweisen wollen, als sie sollen: S. 32. No. II. sieht er die Sensationen und willkührlichen Bewegungen für Effekte der Elektricität an. Vielleicht soll auch endlich noch die elektrische Materie der Baumeister der organischen Körper werden!

Das Licht sieht der Verf. für eine durch Reiben in der Atmosphäre vorgegangene Zersetzung des Elementarfeuers und Phlogistons an. Von der Wärme glaubt er, daß sie ebenfalls Erfolg dieser Zersetzung sey, und zunächst von dem in Thätigkeit gesetzten Elementarfeuer herrühre.

Recensent gestehet gerne, daß wir mit der Elektricitätslehre und mit der elektrischen Materie insbesondere noch nicht bis zur erweißlichen Richtigkeit gekommen sind, sieht auch die gegenwärtige Schrift noch nicht für entscheidend an, glaubt aber, daß sie mit unter die guten über diesen Gegenstand gerechnet werden, und manchem scharfdenkenden Naturforscher zu allerhand Aussichten Gelegenheit geben kann.

Auf diese Schrift bezieht sich eine andere, deren Anzeige wir sogleich mit voriger verbinden wollen. Sie führt den Titel:

An Weickard. Mit dem Motto: Fert nomen titulos, fama super aethera noti. Reval, in der Kayserl. Lindfortischen Buchdruckerey. 1 Bogen in 8vo.

Es ist ein Brief vom Hrn. Pr. Kohlreif aus Petersburg, den 1sten Junius 1786 datirt, voll von Einwürfen, gegen die Theorie des Hrn B. Weil letzterer unter den Beweisen von der Gleichweienheit der elektrischen Materie mit dem Feuer auch die Verursachung der Wärme, und unter andern auch Achards Ausbrüten der Eyer durch Electricität, angeführet hatte, so leugnet er solches, nach seinen eigenen Erfahrungen, und führet an, daß Hr. A. seine Hühnereyer in einer Wärme, die der Brütwärme gleich gewesen, elektrisirt habe; wobey nun freylich die elektrische Wirkung wegfällt. Elektricität errege keine Wärme; es könne also dabey kein modifizirtes Elementarfeuer erkannt werden. Nach unserm Bedünken hat Hr. K. diesen Umstand zu einseitig betrachtet. Die elektrische Materie giebt nur wenig Wärme zu erkennen, so lange sie in einer so mäßigen Bewegung erhalten wird, daß sie elektrische Eigenschaften äußern kann. Anders bey stärkerer Bewegung. Hier dächten wir wohl, daß der zündende Funke die von B. behauptete Gleichwesenheit gnüglich beweisen könne.

Die Verfärbung der blauen Pflanzensäfte in roth, durch elektrische Materie, sey so ausgemacht nicht, als man glaube, und könne, wenn es geschähe, von der niedergeschlagenen fixen Luft hergeleitet werden. — Dabey verlöhre aber Herrn B. Theorie gar nichts.

Was

Was gegen Hr. B. Folgerung, aus der Reduktion der Metallkalche durch elektrische Materie, eingewendet worden, ist von keiner Beträchtlichkeit; so wenig als das, was gegen den von B. angeführten Einfluß der Elektricität beym Wachsthum der Gewächse vorgebracht ist. Daß die Elektricität Ausdünstung befördere, die Cirkulation der Säfte verstärke und Vegetation vermehre, sind Erfolge, die nicht bezweifelt werden können, und den Wirkungen des Feuers ähnlich. Sie begünstigen mehr die Gleichheit der elektrischen Materie und des Elementarfeuers, als das Gegentheil.

Alles übrige ist nicht wichtiger, besteht aus allerhand Einwürfen, ohne bessere Erklärungen beyzufügen.

Aw.

Beyträge zu den chemischen Annalen von D. Lorenz Crell, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Bergrathe x. Zweyten Bandes Erstes Stück. 1786. 128 Seiten in 8. Helmstädt und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Müllerischen Buchhandlung.

Die Absicht des Hrn. Bergrath Crell's, neben den chemischen Annalen auch diese Beyträge herauszugeben, ist dem größten Theile unserer Leser bekannt; wir erwähnen daher nichts davon aus dem Berichte, sondern zeigen den Inhalt derselben kürzlich an. 1) Hrn. von Saussüre verbesserte Einrichtung und Anwendung des Löthröhrchens. 2) Anmerkungen über die fabrikmäßige Bereitungsart der Weinsteincrystallen. — Herr Leibmedikus Zobel in Wertheim warnet vor gewissen, mit Kupfertheilen verunreinigten, in Franken bereiteten Weinsteincrystallen — wenn man (sagt derselbe) Weinsteincrystallen mit sechszehen bis zwanzig Theilen Wasser auflöst, und die Hälfte im kupfernen, die andere Hälfte im hölzernen Gefäße anschließen läßt, so wird man sogleich einen merklichen Unterschied wahrnehmen. Die im kupfernen Gefäße angeschossenen bekommen große glänzende Crystallen, deren weiße Farbe in das grünlichte schillert — dagegen die, so im hölzernen Gefäße anschießen, klein bleiben, nicht glänzen, und milchfarben aussehen. 3) Ueber den Harzer Zeolith und

 die

die Grundcrystallisation des Zeoliths überhaupt vom Herrn Hofmeister Knoch. 4) Nachtrag zu vorstehender Abhandlung, nebst einem Anhange über Schmelzversuche mit dephlogistisirter Luft — vom Hrn. Heyer. 5) Einige mineralogische Nachrichten von Cornwall, und den dortigen Kupfererzen vom Hrn. Hawkins Esq. 6) Vom mineralischen Alkali aus Kochsalz; vom Herrn Hofapotheker Meyer. 7) Ueber eine schwarze und rothe Dinte ohne Gummi, vom Hrn. Pitiskus. Zerstoßene Galläpfel werden mit dem vierten Theil Vitriol vermischt, und mit saurem Hausbier, das mit seinen schleimichten Theilen die Stelle des Gummi vertreten soll, in gelinde Digestion gestellet. 8) Bemerkungen über das Phlogiston, vom Hrn. Gren. 9) Beschreibung eines Gebirges um Braunsdorf, seiner mannichfaltigen Steinarten, und ihrer sichtlichen Uebergänge in einander, vom Herrn Sonnenschmidt. 10) Ueber die Natur der brennbaren Luft in Rücksicht auf Hrn. Sennebier's Schrift über diesen Gegenstand, vom Hrn Westrumb — ein in allen Betracht interessanter Aufsatz. Diesen originellen Aufsätzen folgen aus Rozier Journal für die Naturlehre folgende Auszüge: De la Folie Fragen über die Lehre von der festen Luft. Bayer chemische Versuche über einige Quecksilberniederschläge in der Absicht, ihre Natur zu entdecken. Wiederum: De la Folie Beobachtungen über den Cyder und dahin einschlagende Versuche. Paulet von den Wirkungen eines Blätterschwammes, den Vaillant, unter dem Namen: fungus phalloides, annulatus sordide virescens et patulus, beschrieben hat.

Zweytes Stück dieser Beyträge. Ebendaselbst. 1) Versuche über das Verhältniß zwischen der Vermehrung des Umfangs des Wassers, und der Menge der verschiedenen Salze, welche man darinnen aufgelöset hat, vom Hrn. Director Achard. 2) Fortgesetzte kurze Betrachtung über die Schmelzkunst, nach ihren fernern Operationen in ausgedehntem Verstande — vorjetzt: das Abtreiben der durch die Bleyarbeit und Saigrung der Schwarzkupfer erhaltenen Werke, und nachherige Feinbrennung der hierdurch erhaltenen Blicksilber, vom Hrn Bergfaktor Nauwerk. 3) Ueber die Natur der brennbarn Luft, in Rücksicht auf Hrn. Sennebier's Schrift, über eben diesen Gegenstand — eine Fortsetzung der im ersten Stück angefangenen Abhandlung vom Herrn Westrumb. 4) Versuche über die Wasser- und Pfeffer-

münze (mentha aquatica et piperita) vom Prof. Fuchs (will nicht viel sagen, und verdiente keinesweges in diesem Journal abgedruckt zu werden!) 5) Beschreibung und kurze Nachricht von einigen Jaspis - Hornstein - Feuerstein - und Chalcedoncrystallen, welche auf Gängen gebrochen haben, vom Bergmeister Adolph Beyer in Schneeberg. 6) Versuche über die Bereitung des flüchtigen Alkali, vom Herrn Dollfuß der Verf. machte die Bemerkung, daß wenn er Salmiak mit Kreide vermischte und der Destillation unterwarf, daß allezeit der Boden zerfressen wurde, und er nur wenig flüchtiges Alkali erhielt — er wählte also statt der Kreide die Pottasche und erhielt aus 16 Unzen Salmiak, mit einem doppelten Gewichte Pottasche 13 Unzen 2 Quentchen flüchtiges Salz. — Rec. versichert hierbey, daß er diese Arbeit nach Hrn. Wieglebs Methode, mit Kreide wiederholt unternommen, und allezeit eine befriedigende Quantität flüchtiges Alkali erhalten habe. 7) Ueber einige besondere Silber- und Quecksilbererze, die sich in den Gängen von Chalanches bey Allamont in Dauphiné finden, vom Hrn. Schreiber. Der Aufsatz über das Schwefelwasser bey Limmer, ist vom Hrn. Hofapotheker Andreä in Hannover, diesem wackern Chymisten, welcher mit so wenig Prätension im Stillen für die Aufnahme der Chymie, so viel Gutes würkt!

Auszüge aus den Schriften der Gesellschaft der physikalischen Wissenschaften zu Lausanne. Hrn D. Struve allgemeine Betrachtungen und neuere Beobachtungen über die Zerlegung der Wasser. Ferner liefert derselbe sehr schätzbare Tafeln zur Bestimmung der Bestandtheile der Mittelsalze; ingleichen: über die Menge der firen Luft in Laugensalzen und Erden; ferner über die Menge von Laugensalzen, Erden und Metallen, welche nöthig ist, um verschiedne Säuren zu sättigen, auch wie viel von Säuren zur Sättigung der Laugensalze nöthig ist. Des Grafen von Razumovsky Beschreibung eines weißen Eisenerzes. Unter den Auszügen aus Roziers Beobachtungen über die Physik, Naturhistorie und die Künste, sind lesenswerth; Parmentier über die Natur und Gesundheit des Seinewassers — ein Brief des Hrn. Gillerard enthält ähnliche Nachrichten, und er erklärt dieses Wasser für das gesündeste im ganzen Königreich. De Cosdray über die brennbare Materie und über die feste Luft im Kalche. Mamets Brief an Spielmann über die Salzsäure, als Verreizungsmittel. Derselbe über eine Art Erdharz aus der

der Verbindung der Vitriolsäure mit Campher und Weingeist. Beaume' über Cadets Methode, den Vitrioläther zu fertigen, und Cader's Antwort auf diese Einwürfe. Changeux über die Schmelzbarkeit und Auflöslichkeit der Körper in Vergleichung mit ihrer Masse, wobey zugleich gezeigt wird, wie man leicht und ohne Kosten einen nahrhaften Stoff aus verschiednen Körpern, in welchen man diesen Stoff nicht erkannte, ausziehen könne. Ebenderselbe über die wichtigsten Aehnlichkeiten zwischen Kälte und Wärme. Endlich ein Brief der Frau v. W.. an den Grafen von M....

D-w.

---

7. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Pragmatisch-politische Versuche über einige der neuesten Staatsbegebenheiten, von G. A. Meerheim, Professor in Wittenberg. Leipzig. (ohne Namen des Verlegers.) 1786. 5 Bog. 8.

Dieß scheint nur der Anfang, oder das erste Stück eines willkührlich fortzusetzenden Werkes zu seyn, obgleich der Verf. weder auf dem Titel noch in der Vorrede, welche gänzlich fehlt, nähere Auskunft darüber zu geben für gut befunden hat. Es beschäfftiget sich blos mit den Irrungen, die vor wenigen Jahren zwischen dem Hause Oesterreich und der Republik der vereinigten Niederlande über die Eröffnung der Schelde entstanden, noch Jedermann im frischen Andenken sind, und hier keine neue Aufklärung durch Entdeckung noch unbekannter Umstände erhalten. Wer aber jene ganze Streitigkeit, kurz und unpartheyisch dargestellt, mit Einem Blicke übersehen will, dem können wir diese wenigen Bogen empfehlen; wenigstens erinnern wir uns nicht, sie anderswo auf ähnliche Art so zweckmäßig und pragmatisch erörtert gefunden zu haben.

Die

Die ganze Abhandlung, welche der Verf. die erste nennt, zum Beweiß, daß er mehrere zu liefern gedenkt, zerfällt in sechs Abtheilungen folgenden Inhalts: die erste enthält außer einer Art von allgemeiner Einleitung, die uns weniger gefallen hat, eine Geschichte des Staatsverhältnisses der Vereinigten Niederlande gegen Oesterreich vom spanischen Erbfolgekrieg an, mit besonderer Beziehung auf den Barrieretractat. Holland hatte sich selbst durch allerhand Staatsverträge bis zum Utrechter Frieden zu dieser Nachbarschaft gebracht. Oesterreichs und der Generalstaaten Vortheile und Nachtheile beym Barrieretractat. — Die zweyte erzählt die Versuche Oesterreichs, sich der beyden Einschränkungen im westphälischen Frieden zu entledigen, nämlich die Schelde und den unmittelbaren Handel aus den österreichischen Niederlanden nach Indien vom Interdicte zu befreyen, bis zu dem bekannten Kanonenschuß auf der Schelde.

Die zwey folgenden Abtheilungen enthalten vorausgeschickte Erklärungen der zwey streitigen Hauptfragen zum bessern Verständniß der fernern Verhandlungen. Die dritte beschreibt das vornehmste Object des Streites, die Schelde, und die dabey interessirten Orte, vorzüglich Antwerpen; die Wichtigkeit der Niederlande überhaupt, die sie durch ihre Lage erhalten; die Art, wie die Vereinigten Niederlande, besonders Amsterdam, die Handlung der österreichischen Niederlande, vorzüglich Antwerpens, unterdrückten, und die neue Hoffnung, die Josephs II. Regierung einflößte. Auf das Ansehen des politischen Journals sollte der Verf. England nicht beschuldigen, in Gemeinschaft mit Rußland an dem gewaltthätigen Versuche, die Freyheit der Schelde herzustellen, Antheil zu haben. Grundsätze der Oberherrschaft über Meere und Ströme, gegen Linguet und Schlettwein, wobey sich der Verf. länger aufhält, als hier nöthig wäre, da auf Ströhmen wie auf Meeren eigentlich doch nur das Recht des Stärkern oder ausdrückliche Verträge gelten. Es werden jedoch auch die Einwürfe jener Schriftsteller gegen die Verbindlichkeit des Erzhauses, jene Tractaten wegen der Schelde zu halten, untersucht und widerlegt. Vortheile, die aus der Eröffnung der Schelde für die österreichischen Niederlande entspringen würden. Nachtheile davon für die vereinigten Niederlande; freylich Prophezeyhungen, aber keine unwahrscheinlichen. Wir verstehen nicht recht, was der Verf. mit

den

den Worten sagen will, daß Frankreich nebst England die Rivalität der niederländischen Manufakturen scheuen müsse, die in der genauesten Aehnlichkeit mit einander stehen. Auch sind wir in Ansehung d.r nordischen Reiche nicht des V. Meynung, daß sie durch Eröffnung der Schelde gewinnen würden; sie würden statt eines sichern Marktplatzes einen desto zweydeutigern erhalten, je veränderlicher, willkührlicher und gewaltsamer die österreichischen Handlungsgrundsätze bekanntlich sind. — Die vierte Abtheilung hat das Handelsverbot des österreichischen Niederlandes nach Indien, nebst den dahin gehörigen historischen Umständen, zum Gegenstande. Künftig wird der Verf. zu der Anmerkung o) (S. 45.) den den Generalstaaten vor kurzem, unter einer mit der österreichischen sehr ähnlichen Bedrohung, bekannt gemachten Entschluß des Königs von Spanien, über das Cap nach Indien zu handeln, hinzuzusetzen nicht vergessen.

Die fünfte Abtheilung setzt nun die Geschichte des Streites selbst fort. Der Verf. sagt, es sey dem Grafen von Vergennes durch eines der feinsten politischen Stratageme (Strategeme) endlich gelungen, die widrigen Gesinnungen zu vereinigen; aber über das Wesen desselben läßt er sich nicht aus. Vermuthlich meynt er Frankreichs Erbieten, die Summe, worüber sich beyde Theile nicht vereinigen konnten, selbst vollzählig zu machen. — In der sechsten lieset man die Präliminar-Convention mit des Verf. Anmerkungen, wovon die erste den Grund der österreichischen Ansprüche auf Mastricht, und dessen Seichtigkeit sowohl, als dieses Ortes Wichtigkeit für die Republik zeiget. Auch der 6te Artikel, durch welchen das österreichische Gebiet auf der Schelde bis Saftingen erweitert worden ist, wird gut erläutert. Zuletzt folgen noch einige Bemerkungen über diesen Vergleich im Ganzen, und über Hollands und Oesterreichs wahre Lage und Gesinnungen bey diesem Zwist. Den Definitivtractat sucht man hier vergeblich.

Der Schluß der Abhandlung erregt die Erwartung, daß der Verfasser mit dem Bairischen Austauschungsproject seine Versuche fortsetzen werde. Hie und da kömmt eine feine historische Bemerkung vor, z. E. S. 55. die Anmerkung z). Als Gewährsmänner werden in der ältern Geschichte vorzüglich Wagenaar, Metteren und Lamberty genannt, auch wird fleißig auf die Tractaten im Du Mont und Rousset ver-

anweisen; in der neuern aber liegen die Memoires hist. et pol. des Pays bas Autr. der Voyageur françois par les Pays bas Autr. Hausens allerneueste Staatskunde von Holland, und vor allen das politische Journal zum Grunde, woraus man auf den Grad ihrer Zuverläßigkeit schließen kann. Der Styl ist rein und gut, doch vorn herein etwas zu pretiös. Der Druckfehler sollten nicht so viele seyn; folgende sind zu erg: S. 5. die theils — aufgeopfert, theils — hatte trennen müssen; S. 30. steht Bartenrade statt Berkenrode; S. 61. Vamentische statt Brentanische.

Geschichte der Staatsveränderungen von Dännemark von Johann Andrews. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Theil. Kopenhagen und Flensburg, in Commission der Kortenschen Buchhandlung. 1786. 25 Bog. 8.

Der Verf. fängt seine Geschichte gleich bey der Blüthe der dänischen Nation an, als sie schon sehr mächtig war, und von den größten Fürsten in Europa (doch wohl nur wegen ihrer Seeräubereyen) ungemein gefürchtet wurde. Hätte er Suhms Schriften gelesen, so würde er die Zeiten vor Kaiser Karl dem Großen nicht für so fabelhaft halten, daß man gar nichts gewisses und bestimmtes davon sagen könnte. Er würde besser gethan haben, gerade heraus zu sagen, daß es mit seinem Zwecke nicht übereinstimme, tiefer in die ältern Zeiten hinab zu gehen. Da er also mit Knud dem Großen anfängt, den er den mächtigsten Fürsten seiner Zeit in Europa nennt, so scheint es, er habe lieber eine Geschichte der allmähligen Abnahme dieses Reiches von seiner höchsten Macht schreiben, als die Ursachen, wodurch es zum Gipfel dieser Macht stieg, entwickeln wollen. Aus jener ältern Periode werden nur die großen Könige ausgehoben, und ihre Charaktere entworfen. Daher folgt auf Knud den Großen gleich Waldemar I. von welchem erst die Reihe der Könige ununterbrochen fortgeht, obgleich einige von ihnen nur dem Namen nach berührt werden. Christian II. der erste, dessen Geschichte etwas ausführlicher erzählt wird, ist doch gewiß zu schwarz geschildert. In einer Anmerkung verspricht der Uebersetzer, am Ende dieses Bandes in einer eigenen Abhandlung alles neben einander

zu stellen, was für und wider ihn gesagt worden; allein nach einer am Ende desselben angehängten Nachricht wird sie auf den zweyten Band versparet. Von hier an erhält erst das Werk die Form einer fortlaufenden Erzählung. Die Quellen, woraus der Verf. geschöpft, werden nirgends angegeben, nur in der kurzen Vorrede nennt er sie nach einander, und behauptet, daß er auch aus andern Kanälen schätzbare Nachrichten erhalten habe; aber welche? davon ist irgends ein Wink. Der Uebersetzer unternimmt es selten, zu Berichtigung seines Originales etwas zu thun, so sehr er sich auch seine Leser verbindlich gemacht hätte, wenn er aus Holberg, Schlegel und Gebhardi, von denen er doch weiß, daß Andrews sie nicht genutzt habe, sein Original öfterer hätte ergänzen, berichtigen und verbessern wollen.

Dies geschieht z. E. (S. 107.) wo der Verf. sagt, Christian II. habe bey seiner Vermählung mit Kaiser Karls V. Schwester, auf den Fall, wenn aus dieser Ehe keine männliche Nachkommenschaft erzielet würde, dem Kaiser die Erbfolge in seinen Staaten verheißen; auch (S. 174) tadelt der Uebers. den Verf. mit Recht, daß dieser Christian dem IV. an dem höchstseltsamen und unpolitischen Plan gegen Schweden und Holland Theil genommen zu haben, ohne alle andere historische Beweise, als des holsteingottorpischen Bedienten Reusners Aussage, geradezu Schuld giebt, und mit solcher Umständlichkeit dabey verweilt. Daß der dänische König damals, aus Eifersucht auf Schwedens Glück, nichts Gutes gegen dieses Reich im Schilde führte, ist unleugbar; aber dies ist noch kein Beweis vom Daseyn jenes beynahe verrätherischen Planes in dem Umfange, den ihm der Verf. hier giebt. Andere Stellen hingegen, wo eine Berichtigung eben so nothwendig gewesen wäre, sind ohne Anmerkung gelassen. Was (S. 97 f.) von Lübeck gesagt wird, ist herzlich seicht und ganz falsch gefaßt. Was hier Endzweck der Stadt Lübeck heißt, war Endzweck des gesammten Hansebundes, das ist, derjenigen Macht, (wofür sie auch der Verf. selbst S. 147. erkennt,) welche damals den Handel und Reichthum des ganzen Nordens in ihren Händen hatte, folglich eine der respektabelsten Mächte jener Zeiten war, welche allerdings so viel Ursache und Recht hatte, als irgend eine andere Macht, in den damaligen politischen Händeln ein Wort mit zu sprechen, und sie nach Möglichkeit zu ihrem Vortheil

zu

zu lenken. S. 193. sagt der Verf. daß Christians IV. Andenken in Dänemark unter andern auch darum so werth gehalten werde, weil er der letzte König war, unter welchem dieses Reich einer gesetzmäßigen Freyheit genoß; der Uebers. hingegen glaubt, daß dies schwerlich ein anderer als ein Engländer einräumen möchte, und führt verschiedene schlimme Folgen, welche der V. selbst (S. 195. 238 ff.) nicht verkannt hat, von dieser Freyheit an, die damals nur der Adel wirklich hatte. Giebt es dann zwischen einem dem Staate schädlichen Freyheitssystem und der uneingeschränktesten Befehlshaberschaft kein Medium, etwa wie S. 241 und 247? Der Rec. denkt frey genug, hierin der Meynung des Engländers zu seyn, und darf es, da er weder ein Däne noch ein Holländer ist. Ueberhaupt läßt der Uebers. nicht leicht einen Ausbruch ächtbrittischer Gesinnungen ohne eine Anmerkung im jetzigen dänischen Geiste hingehen, wobey die Geschichte selbst nichts gewinnt.

Die Veränderung der Regierungsform und Einführung der Souveränität ist sehr ausführlich behandelt, jedach etwas zu gedehnt und weitschweifig, und mit einigen Digressionen. Die allmählige Vorbereitung geht von S. 235 bis 275, von da bis S. 350. die Ausführung. Es ist das Hauptstück im ganzen Bande, und verdient es zu seyn. Die ganze Begebenheit ist mit Kenntniß der Sache und des menschlichen Herzens erzählt, und mit wirklich praktischen Betrachtungen durchwebt, aber zum Theil in harten Ausdrücken. Er hält sie für eine sehr unbesonnene und unglückliche That des Volkes und nennt die neue Staatsverfassung rund heraus Despotismus, nicht mit Unrecht, da, nach den eigenen Worten des Königsgesetzes, bey der Staatsveränderung alle Stände des Reichs ihren Rechten entsagten, den König seines Krönungseydes entließen, alle von ihm unterzeichneten Schriften und Versicherungen, daß er die Freyheit des Volkes schützen wolle, vernichteten, und ihm und seinen Erben auf immer ein uneingeschränktes despotisches Recht über das dänische Reich übergaben. „Das Ganze desselben (des Königs„gesetzes, sagt Andrews S. 370.) athmet den Geist der „Tyranney und des Despotismus, und kann zu einem voll„ständigen Beweise dienen, wie weit Männer, die von un„rechtmäßigem Ehrgeiz beherrschet werden, die Gränzen der „Vernunft, Wahrheit und Anständigkeit überschreiten, wie

„leicht sie sich der kühnesten und gröbsten Beleidigungen menschlichen Gefühls und Verstandes schuldig machen. Eben so „handgreiflich zeigt sie (es) aber auch, wie tief menschliche „Natur sinken kann, wenn sie solche Begegnung duldet, ohne „die mindeste Empfindlichkeit zu verrathen, wenn eine ganze „Nation in gesetzmäßiger gesellschaftlicher Eigenschaft sich dergleichen Unrichtigkeiten trotz eigener Ueberzeugung vom Gegentheil aufdringen läßt.„ Eben so freymüthig und lesenswerth ist die Beurtheilung dieses Gesetzes S. 371 f. Vor dieser Epoche (sagt der Engländer) fehlte den dänischen Königen das, was billig kein menschliches Wesen besitzen, und kein guter Fürst wünschen sollte, die Macht, in allen Dingen blos nach ihrem Willen zu handeln. Er zieht zwischen dieser Staatsveränderung und der in demselben Jahr in England vorgefallenen, wodurch Karl II. ohne Bedingung den Thron erlangte, eine für beyde Nationen gleich gehässige Parallel; noch lieber hätten wir sie mit der in vieler Rücksicht ihr noch weit ähnlichern Staatsveränderung in Schweden von 1772. welche jedoch noch kein Königsgesetz nach sich gezogen hat, verglichen gesehen. Der Uebersetzer hat nicht gerathen gefunden, mehr als nach gerade am Ende einige sehr unbedeutende Anmerkungen zu dieser Erzählung der wichtigsten Begebenheit in der ganzen dänischen Geschichte beyzufügen. Er sagt (S. 378.) ganz kurz und trocken: „Man urtheile von „der Souveränität wie man will, so wird man allemal gestehen müssen, daß Dänemark dabey an innerm Wohlstande „und äußerm Ansehen sehr gewann. Jetzt erst erlangte es „ein Gewicht in der Staatsbalance von Europa, da es in „den vorhergehenden 10 bis 20 Jahren sich von andern Staaten und insonderheit von England und Holland gänzlich mußte lenken lassen.“ Den Beweis, daß Dänemark jenes Gewicht durch die Staatsveränderung erhalten habe, und durch seine Staatsverfassung sich von allem Lenken anderer Staaten frey erhalte, bleibt der Uebersetzer schuldig. Wahr aber ist die Bemerkung des Uebersetzers, (S. 360.) daß Andrews das bekannte Privilegium der Stadt Kopenhagen allzugeringschätzig behandelt, und gegen alles (sollte heißen vieles,) was nach der Staatsveränderung in Dänemark geschah, eingenommen zu seyn scheint. Jenes Privilegium, das bisher blos im Holberg anzutreffen war, und daher dem Verf. schwerlich zu Gesicht gekommen ist, findet man nun auch neu

und

und besser übersetzt in den 1786 herausgekommenen Urkunden und Materialien 2c.

Mit Friedrichs III. Tode schließt der erste Band, der im englischen Original noch Christians V. Regierung enthält. Die Uebersetzung ist so fließend, daß man an ihr nicht merkt, was sie ist; ob sie auch überall treu ist, läßt sich, ohne das englische Original damit zu vergleichen, nicht beurtheilen. Nur die richtige, obgleich nicht neue Bemerkung S. 37. scheint durch die Schuld des Uebersetzers, der sich nicht genannt hat, undeutlich und verkehrt ausgedrückt zu seyn. Es heißt: „Fürsten und Staatsmänner werden überhaupt mehr von der „geschickten Ausführung, als von der Rechtmäßigkeit und „Billigkeit einer Unternehmung zur Bewunderung hingerissen; sie zeigen gemeiniglich eine eingewurzelte Neigung, „die Menschen nach dem Ausgang ihrer Entwürfe zu beurtheilen; eben so fertig, die unverantwortlichsten Maasregeln, „wenn sie gelingen, zu loben, als die preiswürdigsten zu tadeln, wenn sie mislingen." Soll vermuthlich heißen: Fürsten und Staatsmänner werden überhaupt mehr wegen — als wegen — bewundert; die meisten Menschen zeigen eine eingewurzelte Neigung, sie nach dem Ausgang u. s. w. Männern, für welche bessere Werke in der dänischen Geschichte geschrieben sind, können wir dieses freylich nicht sehr empfehlen, es wäre dann um des Gesichtspunktes willen, aus welchem ein Engländer die Begebenheiten ansieht; wohl aber dänischen Damen statt vieler Romane, und dänischen Jünglingen, denen es allerdings nützlich seyn kann, dasselbe zu lesen und wohl zu beherzigen, wenn sie sich dadurch nur nicht zum Haß gegen die nun einmal vorhandene Verfassung verleiten, sondern zu einem reinen und ächten Patriotismus entflammen lassen. Daß ein Werk, welches so harte Stellen, die dänischen Ohren widerlich klingen, und besonders dem Adel misfallen müssen, zuweilen ohne hinlänglichen Grund enthält, in Dänemark gedruckt werden durfte, gereicht der jetzigen dänischen Regierung zur wahren Ehre.

Bibliothek der Mährschen Staatskunde. Erster Band. Mit 13 Kupfern. Wien, bey Hörling. 1786. 15 Bog. in 12.

Wieder ein Werk, welches über eine beträchtliche Gegend Deutschlands Licht verbreitet, die bisher noch in ziemlich dickes Dunkel gehüllt lag. Mähren ist gewiß in Ansehung seiner Lage, Produkte und Einwohner, verhältnißmäßig eines der besten Länder der gesammten österreichischen Monarchie, und jeden Beytrag zu Berichtigung oder Erweiterung unserer Kenntniß von diesem Lande, müssen wir mit Dank annehmen, vorzüglich wenn er so reichhaltig und auf die Zukunft so viel versprechend ist, als derjenige, von welchem wir hier reden. Er verdient, daß wir die sechs Abschnitte, worinn er getheilt ist, genauer durchgehen.

I. Schilderung der Einwohner des Herzogthums Mähren. Man rechnet, nach dem Verf. die Volksmenge auf 1½ Millionen, ohne die Fremden, die sich im Lande aufhalten. (Diese Summe scheint zu groß zu seyn, obgleich die Conscriptionsliste von 1774 so viel angiebt. Büsching rechnet nur 1 Million, und Herrmann 1,137227 Köpfe.) Diese werden untertheilet (ein undeutliches Wort) in Hanaken, Slowacken, böhmische, deutsche und französische Einwohner. Die ersten bewohnen den mittelsten und fruchtbarsten Theil des Landes, und werden für die ältesten Einwohner desselben gehalten. Sie theilen sich wieder in Hanaken, Blatniaken und Sabetschaken, nach der Verschiedenheit ihrer Wohnsitze. Die Slowacken, oder vielmehr Slawacken, ein Zweig vom urältesten Stamme der Slaven, die an den Gränzen von Ungarn und Teschen wohnen, werden in Walachen, Zalejaken und Slowacken unterschieden. Böhmische heißen hier diejenigen Mährer, welche an Tracht, Sitten und Lebensart den Böhmen, an deren Gränzen sie wohnen, ähnlich sind. Die Deutschen werden in Schlesier, die ein Rest des alten quadischen Völkerstammes, der sich zu Attilas Zeiten in das Gesenker Gebirge zurückzog, seyn sollen,*) und die Gränze von Oberschlesien bewohnen; in Kühländler, von deren Sitz und Benennung nichts weiter gesagt wird, als daß Neutitschein die Hauptstadt im Kühländel sey; in Oesterreicher, an den Gränzen von Oesterreich;

*) Ihre Mundart, wovon hier eine kleine Probe gegeben wird, scheint dem Rec. viel Aehnlichkeit mit der Sprache einiger Gegenden am Thüringer Walde zu haben.

reich; und deutsche Gebirger, mährisch Horaky, hart an der böhmischen Gränze, bey Zwittau u. s. w. abgetheilt; wozu noch die Juden kommen, welche durchaus deutsch reden, und in 52 Gemeinden 5022 Familien stark sind. Die französischen Mährer sind eine lothringische Kolonie von einigen Dörfern. Dieser verschiedenen Stämme, Trachten, Sitten, Charakter und Lebensart werden beschrieben, und hierzu gehören 8 Kupfer, welche eben so viele Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in ganzen Figuren deutlich und angenehm vorstellen. Nun werden die verschiedenen Stände charakterisirt; der Adel, welchem 2 Kupfer gewidmet sind, die, da sie blos gewöhnliche französische Trachten zeigen, füglich hätten erspart werden können, wenn sie nicht etwa Persiflage seyn sollen; der **Mittelstand**, so nennt der Verf. die höhere Klasse der Bürger; der **Bürgerstand** — er ist in den Königl. und Municipalstädten durchaus frey, in den Marktflecken unterthänig, wohlhabend, einige von 4 bis 500000 Gulden Vermögen. (In diesen Ständen ist, wie billig, alles löblich und gut. Der hohe Adel ist erhaben, großmüthig, aufgeklärt, tolerant, voll guten Geschmacks; vom niedern Adel schweigt der Verf. Der Mittelstand ehrwürdig, von edlem Charakter und Sitten, angenehmen und nützlichem Umgange, und giebt seinen Kindern die beste Erziehung. Der Bürger überall sehr fleißig, gesittet und redlich, giebt seinen Kindern gute Erziehung, hält auf Ehre und Anstand; die Frauen (2 Kupfer zeigen 1 Frau und 1 Mädchen aus diesem Stande) sind häuslich, sehr gute Mütter und Gattinnen u. s. w. glückliches Mähren!) **Priester**, deren sind nach Josephs II. Reformen wenig mehr und werden immer weniger. Man bildet sie jetzt im Generalseminarium zu Hradisch zu lauter Petrinern. (Soll das heißen zu Lehrern im Geiste des Apostels Petrus, oder der Nachfolger desselben, die auf seinem Stuhle sitzen? wir hoffen das erste. Hier will der Verf. witzig seyn, fällt aber, wie es ihm noch an einigen andern Orten geht, ins Gezierte.) Der **Soldat** fängt an ein Bürger zu werden, und giebt sich freywillig zu seinem Stande hin — gleichfalls sehr mager. Uns dünkt, wenn der Verf. nicht mehr und nichts besseres von den verschiedenen Ständen sagen konnte oder wollte, hätte er ihre Charakteristik lieber ganz weglassen sollen. Der **Mährer** überhaupt, wo denn auch einmal die Reihe an seine Fehler kömmt, und zwar werden ihm vorgeworfen **Neugierde** —

Wieder ein Werk, welches über eine beträchtliche Gegend Deutschlands Licht verbreitet, die bisher noch in ziemlich dickes Dunkel gehüllt lag. Mähren ist gewiß in Ansehung seiner Lage, Produkte und Einwohner, verhältnißmäßig eines der besten Länder der gesammten österreichischen Monarchie, und jeden Beytrag zu Berichtigung oder Erweiterung unserer Kenntniß von diesem Lande, müssen wir mit Dank annehmen, vorzüglich wenn er so reichhaltig und auf die Zukunft so viel versprechend ist, als derjenige, von welchem wir hier reden. Er verdient, daß wir die sechs Abschnitte, worinn er getheilt ist, genauer durchgehen.

I. Schilderung der Einwohner des Herzogthums Mähren. Man rechnet, nach dem Verf. die Volksmenge auf 1½ Millionen, ohne die Fremden, die sich im Lande aufhalten. (Diese Summe scheint zu groß zu seyn, obgleich die Conscriptionsliste von 1774 so viel angiebt. Büsching rechnet nur 1 Million, und Herrmann 1,137227 Köpfe.) Diese werden untertheilet (ein undeutliches Wort) in Hanaken, Slowacken, böhmische, deutsche und französische Einwohner. Die ersten bewohnen den mittelsten und fruchtbarsten Theil des Landes, und werden für die ältesten Einwohner desselben gehalten. Sie theilen sich wieder in Hanaken, Blatniaken und Sabertschaken, nach der Verschiedenheit ihrer Wohnsitze. Die Slowacken, oder vielmehr Slawacken, ein Zweig vom urältesten Stamme der Slaven, die an den Gränzen von Ungarn und Teschen wohnen, werden in Walachen, Zalejaken und Slowacken unterschieden. Böhmische heißen hier diejenigen Mährer, welche an Tracht, Sitten und Lebensart den Böhmen, an deren Gränzen sie wohnen. ähnlich sind. Die Deutschen werden in Schlesier, die ein Rest des alten quadischen Völkerstammes, der sich zu Attilas Zeiten in das Gesenker Gebirge zurückzog, seyn sollen,*) und die Gränze von Oberschlesien bewohnen; in Kühländler, von deren Sitz und Benennung nichts weiter gesagt wird, als daß Neutitschein die Hauptstadt im Kühländel sey; in Oesterreicher, an den Gränzen von Oesterreich;

*) Ihre Mundart, wovon hier eine kleine Probe gegeben wird, scheint dem Rec. viel Aehnlichkeit mit der Sprache einiger Gegenden am Thüringer Walde zu haben.

reich; und deutsche Gebirger, mährisch Horaky, hart an der böhmischen Gränze, bey Zwittau u. s. w. abgetheilt; wozu noch die Juden kommen, welche durchaus deutsch reden, und in 52 Gemeinden 5022 Familien stark sind. Die französischen Mährer sind eine lothringische Kolonie von einigen Dörfern. Dieser verschiedenen Stämme, Trachten, Sitten, Charakter und Lebensart werden beschrieben, und hierzu gehören 8 Kupfer, welche eben so viele Personen männlichen und weiblichen Geschlechts in ganzen Figuren deutlich und angenehm vorstellen. Nun werden die verschiedenen Stände charakterisirt; der Adel, welchem 2 Kupfer gewidmet sind, die, da sie blos gewöhnliche französische Trachten zeigen, füglich hätten erspart werden können, wenn sie nicht etwa Persiflage seyn sollen; der Mittelstand, so nennt der Verf. die höhere Klasse der Bürger; der Bürgerstand — er ist in den Königl. und Municipalstädten durchaus frey, in den Marktflecken unterthänig, wohlhabend, einige von 4 bis 500000 Gulden Vermögen. (In diesen Ständen ist, wie billig, alles löblich und gut. Der hohe Adel ist erhaben, großmüthig, aufgeklärt, tolerant, voll guten Geschmacks; vom niedern Adel schweigt der Verf. Der Mittelstand ehrwürdig, von edlem Charakter und Sitten, angenehmen und nützlichem Umgange, und giebt seinen Kindern die beste Erziehung. Der Bürger überall sehr fleißig, gesittet und redlich, giebt seinen Kindern gute Erziehung, hält auf Ehre und Anstand; die Frauen (2 Kupfer zeigen 1 Frau und 1 Mädchen aus diesem Stande) sind häuslich, sehr gute Mütter und Gattinnen u. s. w. glückliches Mähren!) Priester, deren sind nach Josephs II. Reformen wenig mehr und werden immer weniger. Man bildet sie jetzt im Generalseminarium zu Hradisch zu lauter Petrinern. (Soll das heißen zu Lehrern im Geiste des Apostels Petrus, oder der Nachfolger desselben, die auf seinem Stuhle sitzen? wir hoffen das erste. Hier will der Verf. witzig seyn, fällt aber, wie es ihm noch an einigen andern Orten geht, ins Gezierte.) Der Soldat fängt an ein Bürger zu werden, und giebt sich freywillig zu seinem Stande hin — gleichfalls sehr mager. Uns dünkt, wenn der Verf. nicht mehr und nichts besseres von den verschiedenen Ständen sagen konnte oder wollte, hätte er ihre Charakteristik lieber ganz weglassen sollen. Der Mährer überhaupt, wo denn auch einmal die Reihe an seine Fehler kömmt, und zwar werden ihm vorgeworfen Neugierde —

das geht noch an; grosse Fressereyen — werden vermuthlich von dem Ueberfluß der Lebensmittel erzeugt, da sie blos in einer ungeheuern Menge von Speissen und Getränken bestehen; Leichtgläubigkeit zum Besten pariser Lakayen und fremder Barbiergesellen — wie bey uns auch; und Haß gegen alle Neuerungen, besonders im Fache der Oekonomie. Schriften dieser Art nennt man die papierne Wirthschaft. Der Verf. ist vorzüglich wider die Oberamtmänner und grossen Güterverwalter aufgebracht, und mag wohl Ursache haben, nur sollte er nicht in der Hitze zu unedlen Ausdrücken herabsinken.

II. **Stand der mährischen Güterbesitzer nebst der physischen und geographischen Beschreibung der Herrschaften, Güter und Rittersitze in alphabetischer Ordnung** Sehr zweckmäßig und gewiß das beste Stück in diesem Bande. Die Güter sind nach einem ökonomischen Ertrag von 6 pro Cent geschätzt, also gewiß nicht zu hoch angeschlagen; der Werth aber von einigen fehlt Von jedem Gute wird angegeben Lage, Einwohner, natürliche Beschaffenheit und Produkte, Anzahl und Namen der dazu gehörigen Städte, Flecken und Dörfer. Merkwürdige Orte werden genauer beschrieben. Folgendes zur Probe; (S. 93.) „Aus „dem schönen und geschmackvollen Schlosse zu Prczestawlky, „dem Grafen Anton Magnis gehörig, übersieht man die gan„ze Hana, einen Fleck (Strich Landes) von ungefähr 7 Mei„len im Durchschnitte. Ein herrliches Thal, in dem man die „March und Beczwa einherfließen, die schönsten Auen und „Felder, Olmütz, 6 Munizipalstädte, 7 Marktflecken und „eine Menge Dörfer vor sich liegen sieht, 100 Schritte hin„term Schloß ist noch ein Berg, auf welchem man den schön„sten Wald findet. Ein herrlicher Wald! — und noch herr„licher die Buchenallee, in der Magnis einsam, doch nein! „mit Wieland wandelte, — und in der ich nicht mehr mit „Jean Jaques wandeln, in die hochstämmigen Buchen T. K. „mehr schneiden, und in der ich die Nachtigall, die mir so „schön sang, vielleicht nie mehr hören werde. — Grüne „dann immer fort! grüne ewig geliebter Berg! von dem ich „die gesegneten Fluren meines Vaterlandes so oft übersah! — „Und so seye mir auch das Andenken deines wonnereichen „Haines auf ewig geheiligt!!!“ Wie kömmt diese Stelle in ein solches Werk? — S. 212. „Das Schloß zu Prerau

„liegt

„liegt auf einem hohen Berge, an dessen Fuß die Beczwa „fließt, die das Schloß zu einem prächtigen Seehafen erhebt. „1772. ward die Kuppel des Schloßthurms abgetragen und „aus demselben ein Leuchtthurm gemacht.“ Dieser Scherz ist zu ernsthaft erzählt. — Im Städtchen Lettowitz, dem Gr. Blümegen, gewesenen böhmisch und österreichisch obersten Hofkanzler, gehörig, ist eine wohlbestellte Cattonfabrik, die jährlich über 15000 Stück Catton verfertigt, und ihre Niederlage zu Wien und Brünn hat. — In das Schloß zu Göding, einer eigenthümlichen Herrschaft des Kaisers, soll jetzt die K. K. Tobacksfabrik von Brünn verlegt werden. Nicht weit davon ist ein prächtiger K. K. Gestütthof. — Zu Polleschowitz und Domanin wächst der beste Wein in Mähren. — Der reichste Güterbesitzer in Mähren ist der regierende Fürst von Lichtenstein, welcher 15 Herrschaften und 1 Gut besitzt, deren Werth zusammen, eine große Herrschaft ausgenommen, die nicht geschätzt wird, 6,565000 Gulden beträgt. — Die Güter des Religionsfonds werden auf 6,275000 Gulden geschätzt. Unter ihnen ist auch Roßwald, vormals dem Grafen Hoditz gehörig, der ein Arkadien draus machte und hier Friedrich II. bewirthete. Es wird jetzt von der Kammer, vermuthlich zum Besten des Religionsfonds, in Absicht auf die Errichtung des neuen Bisthums zu Troppau verwaltet. Hiervon ist der Studien- oder Exjesuitenfonds abgesondert, dessen Güter 1,220000 Gulden werth sind. Zu den Stiftungsgütern gehört Neutitschein, wo eine berühmte Schönfärberey ist. — Komna, sagt der V. (S. 260.) ist der Geburtsort des großen Mannes Johann Amos, mit dem Beynamen Komenius, dessen Namen unsterblich ist, und aus dessen gemahlter Welt (dem bekannten alten Orbis pictus) die ganze Welt mit Vortheil lernen kann. (Rec. hat z. E. mit Vortheil draus gelernt, wie der liebe Gott, und wie seine Seele aussieht, welches er sonst vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gelernt hätte. Der V. hätte diesen für sein Zeitalter in gewissem Betracht allerdings großen Mann wohl mit weniger Witz, aber mehr Wahrheit loben können.) In der Folge wird eine Beschreibung der Königl. Städte in Mähren versprochen, welche sehr erwünscht kommen wird.

III. Verzeichniß der Herrschaften und Güter in Mähren, nach alphabetischer Ordnung. Wir haben ihren

salvo errore calculi, 371 gezählt; weniger, als wir in einem Staate von solcher Größe, erwartet hätten, aber die Herrschaften sind meistens von weitem Umfange, es gehören 30, 40 und mehrere Dörfer, auch zuweilen nicht unbeträchtliche Städte dazu.

IV. **Abhandlung von dem Robotbabolitionssystem in Beziehung auf Mähren.** Ein Gespräch zwischen zween mährischen Oekonomen, Han und Post. Jener disputirt pro, und dieser contra; aber vom Dialog ist so wenig zu bemerken, daß man statt Post nur Einwürfe, und statt Han Beantwortungen derselben setzen könnte. Es scheint hierbey vorzüglich auf die Feinde des Systems in Mähren, daran es bey den großen Güterverwaltern daselbst freylich nicht fehlen kann, Rücksicht genommen worden zu seyn. In diesem Betracht kann es an seinem Orte vielen Nutzen stiften; allein so fertig auch Han auf jede Einwendung mit einer Antwort ist, so sieht man doch, daß die Sache vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, die unsrer Meynung nach nicht so gründlich gehoben werden, daß nicht noch mancher kleiner Zweifel zurück blieb, und der gelehrige Post läßt sich oft gar zu leicht abfertigen. Es werden Kommunkornhäuser vorgeschlagen, aber über deren Errichtung gar nichts gesagt. Als das einzige Mittel, wodurch die mährische Wolle recht bald verfeinert werden könnte, schlägt der Verf. vor, die Schaafzucht zu einem ordentlichen Gewerbe, oder einem ordentlichen Commerzialhandwerke zu erheben, dasselbe mit einigen Privilegien zu versehen, und so die ganze Schaafzucht einzelnen Eigenthümern, unter welchen die Aemulation, feinere Wolle zu erzeugen, durch einige vom Landesfürsten ausgesetzte Prämien noch erhöhet werden könnte, zu überlassen. Von diesem für Rec. ganz neuen Vorschlag verspricht der Verf. künftig einen weitläuftigern Plan. Welcher von beyden Streitern am Ende den Sieg behält, läßt sich leicht errathen. Wir zeichnen aus: daß im J. 1779. die mährischen Grundobrigkeiten (Herrschaften und Güterbesitzer) 84290 Centner Mehl und 282298 Metzen Hafer (für die Armee) liefern mußten; daß ihnen im siebenjährigen Kriege ihre Lieferungen mit Coupons bezahlt wurden, woran sie 30 bis 40 pro Cent verlohren; daß in Mähren die liederlichen Wirthe sich gegen die fleißigen sicher wie 1 zu 20 verhalten; endlich „daß das ganze Robotabolitionssystem mehr darauf abzwecke, jedem sein Pfund zuzu-

zutheilen, und aus gemästeten Chorvögeln, aus unbrauchbaren Halbgelehrten, überflüßigen Bauernschindern und unnützen Domestiken nützliche Bürger zu machen, kurz, die Müssigen zweckmäßig zu beschäftigen, als auf Vermehrung der Population."

V. **Verzeichniß der im Markgrafthum Mähren und Antheil von Schlesien in das Robothabolitionssystem bereits versetzten Güter:** 18 Kammeralgüter, 62 Religionsfondsgüter, 2 Stiftungsgüter, 20 Kapitulargüter, 3 ollmützer erzbischöfliche Lehngüter, 12 den königl. Städten gehörige, 2 erzbischöfliche, 1 brünner bischöfliches, 3 breßlauer bischöfl. Güter, 1 spitaler und 1 munizipalstädtisches — also kein einziges hochadeliches Guth.

V. **Verzeichniß der neuen Kolonien und Dörfer, welche vom Jahr 1781 bis 1785 angelegt worden sind.** Zusammen 57, wobey der Eifer des Herrn von Kaschnitz, Oberdirectors der mährischen und schlesischen Kammergüter, erhoben und noch bemerkt wird, daß der weise Monarch niemanden zur Annehmung diesen Systems zwinge, weil er nach seinem eigenen Geständniß auch niemanden vernünftig zu seyn zwingen wolle.

Die kurze, aber wohlgeschriebene Vorrede zeigt die wirklich edlen Bewegungsgründe des Verfassers, der sich nicht genannt hat, zur Herausgabe dieses Werkes, wovon jährlich ein Band erscheinen soll, der jedem Liebhaber der Erdbeschreibung so lange willkommen seyn wird, als er in der Staatskunde von Mähren noch irgend eine Lücke erblickt.

Re.

Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte; oder die vornehmsten Weltbegebenheiten, nach der Zeitfolge geordnet, und zum Gebrauch für Lehrer und Lernende eingerichtet, von Karl Hammerdörfer. Leipzig, Beer, 1786. 10 Bogen in 8.

Wie es so oft geht, wenn man die Ausgabe überflüßiger Compendien rechtfertigen will, so findet man es auch hier. Hr. H. ist von würdigen Schulmännern und Erzie-

 hern,

salvo errore calculi, 371 gezählt; weniger, als wir in einem Staate von solcher Größe, erwartet hätten, aber die Herrschaften sind meistens von weitem Umfange, es gehören 30, 40 und mehrere Dörfer, auch zuweilen nicht unbeträchtliche Städte dazu.

IV. **Abhandlung von dem Robotbabolitionssystem in Beziehung auf Mähren.** Ein Gespräch zwischen zween mährschen Oekonomen, Han und Post. Jener disputirt pro, und dieser contra; aber vom Dialog ist so wenig zu bemerken, daß man statt Post nur Einwürfe, und statt Han Beantwortungen derselben setzen könnte. Es scheint hierbey vorzüglich auf die Feinde des Systems in Mähren, daran es bey den großen Güterverwaltern daselbst freylich nicht fehlen kann, Rücksicht genommen worden zu seyn. In diesem Betracht kann es an seinem Orte vielen Nutzen stiften; allein so fertig auch Han auf jede Einwendung mit einer Antwort ist, so sieht man doch, daß die Sache vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, die unsrer Meynung nach nicht so gründlich gehoben werden, daß nicht noch mancher kleiner Zweifel zurück blieb, und der gelehrige Post läßt sich oft gar zu leicht abfertigen. Es werden Kommunkornhäuser vorgeschlagen, aber über deren Errichtung gar nichts gesagt. Als das einzige Mittel, wodurch die mährische Wolle recht bald verfeinert werden könnte, schlägt der Verf. vor, die Schaafzucht zu einem ordentlichen Gewerbe, oder einem ordentlichen Commerzialhandwerke zu erheben, dasselbe mit einigen Privilegien zu versehen, und so die ganze Schaafzucht einzelnen Eigenthümern, unter welchen die Aemulation, feinere Wolle zu erzeugen, durch einige vom Landesfürsten ausgesetzte Prämien noch erhöhet werden könnte, zu überlassen. Von diesem für Rec. ganz neuen Vorschlag verspricht der Verf. künftig einen weitläuftigern Plan. Welcher von beyden Streitern am Ende den Sieg behält, läßt sich leicht errathen. Wir zeichnen aus: daß im J. 1779. die mährischen Grundobrigkeiten (Herrschaften und Güterbesitzer) 84290 Centner Mehl und 282298 Metzen Hafer (für die Armee) liefern mußten; daß ihnen im siebenjährigen Kriege ihre Lieferungen mit Coupons bezahlt wurden, woran sie 30 bis 40 pro Cent verlohren; daß in Mähren die liederlichen Wirthe sich gegen die fleißigen sicher wie 1 zu 20 verhalten; endlich „daß das ganze Robothabolitionssystem mehr darauf abzwecke, jedem sein Pfund

zuzu-

[ver]theilen, und aus gemästeten Chorvögeln, aus unbrauchbaren Halbgelehrten, überflüßigen Bauernschindern und unnützen Domestiken nützliche Bürger zu machen, kurz, die Müssigen zweckmäßig zu beschäftigen, als auf Vermehrung der Population."

V. Verzeichniß der im Markgrafthum Mähren und Antheil von Schlesien in das Robothabolitionssystem bereits versetzten Güter: 18 Kammeralgüter, 62 Religionsfondsgüter, 2 Stiftungsgüter, 20 Kapitulargüter, 9 ollmützer erzbischöfliche Lehngüter, 12 den königl. Städten gehörige, 2 erzbischöfliche, 1 brünner bischöfliches, 3 breßlauer bischöfl. Güter, 1 spitaler und 1 munizipalstädtisches — also kein einziges hochadeliches Guth.

V. Verzeichniß der neuen Kolonien und Dörfer, welche vom Jahr 1781 bis 1785 angelegt worden sind. Zusammen 57, wobey der Eifer des Herrn von Kaschnitz, Oberdirectors der mährischen und schlesischen Kammergüter, erhoben und noch bemerkt wird, daß der weise Monarch niemanden zur Annehmung diesen Systems zwinge, weil er nach seinem eigenen Geständniß auch niemanden vernünftig zu seyn zwingen wolle.

Die kurze, aber wohlgeschriebene Vorrede zeigt die wirklich edlen Bewegungsgründe des Verfassers, der sich nicht genennt hat, zur Herausgabe dieses Werkes, wovon jährlich ein Band erscheinen soll, der jedem Liebhaber der Erdbeschreibung so lange willkommen seyn wird, als er in der Staatskunde von Mähren noch irgend eine Lücke erblickt.

Rc.

Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte; oder die vornehmsten Weltbegebenheiten, nach der Zeitfolge geordnet, und zum Gebrauch für Lehrer und Lernende eingerichtet, von Karl Hammerdörfer. Leipzig, Beer, 1786. 10 Bogen in 8.

Wie es so oft geht, wenn man die Ausgabe überflüßiger Compendien rechtfertigen will, so findet man es auch hier. Hr. H. ist von würdigen Schulmännern und Erzie-

 hern,

hern, denen seine Methode in dem Lesebuch Europa gefiel, zu dieser Arbeit aufgefordert worden. Was hatten sie dann aber für einen Grund, warum er ein Compendium der Weltgeschichte schreiben sollte, da es doch an guten Büchern dieser Art nicht fehlt? Muß denn jeder sogleich ein solches Compendium schreiben, der nach einer nicht ganz verwerflichen Methode Begebenheiten erzählen kann? Auch fühlt es Hr. H. selbst, daß er hier nichts Vorzügliches aufzubringen wußte. Um sich, sagt er, vor dem Schicksal zu sichern, mit dem Schwall schlechter Compendien, nicht in verdiente Vergessenheit zu gerathen, hat er einen Weg eingeschlagen, den noch keiner seiner Vorgänger in einem Handbuche betreten hat: er hat die Begebenheiten in einem chronologischen Register neben einander gestellt, und hinter jedem Zeitraum eine Uebersicht der ganzen Geschichte desselben in einer kurzen Skize dargestellt. Kurz, an Statt daß in andern guten Lehrbüchern die zusammenhängende Erzählung vorangeht, und die Tabellen zur Wiederholung darauf folgen, hat Herr H. das Ding umgekehrt. Das war wohl der Mühe werth, deswegen ein neues Compendium zu schreiben! Glaubt denn Hr. H. im Ernste, daß es deswegen, weil darinne die Füße oben stehen, und der Kopf unten, nicht im Lethe fortschwimmen wird? Was sonst dieses Compendium von ähnlichen unterscheidet, konnte meistentheils wegbleiben, wie S. 3. das kultivirte Volk auf den Höhen des südlichen Sibiriens vor der Sündfluth, nach Bailly, dessen Schriften auch nebst der Neuen Welt- und Menschengeschichte citirt werden, oder ist auch unrichtig, wie wenn vom Jahr 323 an, der Verfall der Wissenschaften und Künste gerechnet, unterm Jahr 529, also fast zwey hundert Jahre zu spät, der Anfang des Mönchslebens in den Abendländern gesetzt; beym Jahr 423. Chrysostomus genannt wird, der damals schon viele Jahre todt war; von dem P. Bonifaz 8. gesagt wird, er habe zuerst angefangen, die Gerechtsame des Kaisers zu schmälern; Karl d. Grosse, Stifter der Universität Paris heißt, u. dergl. mehr. Schon ist der V. auch geneigt, ein Compendium der Geschichte Deutschlands für die Jugend zu schreiben, weil es noch keines geben soll; wir finden aber, da diese Voraussetzung falsch ist, das Bedürfniß so gar dringend nicht.

Ub.

Her-

Hermäa. Von D. Christoph Schmidt genannt Phiseldek. Leipzig, bey Crusius. 1786. 276 Seiten in gr. 8.

„Hermäa nannten die Griechen Alles, was sie beyher auf „dem Wege fanden, theils weil Hermes ihnen der Gott der „Wege war, theils weil sie dem Hermes überhaupt einen „jeden glücklichen Zufall zu verdanken pflegten.“ Diese Bemerkung, welche der ruhmlichst bekannte Verf. unter den Papieren des sel. Lessing fand, gab ihm die Veranlassung zu dem Titel dieses Buchs, welcher, ohne diese Erklärung, vermuthlich den allermeisten unverständlich seyn würde. Nach derselben wird man aber schon vermuthen, daß kleine Abhandlungen, und allerhand kleine Nachrichten, welche der Verf. gelegentlich entwarf oder auffand, den Inhalt des Buchs ausmachen. Man findet darin viele artige, neue und angenehme Bemerkungen zur neuern Geschichte, welche Kenner und Freunde derselben sehr belehrend und unterhaltend finden werden. Folgende kurze Anzeige wird dieses Urtheil bestätigen. I. Von einigen seltenen Siegeln im F. Hauptarchive zu Wolfenbüttel. Es sind: 1) das Siegel eines Meisters der Tempelherren von 1279, in schwarzes Wachs gedruckt. Wirklich eine vorzügliche Seltenheit. 2) Siegel eines Komturs der Tempelherren von 1308, in weißes Wachs gedrückt. Die dabey aufgeworfenen Fragen des Verfassers, so wie besonders das erstere Siegel, verdienten wohl noch eine nähere Untersuchung. 3) Das bleierne Siegel der Kirchenversammlung zu Basel, von 1439. 4) Braunschweigisches Majestätssiegel. Gruber sagt, die weltlichen Fürsten, Kaiser und Könige ausgenommen, wurden auf ihren Majestätssiegeln allezeit zu Pferde, in völliger Rüstung, mit einer Fahne, vorgestellt; und Spieß scheint ihm beyzupflichten, wenigstens zu glauben, daß die Fürsten auf den Majestätssiegeln immer in Person vorgestellt wären. Hier wird dagegen ein Siegel aus einer Urkunde Herzogs Heinrich des Aeltern von Braunschweig angeführt, welches beyde Eigenschaften nicht hat, und doch in der Urkunde selbst sein Majestätssiegel genannt wird. 5) Ein Fischerring auf einem Breve Pius des IV. von 1560, welcher sich gut erhalten hat, und hier, der großen Seltenheit wegen, umständlich beschrieben wird. Auch ist er, so wie das erste, zweyte und vierte Siegel, in Kupfer gestochen, bey-

gefü-

gefüget. II. Erbauliche Reime aus dem sechszehnten Jahrhunderte. Aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Einige sind mit Albrecht Dürer's Zeichen versehen, und haben also vermuthlich diesen berühmten Künstler zum Verfasser. III. Vertrag zwischen dem Könige Christian dem II. zu Dänemark und den Herzogen Erich und Heinrich dem Jüngern zu Braunschweig und Lüneburg, von 1523. Es ist ein Bündniß, welches der unglückliche König mit den beyden Herzogen schloß, und welches den beyden berühmten Geschichtschreibern Schlegel und Christiani unbekannt geblieben ist. IV. Summarischer Bericht von den Achenschen Händeln Das weitläuftigste Stück in dieser Sammlung. Es ist ein Bericht des Raths vom 7ten Jun. 1582, welchen Häberlin nicht gekannt zu haben scheint, und der also zur Erläuterung, Berichtigung und Bestätigung dessen dienen kann, was dieser berühmte und verdiente Geschichtschreiber von dieser Sache im 11ten und 12ten Bande seiner neuesten deutschen Reichsgeschichte erzählt hat. V. Der theologischen Facultät zu Helmstädt Bedenken über die Cöllnischen Händel, vom 6 Aug. 1583. Die damaligen Herren Theologen zu H., namentlich Tilemannus Heshusius, Daniel Hofman und Basilius Satler, sind der Meynung, daß man allerdings Gottes Wort mit dem Schwerdt vertheidigen, sich des bedrängten Kurfürsten von Cölln annehmen müsse, und auch allenfalls selbst dem Kaiser zu gehorchen nicht schuldig sey. Der ganze Aufsatz ist für die damaligen Zeiten nicht übel geschrieben, und man wird ihn mit Vergnügen lesen. VI. Summarische Relation von dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1613. VII. Kriegssteuer in Böhmen im Jahr 1620. VIII. *De quadam unione ao.* 1621. Spottgedicht auf die Union der evangelischen Stände. IX. Einige merkwürdige Briefe aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte. Es sind fünf, von denen besonders die beyden letztern, welche die Regierungsveränderung in Portugal im J. 1667 betreffen, merkwürdig sind. X. Zur Geschichte des grossen Nordischen Krieges gehörende Schriften. 1) Patkul's Bedenken über die Schwedische Invasion in Sachsen, vom 8 März 1705. Ein schönes Stück, worüber der Verf. auch in der Vorrede eine sehr gegründete Anmerkung macht. Eben dies gilt auch von dem folgenden Aufsatze. 2) Effigies corporis et animi Caroli XII. Sueciae regis a Polono Nobili

de-

descripta ao. 1706. Diese Schilderung ist freylich sehr lobrednerisch, wie schon der Schluß zeigt: Carolus est Mars sine Venere, Alexander sine vino, Iulius Caesar sine libertatis oppressione; aber dem unerachtet verdienen doch solche gleichzeitige Stücke aufbewahrt zu werden, weil eine sorgfältige Prüfung leicht das Uebertriebene zeigen kann, und doch meistens einige Wahrheit darin zu finden ist. 3) Ein Schreiben die Audienz des H. von Marlborongh bey Karl XII. betreffend, worin zugleich eine Schilderung des erstern vorkömmt. XI. Protocoll bey der Belehnung des Königs Friederich IV. von Dänemark mit dem Stad und Budjadinger Lande, vom 13 Octbr. 1707. Zwar steht in Lünig's theatro ceremoniali eine Beschreibung dieser Belehrung; aber sie ist bey weitem nicht so genau und vollständig, als das hier mitgetheilte von dem Lehnssecretär geführte Protocoll. XII. Unterschiedliche die neuere Rußische Geschichte erläuternde Nachrichten. 1) Von der Erziehung des Kais. Peter II. und der Töchter Peters I. 2) Einkünfte, welche in Petersburg, Cronstadt, und den Districten des Petersburg. Gouvernements 1723 in die Casse eingeflossen sind. 3) Nachrichten und Anecdoten die letzte Krankheit und den Tod Peter I, und den Anfang der Regierung Catharina der I. betreffend. 4) Portrait de la princesse et duchesse Anne d'Holstein. 5) Auszug aus einigen Berichten eines deutschen Ministers am Rußischen Hofe in den Jahren 1727, 28 und 29. Die Anecdoten, welche hier und in den vorhergehenden Aufsätzen vorkommen, geben allerhand angenehme Erläuterungen der Rußischen Geschichte in diesem Zeitraume, und zum Theil Bestätigungen des davon schon Bekannten. XIII. Einige Bemerkungen aus den Condolenzschreiben großer Herren, wegen des Absterbens des letztverstorbenen Herzogs Carl von Braunschweig. Wir wollen nur einige auszeichnen. Auch in den Ceremonialschreiben großer Herrn verliert sich die bisherige Weitschweifigkeit und Steifigkeit immer mehr und mehr, und der Ton fängt an, natürlicher zu werden. Der König von Frankreich nennt den Herzog mon cousin, wenn er gleich auch an einen duc et pair de France so schreibt, des himmelweiten Unterschiedes zwischen diesem und einem deutschen Herzoge unerachtet. Das Condolenzschreiben des Kurfürsten zu Pfalzbaiern schien dem V. so merkwürdig, daß er es ganz hat abdrucken lassen. Und wirklich ist es so ganz sonderbar, daß wir es auch hier ab-

schrei-

schreiben würden, wenn nicht der Raum es verböte. Es gehört wirklich in eine Sammlung von sonderbaren Briefen des letzten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts recht vorzüglich. XIV. Vermischte litterarisch-, historisch-, statistische Anzeigen und Nachrichten. Wir zeichnen nur aus der letzten, welche die Länder der Fürsten und Grafen zu Stollberg betrifft, einiges aus. Stollberg Wernigerode hatte (1780) 100,000 Rthlr. Einkünfte, und gegen 450,000 Rthlr. Schulden; Stollb Stollb. 380,000 Rthlr. Schulden, u. 50,000 Rthlr. Einkünfte, Stollb Rosla über 30,000 Rthlr. Einkünfte, und 280,000 Rthlr. Schulden; Stollberg Gedern 800,000 Reichsgulden Schulden, und 15,000 Reichsgulden Einkünfte, wovon der Fürst eine Competenz von einigen tausend Gl. erhält. Die jährliche Apanage der nachgebohrnen Grafen zu Stollberg Rosla ist 10:0 Rthlr., das festgesetzte Witthum der Gräfinnen 1200 Rthlr.

Da am Schlusse dieser Sammlung: Ende des ersten Bandes, steht: so erhalten wir dadurch die angenehme Hoffnung einer Fortsetzung dieser schönen Sammlung, welche man mit Vergnügen aus den Händen des gelehrten Verfassers annehmen wird.

Zg.

Jacob Benignus Bossuet, Bischofs von Meaux, Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion, fortgesetzet von Johann Andreas Cramer, Kanzler der Universität Kiel. Sechste Fortsetzung oder sechster Theil. Leipzig, bey Breitkopf. 1785. 878 Seiten in gr. 8.

Nach einem 13jährigen Zwischenraum liefert Hr. C. dem deutschen Publikum einen neuen Theil seines wichtigen und mühsamen Werkes. Wenn alle Verfasser angefangener Werke so gegründete Ursachen des Verzugs hätten, wie Er, und das lange Warten auf ihre Fortsetzungen so reichlich belohnten, wie eben derselbe: so müßte man ihnen für den Verzug sehr danken. Er liefert uns hier eine sehr mühsame, treue und aus den Urkunden geschöpfte Abschilderung des Zustandes, der Schicksale und der Veränderungen der Wissenschaften, der freyen und der schönen Künste, und ihres Verhältnisses gegen

die

igion im zwölften Jahrhundert — und giebt Nach-
n von dem Gebrauche der h. Schrift, und den Schick-
ihrer Auslegung, von dem Zustande der Patristik, und
tcksalen und Veränderungen sowohl der positiven
te, als ihrer Lehrart durch die Bemühungen ver-
der Gelehrten — in welchen gar oft du Pin, Ceillier,
, Oudin, Fabricius, die französischen Benediktiner
andere Ordensschriftsteller, Fleury, Natalis Alexan-
r, Spanheim, Brucker und Tribbechov durch ein
olles Studium der Quellen verbessert, berichtiget und
. Mit Recht vergleicht er jene Schriftsteller zum
mit Reisebeschreibern, welche uns von den Städten,
sie auf ihren Reisen gesehen haben, nichts weiter, als die
ihrer Erbauung, die in die Stadtthore eingegra-
ind, die Flüsse, von denen sie durchströmt werden, die
ng der Einwohner, die Brunnen und die Gewerbe zu
n wissen, ohne uns von ihrer Kunst und Geschicklich-
n, von ihren innern Verfassungen und Sitten, und
dem ein Wort zu sagen, was sie von andern Men-
zeichnet und unterscheidet. — Ueber die Quellen,
gebraucht hat, erklärt er sich in der Vorrede, und giebt
die Ursachen an, warum er sie nicht Seite für Seite
rt habe. Diese können seine Zeitgenossen befriedigen,
Ursache haben, in den redlichen Gebrauch seiner
ein Mißtrauen zu setzen; aber für die Nachwelt, die
rakter nicht so, wie wir, kennt, wäre doch besser
r gewesen. Und kann wohl die Redlichkeit einen
steller gegen Irrthum und Uebersehen schützen?

Doch zum Werke selbst! Es ist in zehen Abschnitte ge-
t. Der erste handelt von dem Zustande, den Schicksa-
Veränderungen der Wissenschaften der freyen und
en Künste, und ihrem Verhältnisse gegen die Religion
ölften Jahrhunderte, (S. 1 — 80.) Hier werden die
genennt, welche die Wissenschaften besonders schützten
ten — wie auch Päpste und Bischöfe — die Or-
die Gelehrsamkeit besonders trieben — die Schulen,
men die Wissenschaften mit besonderm Glück gelehrt wurden
ders zu Paris, wo nach S. 34 auch eine Art von Buch-
hriebenen Büchern getrieben wurde. Hierauf ist
von dem Zustande der gelehrten Sprachen, der Dicht-
Beredsamkeit, der historischen Kunst, der Philo-
sophie,

sophie, der bürgerlichen und canonischen Rechtsgelehrsamkeit — (Gratianus heißt S. 68 noch ein Benedictiner. Es scheint also Hrn. C. unbekannt geblieben zu seyn, was in den Annali Bolonesi Vol. I. S. 261 f. gegen seinen Mönchsstand eingewendet wird.) — Vom Zustande der Musik, und besonders der gottesdienstlichen, und der übrigen schönen Künste. — II. Abschnitt. Von dem Gebrauche der h. Schrift, und den Schicksalen ihrer Auslegung im zwölften Jahrhunderte. (S. 81 — 130.) Bey der großen Menge von Geistlichen im Occident, welche die Schrift weder verstanden noch lernten, und sich lieber einem freyen Müssiggange und allen Ausschweifungen eines wollüstigen und weichlichen Lebens überließen, fehlte es doch nicht an guten und frommen Männern sowohl im Lehrstande, als in den Klöstern, welche wahre und große Vorstellungen von dem Werthe der h. Schrift, und von ihrem Vorzuge vor allen menschlichen Aussprüchen, und selbst der Concilien und Kirchenväter hatten — die vornehmsten derselben werden hier aufgeführt Die Bibel war auch noch in den Händen des gemeinen Mannes, und das Lesen derselben wurde allen Christen empfohlen, und besonders in Deutschland bey dem öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Besonders wurde auch den Mönchen das Lesen der h. Schrift angerathen, und die Nonnen wurden dazu ermuntert. Von dem Canon der h. Schrift und den dazu gehörigen Büchern, hatte man noch eben die Begriffe, die man in den ältern bessern Zeiten davon gehabt hatte, und man unterschied sie sorgfältig von den apokryphischen. Zwar hatte man schon lange der h. Schrift die Aussprüche und Schlüsse der Concilien, der römischen Bischöfe, und der ältern Kirchenväter als eine zweyte Hauptquelle aller christlichen Erkenntniß an die Seite gesetzt; allein Gratian in seinem Dekrete behauptete doch ohne Widerspruch das Gegentheil; daher man sich nicht wundern darf, daß seine Sammlung der Kirchengesetze keine feyerliche Bestätigung von den römischen Bischöfen erhalten konnte — Aber die Auslegungskunst war bey dem allen in den schlimmsten Umständen, wovon mancherley Beweise angeführt werden. Bey dieser traurigen Beschaffenheit der Schriftauslegung konnte freylich die Erlaubniß, die Bibel ungehindert zu brauchen, keinen Einfluß in die Aufklärung des Volks haben; vielmehr wurde durch die allegorischen und tropologischen Auslegungen derselben der Aberglaube der Christen, die fanatische Verehrung des Mönchslebens

und seiner Andächteleyen, die Verachtung aller bürgerlichen Pflichten, die nun den herabsetzenden Namen weltlicher und irdischer Geschäfte erhielten, ausgebreitet, immer mehr bestärkt, und weiter fortgepflanzt, und zugleich die Neigung zum Wunderbaren unter dem Volk so sehr genährt, daß alle Wunder, wie ungereimt und lächerlich sie auch seyn mochten, Beyfall und Glauben fanden; und selbst die, welche unter den Mönchen durch Gelehrsamkeit und Einsicht sich auszeichneten, waren bereit, die seltsamsten Erzählungen davon zu glauben, weiter zu erzählen, und ihnen durch einen ungereimten Gebrauch der Schrift Ansehen und Glaubwürdigkeit zu verschaffen. — III. Abschnitt. Ueber den Zustand der Patristik und die Schicksale und Veränderungen sowohl der positiven Theologie, als ihrer Lehrart im zwölften Jahrhunderte. (S. 151 — 308.) Die Kirchenväter wurden zwar nicht mehr so eifrig gelesen und studirt, als in den vorhergehenden Jahrhunderten; doch legte man die Fesseln ihres Ansehens nicht ab, und erlaubte sich keinen Widerspruch gegen ihre Aussprüche. Es fanden sich auch immer noch Gelehrte, welche glaubten, daß die lateinischen (denn die griechischen kannten sie wenig) Väter des 4ten, 5ten und 6ten Jahrhunderts die zuverläßigsten Lehrer des Christenthums wären, denen keiner der neuern an die Seite gesetzt werden könnte. Ihre vornehmsten Verehrer werden genannt, und gezeigt, wie diese aus den Kirchenvätern die Lehrsätze, welche den Lehrbegriff der Kirche ausmachten, gesammlet, mit ihren Aussprüchen belegt, und zugleich mit Entscheidungen allgemeiner oder besonderer Kirchenversammlungen wider die Einwendungen der Ketzer bestätiget, und daraus die positive Theologie erschaffen haben. Im gemeinen Vortrag der Religion, hauptsächlich für die Laien, blieben die Verehrer der positiven Theologie bey der seit langen Zeiten gewöhnlichen historischen Methode, indem sie das Wichtigste aus der biblischen Geschichte des A. T. erzählten, die zehn Gebote und das apostolische Glaubensbekenntniß erklärten, das Vater unser auswendig lernen ließen, und ihren Zuhörern einen kurzen Unterricht von der Taufe, vom Abendmahl und von der Beichte ertheilten, ohne sich darum zu bekümmern, ob der gemeine Mann das, was er ins Gedächtniß faßte, auch verstände, und zu seiner Besserung anwenden könnte, oder nicht. Indessen gab es doch einige, der Scholastik eben nicht geneigte Gelehrte; welche einen Mittelweg zwischen der alten und

neuen Lehrart einschlugen, und nicht allein den gelehrten ausführlichen Vortrag einzelner Lehrstücke philosophischer einrichteten, sondern auch fast alle Lehren der Religion, in einem zusammenhangenden Lehrbegriff zusammenstellten. Exempel werden (S. 138 — 158.) aus dem Honorius von Augt, (sonst unrichtig Autun) der S. 148 fast eben so spricht, wie Leibnitz in seiner Theodicee — aus dem Odo oder Adard, Bischof von Cambray (S 158 — 207) und aus dem Elucidarius oder Aufklärer der Religion, welcher sonst fälschlich Anselmen von Canterbury zugeschrieben wurde (S. 209 — 246) gegeben. Hierauf wird die positive Theologie des H. Bernhard charakterisirt (S. 247 — 270.), wie auch Hugo und Richard von S. Victore (S. 271 — 275), womit man aber in Ansehung Hugo's den 10ten Abschnitt S. 791 f. vergleichen muß — Hugo, Erzbischof von Rouen (S. 275 — 294), von welchem aber Hr. C. nicht entscheiden will, ob er ein Vorläufer der Scholastiker gewesen, oder zwischen diesem und den positiven Theologen in der Mitte einher gegangen sey. Von Gottfried von Vendome, der nur von fünf Sacramenten spricht — von Peter dem Ehrwürdigen von Clugny, Guibert von Nogent, Arnold von Rochester, Petrus von Blois — der in seinem 148 Briefe zuerst das Wort Transsubstantiation gebraucht, aber doch dabey behauptet, daß der Leib Jesu im Abendmahle nicht seiner eigenen Natur nach, in welcher er nur an Einem bestimmten Orte seyn könne, und auch wirklich im Himmel sich befinde, sondern durch seine allmächtige Kraft und auf eine geistliche Weise gegenwärtig sey — von Stephanus, Bischof von Dornik — von Wilhelm, Abt des Klosters vom H. Dietrich bey Rheims — Arnold von Lisieux — von Philipp Harvengs von Bonnesperance und andern redet er kürzer. IV. Abschnitt. Ueber Peter Abälards Versuche, den Lehrbegriff der Religion seiner Zeit dialektisch zu erklären und zu beweisen (S. 309 — 441). Zuerst von den litterarischen Arbeiten und Schicksalen Abälards so befriedigend und pragmatisch, wie man es von einer Meisterhand in historischen Schilderungen erwarten kann. Er schließt diese Vorstellung mit der wahren Betrachtung, daß nicht vornehmlich die Vorzüglichkeit seiner Talente, und seine für die damaligen Zeiten wirklich große und ausgebreitete Gelehrsamkeit, als vielmehr auf seiner Seite die zu ehrgeizige Begierde, als ein neues außerordentliches Gestirn in der Kirche

[illegible]

glänzen, und den Ruhm, besonders seiner ersten Lehrer, zu verdunkeln; auf der Seite seiner Gegner aber die Erbitterung über, die Furcht, ihr Ansehen darüber zu verlieren, und neidische Gefühl seiner größern und ihrer eingeschränktern Kenntnisse Schuld an den mannichfaltigen Widerwärtigkeiten gewesen sey, die ihn von seiner ersten Erscheinung in der gelehrten Welt an, fast bis zum letzten Odemzuge seines Lebens verfolgt haben — Die Anekdote, die Berengarius von der Kirchenversammlung zu Sens, die wider den Abälard gehalten wurde, beschreibt, ließ sich im Deutschen nicht so gut ausdrücken, als im Lateinischen. S. 328 wird sie so erzählt: die Bischöfe (welche ihn richten sollten) waren von den Dünsten des Weins so benebelt, daß sie alle, wie von einer Lethargie befallen, in einen tiefen Schlaf versanken. Der Vorleser schrie, und der Zuhörer schnarchte. Dieser stützte sich auf seinen Ellbogen; ein anderer legte sich auf ein weiches Kissen zurück, um seine Augen von einem sanften Schlummer schließen zu lassen; ein anderer lag mit dem Kopf auf den Knieen und schlief. Stieß denn der Vorleser auf eine ihm bedenkliche Stelle, und rief den Bischöfen, die nun ganz taub waren, zu: verdammet ihr's? so riefen einige, die dadurch aus ihrem Schlafe geweckt wurden, mit Kopfschütteln: wir verdammens; andere hingegen wiederholten nur die letzten Sylben, und schrien halb schlaftrunken: dammens, ammens. Im Lateinischen lautet es komischer, wenn der Vorleser fragte Damnatis? so antworteten die noch nicht so einfälligen: Damnamus; die andern nur mit der letzten Sylben: Namus. Die Vorstellung seiner Lehren, und die Einwendungen seiner Gegner, nebst dem Urtheil des Herrn V. darüber, das gewiß sehr gerecht ist, muß man bey ihm selbst nachlesen.

V. Abschnitt. Ueber des Card. Robert Pulleins Lehrart, die Lehrsätze der Kirche als streitige Aufgaben durch Erklärungen und Auflösungen zu erläutern und zu bestätigen (S. 442 — 529). Zuerst etwas von seinem Leben und Schicksalen. Er schrieb noch vor dem Lombardus zu Paris, wo er die Theologie lehrte. Sein Werk verbreitet sich fast über alles, was zur Theologie seiner Zeit gerechnet werden kann, und beweist, daß er Sprachen und Beredsamkeit mehr, als die Weisen seiner Zeitgenossen in seiner Gewalt gehabt habe. Durch die hier gelieferten Auszüge wird man richtigere Begriffe von seiner Denkungsart, als durch die Auszüge des

Ceillier bekommen. Man kann zur Geschichte der Glaubenslehren vieles daraus lernen.

VI. Abschnitt. Von den philosophischen Irrthümern, welcher Gilbert von Poitiers in dem kirchlichen Lehrbegriff des Christenthums beschuldigt worden ist (S. 530 - 552.) Seine Schicksale und Meynungen werden erzählt, und ganz richtig geurtheilt, daß er sich der Ehre, die er sich durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit unter den Gottesgelehrten seines Zeitalters erwarb, ruhig zu erfreuen gehabt haben würde, wenn er sich weniger von dem gemeinen betretenen Wege der positiven Theologie entfernt, und Bernhards nur allmächtigen Einfluß in alles, was in der Kirche vorgieng, mehr gekannt, oder mehr geehrt hätte.

VII. Abschnitt. Von der zweyten Ausbildung der scholastischen Theologie, besonders durch die Schriften Roberts v. Melun in Frankreich und England. (S. 553 — 386.) Bey allem Mißbrauch der Dialektik, und bey allen Verfolgungen, welche Bernhard über ihre Verehrer verhängte, blieb doch allgemeine Hochachtung gegen die philosophischen Theologen; und sie ward noch größer, als Johann Burgundio von Pisa das Werk Johanns von Damascus von dem rechten Glauben aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt hatte. Nun folgte Robert Folioth mit seiner Summe der Theologie, die (S. 555 — 584) in Auszug gebracht, und dabey (S. 573) bemerkt wird, daß es schon damals unter den Philosophen einige gegeben habe, welche über die Entstehung der Körper, wie Leibnitz in seiner Lehre von den Monaden, gedacht haben, und daß sie Robert mit eben den Gründen bestritten habe, wie in unserm Jahrhundert die Leibnitzische Monadologie bestritten ward.

VIII. Abschnitt. Ueber Peters des Lombarden vier Bücher kirchlicher Lehraussprüche (Sententiarum). (S. 586 — 754.) Hr. C. hat zwar durch einen im Anhang (S. 849 — 878) aus des unbekannten Mönchs Bandin Summe abgedruckten Auszug sehr wahrscheinlich gemacht, daß der Ruhm, den Lombardus durch seine Summe erlangt habe, mehr diesem Bandin, den er ausschrieb, gebühre. Doch will er, da die Sache noch nicht vollkommen gewiß ist, dem Lombarden den wohlhergebrachten Rang nicht nehmen, und handelt umständlich von seinem Leben und Lehrbuche, [illegible]-
chem

keinen neuen machen wollen. Wer indes-
g hat, sich durch die Dorngebüsche des Scho-
unter Leitung des Hrn. S. durchzuarbeiten, der wird
ich besonders durch die eingestreueten Be-
schichte der Glaubenslehren, belohnt
n wir zur Probe anführen. Lom-
chreibt die Taufe, wie Luther in seinem kleinen
: Sie ist Wasser in Gottes Wort verfaßt,
Wort verbunden. (S. 744.)

Abschnitt. Von dem theologischen Lehrbuche Pe-
Poitiers, Canzlers der Universität zu Paris (S.
754—790). Es ist dialektischer, kürzer und gedrungener,
rer und unverständlicher, als das Buch seines Leh-
Lombardus, und giebt dem Hrn. S. wieder man-
treffliche Anmerkungen zur Geschichte der Glau-
zu machen.

X. A t. Ueber den Lehrbegriff des Mönchs Hu-
dem er des H. Victor zu Paris, in seinem
ramenten, wie auch von Bandins theo-
ume (791—848). Von Hugo's Werk hatte
n nur aus den Auszügen des Ceillier geurtheilt.
Werk selbst erhielt, fand er Ursache, günstiger von
heilen, welches hier geschieht, und durch Zerglie-
Schrift bewiesen wird. S. 847 stehen die
das Plagiat aus Bandins Summe, dessen sich
ldig gemacht hat. Von dem Anhang ist
ger.

christlicher Jahrbücher, oder ausführlicher
len über die Kirchenhistorie, von D. Joh.
U. Semler. Zweyter und letzter Theil bis
Jahr 1500. Halle, in der Hemmerdeschen
ndlung. 1786.

Der erste Theil dieses Versuchs, welcher schon im J. 1783
herauskam, ist bereits in dem zweyten Stück des 59. Ban-
des dieser Bibliothek S. 494 recensirt; und der gegenwärtige
Recensent findet keine Ursache, von dem Urtheil jenes Re-
censenten bey diesem zweyten Theil abzugehen. Hr. S. hat

 auch

auch hier nicht nur allgemein bekannte Begebenheiten für Anfänger aus dem unermeßlichen Vorrath der Geschichte ausgehoben, sondern oft allerhand an sich kleinscheinende, aber in mancher Rücksicht erhebliche Umstände und Begebenheiten zusammengestellt, die der Leser nicht erwartete, aus denen sich aber wichtige Folgen ziehen lassen. Vornehmlich ist er auf die fortgesetzten, und immer weiter um sich greifenden Versuche, den hierarchischen Despotismus auszubreiten, und bey seiner Kraft zu erhalten, wie auch auf die unter den Christen fortschreitende Kultur sowohl durch die Bemühungen der von der Kirchenreligion abweichenden Partheien und Personen, als auch durch manche Anstalten der herrschenden Kirche, z. E. durch Klöster, Schulen, Universitäten, aufmerksam gewesen; wie denn auch die Leser bey dem Anfang jeden Jahrhunderts auf diese Gesichtspunkte hingewiesen werden — Bey dem J. 1476 muß wohl etwas ausgelassen seyn. Da lesen wir: „Herzog Carl von Burgund ist so unbedachtsam die Schweizer anzufallen, er verliert alles Geschütz; noch grösser ist sein abermaliger Verlust bey Muret, da er selbst umkömmt." Wo es heißen sollte: und, nach der Schlacht bey Murten, in der Belagerung von Nancy, wo er in einer Schlacht umkömmt. — Schade ists, daß zur Ersparung des Raums die Anzeige der Quellen bey einzelnen Begebenheiten fast durchaus weggeblieben ist. Daher Anfänger, oder auch mit allen Quellen nicht bekannte Leser genöthiget sind, darüber oft seine Selecta capita, oder seine Auszüge nachzuschlagen. — Möchte doch Hr. D. S. sich erbitten lassen, die christlichen Jahrbücher mit diesem Theil nicht zu schliessen, sondern noch den dritten über die zwey folgenden Jahrhunderte auszuarbeiten. Unsere Bitte ist gewiß auch der Wunsch eines grossen Theils des deutschen Publikums.

Die Vorrede können wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie giebt verschiedene nützliche Winke über die bessere und nutzbarere Einrichtung der Sammlungen zur Kirchenhistorie, die verdienen von denen verstanden und befolgt zu werden, welche in Zukunft Kirchenhistorien schreiben wollen. Er eifert darin besonders gegen die alten Vorstellungen von einer einzigen, wahren und unveränderlichen Kirche, welche alle Freyheit der Privatreligion der Christen aufheben; und leitet daher die eifrigen, undankbaren, ganz gewiß nächstens sehr nachtheiligen Bemühungen, eine Gesamm-

samtkirche, eine grosse Religionsfraternität in Deutschland, oder gar in Europa, abermalen zu errichten, wozu man freylich auch Fürsten und Herren einlade, um ja sein Ideal, seine großscheinenden, und doch recht sehr kleinen, mikrologischen Absichten durchzusetzen. Und dann sagt er ungeheuchelt seine Gedanken von der Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit. „Ich kann nicht anders, sagt er, „als mich sehr wundern, daß der Geist der Fraternitäten, der „Ordensverbindungen aus der päpstlichen ehemaligen Kirche „so künstlich, so politisch nun unter Protestanten ausgebreitet „wird, da er in manchen katholischen Staaten seine, nicht „eben ehrenvolle, Dimission erhalten hat. Ehedem vereinig„ten sich Mönchsorden und ähnliche Gesellschaften wider die „ihnen lästige Macht der Bischöfe, halfen zur Vergrößerung „des Papstes, der über alle wäre, und also durch sie Kaiser „und Könige und Bischöfe sehr anständig zu seinen und der „Kirche äußerlichen Absichten brachte. Jetzt, da hie und da „weise Regenten die Religionsfreyheit und Toleranz zum Glück „und Heil ihrer Staaten selbst befördern, giebt es Conföderationen unter Protestanten, ja selbst mit den Gliedern der rö„mischen Kirche: zu welchem Endzweck? Wer hat hier „ein Interesse? Die Antwort lasse ich mir wenigstens nicht „durch jene Blätter geben, wo man einen Christus am Kreuz, „und ringsherum in einander geschlungene Hände, aufs Ti„telblatt in Kupfer gestochen hat! Solche Mikrologien, „solche kindische Tändeleien, sind die Mittel zu blos mensch„lichen äußerlichen Absichten; die Andachten an das corculum „Iesu, an die fratrem dolorum sind auch in Kupfer gesto„chen: aus dieser alten Fabrik kommen solche ganz unchrist„liche, sinnliche Produkte. Das heißt, wachsen in der Gnade „und Erkenntniß Christi! das heißt, ablegen, was kindisch „ist! sich immer mehr vorwärts bemühen! — Eine Gesell„schaft zur Erhaltung der reinen Lehre wendet solche Mittel „an! Christus, den Christen immer mehr anziehen, und „selbst immer mehr eine neue moralische vollkommenere Krea„tur dadurch werden sollen, sollte wohnen durch den eigenen, „freyen, lebendigen Glauben der Christen in ihrem Herzen, „welches eine unaufhörliche, immer fortgehende geistliche Be„wegung des Verstandes und Willens aller einzelnen „Christen, in allen Zeiten, nach den jedesmaligen Umstän„den, ist und seyn muß — Christus — wird zur Erhaltung

„der reinen Lehre so seltsam in Kupfer gestochen, von Prote„stanten so empfohlen, im 18ten Jahrhundert — zur Erhal„tung der reinen Lehre!" (Hier hat der Eifer den Hrn. D. wohl ein wenig zu weit geführt; und die Mitglieder der Gesellschaften dürften es vielleicht Chikane nennen, wenn sie beschuldiget werden, als ob sie Christum zu Erhaltung der reinen Lehre so hätten in Kupfer stechen lassen. Ein großer Theil der Mitglieder mag auch wirklich an dieser Vorstellung sehr unschuldig seyn — Wer weiß auch, ob nicht manches der Erfindung des Künstlers überlassen war: und darf man sich wohl wundern, wenn in Augsburg Künstler jesuitischen Geschmack haben? Aber freylich mag den meisten Mitgliedern das Bild eben nicht mißfallen haben. Denn, wie man aus ihren Protokollen sieht, zielt alles bey ihnen auf schwärmerischen Pietismus — und dieser hängt am Sinnlichen. Ob aber hinter diesem sinnlichen Marionettenspiel eine unsichtbare Hand verborgen sey, die, wie manche vermuthen, alles dirigirt, das wird die Zeit lehren.) „O lieber, lieber Luther, „dachtest du wohl diese Geschichte deiner Nachfolger? — „Deine Schüler wollen einige oder etliche Redensarten von „Christo an einen Stock und Pfahl binden oder anschmieden, „daß ja kein Christ über diese Redensarten, (oder über den „Kopf, über das Herz dieser neuen Brüderschaft) hinaus„gehe. Das nennen sie Erhaltung der reinen Lehre! Gera„de wie jemalen einige Schock Bischöfe etliche Redensarten „festsetzten, und dies die reine Lehre nannten, die allen Chri„sten zu ihrer Seligkeit, einmal wie allemal, nöthig sey. „Solche Künste lassen wir Protestanten wieder zur Hinter„thür ein, durch welche doch ehedem jene Zeugen der Wahr„heit, wie sie sonst bey uns hießen, zur Erhaltung der da„maligen reinen Lehre der Kirche, auch zur Ehre Jesu Chri„sti, verbrannt wurden!" — Doch es würde zu lange währen, wenn wir alles abschreiben wollten.

Die Absicht der sogenannten deutschen Religionsvereinigungsgesellschaft des Hrn. Masius erklärt er für noch gröber und sichtbarer, und zeigt das Abgeschmackte in der Erklärung dieser Gesellschaft, daß sie sogleich den Papst für den Statthalter Christi erkennen wolle, wenn jemand die Lehre von der Gottheit Christi, und von seiner stellvertretenden Versöhnung umstoßen würde.

Yf.

Daß

Daß die Pfalzgrafen bey Rhein noch vor der Wittelsbachschen Regierung die ersten weltlichen Kuhrfürsten und Reichs Erz-Truchsessen gewesen, und so die heutige Pfalzbaiersche Kuhr ursprünglich für die Pfälzische Kuhr zu achten sey, wird mit zuverläßigen Zeugnissen der Geschichte gegen eine neuere Behauptung dargethan. Frankfurt und Leipzig, 1786. 4.

Der Hr. Professor Fischer zu Halle gab im vorigen Jahre eine kleine Schrift in Druck, die den Titel führt: Abhandlung über die Baiersche Kuhrwürde, und die damit verknüpfte Untrennbarkeit der Pfalzbaierschen Erbländer; worin er die Meynung äußert, daß die heutige Pfalzbaiersche Kuhr ursprünglich auf Baiern allein gehaftet, und nur zuerst sich auch auf die Pfalz mit erstrecket, bis ohngefähr zur Zeit der güldnen Bulle der Pfalzgraf sich solche allein angemasset habe. Gegen diesen, wider die bisher angenommene Behauptung, aufgestellten Satz, hat der ungenannte gel. Verfasser mit vieler Belesenheit und scharfsinniger Kritik, aber auch mit bittern Ausdrücken gegenwärtige Schrift aufgesetzet, die jene überzeugend in ihrer völligen Blösse darstellet, ohngeachtet wir dafür halten, daß ursprünglich der Herzog von Baiern, als einer von den großen Nationalherzogen nothwendig ein Kuhrrecht gehabt haben muß, so auch hier nicht geleugnet wird. Wie aber Baiern und Pfalz vereiniget war, so hatte *Otto illustris* 2 Kuhren, die Nachkommen seines ältern Sohns, die Pfalzgrafen erhielten sich bey der Rheinfränkischen Kuhr, die auf sie gekommen war, die Nachkommen seines jüngern Sohns die Herzoge von Baiern vernachläßigten ihr Kuhrrecht, und Böhmen gelangte zum Besitz desselben, wie aus der Geschichte bekannt ist. Dieses ist ohngefähr die Lage, worüber beyde Schriften zu beurtheilen sind, zumal der Hr. Prof. Fischer die Rheinischen Pfalzgrafen zu weit herunter setzt, und sie den Provinzialpfalzgrafen fast gleich macht, da sie doch jenen weit vorzuziehen sind, indem die Rechte aus dem eingegangenen Rheinfränkischen Herzogthum auf sie gekommen sind.

Der Hr. Verf. geht erstlich §. 3. auf die ersten Ursprünge der deutschen Wahlrechte zurück, und zeigt von Epoche zu

Epoche, wie sich solche verändert haben, hiernächst zeigt er §. 4 wie die Rheinpfalz mit Baiern vereiniget ist. Daß bereits in den ältesten Zeiten die Herzoge von Rheinfranken Erzdruchsesse des Reichs gewesen, lehret schon die Wahl des Kaisers Otten I, und wie dieses Herzogthum eingegangen, und auf Ostfranken fundiret worden, so erhielte solches das Stauffische Haus S. 20, welches dadurch die Erzdruchsessen Würde erhielte, und mit der Erzkämmerer Würde, die auf Schwaben haftete, verknüpfte. Nach des Kaisers Friederichs I. Tod 1105, theilten sich seine Söhne, und Konrad erhielte Ostfranken mit der Erzdruchsessen Würde, S. 20. Das auf Baiern haftende Erzschenken Amt soll, wie es S. 22 sehr wahrscheinlich gemacht ist, Herzog Heinrich der Stolze, der schon wegen Ostfranken Erzdruchses, und wegen Sachsen Erzmarschall war, an den Herzog Sobieslav I. von Böhmen abgetreten haben, welches K. Rudolff I. seinen Nachfolgern im Jahr 1290 nochmals bestätiget hat, und König Wenzel von Böhmen hat auch das Erzschenken Amt 1298 auf dem großen Hofe K. Albrechts I. zu Mainz, nach dem Zeugniß der Colmarischen Chronik persönlich ausgeübet S. 23.

In dem 6. § weiset der Verf. den Hrn. Fischer wegen des Erzdruchsessen Amts zurecht, und zeigt ihm, daß solches nicht durch die Schenkung des jungen Conradins an Baiern, und durch Theilung und Beleihung an Pfalz gekommen sey, wie er angiebt. Vielmehr hat er schon gründlich vorher ausgeführet, daß, da einmal die Herzogthümer Franken und Schwaben an das Stauffische Haus gekommen, und, wie schon gedacht unter K. Friederichs I. Söhnen Friederich und Konrad getheilt waren, so war ihnen auch das Erzdruchseß Amt von Franken, und das Erzkämmerer Amt von Schwaben zugefallen. Nach dem Tode Herzogs Heinrichs des Stolzen, begünstigte der König Conrad III. den Markgrafen Albrecht den Bären von Brandenburg, nachdem er auf das Herzogthum Sachsen 1142 Verzicht gethan, und verschaffte ihnen das Erzkämmerer Amt, so bisher die Herzoge von Schwaben gehabt hatten, wie er nach seiner Wahl an seinen Bruder, den Herzog Friedrich II. Schwaben, nebst dem Erztruchsessen Amt abgetreten hatte, der jenes Amt deswegen dem erwähnten Markgrafen überließ, S. 29.

Der

Der Bruder des Königs Friederichs I. Conrad war im Besitz der Wormsischen Vogtey, und des damit verbundenen Lehns der Burg und Stadt Heidelberg, seitdem sieht man dessen Nachkommen die Pfalzgrafen bey Rhein als erste Fürsten im Rheinischen Franken ꝛc. S. 33. Dieser Conrad von Stauffen, der seit 1156 des Pfalzgrafen Hermanns von Stableck Nachfolger war, und dessen Reichslehne und Würden mit seinen Rheinfränkischen Erblanden verband, ist der Stifter der Großpfalzgrafschaft am Rhein, es leidet keinen Zweifel, daß derselbe das Erztruchsessen Amt verwaltet hat, da die Nachfolger in dieser Pfalzgrafschaft aus dem Bairisch Witelsbachischen Hause schon von dem *Alberico* — magni Comites Palatini de Rheno — genannt werden, und auch noch vor dieser Epoche der Pfalzgraf Heinrich von Braunschweig nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Chronographen (bey dem *Heß in Monument. Guelf. p.* 69) als ein Palatinus regalis aulae ein Kuhrrecht hatte; „so wird es begreiflich, schreibt der Verfasser, wie viel das Baierisch Wittelsbachische Haus im Jahr 1214. mit der Pfälzischen Erbin Agnes gewonnen hat.“ In dem folgenden IX §. wird Hr. Fischer noch weiter in seinen geringen Begriffen von den damaligen Pfalzgrafen widerlegt, und sein Irrthum gezeigt, nach welchem der letzte junge Conradin 1262 erstlich das Erztruchsessen Amt an den Pfalzgrafen geschenket haben soll, S. 40. 41. Auch wird er daselbst wegen des angeblichen Einschiebsels einer Stelle in des Albrechts von Stade Chronik sehr bitter zu Recht gewiesen. (Recensent verweiset wegen dieser Stelle, daß sie nicht ein Einschiebsel, auf den Codicem membr. Alberti Stadensis, der Helmstädschen Bibliothek, wovon die Varianten *Häberlin Tom. I. Analectorum* S. 608 ꝛc. edirt hat.)

Von der Vorwahl, Hauptwahl und Nachwahl findet man S. 48 u. s. w. auch ganz richtige Ausführungen, wobey sein Gegner leidet, weil alles aus ächten Quellen gründlich erwiesen ist. Zuletzt ist gar schön ausgeführt, wie Baiern die Kuhr vernachläßiget, besonders der Herzog Heinrich von Baiern, von welchem der Verf. S. 81 schreibt: Herzog Heinrich durch eine unrichtige Politik und Eifersucht geleitet, verdarb es mit Freunden und Feinden, verfehlte darüber das wahre Beste seines Hauses. Die von ihm immer eifrigst

behauptete Kuhr ward sammt dem Erzamte nach seinem Tode durch eine Satzung K. Rudolffs I. (bey *Gewold C. IX. p.* 940), worin er das, was am Beweise der ältern Thatsachen fehlte, durch seine Macht, Vollkommenheit ergänzte, eine Beute der Böhmen. Seitdem suchten Heinrichs Nachkommen die Gemeinschaft an der Pfalzgräflichen Kuhr, welche den Pfalzgrafen der Ober-Baierschen Linie verblieben war. —

Alles zeiget einen scharfsinnigen, kritischen Geschichtforscher, den sein Gegner schwerlich widerlegen wird, nur hätten wir gewünscht, daß er zuweilen die harten Ausdrücke gemildert hätte.

Hk.

Lehrbuch der Europäischen Staatengeschichte für höhere Schulen, von Johann Georg August Galletti, Professor an der Landesschule zu Gotha. Gotha, bey Ettinger, 1786. 16 Bogen in 8.

Ein skeletmäßiger Auszug aus Meusels Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatenhistorie, hier und da auch aus Gatterer, Schröckh und Schlözer, und was das Bischen, vor jedem Kapitel vorausgehende Geographie, und nachfolgende Statistik betrifft, aus Büsching und Achenwall. Wahrlich durch solche magere Dinger, wo abgerissene Sätze ohne Zusammenhang da stehen, wird die Jugend von dem Studium der Geschichte mehr abgeschreckt, als dazu ermuntert. Ueberhaupt sollte, unserer Ueberzeugung gemäß, auf Schulen und Gymnasien, wo ohnehin so mancherley andere Sprach- und Sachkenntnisse zu erlernen sind, nur Universal- oder Fundamentalhistorie tüchtig traktirt, und das Studium der Staatengeschichte und Statistik den Universitäten überlassen werden. Dort könnte noch Hrn. Galletti's Buch Nutzen stiften, wenn der Eifer bey manchen Studenten etwan groß genug wäre, sich in der Geschichte zu vervollkommnen; nämlich, wie Hr. G. sagt, als Prüfungsmittel des Gedächtnisses, NB. wenn man schon über Meusels, oder ein anderes nahrhaftes Compendium gehört hat. Der junge Mensch, der auf dem Gymnasium nach diesem Gallettischen Lehrbuch unterrichtet worden ist, wird noch überdies glauben,

ken, er verstehe ihm so viel Staatengeschichte und Statistik, daß er diese beyden nöthigen und nützlichen Kollegien entbehren könne. Daß sehr viele wichtige Sachen übergangen, und alles sehr spärlich und kärglich zugeschnitten sey, kann man zum Theil schon aus der geringen Zahl der Bogen, die noch dazu klein Oktav sind, schließen. Die Geographie mancher Staaten beträgt kaum eine halbe, und die Statistik eine ganze Seite. So ist die Geographie, Staatengeschichte und Statistik von Polen auf 14 Seiten abgefertigt. Die Staaten läßt Hr. G. in der Ordnung auf einander folgen, wie sie mit Deutschland — für dessen Staaten er mit einem eigenen Lehrbuche drohet — und unter sich selbst, am meisten in Verbindung stehen, nämlich so: Vereinigte Niederlande, Schweiz, die italienischen Staaten, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, Ungern, Türkey, Rußland, Polen, Preussen, Dänemark, Schweden. Am Ende ist noch ein chronologisches Verzeichniß der Hauptbegebenheiten, und eine statistische Uebersicht der Macht der Europäischen Staaten angehängt.

Of.

Lehrbuch der Staatskunde der vornehmsten Europäischen Staaten, von Julius August Remer, Professor der Geschichte am Collegio Carolino in Braunschweig. Braunschweig, im Verlag der Fürstl. Waysenhaus Buchhandlung, 1786. 1 Alph. 14 Bogen in 8.

Daß es noch immer an einem vollkommenen, dem Ideal eines Gatterers entsprechenden Lehrbuche der Europäischen Staatenkunde fehle, wird schwerlich irgend ein Litterator bezweifeln. Ob aber Hr. Prof. Remer diesem Mangel abgeholfen habe, wird aus unserer Anzeige leicht erhellen. Fast zweifeln wir, daß ihm der Plan, den Hr. Hofr. Gatterer schon im J. 1773 in seinem Ideal einer allgemeinen Weltstatistik vorgezeichnet hat, bekannt gewesen sey: wenigstens finden wir dessen in seinem Buche nirgends erwähnt, auch ist es etwas uneigentlich, wenn der Hr. Verf. in der Vorrede sagt: daß er der erste sey, der die Statistik des deutschen Reichs mit in sein Compendium aufgenommen habe. Nicht

allein

allein Eberhard, Otto, Walch und Reinhard haben sie in ihren Kompendien, sondern Baumann, über dessen Entwurf der Staatsverfassung aller Europäischen Reiche auf Universitäten gelesen wird, und wovon die 3te vermehrte und verbesserte Auflage im J. 1781 erschien, hat sogar die Specialstatistik aller großen und kleinen deutschen Reichsstände geliefert, die man in diesem Werke vergebens sucht. Baumann hat auch zwey besondere Kapitel von der Statistik der Oesterreichischen und Preußischen Monarchie. Freylich sind sie schlecht auseinander gesetzt, indessen sind sie doch da. Hr. R. sagt aber: „Eine zweyte äußerste Unvollkommenheit der sämmtlichen Handbücher der Staatsverfassung der europäischen Reiche ist es, daß sie weder den Oesterreichischen noch den Preußischen Staat berühren.“ Er selbst läßt sogar den Oesterreichischen weg, weil er es für verlorne Arbeit hält, ihn jetzt zu beschreiben, da der Kaiser so große Reformen vornehme. Diese Entschuldigung finden wir nicht statthaft genug. Vieles, was der Kaiser ändern wollte, ist bereits geschehen: manches ist sogar seiner Natur nach, unveränderlich, z. B. die physische Beschaffenheit ꝛc. Neuere Veränderungen können überdies leicht nachgetragen werden. Man müßte diesem nach gar keine Statistik schreiben, weil jährlich in jedem Lande Veränderungen gemacht werden. Das statistische Studium bleibt immer unvollkommen. Man muß aber immer einen Anfang machen.

Unzufrieden über die Ordnung aller vorherigen Kompendien, hat Hr. R. eine neue getroffen, und sie unter fünf Gesichtspunkte gebracht. Das Ganze ist in zwey Theile getheilt; im ersten sind die westlichen und südlichen, und im zweyten die östlichen und nördlichen Staaten Europens abgehandelt. Nach einer Einleitung folget im ersten Kapitel eine allgemeine statistische Uebersicht von Europa. In 5 Abschnitten wird die geographische, bürgerliche, kirchliche und gelehrte Verfassung, nebst dem politischen Verhältniß der Europäischen Staaten, vorgestellt. Und diese Ordnung herrschet auch in den übrigen Kapiteln; es ist eben dieselbe, die Hr. Gatterer in seinen ersten Kompendien der alten Universalhistorie, und nach ihm unser Verfasser in dem seinigen befolget hat; daß er die Geschichte oder die Staatsveränderungen weggelassen, und dadurch Raum zu eigentlichen statistischen Materien erspart hat, billigen wir sehr. Denn es versteht sich, daß der-

jenige

jenige, der Statistik lernen will, erst Staatenhistorie müsse studirt haben.

Doch, wir müssen, ehe wir weiter gehen, erst die beschriebenen Staaten nach der Ordnung nennen, wie sie der Verfasser gestellt hat. **Deutschland** geht mit Recht voran: aber es wird nur im Allgemeinen darvon gehandelt; es hat folglich, wie gesagt, das Baumannische Kompendium hierinne einen Vorzug. Es folgen: **Vereinigte Niederlande**; **Schweiz** (auch nur im Allgemeinen; Baumann handelt noch besonders in 8 Abschnitten von den schweizerischen Bundesgenossen); **Großbritannien**, und in einem Anhange **Irrland** (in der Großbritannischen Statistik scheint der Verf am stärksten bewandert zu seyn; es ist auch das ausführlichste Kapitel. Die in diesem Staat herrschende Publicität hat aber auch vielfache und herrliche Hülfsmittel zur Kenntniß seiner Verfassung erzeugt, und man siehet, daß unser Verf. sie zu brauchen gewußt hat); **Frankreich**; **Spanien**; **Portugal**; **Sardinien**; **Neapel**; **Kirchenstaat**; **Venedig** (Baumann hat auch die kleinern Staaten Italiens); **Rußland**; **Schweden**; **Dänemark**; **Polen**; **Preußen**; **Osmanisches Reich**.

Unter den 5 Abschnitten eines jeden Kapitels ist derjenige, der von der geographischen Beschaffenheit handelt, mit Recht der kürzeste (nicht kürzte, wie Hr. R. schreibt). Doch hat er in Ansehung der Naturprodukte eine Ausnahme gemacht: ob wir gleich nicht finden, daß er sie sorgfältiger angegeben habe, als seine Vorgänger.

Vor dem Baumannischen Kompendium hat das Remerische darinn einen Vorzug, daß es, nach der Weise der historischen Kompendien dieses Verfassers, die allgemeinen und besondern Quellen und Hülfsmittel bey jedem Staate angiebt: aber hierbey müssen wir über Mangelhaftigkeit, Mangel an Auswahl und Nachläßigkeiten klagen. Hauptwerke sind manchmal verschwiegen, und dafür mittelmäßige Bücher angeführt. Bald sind Reisebeschreibungen angeführt; bald fehlen sie. Meistentheils sind auch nur die Reisenden genannt, ohne die Titel ihrer Bücher anzuführen. Dies letztere aber ist sehr nothwendig, wenn Litteratur und Gebrauch der Bücher befördert werden soll. Hier und da beruft sich der Verf. auf das Stuckische Verzeichniß: allein, das ist nicht genug.

Vielleicht war die Kürze Schuld daran, die sich der Verfasser vorschrieb. Dies und der klare Druck, überhaupt das schlechte Aeußere, ist für den Lehrling nicht einladend.

Jetzt wollen wir noch einige Anmerkungen, so wie sie uns beym Durchblättern des Buches, ohne ängstliches Jagen nach Fehlern, aufgestossen sind, hersetzen. S. 5 u. f. sind Sonnenfelsens Grundsätze der Polizey rc. angeführt, und dabey: Göttingen, 1713. Offenbar ein Druckfehler, der aber unter den Druckfehlern nicht verbessert ist. Ein ungewöhnlicher Ausdruck, der sehr oft vorkömmt, und den wir Anfangs nicht gleich verstanden, ist derjenige, wo Arme statt Zweige gesetzt wird; z. B. S. 18: die Arme der menschlichen Beschäftigungen werden getrieben; oder S. 23: die Arme der Künste und Wissenschaften werden getrieben; und so öfters — Andersons Geschichte der Handlung besteht in der deutschen Uebersetzung nicht aus 3, sondern aus 7 Bänden. — S. 34 finden wir ein Markgrafthum Brandenburg-Anspach; es müßte heißen: die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth. So auch (ebendaselbst) nicht Hildburgshausen, sondern Hildburghausen; nicht Quedlingenburg, sondern Quedlinburg. — Ueber das Urtheil S. 77: Deutschlands Musiker gleichen den italienischen, wünschten wir eine Erklärung von dem Verfasser. Soll es so viel heißen: sie kommen ihnen gleich; so kann man vielmehr behaupten, daß viele Deutsche, sowohl in Komposition, als in Sing- und Instrumentalmusik, die Italiener heut zu Tage übertreffen. Oder, soll es heißen: sie ahmen die Italiener nach; so ist dies mit Unterschied zu erklären. Manche ahmen sie nach: aber sehr treffliche deutsche Musiker gehen bekanntermassen ihren eigenen originellen Gang. Auch gegen die gleich darauf folgende Aeußerung: Deutschlands Dichter und Prosaiker erreichen ihre geschicktern Nachbarn nicht, ließ sich viel disputiren. Man könnte vielmehr sagen, daß in gewissem Betrachte, deutsche einen unverkennbaren Vorzug haben. — S. 79 heißt es: Deutschland hat 38 Universitäten: allein, seit 1783, da die Universitäten zu Insbruck, Brünn und Grätz in Lyceen verwandelt worden, nur noch 35. Bey dieser Materie hätte billig Eckards Handbuch der hoehern Lehranstalten citirt werden sollen. — Ebendaselbst hätte bey den gelehrten Gesellschaften die Mannheimer mit genannt zu werden verdient; und bey den öffentlichen Bibliotheken auch die

, resdner, Gothaische und Stuttgardische. —
8. 1 die alte fehlervolle Uebersetzung von Biele-
f unst a führt, statt der verbesserten vom Jahr
1778. das Original; so wie auch S. 84 das
der Pestelischen Statistik von Hol-
der Uebersetzung von Mebes. — S.
anstatt Teiche. — Bey der physi-
heit der verein. Niederl. vermissen wir das,
eine deutsche Uebersetzung bekannte Werk von
Jed , wir sehen eben, daß dies auch der neue
Achenwallischen Kompendiums nicht anfüh-
— giebt er S. 86 die Menschenzahl in den Ver.
l. nur 2 Millionen stark an, da doch der Staat
2½ Mill. nach einer detaillirten Liste gesetzt
— ch S. 104 die Einkünfte dieser Republik
inge gen, nämlich zu 11 Mill. Gulden: da
auf 45—50 Mill. holl. Gulden belaufen. —
108 ßt es: „Der Zustand der Bauern in den V. N.
h all sehr glücklich,“ und gleich darauf wird gesagt:
in verschiedenen Gegenden sind sie gleichwohl kör-
Herrendiensten unterworfen,“ — Nach S. 121
and keine berühmte öffentl. Universität. Ich däch-
wäre wohl dahin zu rechnen? — S. 124 u.
124 bey den Schriftstellern über die Schweiz viele wich-
z. o. Sinner, Meister. Dagegen sind bey Frank-
schlechte angeführt, nämlich Thikirsse und San-
y den Eisgebürgen S. 126 steht nur Altmann.
uner, de Lüc, Saussüre und Bourrit fehlen. —
126 ist freylich wohl die größte Angabe des Flächen-
der Schweiz 1090 Q.M., allein, Hr. Büsching hat
An selbst für unrichtig erklärt, und nur
) Sinnern sind es 955 Q.M. —
293 ze Briefe über Portugal angeführt:
, rühren, wie der Titel lehret, nicht von ihm
; dern er hat die glisch abgefaßten Letters on Por-
der französischen Uebersetzung ins Deutsche über-
ein Anmerkungen hinzugefügt. — S. 307 ist
: Portugal fährt (oder vielmehr führt) aus
— fährt nicht ganz passend, weil die Portugiesen selbst
n hin und her fahren, sondern mehr Passiv- als
treiben. — Bernoulli's Zusätze zum Volkmann
t aus 2, sondern 3 Bänden. Der ebendaselbst

angeführte Abbé Richard kömmt hernach noch oft vor, und ist doch bekanntlich so windig und unsicher. — S. 338 heißt es: „Neapolis (so schreibt Hr. R. immer; warum nicht entweder Napoli? oder deutsch Neapel?) hat allein auf 30000 Advokaten." Wäre dies vom ganzen Königreich zu verstehen; so würden wir es noch glauben: aber, das Wörtchen allein läßt uns vermuthen, daß Hr. R. die Hauptstadt meyne. Vielleicht ist durch Druckfehler eine Null zu viel gesetzt. Wir wissen wohl, daß in gewissen Büchern die Zahl der Advokaten in der Hauptstadt auf 15000 (also doch nur die Hälfte von 30000) angesetzt wird: allein, neuere glaubwürdige Reisende mindern die Zahl auf 3000. Der von Hrn. R. angeführte Swinburne S. 73 sagt nichts von der Zahl der Advokaten. — S. 344 werden noch 3 Erzbisthümer in Sicilien angegeben, da ihrer doch seit 1775, nach der Aufhebung des Erzbisthums Montereale, nur noch zwey sind. — Zu Folge S. 347 werden Neapel und Sicilien seit der zweyten Hälfte dieses Jahrhunderts durch eigene Könige regiert. Bekanntermassen seit 1736. — Die Marine der Venetianer ist, heißt es S. 378, in vortrefflichen Umständen. — Was auf der 402ten Seite von der Russischen Gerichtsform gesagt wird, soll nach der in der Vorrede gegebenen Versicherung von einer höchst respectabeln Hand herrühren. Dies machte uns äußerst begierig auf die Behandlung dieser Materie! wir fanden aber nichts, als einige unvollständige Data aus den Russisch-Kaiserlichen Verordnungen zur Verwaltung der Gouvernements. — S. 403 wird viel zu positiv von Rußlands Staatseinkünften gesprochen, da man sie, bekannter Ursachen halben, in Rußland selbst nicht genau angeben kann. — S. 506 wird gesagt: Polen besitze nur mittelmäßige Historiker. Ist ein Dlugoß, ein Orichovius, ein Kobierzycki, ein Piasecius, ein Rudanoski, ein Zaluski rc. nur mittelmäßig?

Mr.

Bemer-

Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil der Vereinigten Niederlande und Englands von J. G. Büsch, Prof. Hamburg, bey Bohn. 1786. 14 Bog. in 8.

Das ist eigentlich ein Stück des achten Theils der Ebelingschen Neuen Sammlung von Reisebeschreibungen, wird aber auch besonders ausgegeben, und soll daher auch von uns besonders angezeigt werden. Man darf in dem Buche keine Reisebeschreibung, im gewöhnlichen Verstande des Worts, noch viel weniger ein Reisediarium erwarten, sondern es enthält, was der Titel angiebt, einzelne Bemerkungen, Resultate der von dem Verf. auf dieser Reise gemachten Erfahrungen. „Denn, spricht er, reisen kann und mag ein jeder, der gesunde Beine, und wer Geld genug hat, sich durch ein Fuhrwerk von Ort zu Ort bringen zu lassen. Seine Reise beschreiben kann ein jeder, der gesunde Finger hat. Ob aber ein jeder sie beschreiben solle, ob er alles beschreiben solle, was ihm auf seiner Reise begegnet ist, wenn darin gar nichts liegt, was andern zum Unterricht dienen kann, oder worüber man nicht schon durch andre unterrichtet wäre — ist eine andere Frage." Dem zu Folge läßt der Verf. nicht einmal das Skelet einer Reisebeschreibung, die Reiseroute, durchschimmern, und übergeht alle topographische, statistische, historische und litterarische Nachrichten, womit andre Reisebeschreibungen, größtentheils aus andern Büchern angefüllt sind, und liefert dargegen blos Bemerkungen, worzu sie ihm Stoff gegeben hat, Bemerkungen über Straßen, Fuhrwerk, Reisebedürfnisse, Reisebequemlichkeiten, Bauart, Lebensart, Sitten u. s. w. hauptsächlich für diejenigen interessant, die die nehmliche Reise schon gemacht haben, oder noch zu machen willens sind. Ob sie auch andern Lesern, die eine Reisebeschreibung zur Unterhaltung oder Erweiterung ihrer geographischen Kenntnisse in die Hand nehmen, durchgehends gleich wichtig und lesenswürdig vorkommen werden, getrauen wir uns nicht zu versichern; gewiß aber werden es diejenigen Bemerkungen unsers Verf. seyn, die dazu dienen, Vorurtheile zu bestreiten, und unsre Begriffe von andern Nationen zu berichtigen. Ueberhaupt aber hält es schwer, für die Wichtigkeit einer auf Reisen gemachten Bemerkung einen sichern Masstab anzugeben, da sie durch die persönliche Veranlassung, für den

den, der sie macht, ein Interesse haben, das sich andern nicht immer mittheilen läßt. Vielleicht dürfte aber auch des Verf. sehr richtige Kritik über die Mängel und Nachläßigkeiten anderer Reisebeschreiber die Folge haben, daß man die Unerheblichkeit und blos persönliche Beziehung mancher von seinen Bemerkungen desto schärfer rügen möchte. Manche Bemerkungen möchten überdem seit der Zeit, da sie gemacht worden sind, (der V. hat diese Reise schon vor 9 Jahren gethan) vielleicht selbst eine Berichtigung vertragen. Wir wollen nur, statt der leichten Mühe, die Ueberschriften der 30 Capitel abzuschreiben, unter die der Verf. seine Bemerkungen gebracht hat, ein und das andere zur Probe ausziehen. Wenn der Verf. S. 20. bey Gelegenheit, daß seine Räder auf dem Weg nach Loo nahe am Entbrennen waren, weil man zu Deventer das Schmiergeld eingesteckt hatte, in die Bemerkung ausbricht: „was hilft mir der bequeme Reisewagen, den Hr. Nicolai so umständlich beschrieben hat, wenn er fast nirgends Spur hält — und die Achsen in Brand zu gerathen drohen?“ so hat er wohl nicht bedacht, daß dieser Wagen auch deswegen mit bequem ist, daß er drey Gleise hat, und daher fast allenthalben Spur hält. Der Verf. räth übrigens, immer eine Anzahl Talglichter im Wagen zu haben, um sie in einem solchen Nothfall zwischen die Achsen und Räder zu stecken. Keine Volksklasse zeichnet sich in Holland mehr aus, als die holländische Geistlichkeit, die selbst im gemischten Umgang steifen kalten Ernst beybehält, so daß man es in ihrer Gegenwart nicht wagt, ein Spiel vorzuschlagen. Der V. erklärt diese Eintönigkeit derselben daher, daß sie ihre Ausbildung fast gar nicht außer Landes suchen. Bey aller Sorge für die Bequemlichkeit der Wohnung vergesse man in keinem nördlichen Lande die Sorge für hinlängliche Winterwärme so sehr als in Holland. Man brennt Torf, aber nicht in kleinen Zugöfen, sondern in Caminen alter Art, die sich in einen weiten Schornstein öffnen, und die kalte Luft frey ins Zimmer fallen lassen. Etwas über den holländischen Wasser- und Mühlenbau. Der Verf. glaubt, es gebe kein Fleck in Europa, wo sich menschlicher Kunstfleiß in einem so auffallenden Anblick darstelle, als in dem bey Amsterdam liegenden sogenannten Dorfe Zaardam, wo in einer Quadratmeile 1400 Mühlen befindlich seyn sollen. Er erklärt die Güte des holländischen Papiers daher, weil eine Nation, die die Reinlichkeit liebe, viel Linnen verbrauche,

und

und seine Kleidungsstücke nicht bis aufs äußerste vertrage — allein man weiß, daß die holländischen Papiermühlen auch fremde Lumpen verarbeiten. Wenn er aber glaubet, daß aus gleicher Ursache Sachsen so sehr im Besitz dieser Manufaktur sey, so muß er nicht bedacht haben, daß es Böhmen noch weit mehr ist, ohne deswegen in dem Ruf einer vorzüglichen Reinlichkeit zu stehen. Der holländische Kaufmannssohn studirt, in Rücksicht auf die obrigkeitlichen Aemter, auf einer holländischen Universität völlig aus, und setzt dann doch die angeerbte Handlung mit Ruhm fort. Welcher Unterschied gegen die gewöhnliche Erziehung des deutschen Kaufmanns! Die meisten Schiffer in Holland sind Jütländer, weil die Söhne der holländischen Schiffer größtentheils in ihrer Abwesenheit verwildern. Die sogenannte Admiralität zu Amsterdam, oder Werft und Arsenal, fand der V. ziemlich leer. Annehmlichkeit der Canalreisen auf Treckschüten. Die Reise von Helvoetsluis nach Harwich kann man auf dem Paketboot nicht unter drey Louisdor thun. Beyspiel der Unsicherheit vor Matrosenpressern. Ein schöner Unterricht über die verschiednen Arten in England zu reisen. Vorzüglichkeit der Englischen Wege, Postillions und Gasthöfe, mit der Versicherung, man reise in England, bey der allgemeinen Theurung in diesem Lande, dennoch wohlfeiler als in Deutschland; welches dann natürlicherweise eine etwas bittere Anmerkung gegen den deutschen Gelehrten veranlaßt, der vor einigen Jahren England zu Fuß durchreiste. Schwierigkeiten der Erwerbung und Erweiterung guter Bekanntschaften in London. Bey freundschaftlichen Bewirthungen sieht man zwar das zum Haus gehörende Frauenzimmer; es entfernt sich aber noch vor Ende der Mahlzeit, um durch ihre Gegenwart die zunehmende Freyheit im Reden nicht zu stöhren. Einige Beyspiele von Ungefälligkeiten gegen Fremde. Ueber die Fehler der brittischen Bauart urtheilt der Verf. mit vieler Kenntniß; nur in den Vorfällen der Architektur, wo die Mechanik mit ihrer Erfindsamkeit zu Hülfe kommen kann, z. E. bey Führung steinerner Treppen, und beym Brückenbau, baue man in England bewundernswürdig schön. Fehler des britannischen Münzwesens. Man sieht bey demselben auf keine Gewinnung des Schlagschatzes, sondern die Nation trägt die zur Münze nöthigen Kosten besonders; daher entsteht leicht die Versuchung, etwas überwichtige Stücke umzuschmelzen. Das Metall ist zu fein, folglich zu weich, und nutzt sich leicht

ab; daher Silbermünzen, die noch Bild und Ueberschrift haben, im ganzen Lande eine Seltenheit sind. Man hat viel zu wenig Silbergeld, und darunter viel falsches, welches von dem hohen Werth des Goldes herkomme, und weil man es zu stark zu Silbergeschirren einschmelzt. Der Verf. rechnet 21 Millionen Guineen und 2 Millionen Pf. St. Silbergeld, als die Summe, des im Lande circulirenden Geldes. 24 Mill. Pf. St. machten nur 552 Mill. Livres, da man doch die französische Nation jetzo 2000 Mill. Livres an cursirendem Gelde reich rechne; uns dünkt aber auch der Grund, worauf er jene Angabe baute, sehr unzureichend zu seyn. Er fand auf einer Reise nach Oxford dennoch Wüsten, über die kein Pflug geht, und findet die Ursache, theils in der nicht zunehmenden Volksmenge, theils in dem immer hohen Kornpreise, der keine Gratification zur Ausfuhr zuläßt. Ueber die schlechte Beschaffenheit der Erziehung und der Universitäten in England. Hauslehrer kennt man gar nicht; öffentliche Schulen haben wenig Orte; und in London sind sie dem Jünglinge zu gefährlich; daher schickt man seine Söhne in benachbarte Orte in Kostschulen, wo sie sich selbst überlassen, und den Aeltern fremd bleiben. Eine englische Universität ist eigentlich eine Sammlung von so vielen Universitäten, als sie Collegien, d. i. große durch Stiftungen errichtete, und mit so vielen Einkünften versehene Gebäude hat, daß eine Zahl von Professoren dabey angestellt werden kann, die aber nur dem Namen nach Lehrer sind, zuweilen ein in Lectionen abgetheiltes Buch drucken lassen, den eigentlichen Unterricht der Studenten aber den Tutoren oder Hofmeistern in jedem Collegium überlassen. Und wenn auch dieser der geschickteste Mann wäre, so darf doch keiner seinen Unterricht genießen, wenn er nicht zu diesem Collegium gehört. In Schottland hingegen nähern sich die Akademieen mehr der Einrichtung der deutschen Universitäten, und stehen auch selbst in größerer Achtung. Der Verf. wurde von einigen Gelehrten, die er besuchte, schlecht erbaut. Ueber die vielen seit 26 Jahren ausgeführten Canäle in England und deren Nutzen. Es giebt wenig Oerter in Europa, schreibt der Verf. wo man die Freude über menschlichen Fleiß und dessen Wirkung auf Nahrung und Wohlstand, mit mehrerer Lebhaftigkeit empfinden kann, als in Birmingham, Manchester und Liverpool. Man ist auch ihres anhaltenden Fortwuchses so gewiß, daß man damals 500 Schritte von Birmingham den Grund zu einer Kirche

leg-

legte, in der Gewißheit, daß sich die Stadt bald bis dahin verlangern werde. Boltons grosse Fabrik zu Soho nährt über 2000 Menschen. Die Vorarbeit darbey geschieht meistens durch eine Feuer- und Dunstmaschine, die der Mann jeden besehen und abzeichnen läßt. Beschreibung der berühmten Seidenmühle zu Derby. Lombre hat sie 1719 in Piemont abgesehen, und hieher verpflanzt; sie treibt 26586 Räder oder Spulen, und zwirnt mit jedem Umlauf 97500 brabanter Ellen Seide. In Manchester sah er eine Maschine 30 Fäden zugleich spinnen, eben so viel abwinden, und 20 Bänder zugleich weben. Da die Britten so gern deutsche Arbeiter in ihren Werkstätten aufnehmen, so ist es nicht wohl möglich das Absehen ihrer Erfindungen zu verhüten. Eine von den blühendsten Fabrikstädten in England abgezogene Bemerkung ist es, daß Kunstfleiß und Industrie sich nicht gern in alte Städte verpflanzen läßt, sondern sich lieber neu anbaut. Der V. besuchte zu Leverpool den Gottesdienst der Methodisten, dessen Einrichtung und Eindruck auf das Herz viel Aehnlichkeit mit dem unsrer Herrnhuther zu haben scheint. Schlechter Zustand der englischen Geistlichkeit. Beschreibung des ganz durch Kunst vollendeten Hafens, der Docke und Salzkocherey zu Leverpool. Zu der letzten wird unreines Steinsalz auf Canälen beygeschafft, und in Behältern am Ufer durch eingelassenes Seesalz aufgelößt, worauf dann diese starke Sohle in den Salzpfannen ein schönes weisses Kochsalz giebt, das sogar in Hamburg, des nähern Lüneburger Salzes ungeachtet, Abgang findet. Hier trennte sich unser Verf. von seinem Reisegefährten durch England, dem Justizrath Ljungenberg aus Koppenhagen. Jener gieng über London nach Hamburg zurück, und dieser setzte seine Reise fort.

Ag.

---

8. Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Frau von Warens und des Claude Anet. Zur Vertheidigung gegen J. J. Rousseau's Bekenntnisse. In einem vollständigen Auszuge

zuge aus dem Französischen. Frankfurt und Leipzig. 1786. 176 S. in 8.

Der französische Herausgeber declamirt in seinem Vorberichte sehr heftig gegen Rousseau, daß er die Unbesonnenheit gehabt hat, seine Confessions zu schreiben, und die Handschrift aufzubewahren; daß sie aber ächt sind, wird leider! durch die in diesem Vorberichte angeführte Umstände nur noch mehr bestätiget.

Die gegenwärtige Geschichte der Frau v. W. von ihrer eigenen Hand aufgesetzt, soll sich, etwa 4 Jahre nach ihrem Tode, (sie starb 1759) in einem Kästchen, unter dem Nachlasse des Claude Anet, gefunden haben. Der Herausgeber würde dann wohl gethan haben, wenn er die Originalhandschrift der Fr. v. W. bey irgend einem angesehenen Manne zu Chambery oder Genf niedergelegt hätte, denn es leben noch Personen genug, welche die Fr. v. W. persönlich gekannt haben, und Briefe von ihrer Hand besitzen; alles kömmt doch am Ende auf die Authenticität dieser Memoiren an. So bezüchtiget auch der Herausgeber, Rousseau, in Ansehung des Todes Claude Anet's, eine Unwahrheit, die er sehr leicht dadurch hätte beweisen können, wenn er sich die Mühe hätte geben wollen, aus Chambery einen Todtenschein zu erhalten, zumal da er sich auf das Zeugniß mehrerer Personen dieses Orts beruft. R—'s Glaubwürdigkeit hätte, in Rücksicht auf diesen Theil seiner Confessions, durch nichts mehr verdächtig gemacht werden können, als durch den Beweiß, daß ein Mensch, den er will haben sterben gesehen, noch lange nachher gelebt hat.

Wer die Confessions gelesen hat, wird auch diese Blätter nicht ungelesen lassen. Ob sie ächt sind, sey dahin gestellt, wenigstens stimmen sie mit dem überein, was Rec. bey seinem Aufenthalte zu Genf von mehrern Personen aus Chambery, welche Fr. v. W. gekannt hatten, erzählen hörte. Diese Geschichte enthält auch Bekenntnisse von Schwachheiten, nur nicht ganz so aufrichtige, als R—s Bekenntnisse, deren vielleicht auch nur ein solcher Sonderling als er fähig ist. Sonderlich über einen Punkt wird man von einer Dame keine so getreue Beichte als von R. erwarten und verlangen; sonst aber läßt Fr. v. W. den Lesern manchen Blick in das Innere ihres Herzens thun. Indeß ist es doch mehr ihr Schicksal

als

als ihr Geist, was das Interesse für sie rege macht. Frauenzimmer und Projectmacher von einer gewissen Art, werden das Büchlein immer mit mehr Nutzen, als zehn Romane lesen. Die Uebersetzung scheint getreu zu seyn. Angehangen ist die Geschichte des Claude Anet, von ihm selbst beschrieben; allein der französische Herausgeber bringt auch über die Aechtheit dieser, keinen Beweis bey.

Fl.

Biographische und litterarische Anekdoten von den berühmtesten Großbritannischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts; aus dem Englischen ausgearbeitet, und mit Zusätzen vermehrt von J. P. Bamberger, Königl. Preuß. Kirchenrath und Hofprediger. Erster Band. Berlin, bey Unger. 1786. 488 S. in gr. 8.

Eine Lebensbeschreibung des gelehrten und berühmten Buchdruckers, Wilh. Bowyer, die mit der Aufschrift: Biographical and literary Anecdotes, im J. 1782. zu London von Joh. Nichols herausgegeben wurde, ist die Grundlage des gegenwärtigen Buchs. Denn da der Verf. zugleich von vielen merkwürdigen Gelehrten, mit welchen B. in Verbindung gestanden hatte, lehrreiche Nachrichten ertheilt, so hat Herr Bamberger diese fleißig gesammlet, und hin und wieder aus bewährten Quellen einige Zusätze dazu geliefert.

Daraus ist in der That ein unterhaltendes und auch ziemlich nützliches Buch erwachsen. Man erfährt darinne viele Nachrichten, und oft im eigentlichen Verstande Anekdoten, aber zuverläßige, von dem Leben, den Gaben, Sitten und Schriften eines Warburton, Jortin, Bowyer, Markland, Gale, Chishull, Wilkins, Wotton, Taylor, Courayer, Madox, Birch, Tanner, Collinson, Edwards, Middleton, Chandler, Atterbury, Richardson, Maittaire, Desvoeux, Cheselden, Brown, Jackson, Ockley, Armstrong, Churchill, Garrik, Mead, Shaw, Stackhouse, Rich. Pococke, Grey, Hoocke, Dodd und vieler andern mehr, unter welchen der sonderbare Thomas Hollis den Beschluß macht. Freylich sind auch man-

manche unbedeutende Schriftsteller, und sehr magere Nachrichten mit untergelaufen, z. E. S. 432. und 433. vom Anton Ellys und Rich. Parry. Von dem berühmten Gelehrten Humfr. Hody findet man S. 253. nicht einmal völlig so viel, als in Jöchers Gelehrtenlexicon. Ueberhaupt hätten wir vom Hrn. B. gar manche Zusätze erwartet, die eben so angenehm als nothwendig gewesen wären, besonders über den innern Gehalt berühmter Werke, die aber meistentheils nur in ihrer Aufschrift erscheinen. Andere eben so merkwürdige fehlen ganz, wie vom Courayer das Examen des defauts theologiques. Unterdessen kann man doch mit dem, was Hr. B. geleistet hat, ziemlich zufrieden seyn, und wird dem versprochenen zweyten, auch wohl dritten Bande dieser Anekdoten, die er aus der Brittischen Biographie, Chauffepie Supplement zu Baylen, Nicerons Nachrichten, Göttens, Rathlefs und Strodtmanns gelehrtem Europa und einzelnen Lebensbeschreibungen schöpfen will, gerne entgegensehen.

Dm.

G. E. von Hallers — Bibliothek der Schweizergeschichte, und aller Theile, so dahin Bezug haben. Systematisch-chronologisch geordnet. Dritter Theil. Bern, bey Haller. 1786. 672 Seiten in gr. 8vo.

Nunmehr wird jeder neue Theil dieses so brauchbaren und von seinem Verf. zum Drucke vollendeten Werks, das Andenken desselben schmerzhaft erneuern, nachdem er seinem Vaterlande und den Wissenschaften so frühzeitig entrissen worden ist. Wir möchten wohl wünschen, daß wenigstens dem letzten Theil ein Abriß seines Lebens beygefügt würde, welches schon wegen seiner gemeinnützlichen litterarischen Thätigkeit und Freymüthigkeit merkwürdig ist.

Der gegenwärtige Theil begreift den fünften Abschnitt, oder die Schriftsteller der Schweizerischen Kirchengeschichte in sich; allgemeine, specielle bis zur Reformation, Reformationsgeschichten, Schriften von 1520 — 1600, Schriften des 17ten und 18ten Jahrhunderts, Kirchenordnungen und Liturgieen, Geschichte der geistlichen Stiftungen,

endlich Lebensgeschichten der Heiligen, Seeligen und Märtyrer, in 1852 Nummern. Nicht nur die ungemeine Vollständigkeit von großen und kleinen, in Sammlungen eingeruckten, handschriftlichen und äußerst seltenen Schriften, sondern hauptsächlich die Genauigkeit in der Anzeige und oft ausführlichen Beurtheilung ihres Inhalts und Werths, machen diesen Theil eben so schätzbar, als seine Vorgänger. Obgleich der V. eine Menge periodischer Schriften und andere Bücher aller Art anführt, aus welchen man mehrere Nachrichten schöpfen kann; so sieht man doch gar zu deutlich, wie sehr wohl er selbst das allermeiste gekannt und geprüft habe. Wir nennen zu einer kleinen Probe das S. 303 — 308. befindliche Verzeichniß der Bischöfe von Genf, nebst andern dazu gehörigen Erlauterungen, gezogen aus den Mémoires pour l'Histoire Ecclesiast. des Diocèses de Genève, etc. par M. *Besson* Nancy, 1759. 4 den Auszug aus des berühmten Baron von Zurlaube, in der Acad. des Inscr. et B. L. zu Paris 1764 vorgelesenen Mémoire sur *Marius*, Evêque d'Avenche, das schwerlich in die Sammlungen der gedachten Akademie eingerückt werden dürfte, (S. 336 — 339.) ingleichen aus Berodi Buche vom Stifter des Klosters St. Maurice, (S. 588 fg.) S. 528. wird bemerkt, daß die bekannte Schrift: der Christ ein Soldat unter den heydnischen Kaisern, 1765. 8. Joh. Conr. Füßlin, Kämmerer des Winterthurer Kapitels, zum Verfasser habe; wenn gleich der Herausgeber Harenberg auch einiges beygefügt hat. Nach S. 28. hatte der Verf. von *Sculteti* Annalib. Evangelii Sec. XVI. renovati, nur den zweyten Theil zu Gesichte bekommen; aber beyde Theile kann man in *H. v. d. Hardt* Historia Litter. Reformationis neu abgedruckt beysammen finden.

Ez.

---

9. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Praecepta Rhetorica e libris Aristotelis, Ciceronis, Quinctiliani, Demetrii et Longini collecta, disposita passimque suppleta a Frid. Aug. Wideburg, Philos. Prof. P. O. et In-

Instituti Philologico - Paedagogici (Helmstadiensis) Directore. Brunovici, in offic. Orphanotr. 1786. 8. 343 S.

Der Verf. hat bey dem Entwurfe dieses Buchs zwey Absichten gehabt: einmal seine Zuhörer mit der Lectür der Alten auf eine solche Art zu beschäfftigen, daß sie angewiesen und geübt würden, sie zugleich der Sachen, und nicht blos der Sprache wegen zu lesen; dann aber auch eine vollständige Theorie der prosaischen Beredtsamkeit zu liefern, die zum Lehrbuche auf hohen und niedern Schulen gebraucht werden könnte. Es ist leicht einzusehen, daß die Vereinigung beyder Absichten ihre Schwierigkeiten habe. Die erstere erfordert Compilation und eine Art von Chrestomathie; die andere hingegen ein wohlgeordnetes und mit eigenem Scharfsinn durchdachtes System, so wie auch eine deutliche, zweckmäßige und gleichförmige Ausführung jedes einzelnen Theils. Wenn wir ein Lehrbuch nach dieser zweyfachen Absicht hätten entwerfen sollen, so würden wir, unabhängig von eines andern Vorschriften oder Worten, blos uns selbst gefolgt seyn, und eine Theorie der Beredtsamkeit nach unserem System vorausgesetzt, die Excerpten aus den Alten aber, nach unserm System geordnet, zu einem Anhange gemacht haben. Denn wenn wir gleich Ursache haben, den V. als einen Mann zu schätzen, der selbst denkt, prüft und forscht, so behält doch dies Werk immer das Ansehen eines aus dem Aristoteles, Cicero und Quinctilian zusammengesetzten rhetorischen Cento.

Irren wir uns nicht, so hat der erste Entwurf oder der Plan des ganzen Buchs dies Fehlerhafte (so kömmt es uns wenigstens vor) mit sich gebracht. Man wird nun nirgends eine übereinstimmende Schreibart, auch nicht überall den genauesten Zusammenhang der Gedanken oder eine solche Entwickelung und Erläuterung, wie sie der V. zu geben im Stande war, finden, oft auch Wiederholungen und allenthalben Lücken wahrnehmen. Aber dies abgerechnet, bleibt es eine lehrreiche und zu theoretisch-praktischen Lehrstunden brauchbare Anweisung, deren übrige Einrichtung wir unsern Lesern mit Vergnügen beschreiben wollen.

In der Vorbereitung entwickelt der Verf. den Begriff der Rhetorik, zeigt, worin sich die Beredtsamkeit der Alten, von der Beredtsamkeit der Neuern unterscheide, und was sie

für

für natürliche Anlagen und andere Hülfsmittel erfordert. Wir wünschten, daß er etwas bestimmter erklärt hätte, was man unter Persuasion verstehen sollte, die er durchaus als den Zweck der Beredtsamkeit ansiehet. Denn es ist zu fürchten, daß viele das, wornach sie haschen, oder was das Ziel aller Beredtsamkeit seyn soll, gar nicht verstehen. — Sehr richtig nimmt er an, daß alle Arten von Aufsätzen, der Beredtsamkeit fähig sind. Denn bey dem eingeschränkten Begriffe, den sich viele machen, die alle Beredtsamkeit und alle Kraft derselben nur in öffentlichen Vorträgen suchen, würde uns Neuern fast gar keine Beredtsamkeit übrig geblieben seyn. Man muß nur bedenken, daß bey sehr vielen Gegenständen und Gelegenheiten, wo die Alten redeten, wir nunmehr zu schreiben gewohnt sind; das geschieht in Staatsangelegenheiten, in gerichtlichen Verhandlungen u. s. w. wo wir dasjenige schriftlich verhandeln, was die Alten zu freyen Vorträgen zu machen pflegten; alsdann lassen sich die Begriffe, Regeln und Muster der Alten gar wohl auf unser Zeitalter und auf unsere Gewohnheiten anwenden.

Die Abhandlung oder Theorie der Beredtsamkeit selbst hat der Verf. in drey Theile abgetheilt: 1) de rebus mente concipiendis. 3) de elocutione. 3) de variis dicendi scribendique generibus. Diese Abtheilungsart ist ganz natürlich, dem Gegenstande angemessen, und umfaßt alles, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß der dritte Theil, von den verschiedenen Gattungen der Aufsätze, richtiger als eine Unterabtheilung eines der beyden ersten Theile hätte angesehen werden können. Und wirklich hat dies der Verf. selbst gefühlt, indem er von derjenigen Gattung von Aufsätzen, die man im eigentlichsten Verstande, Reden nennt, in den drey letzten Capiteln des ersten Theils geredet, und auf diese Art diesen Gegenstand auseinander gerissen und zerstückelt hat. Unter dem Titel Disposition oder Composition der Materialien konnte er an einem Orte gar wohl von allen Gattungen der Aufsätze reden.

In dem ersten Theile handelt der Verf. von der Topik nach den Alten, wozu er ein Stück aus dem Gespräche des Cicero de Partit. orat. gewählt hat, hernach von den dreyerley Gattungen der Gegenstände, worunter die Alten alles zu bringen gewohnt waren, nemlich dem genere demonstrativo, deliberativo und iudiciali, größtentheils aus dem

angezeigten Gespräche des Cicero; ferner von Affekten, Charakteren und Empfindungen aus des Aristoteles Rhetorik, des Horaz Poetik und dem Quintilian; insonderheit von dem Lächerlichen aus dem Aristoteles, Cicero und Quintilian; weiter von den Beweisen, oder vielmehr wie die Beweise rhetorisch zu behandeln sind, durch Excerpte aus dem Cicero de inventione und aus dem Quintilian, von Beyspielen, Gleichnissen, Zeugnissen oder Urtheilen und Aussprüchen anderer, auch von der Art zu widerlegen, auf ähnliche Art; endlich von der Disposition eigentlicher Reden und deren einzelnen Theilen, von dem Eingange, dem Hauptsatze, dessen Eintheilung und von der Schlußrede. Wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu rühmen, daß er nicht nur zweckmäßig für die Gegenstände und für den eingeschränkten Umfang des Buchs ausgewählt, sondern auch allenthalben die besten neuern Schriftsteller angeführt habe, bey welchen man noch mehr Bestimmung und Aufklärung finden könne. Und doch sind wir mit der Ausführung des ersten Theils nicht zufrieden. Der Verf. hat alles gar zu sehr und blos rhetorikenmäßig abgehandelt, da doch gerade dieser Theil, welcher die Erfindung, Anordnung und Behandlung der Materialien oder Gedanken zum Gegenstand hat, eine philosophische Betrachtung und Anweisung erfordert hätte. Man kann ohnmöglich künstlich und schön verarbeiten, wenn man nicht erst die rohen Materialien zu gewinnen oder sich zu verschaffen weiß. Und gleichwohl ist dies der Fall bey jungen Leuten, die man zur Beredtsamkeit anführen soll. Der Recensent, welcher die Beschaffenheit junger Leute und den darnach einzurichtenden rhetorischen Unterricht aus der Erfahrung kennt, ist versichert, daß hier Logik nicht vorausgesetzt, sondern vielmehr mit der Rhetorik in dem Theile, der Erfindung und Disposition der Materialien betrifft, verbunden werden müsse. Er denkt sich immer, unter dem Namen Dialektik, eine zusammengesetzte Anweisung, die halb aus Logik und halb aus Rhetorik besteht, und allein die Philosophie für Schulen ausmachen soll. In allem Betrachte hätten also einige Hauptstücke, als von der Entwickelung der Begriffe, von höhern und untergeordneten Begriffen, von dem daraus herzuleitenden Eintheilungsgrunde, von der Erfindung und Beurtheilung der Wahrheit und der mancherley Arten der Beweise, aus der Logik entlehnt und hier bey einem jeden Kapitel vor dem rhetorischen Unterrichte voraus geschickt werden

den müssen. Wie jetzt die Dinge dastehen, werden sie, weil der Grund oder die Vorkenntnisse und die eigentliche Anweisung mangelt, schwerlich recht viel zur Bildung eines jungen Redners oder zur Geschicklichkeit in eigenen Aufsätzen und Ausarbeitungen beytragen. Oder der mündliche Unterricht muß dabey zu statten kommen; durch welchen jeder Lehrer, der diese Anweisung zum Grunde legt, nach den Bedürfnissen seiner Zuhörer das Mangelnde ergänzen, oder seine Zuhörer selbst auf den Unterricht des Cicero und Quintilians durch anderweitige Belehrungen vorbereiten wird. Auf diese Ergänzung des mündlichen Unterrichts hat ohnfehlbar der V. auch im XIten Cap. de partitione gerechnet, als wo das mitgetheilte Stück aus Cic. de Invent. I. 22. §. 31. sqq und die Verweisung auf Steinbarts Lehrbuch noch viel mehreres voraussetzt.

Der zweyte Theil handelt vom Ausdrucke, (de elocutione) und die Anweisungen und Grundsätze sind vollkommen deutlich, ordentlich und zureichend, so daß der Lehrer sie nur durch erläuterte Beyspiele und angestellte Uebungen, praktisch machen darf. Der Verf. hat die Quellen der Alten, welche er zum Grunde gelegt hat, unter folgende Fächer gebracht: 1) von der Reinlichkeit des Ausdrucks. 2) Von der Deutlichkeit. Cap. 2. 3) Von dem bildlichen Ausdrucke durch Tropen, Figuren, Numerus u. s. w. Cap. 3 — 8. 4) Von dem mündlichen Vortrage.

Der dritte Theil hat die verschiedenen Gattungen der Schreibart und der schriftlichen Aufsätze zum Gegenstande. Die Verschiedenheiten des Stils werden aus Cic. Orat. c. 21 — 28. und Quinctil. XII. c. 10. beschrieben. — Was die einzelnen Gattungen von Aufsätzen anbetrifft, so läßt sich von selbst erwarten, daß der Verf. die Regeln öfterer als sonst, mit eigenen Worten vorgetragen habe. Eine Gattung, nemlich diejenige der eigentlichen Reden, wird hier ganz übergangen, weil der Verf. wie schon erinnert worden ist, ihre Theorie zum ersten Theil gezogen hat. Die noch übrigen Gattungen, welche hier abgehandelt werden, sind folgende: 1) von Dialogen, S. 308 ff. Der Verf. theilt sie in drey Classen, in dramatische, philosophische und gemischte moralische Gespräche, in welchen die abwechselnden Charaktere dem Leser Vergnügen schaffen sollen. Er begnügt sich, von den beyden letzten Classen die besten Muster anzuführen und übrigens auf die Regeln des Dialogs zu verweisen, die Eigenart, de St.

Mard

Mard und Engel gegeben haben. 2) Von Briefen. S. 311. Hier ist Demetrius περὶ ἑρμηνείας Sect. 223 — 225. zum Lehrer gewählt worden, doch so, daß der Verf. einiges weiter bestimmt und ergänzt, auch zuletzt die besten Muster und Anweisungen, als Gellerts und Stockhausens empfohlen hat. Gellerts eigene Briefe, gerade als Briefe, dürften wohl jungen Leuten nicht sehr zu Mustern empfohlen werden dürfen. 3) Von dogmatischen Aufsätzen. S. 317. In Ansehung der Disposition und Verarbeitung der Materialien finde ohngefähr eben das Statt, was oben von dem Entwurfe der Reden gesagt worden sey; nur die Schreibart müsse sich weniger erheben und mehr zum sanftern Lehrton herunter halten. Cicero, Jerusalem, Mendelssohn, Sulzer, Lessing, Abbt, Iselin, Ramler, Zimmermann, Feder, Garve und Campe werden als Muster empfohlen. 4) Von historischen Arbeiten. Wo wir uns versprachen, daß des Verf. Theorie am fruchtbarsten seyn würde, da haben wir sie am allerödesten gefunden. Die Paar Stellen aus dem Cicero, worauf derselbe alles gebauet hat, enthalten zwar zerstreute gute Gedanken, aber nichts zusammenhängendes, nichts vollständiges, nichts, das den Namen einer Theorie der Geschichtbeschreibung verdiente. Und warum hat er nicht lieber dafür, wenn es doch Excerpten seyn sollten, die ganz eigene Schrift Lucians, oder die rhetorisch-kritischen Aufsätze Dionys von Halikarnassus, oder einzelne Stellen des Polybius genützt? Selbst die Neuern, wie vortrefflich hatten sie ihm vorgearbeitet, ohne daß er sie nur einmal angeführt hat? Wir wollen es ihm nicht anrechnen, daß er die Sammlung Artis historicae Penus übergangen hat; aber wenigstens hätte er die vielen guten Aufsätze über die historische Kunst in Gatterers historischer Bibliothek kennen, anwenden und empfehlen sollen. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten, auf die durchaus keine Rücksicht genommen worden ist, hätte er eine eigene Theorie der Erzählung vorausschicken, alsdann eine besondere Theorie der einfachern historischen Arbeiten, nemlich der Biographie und Topographie entwerfen, und endlich davon die Anwendung auf die zusammengesetzteren und größeren historischen Werke machen müssen. Es bleibt uns wirklich ein Räthsel, wie es nur möglich gewesen, daß der Verf. über einen so reichhaltigen, wichtigen und nützlichen Gegenstand, so wenig gutes und brauchbares habe schreiben oder sammeln können.

Ein kurzes Verzeichniß der alten griechischen und lateinischen Rhetoriker und deren Schriften macht den Beschluß.

Jg.

Epistolae catholicae graece, perpetua annotatione illustratae a *Dav. Iul. Pott.* *Vol. I.* complectens epistolam Iacobi. Goettingae, ap. Dietrich. 1786. 208 S. in gr. 8.

Der Verfasser, bisheriger Repetent der theologischen Facultät in Göttingen, sollte, der dortigen Gewohnheit gemäß, eine öffentliche Probe seiner Kenntnisse ablegen, und diese giebt er in gegenwärtiger Schrift, auf eine für ihn rühmliche Art. Es ist eigentlich nur der Anfang eines Commentars über die Catholischen Briefe, ganz in der bekannten Koppischen Manier, die sich der Verf. sehr gut zu eigen gemacht hat, so daß seine Arbeit als Fortsetzung des Koppischen Werks kann betrachtet werden, obgleich er bescheiden genug ist, sie blos für Nachahmung auszugeben. Freylich würde man oft die Weitläuftigkeit in Erläuterung bekannter Dinge, den Reichthum von Stellen aus Profanschriftstellern, die aus den Observationsbüchern excerpirt sind, die Ausführlichkeit in Darlegung des Zusammenhangs und der Uebergänge, lieber entbehren, als eine gewisse Reife und Festigkeit des Urtheils, das weder zu rasch entscheidet, noch ungewiß schwankt. Doch letzteres ist von einem angehenden Schriftsteller kaum zu erwarten, und jene Freygebigkeit kann manchem jungen Ausleger angenehm und nützlich seyn. Die ganze Arbeit ist ein Beweis von dem Fleiß, der Sorgfalt und den Kenntnissen des Verf. wogegen uns doch einzelne Stellen mit einem unangenehmen Contrast auffielen, wo theils unbestimmte Citationen, Euripides, Epictetus, Laertius etc hingeschrieben sind, theils solche wie Cic. Tusc. 25. Apoll. Rhod. 699. oder wo Bücher zum Nachlesen empfohlen werden, die ein gutmeynender Leser vergebens nachschlagen würde, z. B. die Glossarien des Papias und Dufresne, S. 130. Solche kleine Flecken wird der Verf. bey der Fortsetzung seiner Arbeit wegwischen, und das ist die Ursache, warum wir sie bemerken. Aus eben der Ursache geben wir einige Proben von seinen

nen Erklärungen, und fügen unsre Erinnerungen bey, wovon der Verf. wenn er es kann und will, Gebrauch machen wird. — In den Prolegomenen tritt er Herdern bey, daß kein Apostel, sondern Jacobus, ein Bruder Jesu, den Brief geschrieben habe, und giebt eine Tabelle von der Abstammung der Jacobusse, deren Richtigkeit doch wirklich dadurch zweifelhaft wird, daß ein Mann drey Töchter, die alle drey Maria hießen, und jede von diesen einen Sohn mit Namen Jacobus gehabt haben soll. Daß Jacobus, Zebedäi Sohn, den Brief nicht könne geschrieben haben, weil kein Apostel an eine Gemeinde schrieb, wo er nicht selbst gelehrt hatte, ist wohl eine Uebereilung. Die scharfsinnigen Bemerkungen des Hrn. D. Nösselt scheint der V. nicht genug erwogen zu haben. Sonderbar ist auch die Folgerung, daß es um das canonische Ansehen des Briefs geschehen sey, wenn kein Apostel Verfasser desselben wäre. Hr. P. schützt sich dabey ganz unnöthig mit der Ausflucht, er habe es ja nicht ganz geleugnet, daß Jacob, Alphäi Sohn, der Verf. sey. Und Clemens v. Alex. bezeuge, Jesus habe Jacob, dem Gerechten, die Gnosis mitgetheilt. Rec. ist ungewiß, ob das Ernst seyn soll. Ueberhaupt könnte diese Abhandlung bestimmter und ordentlicher seyn. Was S. 24. fg. von dem canonischen Ansehen des Briefs gesagt wird, gehörte gar nicht zu der Frage von dem Verf. des Buchs. Cap. I, 3. wird πιστις objectiv genommen für Religion, so daß es stehe für το δοκ. της υπομονης υμων εν τη πιστει, wodurch die Stelle unnöthig dunkel und tautologisch gemacht wird. Warum nicht lieber die gewöhnliche Erklärung? Das Folgende wird erklärt: die Standhaftigkeit bewürke Vollkommenheit in der Tugend (κατεχετω τελειον.) Allein die Gradation, die der V. doch selbst hier annimmt, scheint besser zu bestehen, wenn man der natürlichen Bedeutung der Worte gemäß, es nimmt für [illegible]. V. 9. Der Reiche freue sich seiner künftigen Armuth, so daß V. 9. 10. den Satz enthalte: seyd zufrieden im Glück und Unglück. Wie willkührlich! der Verf. scheint das Oxymoron nicht bemerkt zu haben: der Arme sey stolz auf seine Größe (seine Würde und Glückseligkeit als Christ;) der Reiche suche seinen Stolz darin, demüthig zu seyn; sey nicht stolz auf den vergänglichen Reichthum. Vergl. C. IV, 10. Bey der bekannten Stelle C. II, 18. wird richtig bemerkt, daß es Einwurf des Gegners sey, und συ — εγω genommen für αλλος, αλλος. Einer hat Glauben, der andere Werke; doch bald darauf verläßt

läßt der Verf. selbst diese Erklärung, und schlägt vor, die Stelle als Worte eines Gegners zu nehmen, der den Jacobus dreist ins Gesicht verläumdet: du magst wohl selbst mit dem bloßen Glauben dich begnügen, ich halte es mit den Werken! Allein ersteres ist ein bloßer Behelf, dafür sich kein Beweis aus der Sprache geben läßt, und letzteres ist gegen den Zusammenhang. Rec. gesteht, daß ihm alle Bemühungen die Stelle aufzuklären unzulänglich scheinen. Vielleicht hat die Vulgata die einzig richtige Lesart dieser in den ersten Abschnitten schon verschriebenen Worte. Cap. III, 2. wird mit Recht ἐν δὲ als die richtige Lesart vorgezogen. Die Autorität der alten Uebersetzer giebt ihr ein entschiedenes Uebergewicht. Cap. IV, 2. 3. ist es doch hart, die Ausdrücke von den, aus dem Streben nach Lehrstellen entstandenen, Streitigkeiten zu verstehen, und deswegen μοιχοι και μοιχαλιδες im uneigentlichen Sinn, von Gottlosen überhaupt zu nehmen. Vielmehr scheinen schon hier die vermischten Ermahnungen anzufangen, die bis zum Ende des Briefs fortgehen, und sich nur mit Zwang verbinden lassen. Bey Cap. V, 1. fg. wagt er nicht zu entscheiden, ob von Juden oder Judenchristen die Rede sey, ob er gleich für letzteres geneigter ist. Aber die Schwürigkeit, daß Christen hier so große Laster beygelegt werden, fällt weg durch die, vom Verf. übersehene Bemerkung, daß der heftige, hyperbolische Ausdruck, gerade Character des Jacobus ist. Es ist hier eben die Sprache wie im ganzen vierten Capitel. — C. V, 16. wird erklärt: πολυ ισχυει (δυναται) ενεργων oder και ενεργω. Hier hätten wir ein Beyspiel gewünscht; aber der V. der sonst mit Erläuterungen so freygebig ist, spricht hier blos: quidni ex graecitate accipiamus, pro etc. — Dem Commentar sind 4 Excurse angehängt. 1) **Vom Ursprung und der Bedeutung der Benennung: catholische Briefe.** Der V. entscheidet für die gewöhnliche Meynung, daß es so viel sey als allgemeine Circularbriefe, wobey Nösselts scharfsinnige Vermuthungen mehr bestritten als widerlegt werden. 2) **Ueber die Ausdrücke** πειραζειν **und** πειρασμος. Daß letzteres auch probatio, Bewährung heiße, wird auf 1 Petri IV, 12. gebaut, aber die gewöhnliche Bedeutung, Prüfung, ist dort hinreichend. 3) **Ueber die Stelle Jac. III, 6.** κοσμος nimmt er mit Benson, für Inbegriff von Lastern, oder abstr. pro concr. jene Verführerin zum Bösen, letzteres ziemlich willkührlich aus dem [illegible] des Hesych. τροχος γενεσεως, für das ganze Leben.

Aber mit Rücksicht auf Cap. I, 24. und die hyperbolische Schreibart des Jacobus würden wir doch fast die Bedeutung Natur vorziehen. IV. Ueber die Stelle Cap. IV, 5. 6. Die verschiednen Meynungen der Ausleger werden geprüft und bestritten, nicht immer mit hinlänglichen Gründen. Z. B. die Storrische, daß es auf Gal. V, 17. anspiele; und die Semlersche, daß eine Stelle aus dem apocryph. Testament des Simeon gemeint sey. Daß zwischen beyden Stellen gar keine Aehnlichkeit sey, ist wohl zu viel behauptet. Die Worte: ἡ λυσις του φθονου δια φοβου θεου γινεται enthalten doch denselben Gedanken, den Jacobus, nach Hrn. P. eigener Erklärung, ausdrückt. Der V. trägt über die Stelle eine neue Meynung vor, nemlich es werde blos Sprüchw. III, 34. angeführt, diese citire der Schriftsteller erstlich dem Sinne nach, V. 5. wo denn χαρις für Leutseligkeit genommen werde. Der Geist Gottes in uns widersteht dem Neide und giebt vielmehr Leutseligkeit. Bey den letzten Worten, διδ. χαριν, sey dem Apostel die Stelle selbst beygefallen, die er nun wörtlich beyfüge διο λεγει etc. Es wird also vorausgesetzt, daß μειζ. δε διδ. etc. zum vorhergehenden gehöre, was durch das διο unwahrscheinlich wird. Nach Hrn. P. Erklärung müßte καθως stehen. Ferner die Bedeutung von χαρις die auch in der Stelle des Salomo willkührlich angenommen werden muß, schickt sich nicht gut zu dem διδωσι. Endlich der Gedanke selbst sagt ganz etwas anders, als die Stelle der Sprüchwörter und die ganze Meynung habe das gegen sich, was Hr. P. gegen Elsner richtig erinnert, daß die Erklärung dunkler ist als der Text. Hr. P. fühlte selbst das Gezwungene in dieser Vorstellung, ob er gleich glaubt, daß sie, je nachdem man die Sache ansieht, sehr natürlich sey; was wir nun freylich nicht finden.

Wenn der Verf. auch die übrigen catholischen Briefe auf diese Art bearbeitet, so würden wir ihm rathen, daß er sich nicht übereile. Mehr Eindringen in den Geist des Schriftstellers, sorgfältige Bemerkung der kleinen historischen Umstände und Anspielungen, mehr Präcision und Auswahl in den Erläuterungen werden den folgenden Theilen Vorzüge geben, die diesem noch fehlen. Gelegentlich wünschten wir auch etwas mehr Fleiß in der Correctur; in 5 syrischen Worten S. 17. sind 4 Druckfehler.

Khr.

10. Erziehungsschriften.

Ueber die Erziehung, zum Hausgebrauch meiner Mitbürger und anderer gutgesinnter Eltern verfertigt. Aus dem Griechischen frey übersetzt. Ulm, bey Wohler. 1786. 48 S. in 8.

Die hier übersetzte Schrift Plutarch's, oder wer der Verfasser derselben seyn mag, ist von so unbedeutendem Werthe, daß wir dieser Dolmetschung gar wohl entübrigt seyn könnten, zumal da sie schon in mehrern Uebersetzungen vorhanden ist. Sie behandelt ihren Gegenstand seichte, ist mit abgeschmackten Anekdötchen durchwebt, und das wenige Gute in derselben ist zu lokal, als daß wir etwas davon zum Hausgebrauch nützen könnten. Wozu also bey so manchen guten Erziehungsschriften, die unser eigenes Vaterland liefert, die Uebersetzung einer höchst mittelmäßigen griechischen Abhandlung, welche zu unsern Verfassungen und Sitten gar nicht paßt? Doch der Uebersetzer, (der sich nach der Vorrede Marx Philipp Rubland, Stadt- und Garnisonsphysicus nennt,) hat frey übersetzt, und sich, wo er es nöthig fand, Abweichungen vom Original erlaubt. Diese sind aber selten, und dabey so schlecht ausgefallen, daß die Schrift dadurch um nichts brauchbarer geworden ist. Und damit es uns an keinem Gute fehle, so trägt er uns die griechischen Gedanken und Vorschläge in einer Schreibart vor, die nicht verworrener, undeutscher und schülerhafter seyn könnte. Zum Beweise dieser Beschuldigungen führen wir gleich den ersten Abschnitt von der Zeugung an. Plutarch sagt: Wer Vater von Kindern seyn wolle, die in der Welt Achtung und Ansehung erhalten sollen, der müsse in der Wahl der Person, mit welcher er Kinder zeugen wolle, behutsam seyn, und nicht mit gemeinen Frauen zu thun haben, weil er seinen Nachkommen dadurch einen unauslöschlichen Schandfleck anhänge. Diesen Gedanken giebt uns der Uebers. in folgender Umkleidung: „das natürlichste und einfachste ist, wenn man gleich von der Geburt anfängt. (Soll heißen von der Zeugung.) Ich rathe also allen Vätern, denen es darum zu thun ist, Kin-

der ohne vielen Tadel zu erziehen, niemals zuzulassen, daß ihre Kinder mit dem nächsten besten Frauenzimmer, oder Jünglinge, sich verehlichen; denn es ist zu bekannt, als daß es bestritten werden könnte, daß sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, Kindern, in kleinen Republiken, die außer der gesetzmäßigen Ehe erzeugt worden, von Leuten, die gerne schimpfen und verunglimpfen, viele fast unaustilgliche Flecken ihr ganzes Leben durch angehängt werden. Gewiß, jener Dichter, der einst sagte: „der, der blos obenhin heurathet, und nicht auf seinen Stand und seine Familie Rücksicht nimmt, macht seine Nachkommen meistens unglücklich," sagt was Wahres." Die hieher gar nicht passende Anekdote von Diophant, Themistokles Sohn, der sich rühmte, alles über Athen zu vermögen, weil er alles bey seiner Mutter, diese bey ihrem Gemal, und dieser bey den Atheniensern vermöge, übersetzt R. so: „Diophant, Themistokles Sohn, ließ öfters von sich hören, das was ihm gut scheine, scheine auch allen Athenern gut," ohne den Grund beyzufügen, warum es den Atheniensern gut scheine, so daß man gar nicht einsieht, wie dieses Geschichtchen hieher kommt. Wie schülerhaft, wenn es weiterhin heißt: Auch das, was unsere Vorfahren thaten, darf nicht übergangen werden. Es ist dieß." Plutarch sagt: Mütter, wenn sie ihre Kinder selbst stillen, werden dieses mit größerer Zärtlichkeit und Sorgfalt thun, als gemiethete Ammen, da sie von dem ersten Augenblick der Geburt an Zuneigung und Liebe gegen sie empfinden. R. läßt ihn aber sagen, daß durch dieses süße Geschäffte auch die Neigung und Sorge für ihre Kinder größer werde. Aus folgender Stelle sollte man beynahe vermuthen, die Weiber hätten nur eine Brust, wenn sie ein Kind gebähren, und erst dann zwo Brüste, wenn sie zwey Kinder zur Welt bringen. „Die Natur sorgte weislich dafür, daß, wenn auch Weiber Zwillinge gebähren sollten, sie ihnen zwo Brüste schenkte u. s. w." Sehr oft hat Hr. R. den Sinn des Schriftstellers gar nicht verstanden, wenn er z. B. S. 11. übersetzt! „Der Trieb, an den Brüsten zu saugen, zeigt sich nicht nur bey den Menschen, sondern auch bey sehr vielen Thieren; ja bey den letztern ist er außerordentlich stark und auffallend; denn diese, wenn sie nur einmal Milch aus den Brüsten bekommen haben, so bestreben sie sich aufs äußerste, sie, wenn man sie auch entwöhnen will, wieder zu erhalten." Die Natur, sagt der Verf. hat den Müttern zwo Brüste gegeben,

damit

damit sie, wenn sie zwey Kinder zugleich gebähren sollten, sie auch beyden die Milch reichen könnten. Eine vortreffliche Einrichtung! Denn eben dieser gemeinschaftliche Genuß einerley Nahrungsmittel vermehrt das gegenseitige Wohlwollen der Kinder gegen einander, so, daß sogar auch Thiere, die mit einander an einer Mutter gesogen haben, auch dann, wann sie getrennt werden, sich nach einander sehnen. S. 13. Zu einer vollkommenen Erziehung wird, nach des Verfassers Meynung, ein gutes Naturell, Unterricht und Angewöhnung zum Guten (was wir im engern Sinne Erziehung nennen, im Gegensatze gegen Unterricht,) erfordert. Naturgaben müssen das erste seyn; diese werden durch Unterricht weiter ausgebildet, und durch Anführung zum Guten in Anwendung gebracht; wo alle drey Stücke beysammen sind, da ist die Erziehung vollkommen; wo aber eines oder das andere mangelt, da wird es auch an dem einen oder dem andern geistigen oder moralischen Vorzug (αρετη) fehlen. Ohne Unterricht geht auch ein gutes Genie irre; ohne Talente ist auch der beste Unterricht nicht hinreichend; und wo Gaben und Unterweisung fehlen, da kann das praktische Leben nur sehr unvollkommen seyn. Diese Sätze verunstaltet und radebrecht R. folgendergestalt: „Mich dünkt, zum ganz Richtighandeln gehören folgende drey Stücke 1) Naturanlage, 2) Bildung und 3) Sitte. Unter Bildung verstehe ich hier zweckmäßigen Unterricht, unter Sitte, anhaltende Uebung oder Gewohnheit. Die Anfänge einer guten Erziehung hat man also der Natur selbst zu verdanken; die weitern Fortschritte aber dem vernünftigen Unterricht, den Gebrauch und den Nutzen aber der guten Gewohnheit; und nur sie bestimmet allein die Gränzen von allem Guten und Bösen. Die Natur, wenn sie sich selbst überlassen wird, ist blind, so wie der Unterricht ohne sie (Unterricht ohne Natur!) mangelhaft, und die Ausübung ohne die beyden vorhergehenden Stücke als zweckwidrig bemerkt wird.“ Doch genug von einer Uebersetzung, die Hr. R. wahrscheinlich unter den Aufsätzen seiner ersten Schuljahre hervorgesucht und zum Druck befördert hat. In einem P S verspricht er seinen Mitbürgern, „wenn er gesund lebe, so werden hin und wieder in seinen Erholungsstunden Arbeiten gewählt werden, die auch für sie von Nutzen seyn werden.“ Wir wünschen ihm vom Herzen, daß er gesund leben, und nicht minder aufrichtig, daß er sich in Zukunft hüten möge, solch schlechtes Zeug drucken zu lassen. —m—

Theodor; oder über die Bildung der Fürstensöhne zu Fürsten von M. — Erster Theil. Berlin, 1786. bey Wever, 1 Alphab. 14½ Bogen in 8vo.

Zweyter Theil. 1 Alphb. 8 Bogen.

Einen Prinzen zum guten Fürsten und Regenten zu erziehen, ist in der That keine Kleinigkeit. Es giebt dabey so viel Schwierigkeiten zu übersteigen, so viel Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so viel schädliche Vorurtheile zu besiegen; es erfordert am Erzieher so viel Geist und Einsicht und Welt- und Menschenkenntniß; an den fürstlichen Eltern so viel Verläugnung angewöhnter Sinn- und Denkungsarten; so viel Treue und Ausdauern aller derer, die zu solcher Erziehung mitwirken, bey den einmal angenommenen Grundsätzen; so viel Zustimmung des ganzen Hofes, ja man möchte sagen, aller, die nur mit dem Zögling in Verbindung kommen können, zu dem festgesetzten Plan; so viel Muth endlich am Erzieher und am Fürsten, sich durch tausend entgegen arbeitende Kräfte nicht abschrecken, noch aus dem Gleise bringen zu lassen; daß es nach der Lage und Sinnesart, die an den meisten Höfen herrscht, über Menschenkraft hinauszugehen scheint. Bisher hat man sich daran begnügen müssen, schädlichen Einflüssen so viel möglich vorzubeugen und die unvermeidlichen geschehen zu lassen; neben den Begierden und Leidenschaften, die durch Aug und Ohr und alle Sinne in das Herz des jungen Prinzen eindringen, gute und edle Triebe rege zu machen, um das Uebergewicht von jenen zu verhüten; Keime des Wohlwollens, der Menschlichkeit und des Edelmuths in das offene Herz auf Hoffnung zu pflanzen, die einst aufwachsen und fruchtbar seyn sollen; die hervorsprossende Vernunft, so weit sie von Hofgeist und Schmeicheley unverführt und unverkrüppelt bleiben kann, zum Denken und Wirken zu gewöhnen; und mehr partialen Schaden abzuwehren, als sich zu erdreusten, ein übereinstimmendes Ganze liefern zu wollen.

Der Verfasser erreicht das in seinem Buche, was man in der Natur so schwer zu erreichen möglich findet. Er bildet seinen Prinzen nicht nur zu einem gesunden, guten, braven, keuschen und frommen Menschen, sondern auch zu einem voll-

kommenen Regenten und Fürsten, der sich nicht für den Erb-Eigenthümer seines Landes ansieht, um damit zu schalten und zu walten, wie er immer wolle, sondern als den ersten Diener des Staats und des Volks, der dazu berufen ist, das Wohl und die Glückseligkeit des Ganzen, welche in der möglichsten Glückseligkeit aller Glieder besteht, nach allen seinen Kräften zu schaffen, und seine Ruhe, sein Vergnügen, seine Begierden diesem großen Zweck aufzuopfern. Nebenher führt der Verf. auch eine bessere Kirchenverfassung, und ein verbessertes Christenthum, oder eine aus den Lehren Jesu gezogene Naturreligion ohne viele Schwierigkeiten im Lande ein, ordnet die Regierung desselben nach richtigern Grundsätzen, läßt die Gerechtigkeit treuer und gewissenhafter handhaben, hilft allen Ständen, Künsten und Gewerben auf, verbessert die Staatswirthschaft, und giebt den Fürsten viele heilsame Lehren, wie sie regieren und nicht regieren sollen.

Wie er das mache, verdient wohl eine etwas nähere Anzeige. Der Fürst, ein edler, guter und menschlichgesinnter Mann, übergiebt seinen sechsjährigen einzigen Sohn den Händen seines Erziehers, der ihn nach den Grundsätzen des Vaters bilden soll. Nach denselben wird er erst bis ins funfzehnte Jahr auf folgende Weise erzogen. Seine Nahrung und Kleidung ist simpel und leicht, damit er gesund und fest werde. Er ißt nicht an der fürstl. Tafel, weiß nichts von den Lustbarkeiten und Zerstreuungen des Hofes, ja es bleibt ihm sogar bis ins funfzehnte Jahr unbekannt, daß er ein geborner Fürst sey, und dereinst Herr und Erbe des Landes seyn werde. Er lebt zwar auf dem Schlosse seines Vaters, aber er kennt den Hof gar nicht, und außer seinen Eltern, seinem Hofmeister und Diener niemand anders als solche, welche er nach dem gemeinschaftlichen Entschluß des Vaters und Hofmeisters kennen lernen soll. (Wie das aber geschehen könne, ist schwer zu begreifen, und der Verf. hat es uns auch nicht gesagt, wie die Sinne des Prinzen vor den gehörten und gesehenen Hoflustbarkeiten und Zerstreuungen, vor Prunk, Schwelgerey und sinnlichem Geräusch allerley Art verstopft, oder wie sein Herz gegen die Einflößungen der Schmeicheley, des Ehrgeizes, der HofList und Hofcabale, und aller der niedrigen Leidenschaften, die doch bey Hohen und Niedrigen am Hofe gangbar sind, verwahret worden sey. Befehle des Fürsten reichen da nicht hin, und machen nur, daß diese Ein-

flüsse heimlicher und schädlicher werden: daher man auch nicht ohne Grund behauptet hat, daß Prinzen in ihrer frühen Lebenszeit entfernt vom Hofe erzogen werden müßten.

In dieser Zeit sucht nun der Erzieher seinen Prinzen mit der Natur und ihrer Vortrefflichkeit und Ordnung bekannt zu machen, und sein Herz zum Gefühl menschlicher Tugenden zu bilden, und ihm Liebe, Mitleiden und Achtung gegen die niedern Stände einzuflößen. Er setzt ihn zu dem Ende in verschiedene Situationen, die diese Eindrücke veranlassen können, unter denen einige, z. B. S. 258 f. S. 298 f. u. a. m. rührend und einnehmend geschildert sind. Unter solchen Vorbereitungen wird er nach und nach zur Erkenntniß Gottes aus der Natur gebracht, die er auch, nebst allen andern moralischen Eindrücken, die auf ihn gemacht werden, mit solcher Wärme und Innigkeit annimmt, daß er im funfzehnten Jahre so viel gesetzte Vernunft, theilnehmende Herzensgüte und wahre Frömmigkeit beweiset, als man bey dem besterzogenen Menschen kaum im dreyßigsten antreffen möchte.

Nun erst wird es ihm bekannt gemacht, daß er ein geborner Fürst, und durch seine Geburt schon berechtiget sey, einst Herr des Landes zu werden. Er findet dies Anfangs seltsam und ungerecht, bequemet sich endlich aber doch dazu, Fürst und Herr zu werden, und entschließt sich es auf die rechte Art zum Besten seiner künftigen Unterthanen zu seyn, und Geist und Herz würdig dazu zu bereiten. Nun empfängt er in Gesellschaft ausgesuchter Jünglinge Unterricht in allen nöthigen und nützlichen Wissenschaften, bezieht hierauf ein paar Universitäten, geht auf Reisen, und sammlet sich nicht nur einen Schatz von Kenntnissen, die aus ihm einen vollkommenen Regenten bilden, sondern bewahret auch seine Unschuld, verachtet allen gangbaren Reiz und Prunk der Höfe, befestiget sich immer mehr in den besten moralischen Grundsätzen und in allen bürgerlichen Tugenden, welche einen regierenden Fürsten leiten können und sollten, und kehret dann zu seinem Vater wieder zurück und heyrathet — die sanfte und gutartige Tochter eines bürgerlichen Raths seines Vaters, welche er auf dem ersten Hoffeste, zu welchem er gelassen wurde, kennen gelernt hatte.

Als Roman betrachtet hat dies Werk zwar einige interessante Situationen und rührende Auftritte; ob es aber ge-

nug

nug historischen Stoff habe, der Knoten recht geschürzt, die Begebenheiten natürlich herbey geführt, die Charaktere richtig gezeichnet und beobachtet worden, und der des Prinzen nicht unwahrscheinlich gut und unverdorben sey; das muß man Kennern solcher Werke zu beurtheilen überlassen.

Als Plan zur Erziehung eines Fürsten betrachtet, wird er zwar in einzelnen Theilen brauchbar und der Anwendung fähig seyn: aber im Ganzen genommen scheint der Prinz zu früh und zu bald zu begreifen, und mit ungewöhnlicher Ueberzeugung anzunehmen, was Vater und Hofmeister ihn lehren, und zum Theil vordeklamiren; er ist ganz gutartig, und für gute Eindrücke immer empfindsam, schlechte erhält er nicht und empfindet sie; schädliche Leidenschaften regen sich nicht bey ihm; allen gefährlichen Reizungen ist er entnommen; alle Schwierigkeiten und Hindernisse, die bey der Erziehung eines Fürsten aufstossen, sind nicht etwa überwunden, sondern zum voraus weggeschnitten; alles was man in der wirklichen Natur zu bekämpfen vor sich findet, ist aus dem Gesichtskreis, und also auch aus der Behandlungsmethode hinweggeschoben. Sollte es wohl eine solche Situation zur Prinzenerziehung wirklich geben? Sollte also ein wirklicher Prinzenerzieher des Verf. Methode brauchen können?

Und warum hat er seinen Plan mit so vielen andern Ideen über Fürsten, Volksrechte, Regierungskunst, Kirchenverbesserung u. s. w. überladen? Zwar legt er seinem Fürsten viele derbe Wahrheiten in den Mund, und läßt ihn auf die Gebrechen und Verirrungen anderer Fürstenkinder tapfer losziehen, welches manchen unter ihnen heilsam und erbaulich zu lesen seyn möchte. Aber werden sie es lesen, oder wenn sie es lesen, auch verstehen, und über der Deklamation nicht ermüden? Und hat er darüber nicht seinen Plan aus den Augen verloren, und Lücken darin gelassen, die er hätte ausfüllen sollen, und gerade am schwersten auszufüllen sind?

Tz.

Einige Bemerkungen über deutsche Schulen, besonders über das Erziehungs-Institut in Dessau, von K. Spazier. Leipzig — Crusius — 1786. 170 Seiten in 8.

Eine

Eine mit vieler Freymüthigkeit, Scharfsinn und Unpartheilichkeit abgefaßte kleine Schrift. Nur, unter dem vielen Guten, eine Stelle zur Probe, wie richtig des Herrn Verf. Bemerkungen sind. Diese Stelle betrifft unsere gewöhnlichen Schulen. „Es sind, heißt es S. 14 ff., fast in jeder Stadt, ja in den größten Städten, die sich der hellsten Aufklärung rühmen, Schulen anzutreffen, in welchen noch alle mönchische Barbarey vorhanden, wo gar nicht, oder doch nur sehr kümmerlich das wohlthätige Licht des bessern, vernünftigern Unterrichts hat hindringen können. Ein großer Theil unserer vaterländischen Jugend seufzt noch schwer unter dem bleiernen Zepter des Schuldespotismus. Der deutsche Jüngling lernt Hebräisch statt des Deutschen; grammatikalische Regeln, von denen man ihm die Anwendung verschweigt, und die er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht ausüben kann; hört Jahre lang mystische Dogmatik und Tüpologie, und lernt wenig oder gar keine brauchbare Lebensregeln kennen, erhält wohl nicht einmal einen gesunden Begriff von Gott und von seiner eigenen Bestimmung; weiß viel von den Cherubim der Bundeslade zu erzählen, und kennt vielleicht die gangbarsten Münzen seiner Geburtsstadt nicht; weiß die Regierungen der Aristarchen, der jüdischen Richter, der römischen Kaiser an den Fingern herzuzählen, und kennt die Landesregierung, das regierende Haus, und die Schicksale seines Vaterlandes nicht; kennt den Ursprung und Lauf des Nils, und ist durchaus fremd am Rhein und an der Elbe; weiß, daß die Egipter nach Schenessen, die Perser nach Parasangen maßen, und kennt nicht das Verhältniß der deutschen zur englischen und französischen Meile, kennt vielleicht die nächste Poststazion nicht; weiß, daß Römer Pfauen aus Samos, Hüner aus Phrigien und Datteln aus Egipten zu ihren Schmäusen holen ließen, und weiß nicht, wo der beste Korn- und Flachsbau in Deutschland anzutreffen, wie das alles bearbeitet und zum Gebrauch zubereitet wird; weiß tausend andere Dinge, nur das nicht, was ihm zu seiner täglichen Bedeckung und Nahrung dient. Aber wenns das nur alles noch wäre! Wenn nur nicht die Kräfte des Leibes und der Seele durch unverantwortliche Behandlung, durch überaus unsinnige Methode — wie denn unter andern die elende Litteralmethode und das blos trockene Vokabeln- und Regelnauswendiglernen unwidersprechlich ist — durch mancherley Mißhandlung ganz in

ihren

ihren Keimen und Anlagen erstickt; wenn nur nicht junge zur Freude so berechtigte Menschen unter jammervollem Schulzwang, unter klösterlicher Zucht und alle dem Elend, das ihnen grämliche Orbile bereiten, ihre ersten heitern Lebenstage, die nie wiederkommen, verweinen, verseufzen, verkümmern, und sich vielleicht für die ganze Lebenszeit und ihren gesunden Sinn, ihren schlichten Verstand, den sie zu alltäglichen Geschäften dereinst so nöthig haben, gebracht sehen müßten."

Einen Mann, der die Bedürfnisse der Menschen und Schulen so richtig ins Auge gefaßt hat, und durch seine ganze Schrift zeigt, daß er aus eigener Vernunft und Kraft urtheilt, möchte ich gern in allen pädagogischen Streitfragen auf meiner Seite haben. Aber ich kann doch dem nicht beystimmen, was er S. 78 ff. über die sogenannte Sprechmethode bey Erlernung der lateinischen Sprache sagt. Er meynt, „es wäre zu viel Aufhebens davon gemacht." Aber, wenn eine Methode mir, nach meiner Meynung, einen sehr wichtigen Dienst leistet, so glaube ich sie nicht dringend genug empfehlen zu können; und dringende Empfehlung erzeugt starken Widerspruch auf Seiten der Gegner. Ferner: „Gesner selbst würde durch diese Methode schwerlich Gesner geworden seyn." Warum nicht? Recht verstanden und recht geübt, kann diese Methode große Dinge thun. Bey Gesnern ist wirklich, wie er selbst erzählt, diese Methode zum Theil gebraucht worden. Niemand behauptet auch, daß man allein durch Lateinsprechen ein großer Lateiner werden könne, sondern nur, daß man bey Kindern den Anfang des Lateinlernens mit Lateinsprechen machen müsse, wenn man sie und sich des Seel und Zeit verderbenden Vokabel- und Grammatiklernens überheben wolle. Weiter: „daß Gesner wohl schwerlich gewollt habe, daß die kleinsten Kinder sammt und sonders über Gegenstände des gemeinen Lebens in einer nunmehr todten Sprache, sprechen lernen sollten, wovon sie fast überall, in Deutschland wenigstens, keinen Gebrauch machen können, und wovon sie in den klassischen Autoren wenig oder gar nichts vorfinden." Antwort: Allerdings hat Gesner das gewollt, und mit Recht. Denn wenn er einmal wollte, daß Kinder Latein lernen, und den Anfang dieses Lernens mit Lateinsprechen machen sollten: so mußte er auch wollen, daß man über Gegenstände des gemeinen Lebens

bens mit Kindern spräche; denn worüber könnte man sonst mit Kindern sprechen? besonders in einer Sprache sprechen, die sie erst lernen sollen, und wo also das Vorzeigen fleißig zu Hülfe genommen werden muß, welches hauptsächlich nur bey Gegenständen des gemeinen Lebens Statt findet. Zugegeben, daß die Kinder von der etwa erworbenen Fertigkeit im Lateinsprechen — worauf es zwar nicht eigentlich angelegt wird, sondern vorzüglich darauf, daß sie das, was mit ihnen gesprochen wird, verstehen können, als welches zu dem intendirten Zweck hinreichend ist — nachher niemals und nirgends Gebrauch machen könnten und dürften: so thut das nichts zur Sache. Denn man spricht nicht mit ihnen, damit sie sprechen, sondern damit sie lateinische Bücher verstehen lernen sollen. „Aber was hilft ihnen dazu das Sprechen, wendet man ein, da sie von dem Gesprochenen nachher wenig oder nichts in den klassischen Schriftstellern vorfinden?" So? Ich getraue mir, gerade das Gegentheil zu beweisen. Laß doch sehen:

Qui fit, Maecenas, ut nemo, quam sibi sortem
Seu ratio dederit, seu sors objecerit, illa
Contentus vivat; laudet diversa sequentes?
O fortunati mercatores, gravis annis
Miles ait, multo jam fractus membra labore.
Contra mercator, navem jactantibus austris,
Militia est potior. Quid enim? concurritur: horae
Momento cita mors venit, aut victoria laeta.

Hier ist eine Stelle aus einem Römer, der für niemand weniger, als für Kinder geschrieben hat. Und doch frage ich dreist, ob den Kindern, die nach der Sprachmethode ein Paar Jahre gehörig unterwiesen sind, nicht jedes hier vorkommende Wort, einzeln genommen, entweder in der nämlichen Bedeutung, die es hier hat, oder doch in einer sehr nah damit verwandten, unzählige mal vorgekommen sein müsse? Nun bedenke man doch, wie viel ein Kind (und auch sein Lehrer) dabey gewinnt, wenn es mit einem zum Latein schon lange gewöhnten Ohr zu den lateinischen Büchern kömmt, wo es jetzt nur wenig ihm ganz neue Wörter noch zuzulernen hat, die ihm schon bekannten Wörter zwar oft in andern Verbindungen, aber doch nicht immer in andern Bedeutungen, oder wenn dies auch ist, doch immer in ähnlichen leicht zu erklärenden, und auf jene leicht zurück-

zu-

zuführenden Bedeutungen wieder findet, wie in der angezogenen Stelle Horazens etwan der Fall mit diversa sequentes, gravis annis miles, fractus membra labore ist. Und Horaz, wie gesagt, hat nicht einmal für Kinder geschrieben. Nun nehme man andere lateinische Bücher, die nach Inhalt und Stil der Kindersphäre näher sind: wird man dann noch behaupten wollen, daß in diesen Büchern wenig oder nichts von dem vorkomme, was bisher mit Kindern gesprochen worden? „Aber wo sind die alten Klassiker, die der Kindersphäre so nahe wären?" Antw. Es giebt ihrer immer genug, die, wo nicht ganz, doch größtentheils, wenn nicht mit den ersten Anfängern, doch mit den Geübtern, können gelesen werden. Und für die ersten Anfänger mache man die fehlenden Bücher. „Aber das werden keine Klassiker werden." Thut nichts, als Brücke zu den Klassikern hinüber werden sie immer gut genug seyn, gesetzt auch, daß Cicero, wenn er wieder aufstünde, manches daran zu corrigiren fände. Gesetzt der Unterschied zwischen dem neuen Latein und dem alten wäre, welches leicht seyn kann, so groß wie der zwischen Berliner und Pariser Französisch, wovon das erstere, nach Aussage der Pariser, von Germanismen und andern Fehlern wimmeln soll: so würd ich doch mit meinem Sohn lieber dies neue, fehlerhafte Latein sprechen und lesen, als ihn auf die gewöhnliche Art mit Vokabeln und Grammatik anfangen lassen. Ich bin versichert, daß er auf jenem Wege weit sicherer und schneller die Alten verstehen, und ihre Schönheiten empfinden lernen wird, wenn anders die Natur, so viel an ihr liegt, ihm das Vermögen dazu gewährt hat. Hat sie das nicht gethan, ist er unus e multis, nun so ist auf diesem Wege doch in anderer Rücksicht, noch immer mehr gewonnen, als verloren, auf diesem noch immer mehr als auf dem andern nebenher gewonnen. Aber dies zu beweisen würde mich hier zu weit führen. Ich habe ohnehin noch auf einige Einwürfe zu antworten, das ich so kurz als möglich thun will. „Es fehlt an Lehrern zu dieser Methode." Schlimm genug! Aber sie dafür zu bilden ist doch nicht unmöglich. „Montagne, der das Latein durch Sprechen lernte, war ein außerordentlich Genie." Das brauchte er dieser Methode zu Gefallen nicht zu seyn; sie kömmt gerade den Schwächern am meisten zu statten. Und weil die Schwächern immer die größere Anzahl unter der lernenden Jugend ausmachen, besonders wenn es aufs Sprechenlernen ankömmt: so ist darum

eben

eben diese Methode allgemein zu empfehlen. „In einer Schule ist sie nicht anwendbar.“ Warum nicht? Wenn die Schulen nur erst brauchbarer für die Jugend sind: so wird auch diese Methode nicht unbrauchbar für die Schulen erfunden werden. Zwar gehts schneller, wenn die zu lernende Sprache den ganzen Tag, als wenn sie nur während ein Paar Schulstunden mit der Jugend gesprochen wird; aber es geht doch immer, und geht gewiß besser, als die gewöhnliche Vokabelmethode. „Was hilfts denn nun, wenn so viel Zeit auf eine lateinische Spielerey verwandt wird, die wirklich für fremde mehr täuschend, als den Kindern nützlich ist?“ Zeit kostet diese Methode nun den Kindern gerade gar nicht, denn in, mit und unter dem Realunterricht, der ihnen in lateinischer Sprache gegeben wird, lernen sie Latein; aber den Lehrern, die keine Fertigkeit im Lateinsprechen dieser Art haben, kostet sie Anfangs Zeit und Mühe; das ist nicht zu ändern. „Erwachsene Schüler, mit denen man schon einen Schriftsteller lesen, und ihnen solchen in lateinischer Sprache erklären kann, die kann man wohl zum lateinisch Sprechen gewöhnen.“ Freylich kann man, aber soll man auch? Ist es nicht, nach Herrn Sp. eigenem vorhin angeführten Ausspruch, unnütz, itzt noch Latein sprechen zu lernen, da man es fast nirgends mehr spricht? „Die Erfahrung lehrt, daß die Sprechmethode den Nutzen nicht stifte, den man ihr nachrühmt.“ Wir haben hierüber noch so gut, als keine Erfahrung; denn was im Dessauischen Institut geschah, das war viel zu unvollkommen, viel zu unterbrochen, als daß man es als Erfahrung wider diese Methode brauchen könnte. — Mein Rath an das Institut ist also — nach allem, was ich bisher gesagt habe — gerade dem entgegengesetzt, den Hr. Sp. S. 82 giebt. — Uebrigens freut sich Recensent der richtigen Schätzung des Dessauischen Instituts, die er hier findet, und der Hoffnung, daß dasselbe unter der Direction eines so vortrefflichen Mannes, als Herr Neuendorf ist, noch lange fortdauern, und immer an Vollkommenheit zunehmen werde.

Hz.

11. Kriegswissenschaft.

Authentische Nachrichten von Leben und den Thaten George Freyherrn von Derfflinger, Churbrandenburg. General-Feldmarschalls rc. Ein Versuch zur Erläuterung der Geschichte seiner Zeit. Stendal, bey Franzen und Große, 1786. 8vo. 7½ Bogen. Nebst dem Bildnisse dieses Generals.

Die Vergleichung zwischen diesem General und dem General Ziethen, sagt der Verf. hier irgendwo, überlasse er einer plutarchischen Feder. Und daran thut er recht. Denn die seinige ist gewiß nicht Plutarchisch. Indessen ist es immer angenehm, etwas von den Lebensumständen eines so wirklich großen Mannes, als Derfflinger war, zu lesen; wenn es schon unvollständig, unzusammenhängend, und in einem ziemlich platten personalienmäßigen Styl, geschrieben ist; und außerdem bey seiner Kürze, doch viel unbedeutendes enthält.

Wk.

Abriß der drey Schlesischen Kriege, zur Erklärung einer Kupfertafel, auf welcher sechs und zwanzig Schlachten und Hauptgefechte abgebildet sind. Von Ludw. Müller, Königl. Preuß. Ingenieur-Lieutenant. Berlin, 1786. bey Unger, 11 Bogen und die große Kupfertafel.

Die Einrichtung und Ausführung dieses Werks ist recht sehr gut gerathen. Die Grundlage desselben ist ein großes Blatt, worauf alle Schlachten der preußischen Heere von Ao. 1740 — 1762 abgebildet sind. Daß dieses Blatt sauber gezeichnet, und schön gestochen ist, kann man sich leicht vorstellen, da es von den Händen derer, in diesem Fache sonst rühmlich bekannten Hrn. Müller und Engelbrecht kömmt. Allein die Ba-

taillen sind auch sehr richtig abgebildet; und da wegen des kleinen Maaßstabes der ganze Vorgang nach allen Umständen nicht hat dargestellt werden können, so ist doch das Charakteristische jeder Schlacht überall wohl getroffen. Aber auch die Beschreibung ist nicht übel, und dem Zwecke, eine Erklärung der Charte abzugeben, völlig angemessen. Kurz, das Werk ist ein angenehmes und nützliches Unternehmen, wofür es auch der Beyfall, mit welchem es das Publikum aufgenommen, schon erklärt hat. Die Verf. haben auch zu gleicher Zeit eine französische Uebersetzung dieser Schrift bekannt gemacht. Sie wimmelt aber von Druckfehlern, worunter auch wohl einige Sprachfehler seyn mögen, als wenn s'allier und se rallier nach der zweyten Conjugation formirt werden. Außerdem läßt sie sich gut lesen. Papier und Druck ist auch so, daß er der schönen Charte völlig entspricht.

1) Das Oesterreichische Militär betreffende Schriften. Erster Band. Enthält das General-Reglement. 1 Alph. 1 Kupfer. Zweyter Band. Enthält das neueste Dienst- und Exercier-Reglement für die sämmtl. K. K. Infanterie. 1 Alph. $17\frac{1}{2}$ Bogen. 15 Kupfer. gr. 8vo. Frankf. und Leipzig, bey Crusius.

2) Neu abgeändertes Exercier-Reglement für die gesammte K. K. Cavallerie. Dresden, 1786. $20\frac{1}{2}$ Bogen, gr. 8.

Zwey sehr wichtige Bücher, wenn sie ächt sind; denn sie geben die genaueste Kenntniß, die man nur verlangen kann, vom ganzen österreichischen Dienst. Sollten sie ächt seyn, so wären sie ein abermaliger Beweis, wie wenig eine gewisse Schärfe hilft, wenn man sie erzwingen will. Kein Staat ist wohl so eifersüchtig auf die Geheimhaltung alles, was zu seinem Militär gehört, als der Oesterreichsche, und von keinem sind so viel Schriften herausgekommen, die dessen ganze Beschaffenheit aller Welt bis aufs genaueste vor Augen legen.

Freylich ist es unangenehm, daß solchen Schriften, so selten ihre Geschichte vorgesetzt wird, woraus man theils den Grad ihrer Avthentizität, theils ihren Zusammenhang mit den vorhergehenden Anordnungen ersehen könnte. Aber es ist auf alle Fälle begreiflich. Mit höchster Genehmigung geschieht diese Bekanntmachung wohl nicht; und da will niemand bey Herausgabe derselben, Gelegenheit geben zu errathen, welchen Antheil er daran hat. Uns kann dies indeß gleich seyn. Wir lassen die Avthentizität dieser Schriften ununtersucht, nehmen sie so, wie sie ins Publikum gegeben worden sind, und sehen sie nur von der wissenschaftlichen Seite an, weshalb wir auch über ihren Inhalt desto freymüthiger unsere Meynung sagen können, um ihn unsern Lesern vor Augen zu legen. Es ist indeß unmöglich alles anzuführen, was wir uns bey aufmerksamer Durchlesung beyder Werke bemerkt haben; auch wäre es zu weitläuftig. Wir wollen nur das Wichtigste ausheben.

No. 1. ist wahrscheinlicher Weise das älteste von beyden. Es soll 1769 zum Gesetz für die K. K. Armee gemacht worden seyn. Wir urtheilen es aus einigen kleinen Umständen, besonders, weil das eigentliche Deployiren in No. 2. etwas deutlicher abgehandelt ist. Allein an No. 1. hat der Herausgeber mehr Fleiß gewendet. Er sagt es selbst, er habe die sehr seltsame Schreibart, so viel es der Treue unbeschadet geschehen konnte, gebessert. Man muß ihm dafür verbunden seyn, denn das Buch läßt sich wirklich besser lesen, als No. 2, und viele andere österreichische Schriften dieser Art, die bekannt geworden sind. Wer vom Handwerk ist, wird wohl wissen, was er in einem solchen Buche überhaupt zu suchen hat. Allein No. 1 enthält doch etwas ganz besonderes. Der Titel zeigt schon, daß es aus zwey ganz verschiedenen Theilen besteht. Der erste, nämlich das Generalreglement soll Vorschriften für das Betragen aller Generale, und aller zum Generalstaabe gehörigen Personen geben. Man muß sich aber ja nicht vorstellen, daß hier so etwas zu finden wäre in des großen Friedrichs Instruktion an seine Generale. Diese enthält die Weisungen des größten Feldherrn, über die wichtigsten Punkte der schwerersten Wissenschaft. Hier findet man aber die größten Trivialitäten, vom täglichen Dienst, von ökonomischen Einrichtungen, vom Verhalten ganz unbedeutender Personen, mit Vorschriften über das Verhalten des

höchsten Feldherrn, und seiner ihm untergebenen Generäle in den verschiedenen Kriegsvorfällen, als Lager, Märsche, Schlachten, Belagerungen u. s. w. Wenn man auch über diese seltsame Vermischung nichts sagen wollte, da jeder daraus nehmen kann, was für ihn paßt, so ist doch nicht zu läugnen, daß an dieser Vorschrift noch manches auszusetzen ist. Sie enthält 1) viel gar nicht dahin gehörige Dinge, z. B. die Eigenschaften des Generals, des Generalquartiermeisters, was sie für Kenntnisse haben sollen u. s. w. Das muß der Landesherr wissen, der sie wählt, und es gehörte eigentlich in einem Reglement für diesen. Zweytens: Viele höchst triviale Dinge, von denen es wahrhaftig schlimm wäre, wenn man sie den Generals erst vordocirren müßte. Drittens: Auch falsche Vorschriften mitunter. Z. B. S. 46. Bey Bestimmung des Lagers, heißt es da, kömmt es vorzüglich mit auf zwey Hauptpunkte an, nämlich auf den rechten und linken Flügel. Je kürzer die Entfernung dieser beyden Punkte genommen werden kann, desto vortheilhafter wird das Lager, wenn es zugleich andere Absichten erfüllt, u. s. w. Wir hatten immer gemeynt, ein Lager könnte sowohl zu enge als zu weitläuftig seyn, und glauben noch nicht, darin geirrt zu haben. Das beste Appui der Flanke soll an einem Teiche oder Flusse seyn. S. 47. Beydes ist nur unter gewissen Umständen wahr. Letzteres nur dann, wenn das Terrain von jener Seite des Flusses, dem Feinde nicht Mittel an die Hand giebt, die Flanke durch ein überlegenes Artilleriefeuer zu depostiren: ersteres nur dann, wann der Teich so groß ist, daß man ihn nicht schnell umgehen kann; einen solchen Teich wird man aber selten finden. Auch ist die Regel falsch S. 51: daß man sich nie mit einem Fluß oder Morast im Rücken lagern müsse. Bey Offensivlagern ist das allerdings nothwendig, denn die muß man allemal jenseits des Defilees nehmen, um frey auf den Feind losgehen zu können. Will man solche Ausnahmen nicht anmerken, weil etwa ein General sie wohl selbst machen könne, so ist einem solchen auch die ganze Regel noch vielmehr unnütz. Wem die Regel aber etwas nützen soll, dem ist noch vielmehr die Ausnahme wichtig. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir alles, was wir von dieser Art angemerkt haben, erörtern wollten. Wir wollen nur noch bemerken, daß die hier beschriebene Einrichtung mit dem Staabs- Dragoner- und Infanterieregiment recht gut sey. Dage-

gen wundern wir uns kein Guidenkorps beym Generalstaabe zu finden, sondern nur einen Ober= und einen Unterwegemesser, nebst 6 Bataillonen Bothen, und noch 6 ledigen Pferden für aus dem Lande jedesmal nach Nothdurft dazu nehmende Leute. Das ist sicher keine gute Einrichtung. Daher auch solche Marschanstalten, als die S. 65 ff. vorgeschriebenen, um mit der ganzen Armee des Nachts mit Kolonnen vorwärts gegen den Feind zu marschiren, sicher nicht gelingen würden. Als Anhang ist beygefügt, ein höchst umständlicher Etat der ganzen K. K. Armee, nach welchen sie in Summa aus folgenden Truppen besteht:

Infanteriekriegsstand.

Zwey Garnisonregimenter	7218 Köpfe
18 Regimenter Gränztruppen	61476 —
57 Regimenter Infanterie	233301 —
Summa 77 Regimenter Infanterie	301995 Köpfe

Kavalleriekriegsstand.

2 Regim. Karabiniers	2940 Köpfe
10 Regim. Kuirasiers	10620 —
6 Regim. Dragouner, wovon eines 1062 Köpfe hat	7242 —
6 Regim. Chevauxlegers	7416 —
12 Regim. Husaren	17993 —
Summa 36 Regim. Kavallerie	46211 Köpfe
Reserve der Kavallerie	4694 Köpfe

Also bleibt die ganze kaiserliche Armee, ohne die Kavallerie-Reserve, im Kriege aus 348206, und mit derselben aus 352900 Köpfen. Unter diesen ist die Feldartillerie nur 6435 Mann stark, die Garnisonsartillerie 1274 Mann, Mineurs 497, und Sappeurs 172; Pontonnieurs aber 416 M. Dabey sind die Kompagnien ungeheuer stark, und sehr schwach mit Officiers und Unterofficiers besetzt, welches, unsers Erachtens, gar nicht gut ist. Man denke nur! Ein Infanterieregiment hat 56 Ob. Off., 98 Unt. Off. und 2286 Gemeine. Ein Carabinierregiment hat 48 Ob. Off., 80 Unt. Off. ohne die Vicecorporals, und 96, wenn man diese für Unt. Off. will gelten lassen, und 1246 Gem. Chevauxlegers und Dragouner haben 41 Ob. Off., 60 bis 72 Unt. Off. und 1020 Gem.

Die Cuirassiers haben bey gleicher Zahl von Ob. u. Unt. Off. nur 906 Gem. Husaren 53 Ob. Off., 59 Unt. Off. u. 1440 Gem. Wenn man den Preuß. Fuß, als einen auf gesunde Principien gegründeten annehmen will, so müßte bey der Inf. jedes Regiment haben: wenigstens 85 Ob. Off. (wenn man nämlich die Augmentation mit in Anschlag bringt) und 180 Unt. Off. Die Carabiniers 65 Ob. Off. und 124 Unt. Off. Die Dragouner 55 Ob Off. u. 105 Unt. Off. Die Cuirassiers 48 Ob. Off. und 90 Unt. Off., und endlich die Husaren 56 Ob. Off. und 120 Unt. Off. Wir müssen es auch als einen Fehler in der Formation ansehen, daß bey jeder Schwadron nur ein Trompeter, und beym ganzen Regim. nur ein Staabstrompeter ist; als wenn diese Leute von Stahl und Eisen wären, und nie krank würden.

Der 2te Theil besteht aus zwey Abtheilungen, wovon die erste eine Beschreibung der Pflichten aller Menschen bey einem Infanterieregiment von dem Gemeinen bis zum Regimentsinhaber, enthält, nebst noch andern Dingen, als von den Beerdigungen, Exekutionen, Kriegs- und Standrecht, Kriegsartikel und Eid u. s. w. Die zweyte das ganze Manual des Exerziz und der Evolutionen. Außer diesem ist nun noch das Regimentsreglement, worauf häufig verwiesen wird; so daß also ein Oesterreichischer Officier eine kleine Bibliothek haben muß, um alle seine Pflichten kennen zu lernen. Wir bemerken folgendes daraus. Das Esponton für die Officiere ist abgeschafft, sie kommandiren mit dem Degen in der Hand, und das billigen wir. Dabey sollen sie im Felde eine Pistol im Koppel tragen. Die Unt. Off. haben Flinten wie die Gemeinen, welches wir nicht so gut finden können, da auch der Unt. Off. sich mit Ordnung halten, und nicht mit Feuern beschäftigen muß. Der Regimentsadjutant ist, wies scheint, kein Officier, der Auditeur und der Rechnungsführer sind es aber, welches uns sonderbar scheint, da jener gewiß viel mehr Officiersmäßige Geschäfte hat, als diese. Der Führer, der von dem Fourier zu unterscheiden ist, ist eine ganz besondere Gattung von Unterofficier, dem besonders die Wartung der Kranken obliegt. In Ansehung der zweyten Abtheilung ließe sich manches notiren. Von 16¼ Bogen, die sie ausmacht, enthalten die Evolutionen nur etwa 5; 11¼ sind für Handgriffe und Chargirungen; und unter diesen 6 für die blossen Handgriffe, wovon das Salutiren, und die Handgriffe zum Ge-

Gebet fast den größten Theil einnehmen. Beym Salutiren wird, oder ward wenigstens damals noch die spanische Verbeugung vor der hohen Herrschaft gemacht, wiewohl beygefügt ist, daß durch ein Reskript nachher verbothen worden ist, sie beym Salutiren im Marsch zu machen. Diese spanische Verbeugung ist ein Knicks vorwärts mit den Knieen, wie ihn die Katholiken gemeiniglich beym Eintritt in die Kirche machen, wenn sie den Altar erblicken. S. 435 f. steht noch für die Grenadiers das Granatenexercíz vorgeschrieben, und das Pelotonfeuer geht von den Flügeln nach der Mitte. S. 474 steht eine Schargirung im Avanciren, mit dem obliquen Schritt beschrieben, die ein kurióses Manövre seyn muß; so wie auch eben das, die Schargirung im Reihenmarsch (Rottenmarsch), wobey, wenn mit linksum manschirt wird, auch verkehrt angeschlagen wird. Die allererste Evolution, die S. 477 beschrieben ist, ist Formation des Quarrees, welche billig die letzte seyn sollte. Die Art das Quarree zu formiren, ist auch nicht die beste. Man hat heut zu Tage eine weit bessere, deren Beschreibung uns aber hier zu weit führen würde. Allein das können wir nicht unbemerkt lassen, daß Tab. XIII. das Deployement der linken Flanke, und der Rückseite des Quarrees ganz falsch gezeichnet ist, so wie auch das Deployement aller drey sich bewegenden Seiten desselben beym Herstellen. Gleiche Fehler finden sich in Tab. XIV. wo die Formirung des Quarrees vorwärts angegeben ist, nur daß da die Züge nicht numerirt sind, weshalb der Fehler nicht so deutlich in die Augen fällt. Ueberhaupt sind die Figuren sehr mangelhaft. Die wichtigsten Evolutionen sind ohne Figuren geblieben: bey manchen sind sie ohne Noth gehäuft, und noch dazu falsch gezeichnet. Z. B. was stellt wohl Tab. I bis IX vor, als was ein Kind aus einem einzigen Blatte leicht vollkommen begreifen könnte? und noch dazu ist es falsch gezeichnet, denn bey allen den Schwenkungen sieht es aus, als wenn der stehende Flügel eine große Bewegung machte. Einige Figuren sind auch in der Beschreibung gar nicht recht deutlich angeführt, daß man daraus sehen könnte, wie sie zur Erklärung denselben dienen. Beym Quarree ist noch das zu erwähnen, daß die Eckpelotons rechts und links anschlagen, um den Winkel zu vertheidigen, wobey die, die rechts anschlagen, auch das Gewehr links abfeuren sollen; als wenn man nicht ohne das rechts anschlagen könnte. Doch der Seltsamkeiten wird man einer gemeinen dem Buche finden, so-

 wohl

wohl der taktischen, als der andern. Unter erstere rechnen wir, daß beym Brechen der Linie durch Schwenken mit Zügen, zum Marsch rückwärts, erst rechts umkehrt gemacht; und also mit dem dritten Gliede vorne marschirt wird. Daß das Deployiren, welches hier und da supponirt wird, als eben bey Formirung des Quarrees, nirgends deutlich gelehrt wird; endlich der S. 576 angegebene Marsch rückwärts mit ganzer Front. Einige der andern sind: daß nach S. 139 der Soldat und Unt. Off. Strafwachen thun soll. Der Dienst müßte nie als eine Strafe angesehen werden. Dergleichen Dinge hat hie und da der Herausgeber in Anmerk. genützt: er hätte bey mehreren Gelegenheit dazu gefunden. Dem Unterlieut. wird vorgeschrieben, wie er sich betragen soll, wenn er bey einem General speist, oder dieser mit ihm speist. Seltsam genug. Noch seltsamer aber, daß den Fähndrich dergleichen gar nicht gelehrt wird. Ob ein solcher nie bey einem General speiset, oder von einem angeredet wird? Unter die mehr als blos seltsamen Dinge gehört wohl, daß, wer nicht auf Ostern beichtet, nach S. 124 in der Kapelle gestraft, und außerdem doch noch dazu gezwungen wird; daß, wer, nach S. 91, wegen Freygeisterey verbotene Bücher liest, der handelt gegen den 2ten Kriegsartikel von der Gotteslästerung, und soll aufs schwerste bestraft werden. Die Geistlichen sind die einzigen, die bey der Armee von der Gerichtsbarkeit des kommandirenden Generals eximirt sind. Doch wir müssen abbrechen. Die Ordnung des Werks ist eben auch nicht die beste. Z. B. Im Generalreglem. 2te Abtheil handelt Kap. 1. von der Abfertigung. Kap. 2. Von der Inspektion über Pikets- und Feldwachten. Kap. 3. Von den Vorposten. Kap. 4. Von den Rapportsmeldungen. Kap. 5. Von der Begräbnißordnung. Kap. 6. Von den Magazinen. Kap. 7. Von Kavallerie-Remont- und Marodenpferden. Kap. 8. Von den Spionen. Kap. 9. Von General- und Staabswachten u. s. w.

No. 2. empfiehlt sich weder durch Vollständigkeit, noch durch Deutlichkeit, Präcision und Auswahl. In Kleinigkeiten ist der Verf. oft weitläuftig, und bey wichtigen Dingen kurz. Z. B. Nichts kann umständlicher seyn, als die Beschreibung aller Handgriffe, zumal der zum Gebet und zum Schwören, wobey seltsame Dinge vorkommen, z. B. daß beym Schwören der Huth oder das Casquet abgenommen, und in Balance auf den linken Arm gelegt, und zu Pferde gar un-

ter

ter dem linken Arm genommen wird. Bey wichtigen Dingen ist er lange so deutlich nicht; als in der ganzen Lehre vom Deployiren, sowohl aus der Masse, d. i. mit rechts- oder linksum, als aus der Distance, d. i. durchs Herausziehen. Ferner, in dem, was vom Abbrechen, Aufmarschiren u. s. w. vorgeschrieben wird. Es wird dabey in Ansehung des Fußexercitz auf das Exercirbuch der Infant. verwiesen, da man doch nicht voraussetzen kann, daß jeder Cavallerieofficier auch dieses besitze. Vieles scheint uns dabey falsch. Z. B. S. 285 sollen beym Abfallen, wenn sich ein Theil rechts, der andere links zieht, die Officiers an den Flügeln, gerade aus, kommandiren. Unserer Einsicht nach, muß das der Officier thun, der das Ganze kommandirt, weil der Officier der vordersten Abtheilung nicht sehen kann, ob er mit den andern hinter ihm gerichtet ist. Wenn wir den Verf. recht verstehen, so will er, daß das Deployiren aus der Masse, und zu Pferde, mit Rechts- oder Linksum, Rottenweise geschehe; da nun das Pferd weit länger als breit ist, so extendirt das natürlich jeden so marschirenden Zug außerordentlich. Er will zwar auch, daß, sobald die erste Rotte so weit heraus ist, als die Länge des Zuges beträgt, sie sich wieder wenden und vorrücken soll. Allein es wird sehr schwer seyn das gut abzupassen; so daß also vieles Hin- und Herrücken beym Formiren nöthig seyn dürfte, welches, zumal bey der Kavallerie sehr schlimm ist, weil es durchs Traversiren geschehen muß, wobey die Pferde sich leicht an den Füßen beschädigen. Dagegen geschieht das Deployiren der Kavallerie so leicht, und kann so richtig gemacht werden, durch Rechts- und Linksum, mit dreyen oder vieren.

Wir bemerken nur noch zwey Sonderbarkeiten, die aber wesentlich sind. Die eine, daß bey der Attake das erste Glied den Pallasch in der Stoßlage vorwärts halten soll. Wir wissen, daß viele, zumal Franzosen, dieses vorgeschlagen haben. Allein wir können es gar nicht zweckmäßig finden. Hebt sich der Reuter dabey im Sattel, und legt sich vor, wie er thun muß, wenn er seinen Gegner treffen will, so ist es diesem, der in der Hieblage ankömmt, gewiß sehr leicht, den Pallasch vorn nieder zu hauen, und dann dem im Stoße attaquirenden einen tüchtigen Hieb über den Kopf zu versetzen. Sollte der Stossende sich aber nicht vorlegen, so wäre das Verhalten eitel Spiegelfechterey. Ja wir sind davon so fest

wohl der taktischen, als der andern. Unter erstere rechnen wir, daß beym Brechen der Linie durch Schwenken mit Zügen, zum Marsch rückwärts, erst rechts umkehrt gemacht, und also mit dem dritten Gliede vorne marschirt wird. Daß das Deployiren, welches hier und da supponirt wird, als eben bey Formirung des Quarrees, nirgends deutlich gelehrt wird; endlich der S. 576 angegebene Marsch rückwärts mit ganzer Front. Einige der andern sind: daß nach S. 139 der Soldat und Unt. Off. Strafwachen thun soll. Der Dienst müßte nie als eine Strafe angesehen werden. Dergleichen Dinge hat hie und da der Herausgeber in Anmerk. genützt: er hätte bey mehreren Gelegenheit dazu gefunden. Dem Unterlieut. wird vorgeschrieben, wie er sich betragen soll, wenn er bey einem General speist, oder dieser mit ihm speist. Seltsam genug. Noch seltsamer aber, daß den Fähndrich dergleichen gar nicht gelehrt wird. Ob ein solcher nie bey einem General speiset, oder von einem angeredet wird? Unter die mehr als blos seltsamen Dinge gehört wohl, daß, wer nicht auf Ostern beichtet, nach S. 124 in der Kapelle gestraft, und außerdem doch noch dazu gezwungen wird; daß, wer, nach S. 91, wegen Freygeisterey verbotene Bücher liest, der handelt gegen den 2ten Kriegsartikel von der Gotteslästerung, und soll aufs schwerste bestraft werden. Die Geistlichen sind die einzigen, die bey der Armee von der Gerichtsbarkeit des kommandirenden Generals eximirt sind. Doch wir müssen abbrechen. Die Ordnung des Werks ist eben auch nicht die beste. Z. B. Im Generalreglem. 2te Abtheil handelt Kap. 1. von der Abfertigung. Kap. 2. Von der Inspektion über Pikets- und Feldwachten. Kap. 3. Von den Vorposten. Kap. 4. Von den Rapportsmeldungen. Kap. 5. Von der Begräbnißordnung. Kap. 6. Von den Magazinen. Kap. 7. Von Kavallerie-Remont- und Marodenpferden. Kap. 8. Von den Spionen. Kap. 9. Von General- und Staabswachten u. s. w.

No. 2. empfiehlt sich weder durch Vollständigkeit, noch durch Deutlichkeit, Präcision und Auswahl. In Kleinigkeiten ist der Verf. oft weitläuftig, und bey wichtigen Dingen kurz. Z. B. Nichts kann umständlicher seyn, als die Beschreibung aller Handgriffe, zumal der zum Gebet und zum Schwören, wobey seltsame Dinge vorkommen, z. B. daß beym Schwören der Huth oder das Casquet abgenommen, und in Balance auf den linken Arm gelegt, und zu Pferde gar un-

ter den linken Arm genommen wird. Bey wichtigen Dingen ist er lange so deutlich nicht; als in der ganzen Lehre vom Deployiren, sowohl aus der Masse, d.i. mit rechts- oder linksum, als aus der Distance, d. i. durchs Herausziehen. Ferner, in dem, was vom Abbrechen, Aufmarschiren u. s. w. vorgeschrieben wird. Es wird dabey in Ansehung des Fuß-exercitz auf das Exercirbuch der Infant. verwiesen, da man doch nicht voraussetzen kann, daß jeder Cavallerieofficier auch dieses besitze. Vieles scheint uns dabey falsch. Z.B. S. 285 sollen beym Abfallen, wenn sich ein Theil rechts, der andere links zieht, die Officiers an den Flügeln, gerade aus, kommandiren. Unserer Einsicht nach, muß das der Officier thun, der das Ganze kommandirt, weil der Officier der vordersten Abtheilung nicht sehen kann, ob er mit den andern hinter ihm gerichtet ist. Wenn wir den Verf. recht verstehen, so will er, daß das Deployiren aus der Masse, und zu Pferde, mit Rechts- oder Linksum, Rottenweise geschehe; da nun das Pferd weit länger als breit ist, so extendirt das natürlich jeden so marschirenden Zug außerordentlich. Er will zwar auch, daß, sobald die erste Rotte so weit heraus ist, als die Länge des Zuges beträgt, sie sich wieder wenden und vorrücken soll. Allein es wird sehr schwer seyn das gut abzupassen; so daß also vieles Hin- und Herrücken beym Formiren nöthig seyn dürfte, welches, zumal bey der Kavallerie sehr schlimm ist, weil es durchs Traversiren geschehen muß, wobey die Pferde sich leicht an den Füßen beschädigen. Dagegen geschieht das Deployiren der Kavallerie so leicht, und kann so richtig gemacht werden, durch Rechts- und Linksum, mit dreyen oder vieren.

Wir bemerken nur noch zwey Sonderbarkeiten, die aber wesentlich sind. Die eine, daß bey der Attake das erste Glied den Pallasch in der Stoßlage vorwärts halten soll. Wir wissen, daß viele, zumal Franzosen, dieses vorgeschlagen haben. Allein wir können es gar nicht zweckmäßig finden. Hebt sich der Reuter dabey im Sattel, und legt sich vor, wie er thun muß, wenn er seinen Gegner treffen will, so ist es diesem, der in der Hieblage ankömmt, gewiß sehr leicht, den Pallasch vorn nieder zu hauen, und dann dem im Stosse attaquirenden einen tüchtigen Hieb über den Kopf zu versetzen. Sollte der Stossende sich aber nicht vorlegen, so wäre das Vorhalten eitel Spiegelfechterey. Ja wir sind davon so fest

vidiren und zu berichtigen übernommen hat, so macht dieses schon ein gutes Vorurtheil für dieses Buch; so, daß Recensent Genüge nimmt, blos den Inhalt anzuzeigen.

Diese Inhaltsanzeige kann von der Reichhaltigkeit der in diesem kleinen Buche abgehandelten Materien Bürge seyn: und Recensent kann es mit Ueberzeugung als ein brauchbares Werk empfehlen.

Lz.

Der Hausvater in systematischer Ordnung vom Verfasser der Hausmutter (warum nicht mit kürzern Worten: von Germershausen?) Fünfter und letzter Band. Leipzig, bey Junius, 1786. in 8. 548 Seiten ohne das Register und die Dedication sammt Vorrede.

Nun

Schlesien) unbekannte Sachen: unter die letzten gehört vorzüglich der Bruchus Pisi L., den er in Schlesien noch nicht gefunden hat, und daher um ein Exemplar für das Naturalienkabinet der Gesellschaft bittet. Daß die Erbsen im Felde (S. 18) eher zu dick als zu dünne gesäet werden sollen, darüber hätten wir bessere Erklärung, was hiebey zu dick oder zu dünne gesäet heißt, verhoffet. Wenn der Acker rein von Unkräutern gemacht worden, so findet jedermann, daß das zu dünne Säen weit zuträglicher, wie das zu dicke Säen ist. Schon unsere Alten sagten, diese Erbsen sind am besten gesäet, wenn sich ein Schaaf zwischen die Stöcke legen kann, ohne ihnen zu schaden. Das ist doch gewiß dünne gesäet? Hier hätte etwas mehrere Weitläuftigkeit den rechten Platz gehabt. Aber so gehts, wenn ein Theoretiker von solchen Sachen redet und schreibt! —

Aber S. 22 hätte viel eher wegbleiben können, daß die Erbsen eine subsidiarische und Düngung auf den Fall der Noth seyen. Wer hat sie dann je — so wie Unterpflügung des Klees und mehr anderer Vegetabilien nur dasselbe ist — für etwas anders erklärt? Gewiß so wenig Prove, als andere Oekonomen nicht!

Ein Mittel wider den Barthhaber, S. 27—31. Ein schätzbarer Beytrag vom Hrn. Oberamtmann Hirsberg; aber es schreibts auch ein Practicus.

Recept für Drüsen, Steinkröpfe, Darmgicht, Faibel und Mauke der Pferde, desgleichen für gedrückte und blessirte Pferde — von K. S. 51—53. Ein sehr gutes Mittel, das wir auch schon gebraucht und gut gefunden haben. Hr. Börner hat wohl gethan, daß er in Noten die Ingredienzien Linneisch erläutert; wiewohl alle Namen dennoch in allen Apotheken auch ohne dieses bekannt sind. Sehr irre ist Hr. Börner aber, wenn er vorgiebt, daß Rheinfarnsaamen (Tanacetum vulg.) so gut wie Zittersaamen (Semen Cinae) sey; wenigstens so nicht (wie ers andern nachschreibt) in den Kräften. Die Quantität — hätte er zusetzen sollen, muß nur doppelt bis dreyfach gegen jenen Wurmsaamen verstärkt werden. So hat es Recens. beym Gebrauche nöthig gefunden.

Beobachtungen an Pflanzen und Thieren, im Januar, Februar und März. S. 54—77. Darin bestätig-

digte uns Hr. Börner völlig: man findet ihn aber auch hier in seinem Fache.

Witterungsbeobachtungen zu Breslau 1786. S. 38 bis zu Ende. Sehr befriedigend: man darf aber auch von einem Scheibel nichts anders erwarten.

Zweytes Stück. April. Alles von Börnern, und nur das letzte Blatt mit Witterungsbeobachtungen von Scheibeln. Erst S. 45 und 46 der Geschichtscalender; dann S. 47 — 93 der Haus- und Naturcalender. 1) Ueber die Winde und den Einfluß derselben auf die Gesundheit der Menschen. 2) Beobachtungen an Pflanzen und Thieren. Sollen diese Sachen häufig und mit Nutzen gelesen werden, so müssen sie wohl auch ohne viele Fehler vorgetragen werden. Darunter ist billig in Anschlag zu bringen, daß Erklärungen über fremde Sprachen richtig geschrieben seyn müssen, wenn man sie verstehen soll; oder es verräth, daß man auch darin nicht Meister ist. Z. B. will Hr. Börner die Pflanzen in der polnischen Sprache beyfügen: und das geschieht so, daß ihn kein vollkommner Pole, geschweige ein Halbpole versteht, als S. 80, Sivny: Was ist das? S. 82, Jezycki, statt Jezyki: und endlich S. 83, Pokrzyvva. Tredavvnik. S. 84, Mistrzovvnik, Dryakievv, svvoiski. S. 85, Zyvvokost; und so an viel mehrern Stellen, wo immer zwey v stehen, und die Worte unverständlich machen. Wir vermutheten, daß es Druckfehler oder Mangel an w in der Druckerey die Schuld hätten; allein da diese auf allen Seiten, z. E. in Porzeczkowy, Myszotrzew u. a. O. m. anzutreffen sind, so zeigt dies, daß sich Hr. B. wirklich auch hierin zu weit wage.

X.

Das räsonnirende Dorfkonvent, eine gemeinnützige ökonomisch- moralisch- politische Schrift für den Bürger und Landmann. Erfurt, bey Keiser. 1786. 17 Bogen, 8.

Diese periodische Volksschrift, von welcher wöchentlich ein Bogen ausgegeben wird, wird so leicht durch keine ihrer Mitschwestern verdr[ä]ngt werden. Ihr edler und lobenswürdiger

Plan ist: Aufklärung in der unentbehrlichsten Menschenklasse, nämlich des niedern arbeitenden Landmanns zu verbreiten. Jeder Versuch dieser Art verdient schon Dank und Aufmunterung, und zwar um so mehr, je schwerer es in der That ist, durch Versuche dieser Art wirklich nützlich zu werden. Wer Gelegenheit gehabt hat, die steife unerschütterliche Beharrlichkeit des gemeinen Mannes, womit er an Vorurtheilen und Aberglauben hängt, zu beobachten, der wird sich auch gewiß überzeugen, daß es schwer ist, ihm beyzukommen, und daß man, wenn man sich anders Nutzen versprechen will, ihn nie geradezu, sondern nur gleichsam durch Umwege, und vor allen Dingen durch Beyspiele, überführen muß. Dazu scheint diese Schrift aus einem besonders gut gewählten Gesichtspunkt abgefaßt zu seyn. Allein Recensent würde doch, aus Erfahrung und Ueberzeugung nie rathen, sie so schlechtweg dem Bauer in die Hände zu geben; seine angeerbten Vorurtheile heißen ihn, auf alles, was vom Ackerwesen gedruckt ist, mit Verachtung oder doch mit Gleichgültigkeit hinsehen. Aber Obrigkeiten könnten die Bahn brechen, wenn sie Schulmeistern dergleichen Bücher unentgeldlich — denn an den mehrsten Orten, besonders in Niedersachsen, ist der Schulmeister nicht vermögend mehr Bücher anzuschaffen, als die Bibel, das Gesangbuch und den Katechismus, diese sind sein non plus ultra, — in die Hände gäben; diese würden in ihren Zusammenkünften auf Hochzeiten, Kindtaufen &c. davon erzählen, und so die Neugierde rege machen. Einer oder der andere würde nun Lust kriegen, ein Buch, worin so viel Seltsames und Gutes stünde, selbst zu sehen, und dann wäre die allgemeine Verbreitung desselben zu hoffen. Aber der wahre Nutzen würde erst durch Beyspiele verschafft. Daß jeder Prediger seines Orts hiezu die geschickteste Person wäre, ist schon oft und überzeugend genug gesagt.

So viel zur Vorrede! — Nun etwas von dem Buche selbst, und der Einkleidung des Vortrags. Es enthält durchgehends größtentheils brauchbare, nützliche und anwendbare ökonomische Vorschläge über Verbesserung des Ackerbaus, der Viehzucht, Anbau der Futterkräuter, und hie und da gut angebrachte moralische Brocken. Um den trocknen dogmatischen Ton, der zur verlangten Absicht am wenigsten angemessen wäre, zu vermeiden, ist der Dialog gewählt, und

daran haben die Verfasser wohlgethan, denn dies giebt ihnen Gelegenheit über das pro und contra, Nützliche und Ueberflüßige, sich unterhaltender zu verbreiten. Der Dialog ist nicht langweilig, oft naiv, und zuweilen mit Schnörkelchen und Histörchen verwebt, die der Klasse von Lesern, für welche es eigentlich bestimmt ist, Unterhaltung und Belehrung verschafft. Am Ende sind immer die am meisten interessanten Zeitungsneuigkeiten angehängt. Im Ganzen gefällt Recensenten dieser Einfall, denn auch der Bauer ist auf dergleichen Sachen neugierig, hört gern dergleichen erzählen, und manches kann bey ihm gute Gedanken erwecken. Die Auswahl der politischen Artikel könnte wohl etwas strenger seyn; so sind z. B. große Naturbegebenheiten als Erdbeben, Ueberschwemmungen ꝛc. auch dem Bauer interessant und lehrreich; dagegen möchte es ihnen an manchen Orten sehr gleichgültig seyn, ob irgendwo eine Frau la Motte gebrandmarkt, ein gewisser Seckely auf eine bedauernswürdige Art verurtheilt worden, u. s. f. Indessen läßt sich auch hierin freylich nichts im Allgemeinen sagen, die Verfasser müssen am besten wissen, was für ihre Gegend interessant ist.

Uebrigens empfiehlt Recensent diese nutzbare Schrift allen Gutheigenthümern, Beamten, Pächtern, Predigern und Administratoren großer Landgüther, nicht nur, um für sich daraus zu lernen, sondern auch nützliche Wahrheiten allgemeiner bekannt werden zu lassen.

Mb.

---

13. Vermischte Nachrichten.

Beyträge zur Physik, Oekonomie, Mineralogie, Chemie, Technologie und zur Statistik, besonders der russischen und angränzenden Länder, von Bened. Franz Hermann. Berlin und Stettin, bey Nicolai. Erster Band. 1786. 24 Bogen stark in 8vo.

Schon die Aufschrift zeigt, daß der Gegenstand dieser Schrift sehr mannichfaltig ist, und dieser erste Band bestätigt dieses; er enthält acht Aufsätze, die bald den Statistiker, bald den Schmelzkundigen, bald den Geographen, bald den Naturforscher, bald den Landwirth näher angehen. Der erste S. 1 — 22. ist ein statistischer Abriß des chinesischen Reichs, vornemlich nach Leontiefs 1778 in russischer Sprache ausgegebener kurzer Geographie von China, die aus einer in chinesischer Sprache geschriebenen großen Reichsgeographie ausgezogen ist. Er ist nach den 17 Provinzen abgetheilt, und von Jeder, Umfang, Kreise, Städte, Flüsse, Bauren und ihre Abgaben, und die Naturprodukte angegeben; daß die wahre Chinarinde in der Provinz Schen Sin gefunden werde, zweifeln wir doch noch. Die Größe des ganzen Reichs berechnet der Verf. auf 110000 Quadratmeilen. Die Anzahl der Städte auf 1566; der Soldaten auf 1462590, und aller Einwohner auf 104069254. Der zweyte Aufsatz S. 23 — 100. ist eine kurze Beschreibung der Tobolskischen Statthalterschaft; sie ist aus einigen Kanzleynachrichten, aus solchen, die der Verf. selbst auf einer Reise durch dieses Land eingezogen hat, und aus den Bemerkungen der Academisten, welche es vormals bereist haben, genommen. Es werden ihre Lage, Grenzen und Größe, ihre politische Eintheilung, natürliche Beschaffenheit, Landwirthschaft, Manufakturen, Handel, Preise der Lebensmittel, Staatseinkünfte und Ausgaben, der Etat für die Statthalterschaft und ihre beträchtlichen Städte und Flecken beschrieben und angegeben; von da an, wo sich der Kat in ihn ergießt, hat der Ob ein thonichtes oder mergelichtes Bett, Naturprodukte, die Mineralien, von welchen

wir doch eine größere Mannichfaltigkeit erwartet hätten, nach dem Systeme geordnet; Kalkarten machen den größten Theil der Erd- und Steinarten aus; Kieselarten nur als Geschiebe in Flüssen, vornehmlich im Thone; so z. B. Onyx und Sardonyx; bey Tomsk eine ganz große und sehr reiche Schichte Alaunerde; am Chatanga gegen das Eismeer zu in den Ritzen eines brennenden Berges Salmiak. Von Metallen nur Eisen, meistens Rasenerz. Bey Bogorotskie Sjelo ein grauer Berg von Eisenstein. Bey Sissikaja in Eisenerz verwandeltes Holz und Muscheln. Gewächse, Bäume, Gartengewächse, Getraide, Futterkräuter, Handelsgewächse und Arzneypflanzen. Aus den wilden Beeren wird häufig Beerenwein gemacht; außer einigen wenigen Aepfel- und Kirschbäumen an der Linie kein Obst. Von Gartengewächsen kömmt nur Kohl gut fort. Auf den Steppen an der Linie verschiedene Salzkräuter, aus welchen Soda gebrennt werden kann. Thiere; die im Lande selbst erzeugten Hunde sind kaum vom Wolfe zu unterscheiden. Pferde und Rindvieh klein. Wilde Pferde auf der barabinischen Steppe; wilde Esel an der kirgisischen Grenze. Stör, Sterlet und Hausen in allen großen Flüssen. Insekten und Würmer. Keine Krebse; und im ganzen nördlichen Theil keine Bienen, aber die Lankanen verbreiten sich immer weiter den Irtisch hinauf. Von Viehzucht kömmt blos die Pferdezucht in Betracht. Im südlichen Theil finden öftere Viehseuchen den glücklichen Fortgang. Der Ackerbau in dem nördlichen Kreise ist schlecht. 1767 wurden im tobolskischen und werchoturischen Kreise 75493 Dessätin Winter- und 59289 Sommergetraide gesät. Spinnen und Weben ist ein allgemeines Gewerb der Landleute. Auch hat das Land mehrere Brandweinbrennereyen, und der Hüttenherr Pochadjächin bey Turinsk eine mit mehr als 30 Blasen. In Tobolsk, Tjumen, Tomsk wird auch Juftenleder verfertigt. Bey Bogorotskoe Selo machen einige Baurenschmide aus Eisenerzen in Handöfen selbst gutes Eisen. Hindernisse des Handels, der noch am stärksten auf den Jahrmärkten in Irbit, Jeniseisk, Kjachte, und Berosof, und an den Grenzvestungen getrieben wird, der Preis des Fleisches ist jetzt noch einmal so hoch, als sonst. Der Preis des Mehls und Habers noch viel höher gestiegen. 1766. beliefen sich die Einkünfte des ganzen damaligen Gouvernements auf 652281 Rubel und 89 Kopeken, jetzt ungefähr auf eine Million Rubeln; und der Etat der Statthalterschaft kömmt der Krone

über 146646 Rubeln zu stehen. Die Summe aller Einwohner dieser Statthalterschaft beläuft sich auf 510000, so daß also auf eine deutsche Quadratmeile etwas mehr als 7 Menschen kommen; von 40 Menschen stirbt jährlich einer. Tobolsk, die Stadt hatte 1772 14473, 1783 aber 16269 Einwohner. Die ehemals hier angelegten Schulen sind eingegangen. Der dritte Aufsatz S. 101—158. beschreibt Finnlands ökonomische Verfassung, und zeigt, wie sie besser und vortheilhafter eingerichtet, und vornemlich die Schatzung gleichförmiger vertheilt werden kann; die Eintheilung der Bauren in Krons- Katte- und Frälse- oder adeliche, und der unvermögendern in Land- oder Halbbauren, in Törper und in Einhäuser. Alle Bauren zahlen vom 15ten bis 69sten Jahre Kopfgeld, von der Erndte die ordinäre Rente, denn das Zehendgetraide, die extraordinären Kronsabgaben, die dem Mäntal, und diejenige, die dem Heimath folgen, und noch mancherley besondere Abgaben, worüber hier eine Tabelle beygefügt ist. Diese Abgaben drücken den Landmann am härtesten, weil sie nicht nach dem, was sein Land abwirft, eingerichtet sind. Vorschläge für das Wiburgische Gouvernement, wie nach Beschaffenheit des Bodens alle zu einer Heimath gehörigen Ländereyen mit Rente zu belegen sind; nur aus krummen, schlecht gewachsenen und verdorrten Bäumen erlaubt der Verf. Theer zu brennen. Von Vertheilung der Grundrente auf Derselbe; Taxe auf die Landprodukte. Extrakt aus der erneuerten Dienstbotenordnung vom Aug. 1739. Die vierte Abhandlung S. 159—202. betrifft das Eisenschmelzen und Schneiden, und ist ursprünglich zum Besten der russischen Eisenhütten aufgesetzt. 1674. waren im ganzen russischen Reiche nur drey Eisenhütten, welche zusammen jährlich kaum 150000 Pud Stangeneisen lieferten. 1766. stieg die Summe dieses Produkts nur in den sibirischen Hütten auf 2371350 Pud und 20 Pfunde, jetzt im ganzen Reiche wenigstens auf 4500000 Pud, die im Werth 3500000 Rubel betragen. Eintheilung der Eisenerze in schmelzwürdige und unschmelzwürdige. Unter die erstern würden wir nicht den Magnet, unter die letztern nicht allen Eisenram zählen. Daß der Eisenspat, um verschmolzen zu werden, durchaus nöthig hat, einige Zeit an der Luft zu liegen, zweifeln wir sehr. Der fünfte Aufsatz S. 203—250. giebt Nachricht von den vorzüglichsten Inseln im finnischen Meerbusen, die nach den Benennungen zu urtheilen, Anfangs von Schweden und Finnen

nen bewohnt wurden, aber seit 1721 unter russischer Herrschaft sind, und jetzt dreymal im Jahre vom lutherischen Probst zu Fridrichshafen besucht werden. Hochland besteht fast aus lauter Felsen, hat aber auf seinen höchsten Gebirgen ziemlich starke Nadelwälder, in den Thälern und zwischen den Felsen vieles stehendes Wasser, aber auch frische Wasserquellen. Auf der ganzen Insel, die doch beynahe zwo deutsche Meilen lang, und beynahe eine halbe breit ist, sind nur zwey Dörfer, und in diesen nur 32 Familien. Die Einwohner sprechen eine der besten finnischen Mundarten, und sind sittsam und bescheiden. Ihr Vieh bringen sie im Winter mit dem weissen Mos von den Felsen, und mit den getrockneten Köpfen und Gedärmen der Strömlinge durch, die hier von Fischen noch am meisten gefangen werden. Hunde sind ihr schätzbarstes Eigenthum, indem sie ihnen zum Fangen der Seehunde dienen (die der V. zu unserm Befremden unter die Amphibien zählt.) Tyttersaari hat auch viel Nadelholz, das aber von den Einwohnern schon meist zu Grunde gerichtet ist, hat kein gesundes Wasser, und weit elendere, einfältigere und minder gesittete Bewohner, die ein Mischmasch von esthnischer und finnischer Sprache krähen, und in einem Dorfe beysammen wohnen. Lawansaari ist bequemer als beyde vorhergehende, hat mehr und bessere Viehzucht, und wird von 40 Familien bewohnt. Sie ist 7 Werste lang und 4 Werste breit. Penisaari ist kaum 3 Werste lang und ½ breit. Seitssaari 5 Werste lang und etwa halb so breit; jene Insel wird von 8, diese von 20 Familien bewohnt. Vom Fisch- und Seehundsfang, und Handel aller dieser Insulaner. Vom Seehund (oder Robben) erwähnt der V. 3 Arten, die sich hauptsächlich durch ihre Größe unterscheiden. Ein Theil der Einwohner gewinnt seine Nahrung als Lootsen. Die sechste Abhandlung S. 251—268. giebt von der Ausbeute der Bergwerke im russischen Reiche, zum Theil aus Archivurkunden Nachricht, und einige sehr genaue und ausführliche Tabellen. 1779 hatte die Krone nur von den Bergwerken am Ural, welche freylich die wichtigsten sind, über 1733827 Rubel reinen Gewinn, von den kolywanischen außer 300000 Rubeln an Kupfergeld, einige Kopeken weniger als 1176831 Rubel, von den nertschinskischen über 326812 Rubel, von den übrigen 70000 Rubel, und 93125 Zollgebühren darzu gerechnet; in allem über 3400595 Rubeln. Die Krone und Partikaliers haben an dem Werth der Produkte dieser Bergwerke über 60

werden könne, seye Hanf und Flachs. Der vortheilhafteste für Rußland seye der Getraidehandel nach Konstantinopel. Ein Verzeichniß der Frachtkosten verschiedner russischer Waren von Tagmrog bis Constantinopel; der Zölle, die sie da abwerfen, und des Gewinnstes, der sich darauf machen läßt, von 1776. Die Einkünfte des krimmischen Chans sollen sich nicht höher, als auf 700000 Rubel belaufen haben, jetzt aber auf 2000000 steigen. Die Staatsausgaben auf 342146 Rubeln. Zuletzt folgt noch die Beschreibung der Städte und einiger andrer merkwürdiger Oerter. Die achte Abhandlung S. 347 — 375 liefert endlich Bemerkungen von den Kennzeichen und dem Gebrauch des Mergels. Sie sind wohl gesammlet und aus einander gesetzt. Auch ist Anleitung zur Gewinnung des Mergels gegeben.

Mh.

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer zum Nutzen und Vergnügen, aufs Jahr 1786. Leipzig, bey Böhme. 1786.

Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen fürs Jahr 1786. Mit Kupfern aus Meisners Bianka Capello, nebst den neuesten Frauenzimmeraufsätzen. Wien, bey Wucherer.

Wenn man eine genaue Parallele zwischen diesen für das schöne Geschlecht geschriebenen Taschenbüchern ziehen wollte, so würde das Urtheil dahin ausfallen, daß das erstre mehr, zu unterrichten, und das zweyte, mehr zu gefallen, geschrieben sey. Beyde fassen lehrreiche Aufsätze für das Frauenzimmer in sich, beyde haben Mannichfaltigkeit; das erstere sagt aber mehr für den Kopf und das Herz zugleich, breitet seinen Unterricht mehr über weibliche Kenntnisse aus, redet in einer ungezwungnern kunstlosern Sprache, und gewährt im Ganzen mannichfaltigern Nutzen, als das letztere. Der Verf. des letztern hat es zu sehr am Herzen, daß er seinen schönen Freundinnen, wie er seine Leserinnen nennt, gefallen, und ihnen das Wort reden will, als daß er wirklich mit dem Nutzen, wie der Herausgeber des erstern, unterrichten könnte.

Das Wienerische Taschenbuch hat vieles von dem gewöhnlichen Taschenkalenderunterrichte beybehalten. Das genealogische Verzeichniß der itztlebenden vornehmsten Personen in Europa, das Verzeichniß merkwürdiger Erfindungen, das Verzeichniß einiger berühmter Messen und Jahrmärkte, die Vergleichung der merkwürdigsten Meilenmaße und mehr dergleichen Aufsätze, von welchen allen das Leipziger Taschenbuch nichts hat, gehören dahin. Das letztre fängt mit einer guten Auswahl von Gedichten von Claudius, Goetz und andern Dichtern an. Die Aufsätze desselben sind: zwey kleine Erzählungen und Gemälde, Aegid, Prinz von Bretagne und Clementia von Entragues, beyde schön und mit Interesse geschrieben; die Staaten- und Völkergeschichte von Frankreich, nur nach denen die Geschichte dieses Reichs auszeichnenden Begebenheiten so kurz zusammengefaßt, wie sie das Frauenzimmer übersehen kann, das etwas und doch nicht alles wissen will und muß; aus der Naturgeschichte die Geschichte des Elephanten, des Tygers, der Eidergans, des großen Paradiesvogels, der ländliche Briefwechsel der Charlotte Ehrenberg, voll nützlicher Bemerkungen für das weibliche Geschlecht; die Fortsetzung der ökonomischen Hefte, der Küche in den beyden vorigen Jahrgängen; das wirthschaftliche Vademecum; die Fortsetzung des Tagebuchs, von Charlotte Ehrenberg, Amalie Trunemann, von welcher die Fortsetzung in dem nächsten Taschenbuch folgen wird; Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung, alle drey mit wahrer Menschenkenntniß unmittelbar für die Bildung des Herzens geschrieben; die Fortsetzung der Diäterik; über die Krankenwartung, ein sehr nützlicher Aufsatz und nach einigen kleinern Aufsätzen, der Heldentod aus Menschenliebe oder Herz. Max. Julius Leopold von Braunschweig und die Halloren.

Die meisten Aufsätze des Wienerischen Taschenbuchs gehen auf den einzigen Punkt hin, die Vorzüge und die Schwachheiten des weiblichen Charakters in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Die Probe von Damenphilosophie, Ehrenrettungen des Frauenzimmers, die auch der verläumdeten Xantippe das Wort reden. Von der Verschwiegenheit, der weiblichen Heldenwuth, Ehrenspiegel unsers Jahrhunderts, sind Stücke dieser Art. Nur einige

ge wenige Stücke, wie weibliche Grausamkeit, das räthselhafte Liebesgeständniß, legen den weiblichen Charakter so vor; wie er wirklich zuweilen in der Natur angetroffen wird. Es faßt bey weitem nicht so vielen für das Frauenzimmer reellen Unterricht, wie das Leipziger Taschenbuch, in sich. Der Aufsatz von der Zeitrechnung und die Beschreibung des Berges Aetna, die aus Brydons Reisen genommen und schon so oft wieder gedruckt ist, sind außer den Vergleichungen des Ausländergewichts mit dem Wienergewicht, der Ausländer Ellen mit der Wiener Ellen, der eigenen Schwere einiger flüßigen Körper u. s. w. die einzigen belehrenden Stücke, die doch nicht so gut wie die ähnlichen Stücke in dem Leipziger Taschenbuche, unterhalten werden. Beyde Büchelchen in einer Hand zusammen, können indessen viel Gutes stiften. Die Sprache des letztern könnte hie und da etwas weniger geschmückt seyn. Der abgemessene Gang fortschlüpfender Uhrzeiger, das anhaltende Gewimmel des Perpendikels, und mehr dergleichen Ausdrücke und Phrasen sind für den Lehr- und den Erzählungston zu pretiös. Wenn ja diese Büchelchen, mit welchen man sein Bischen Unterricht, und Zeitvertreib, in der Tasche bey sich tragen kann, einen Nutzen haben, so haben sie ihn für das Frauenzimmer, weil der Umfang derer ihnen nothwendigen Kenntnisse wirklich eingeschränkt ist, auch eingeschränkt seyn muß, und ihnen billig jeder neue Unterricht nur ein Zeitvertreib und eine Erhohlung werden soll. Da muß denn aber auch der Unterricht derselben sowohl den Sachen als den Sprachen nach so eingerichtet seyn, daß er das Seinige zur Bildung des Frauenzimmers beytragen kann. Dieser Forderung entspricht das Leipziger Taschenbuch in allem Betracht mehr, als das Wienerische. Auch die Kupfer des erstern sind schöner und lehrreicher als die Kupfer des letztern. Außer den neuesten Moden des Frauenzimmerkopfputzes hat dieses zwölf Kupfer aus Meisners Bianka Capello, deren Erläuterung durch einen kurzen Auszug aus der Geschichte der Letztern im Taschenbuch mitgetheilt wird, und jenes einige schöne, die Geschichte des Aegid von Bretagne, der Clementia von Entragues, der Amalie Trunemann und des Herzogs Leopold, erläuternde Kupfer und die illuminirten Kupfer von dem Elephanten, vom Tyger, von der Eidergans, vom großen Paradiesvogel, und von den Halloren.

Taschen-

Taschenbuch für Jünglinge, die sich dem Studieren weihen wollen, auf das Jahr 1786. Bremen, bey Förster. 206 S. 8.

Taschenbuch für das Frauenzimmer lassen wir noch gelten, aber ein Taschenbuch für Jünglinge, die sich dem Studieren weihen wollen, von der Art, wie dieses, müßten wir uns gänzlich verbitten. Es ist schon an und vor sich ein ganz falscher Gedanke, daß man die Lektüre für Jünglinge, die studieren sollen und wollen, sie sey nun zu ihrem eigentlichen Unterricht oder zu ihrer Erhohlung, in ein Taschenbuch einschließen will. Es soll von allen Sachen etwas enthalten, enthalt im Grunde von jeder Sache zu wenig und ist also weder für den Unterricht noch für die Erhohlung genug. Werden am Ende die Materialien zu einem solchen Buche so ohne Rücksicht gewählt, so oberflächlich behandelt, wie es in diesem Taschenbuche geschehen ist, so verliehrt es allen Nutzen und wird schädlich. Wenn der Verf. sein Buch nicht ausdrücklich für Jünglinge bestimmte, die sich dem Studieren weihen wollen, so würde man gar nicht wissen, für welche Jugend, für welches Alter er geschrieben hätte, so unzweckmäßig hat er seine Materialien zusammengerafft, so elend sie behandelt.

Ein genealogisches Verzeichniß der itztlebenden vornehmsten hohen Personen in Europa macht den Anfang — also ein Stück, was die studierende Jugend ohnedies schon in fast jedem Taschenkalender finden kann, doch verhältnißmäßig noch das Beste im ganzen Buche. Darauf folgen Morgengedanken eines Jünglings beym Antritt des Neuen Jahres. Vor sechszehn Jahren, heißt es in demselben, schlief ich noch ohne Bewußtseyn und Gedanken; also ist das Büchelchen für Jünglinge von sechszehn Jahren bestimmt. Diese Morgengedanken enthalten ganz gute Empfindungen, aber wenn der Jüngling in denselben lesen muß, ich lebe und sehe die Welt in einer Gestalt, die sie vor wenigen Jahren noch nicht hatte, so wird er denken, das ist nicht wahr und er denkt recht. Zum 3) kommen moralische Regeln vermischten Inhalts, zum Theil ganz gut, zum Theil aber auch durchaus falsch. Wer wird einem Jüngling von sechszehn Jahren wohl folgende moralische Regeln geben? „Wer am meisten an irrdische Dinge denkt, am mei-

meisten von irrdischen Dingen spricht, und sich am liebsten mit irrdischen Dingen beschäfftiget, der ist gewiß ein irrdisch gesinnter Mensch. Nach dieser Regel müssen also alle Menschen, die ihrem Berufe hienieden nachgehen, irrdisch gesinnte Menschen seyn. Und wozu sind wir dann am Ende auf der Welt, wenn wir uns nicht mit derselben beschäfftigen, warum haben wir die Güter derselben, diese irrdischen Dinge, um uns, wenn wir sie nicht schätzen und lieben sollen? Abgeschmackt ist wieder die Regel: Willst du ein Universalmittel wider alle Krankheiten haben, so studiere die Religion. Die Religion ist Trost und Erquickung in Krankheiten, weil sie uns alle Schmerzen mit Geduld zu ertragen lehrt, aber kein Mittel wider oder gegen sie, weil sie die Schmerzen derselben weder mindern noch heben kann. 4) Abbildung der alten Deutschen, noch das Erträglichste im ganzen Buche. 5) Geschichte der deutschen Kaiser, so mager, so ohne alles Interesse, so flüchtig als möglich geschrieben, und bey aller ihrer Kürze mit so groben Fehlern durchwebt, daß man die Jünglinge bedauern muß, welche die Geschichte der Kaiser aus diesem Taschenbuche zuerst kennen lernen sollen. Wir trauten unsern eigenen Augen nicht, als wir folgende Stelle lasen. „Friedrich II. „starb 1250. Ihm folgte sein Sohn Conrad der IV. dieser junge und muthige Herr fiel in seinem 17ten Jahre in die „Gefangenschaft Carls von Anjou, welcher das Königreich „Neapel, das Conraden zugehörte, vom Pabst Urban dem „IV. zum Geschenk bekommen, und weil Conrad seine vä„terlichen Lande behaupten wollte, so ließ ihn dieser unrecht„mäßige Besitzer nebst seinem Vetter den (dem) Prinzen „Friedrich von Oesterreich 1268 zu Neapel auf dem Markte „in der besten Blüthe seiner Jahre hinrichten.“ Wer so schreiben, den Vater mit dem Sohne verwechseln, und die Geschichte so verhunzen kann, der sollte für Jünglinge von sechszehn Jahren gar nicht schreiben. Wichtige Punkte, die auf die ganze Verfassung Deutschlands einen Einfluß gehabt haben, und also vorzüglich bemerkt werden sollten, werden entweder gar nicht oder nur obenhin berührt. So sagt der Verf. von den berühmten Concordaten weiter nichts, als: „Zum Vortheil des Pabstes Niklas des V. aber zum Nach„theil der Kirche, machte er (Friedrich der III.) einen Ver„gleich, der den Deutschen wegen der vielen daraus entstan„denen Misbräuche sehr schädlich worden ist.“ 5) Anmer-

kun-

kungen zur Geschichte der Kaiser, enthalten etwas vom deutschen Kaiser, und römischen Königstitel, vom Reichshofrath, vom Reichskammergericht, vom Faustrecht, vom Landfrieden. Vom Reichshofrath schreibt der Verf. „Der Ur„sprung dieses Gerichts ist ziemlich alt. Kaiser Ferdinand „der I. hat es schon 1549 und Kaiser Matthias 1614 auf„richten wollen." Wenn er richtig vom Ursprung des Reichshofraths schreiben wollte, so hätte er ihn noch früher und schon unter Maximilian dem I. aufsuchen müssen. 6) **Vom Ursprung und Stiftern der deutschen Universitäten.** Auch dieser Abschnitt, der den Jünglingen überhaupt zu keiner besondern Belehrung dienen kann, enthält neue Unrichtigkeiten. So heißt es von der Universität **Greifswalde**: „das Kanzellariat wurde dem Bischof von Kamin aufgetra„gen; so bald aber die Stadt unter Schwedische Bothmäßig„keit kam, wurde es dem Schwedischen Minister ertheilet." Welcher Jüngling kann aus dieser Stelle errathen, daß der jedesmalige Generalgouverneur von Pommern Canzler, und der jedesmalige Generalsuperintendent über Pommern und Rügen Vicekanzler der Akademie sey. Die auf der Universität Erfurt in der theologischen Facultät zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen werden dem jetzigen Churfürsten von Mainz allein beygemessen, da sie doch seinem Vorgänger schon zugehören. 7) **Von Metallen**, nemlich vom Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn, Quecksilber, und von der Platina, wieder so abgefaßt, daß die Jünglinge von allen was hören, und von jedem nichts rechts. Vom Silber sagt der Verf. es **ist leichter als das Gold** zu schmelzen; also weiß der Jüngling gerade nicht mehr als vorhin, wenn er nicht den Grad der Hitze anzugeben weiß, den jedes Metall erfordert? Eben so unbestimmt wird von den verschiedenen Graden der Hitze, zur Schmelzung des Kupfers und zur Schmelzung des Eisens gesprochen. Ueberhaupt müßten alle diese Nachrichten von den Metallen und ihrer Zugutmachung viel näher und richtiger bestimmt seyn, wenn sie Jünglingen von 16 Jahren nützen sollten. Darauf unterrichtet der Verf. seine Jünglinge von dem Weinstocke, von dem Hering, von den Bienen und Ameisen; von den beyden letztern nach dem gewöhnlichen Schlage; vom Seidenwurm, vom Tyger, vom Elephanten, von der Fledermaus und andern Thieren, auf so eine Art, wie sie gewiß schon in weit frühern Jahren und noch weit besser aus hun-

dert

dert andern Büchern und Almanachen unterrichtet worden sind. Wirklich sind die Nachrichten vom Elephanten und Tyger in dem Leipziger Taschenbuch für das Frauenzimmer weit besser geschrieben, als die Nachrichten von diesen Thieren in diesem Taschenbuche für Jünglinge geschrieben sind. Eine feine Bemerkung von der Fledermaus können wir nicht vorbeylassen. „Sie ist, sagt der Verf. ein geschicktes Bild eines „Menschen, der einen doppelten Charakter annimmt, und „bald in dieser bald in einer andern Gestalt erscheint; und „wie man dergleichen Menschen verachtet, und aus allen „rechtschaffenen Gesellschaften entfernt, so hat auch dieser „zweydeutige Wurm weder die Ehre unter den Vögeln „noch unter den Thieren zu stehen." Kann man erwachsenen Jünglingen wohl alberneres Zeug vorsagen, als dieses ist? Die am Ende beygefügten Gedichte sind zu mittelmäßig, als daß wir derselben nur mit einem Worte gedenken sollten.

Ueberhaupt müssen wir zum Beßten der Jünglinge wünschen, daß ihnen dieses Taschenbuch ein Incognitum bleiben möge. Wenn man die wenigen Abschnitte von den Sitten der Deutschen, von den Anmerkungen zur Geschichte der deutschen Kaisere, unter welchen jeder Leser zuverläßig was anders erwartet hätte, von dem Ursprung der Universitäten, ausnimmt, so ist alles Andre eine Speise für Knaben, sie mögen dem Studieren gewidmet seyn oder nicht. Der Recensent würde einen Jüngling von sechszehn Jahren zu entehren glauben, wenn er ihm dieses Taschenbuch auch nur zur Erhohlung in die Hand geben wollte. Und doch soll es fortgesetzt werden!

Mixturen für Menschenkinder aus allen Ständen von verschiedenen Verfassern. Frankfurt und Leipzig. 1786.

Mixturen von der guten Art, die für die Unterhaltung und die Belehrung mit gleich gutem Erfolge wirksam seyn werden. Wirklich haben die Verfasser, man mag nun ihre Mixturen denen einzelnen Ingredienzien oder der Zusammensetzung nach beurtheilen, auf alle Art und Weise für wahre Unterhaltung gesorgt. Viele belehrende, viele gefallende Aufsätze, mancherley gut abgehandelte Materien für alle Stände und diese mit

Abwechselung so geordnet und mit Anekdoten so untermischt, daß kein Leser derselben über Einförmigkeit der Langeweile klagen wird! In den meisten Stücken herrscht eine gute Laune und sind die bearbeiteten Gegenstände auch nicht allemal neu, so sind sie doch gemeinnützig und von einer interessanten Seite vorgestellt. Alle in denselben vorkommende Artikel anzuzeigen — es sind derselben 58 — würde eine sehr unnöthige Sache seyn; wir wollen also nur einige der wichtigsten ausheben.

Unter den gefallenden Aufsätzen zeichnet sich Nr. 5. **Katalog der Vorlesungen in unsrer Stadt** vorzüglich aus. Er enthält treffende Züge von der Art und Weise, wie jetzt die Wissenschaften von dem größesten Haufen gedacht und behandelt werden. „Ueber die theoretische Moral, heißt es in „demselben, hält die ganze Stadt gute Vorlesungen, aber die „praktischen Uebungen werden ausgesetzt, auch verlangen sie „viele Geschäfftigkeit. — Theologische Disputirübungen hal„ten die Schuster, sie heben die Streitigkeiten nicht durch den „Scheiterhaufen, sondern durch das Stuhlbein. — Ueber „das allgemeine Staatsrecht läßt der Fürst von einem stehen„den Heere gut montirter Professoren Vorlesungen halten. „Zu diesen Professoren sind Leute ganz untüchtig, die einen „Fehl am Leibe haben; auf die Seele sieht man, wie bey al„len Professoren, nicht so sehr. — Eine Gesellschaft Diebe „erbiethet sich zu eben so geschickten als theuren Vorlesungen „über die juristische Praxis. Das Auditorium ist das Parter„re im Schauspielhause. — Der Herr Superintendent lie„set über den Hexenproceß. Anatomische Vorlesungen hal„ten die witzigen Herren bey den berühmtesten Soupers über „den lebendigen Cadaver eines gefallenen Ministers: die Vor„lesungen über die Diätetik haben an allen vornehmen Tafeln „ihren Fortgang. Ueber die Politik lieset der Zeitungsschrei„ber, über die Wahrscheinlichkeitslehre der Lottodirektor, ein „Papagey über die Redekunst, ein Affe über die Gestus und „ein Franzos über alle Wissenschaften in der Welt. — —

Die **gutgemeinten Erinnerungen gegen die noch immer fortdauernde Unart, nur dann zu Bette zu gehen, wenn es Nacht geworden**, sind mit gleicher Laune geschrieben, und eine gute Satyre gegen die Sitte der großen Welt, die aus Tag Nacht, und aus Nacht Tag zu machen pflegt. Die ernsthaftern Aufsätze breiten sich über mehrere Fächer der Wissenschaften aus, und verrathen durchaus

Köpfe,

Köpfe, die selbst zu denken wissen. Die Bemerkungen über die Beichte, über den Bußtag, über die Litaney, über die geistlichen Complimente bey dem Abendmahl und im Gebethe, enthalten viel Gutes, das, wenn es auch schon öftrer gesagt worden wäre, doch so lange widerhohlt zu werden verdient, bis es die allgemein gewünschte Wirkung gethan hat. Die Gedanken über die Frage: **Ists besser, die bisher gewöhnlichen evangelischen Texte in der Kirche beyzubehalten oder abzuschaffen?** verdienen zum Beßten der Prediger und der Gemeinden beherzigt zu werden. Was der Verf. über den Zwang, den die Evangelien dem Prediger auflegen, über den seltenen Fall, daß sich die Prediger so, wie ein **Teller, Leß** und **Tiede**, dieses Zwanges ohngeachtet den Weg zu interessanten Materien zu bahnen wissen, über die nothwendig daher entstehenden Folgen, die Einförmigkeit in den Predigten, die oft nur anscheinende Verschlimmerung der Candidaten als Prediger und den unausbleiblichen Kaltsinn der Zuhörer sagt, ist alles wahr und richtig. Sehr wahr und gut geschrieben, sind die Nr. 56. an die Orthodoxen und Nr. 57. an die Heterodoxen gemachten Erinnerungen, und Jedem das gesagt, was Jedem zu sagen ist. Unter den Heterodoxen sind hier aber nur unsre neuesten zudringlichen Reformatoren, Herr D. Barth und Consorten, verstanden, die alles niederreißen, ohne um ein neues tüchtiges Gebäude bekümmert zu seyn, und so lange an Aufklärung arbeiten, bis sie alles leicht weggearbeitet haben. Wir müssen alles billigen, was der Verf. von dieser Art Leute sagt, die mit unserer eigentlichen und wahren Reformatoren weder ihrer Denkungs- noch ihrer Verfahrungsart in eine und dieselbe Classe gesetzt werden dürfen; nur hätten wir hie und da etwas weniger gesuchten Witz im Ausdruck gewünscht. Wenn der Verf. sagt: **Ich bin selbst ein Sergeant aus ihrer Legion; warum sollt ich nicht mit meinen Herren Stabs- und Oberoffizieren reden dürfen; zumal da wir, wie Sie wissen, auf französischen Fuß gesetzet sind, und keine Stock- und Fuchtelschläge befürchten dürfen**, so heißt das dem Witze an einem Orte, in einer Sache, ein Opfer bringen, wo und in welcher ihm gar keines gebracht werden darf. Gleich gute und richtige Bemerkungen haben wir in denjenigen Aufsätzen wahrgenommen, welche die in der juristischen Praxis und der Justizpflege bisher gewöhnlichen Gebrechen rügen. Es ist bisher schon vieles

für die Verbesserung der juristischen, oder Advokaten Schreibart geschrieben worden, aber doch noch nicht so vieles, daß es zu einer merklichen Besserung des eingewurzelten Unheils gefruchtet hätte. Der Advocat weiß es zu gut und befindet sich zu wohl dabey, daß seine Schriften nicht nach dem Werthe derer in denselben enthaltenen Gedanken, sondern nach der wohlgeschmierten Bogenzahl bezahlet werden, und daß mit dem bisher gewöhnlichen Schlendrian eine Bogenzahl in wenigen Stunden, mit weniger Anstrengung, bald ausgefüllt werden kann. Es wird also immer noch einige Zeit kosten, ehe unter dieser Classe von Menschen zum Beßten der klagenden Partheyen eine Reformation bewirkt und ihr buntes Hanswurstengewand mit seinen ellenlang zugeschnittenen Perioden und eckelhaften Wörtermißgeburten, bey denen der Advocat oft selbst an nichts als an seinen Beutel denkt, umgeformt und der Advocat nicht mehr Schmierer und Räsonneur bleiben, sondern der nützliche Schriftsteller werden wird, der er seinem wirklich ehrwürdigen Berufe nach seyn soll. Um dieses aber zu bewirken, ist es gut, daß die Sache oft und vorzüglich in solchen Schriften, die, wie diese Mixturen, als Unterhaltungslektüre, mehr in Umlauf kommen, gerüget und so lange gerüget wird, bis sich der Advokat selbst zu schämen anfange. Die beyden Aufsätze, über die juristische Schreibart und ungereimte Gedankentaxe, können ihm einsweilen gute Erinnerung seyn. Viel Wahres ist in den Gedanken über verschiedene in manchen Ländern eingeführte Appellationsformalien enthalten. Daß die Formalien in den meisten Fällen nur dem Beklagten ein Erleichterungsmittel werden, die Sache mit der Hülfe seines Advokaten in die Länge zu ziehen, daß oft die Appellationssumme die Ursache wird, daß gerade die Hülfsbedürftigsten ganz hülflos bleiben müssen, daß endlich in vielen, besonders kleinern Staaten, die Obergerichte die gesuchte Hülfe gar nicht gewähren, weil die Beysitzere derselben auch Beysitzere derjenigen Gerichte sind, von welchen appelliret wird, sind Wahrheiten, die überdacht zu werden verdienen. — Für die Oekonomen werden die in diesen Mixturen enthaltenen Beobachtungen und Erfahrungen bey der Kleefütterung und der Aufsatz vom Tief- und Seichtackern fürs Voigtland wichtig seyn. Der Verf. der erstern räth, den Klee lieber mit andern guten Grasarten, besonders mit der Pimpinellpflanze, zu vermischen, als ihn allein zu geben,

wei-

weil der Klee, der Verfasser hat ihn chymisch untersucht, zu bald in Fäulniß übergehe, und, wenn er auf dem Felde gedörrt wird, das Beßte verliehre; der Verf. des zweyten räth durchaus in hohen Gegenden wegen des unfruchtbaren Erdbodens derselben das seichte Ackern an. Für die medicinische Polizey enthalten diese Mixturen, wo nicht wichtige Beyträge, doch ganz gute Winke.

Unter den Anekdoten kommen verschiedene vor, die, wie z. B. das eingenommene Pflaster, schon zu bekannt seyn möchten. Die abgerissenen Einfälle sind zum Theil zu kurz und zu lang abgerissen, als daß sie durchaus gefallen könnten. Der Einfall: „Ich hinterbringe hiemit den Bürgermeistern, daß sie bisher ohn allen Grund so sehr vor der Folter in Sorgen gestanden: denn es darf sie niemand auf dieselbe spannen, sowohl ihrer Würde als ihres Fettes wegen, ist sowohl an sich, als durch seine Einkleidung matt. Wenn die Einfälle auf dem Papiere gefallen sollen, so muß man es ihnen eben so wenig ansehen, daß sie gesucht worden sind, als man es den Einfällen aus dem Munde ansehen darf.

Bi.

Nachrichten.

Beförderungen.

1 7 8 7.

Hr. Doktor Klüber, bisheriger außerordentlicher Professor der Rechte und Beysitzer der Juristenfakultät auf der Universität zu Erlangen, ist zum ordentlichen Professor der Rechte, an des nach Helmstädt abgegangenen Hrn. Professor Häberlins Stelle ernannt worden.

Hr. Professor Kern ist, mit Beybehaltung seiner Professur an dem Gymnasium zu Ulm, Pfarrer zu Pfuhl bey Ulm geworden.

Der Kurfürst von Mainz hat dem Kurmainzischen Hof- und Regierungsrath, Hrn. Roth, ordentlichem Professor des

deutschen Staats- und Lehnrechts, das Archivariat des Reichs- und Kreisarchivs verliehen.

Der König von Preußen hat den Hofrath und Professor der Anatomie, J. C. A. Mayer, zu Frankfurt an der Oder, an die Stelle des verstorbenen Hofraths und Professors Gleditsch, zum ordentlichen Mitgliede und Professor der Botanik bey der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und zum Professor der Materia medica bey dem Collegio medico-chirurgico ernannt, und demselben den geheimen Raths-Charakter beygelegt.

Hr. Goldhagen, Professor der Arzneygelahrheit und Stadtphysikus zu Halle, ist vom König von Preußen mit einer ansehnlichen Gehaltsvermehrung zum geheimen Rath, und Hr. Professor Lamprecht eben daselbst zum Kriegs- und Domänenrath, mit einem jährlichen Gehalt von 500 Thalern, ernannt worden.

Der zeitherige Feldprediger bey dem Tauenzienischen Regiment in Breslau, Hr. Seyfart, ist Königl. Preuß. Konsistorialrath und Generalsuperintendent der Neumark und Pastor primarius in Küstrin, seiner Vaterstadt, geworden.

Dem Hrn. Hofprediger Schulz ist die mathematische Professur in Königsberg, die der verstorbene D. Friedrich Johann Buck bekleidete, übertragen worden.

Hr. Diakonus Johann Christian Förster in Naumburg ist vom dortigen Domkapitel zum Domprediger ernannt worden.

Der bisherige Privatlehrer und Hofgerichtsadvokat zu Jena, Hr. Johann Ernst Bernhard Emminghaus, ist zum außerordentlichen Professor der Rechte, und zum Syndikus und Archivar bey dortiger Universität, ernannt worden.

Der Herzog von Gotha hat den Hrn. Kirchenrath und Rektor der Schulpforte, M. Joh. Gottfried Geißler, zum Direktor der Herzogl. Bibliothek an die Stelle des verstorbenen geheimen Hofraths Schläger, mit dem Charakter als Hofrath berufen.

An

An die Stelle des seel. Voitus ist der bey dem v. Stwolinskischen Regiment bisher mit Ruhm gestandene, jetzt aber unter dem v. Möllendorfischen stehende Regimentschirurgus, Herrn Mursinna, zum dritten wirklichen Generalchirurgus ernannt worden.

Das seit einiger Zeit erledigte Amt eines Professors der Philosophie bey der Ritterakademie zu Berlin ist dem Hrn. von Castillon dem Jüngern, bisherigen Professor der Mathematik bey der nämlichen Akademie, übertragen worden; die mathematische Lehrstelle hingegen hat Hr. Burja, französischer Prediger daselbst, erhalten.

Der älteste Sohn des Hrn. Hofraths Gatterer in Göttingen, kömmt mit einem Gehalt von 600 Rthlr. als Professor nach Heidelberg, an Hrn. Jungs Stelle, der, um Leskens Tod zu ersetzen, den Ruf nach Marburg erhalten, und angenommen hat.

Der Hr. Landgerichtsassessor, D. Christian Daniel Erhard, in Leipzig, ist zum außerordentlichen Professor der Rechte auf dortiger Universität ernannt worden.

Todesfälle.

1786.

Am 13ten November starb in Rinteln Hr. D. Gottfried Schwarz, ordentlicher Professor der Theologie, Beysitzer des Konsistoriums, und Superintendent der Grafschaft Schaumburg, ein gebohrner Unger, und berühmter Theologe und Historiker, im 79sten Jahre seines Lebens.

Am 29sten November starb in Kopenhagen der durch seine Schriften berühmte Professor der Mathematik, Herr Johann Michael Geuß, ein gebohrner Holsteiner, im 42sten Jahre seines Alters.

Am 20sten December starb in Glücksburg der berühmte ökonomische Schriftsteller, Hr. Philipp Ernst Lüders, Hof-

Hofprediger und Propst, in einem mehr als 80jährigen Alter.

1 7 8 7.

Am 30sten Januar starb in Berlin an einem gallichten Entzündungsfieber Hr. Johann Christoph Friedrich Voitus, wirklicher Königl. Preuß. Generalchirurgus, Professor der Chirurgie beym Königl. Collegio Medico-chirurgico, Oberchirurgus der Charité und Regimentsfeldscheer des Alt-Woldeckschen Infanterieregiments, im 45sten Jahre seines Lebens. Er war einer der ersten Wundärzte Deutschlandes.

An demselben Tag starb in Nürnberg Hr. Christian Heinrich Seidel, Diakonus bey St. Sebald und Unteraufseher der Stadtbibliothek, ein Mann von hellem Kopf und vortrefflichem Herzen, der Aufklärung zu verbreiten und Heuchlern die Masken vom Gesichte zu ziehen suchte, im 44sten Jahr seines Alters. Einer seiner Freunde, Hr. Konrektor Sattler in Nürnberg, wird ihm ein Denkmal stiften.

Druckfehler.

Im LXVII. Bande I. und II. Stücks.

S. 13. Z. 23. statt nur die lies um der, und Zeile 25 statt Landstrecke lies Landstrecken willen. S. 605. Paratomios l. Parabomios.

Im LXX. Bande II. Stücks.

S. 311. Zeile 17. statt nach den Clima, lies von dem Clima. S. 313. Z. 8. von unten statt nur lies uns. S. 314. Z. 8. stehen die Worte: ruft er in Art von Entzückung aus, in Parenthesi. S. 315. Z. 1. statt vergnügt lies verjüngt. S. 315. Z. 4. von unten anstatt Sprache lies Sprach- und Vernunftfähigkeit. S. 318. Z. 10. statt vergnügt lies verjüngt. S. 324. Z. 18. streiche finden weg. S. 326. Z. 8. von unten, statt Einweisung lies Hinweisung. S. 328. Z. 22. statt Geigii lies Grigri.

S. 329.

Seite 329. Z. 1. von unten, statt jenen lies jener. S. 330. Z. 1. statt dünken lies drücken. S. 330. Z. 7. streich eher weg. S. 337. Z. 7. streich das Punctum nach gewesen weg. S. 416. im Titel: M. Christian Gottlieb Gaz etc. muß heißen: Göz.

Nachricht.

Von meinen Predigten über die evangelischen Texte, welche im Jahr 1781. in Hrn Nicolai Verlage zum erstenmal erschienen sind, soll auf Ostern 1788 eine neue Ausgabe veranstaltet werden. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Schriften bey jeder neuen Auflage auch größere Vollkommenheiten zu verschaffen. Ich werde daher jede Predigt nochmals aufs sorgfältigste revidiren, und nicht nur die etwa noch vorhandene Mängel der Schreibart aufsuchen und verbessern, sondern auch ganze Stellen ändern oder neu ausarbeiten, wenn solches zur mehrern Aufklärung und Befestigung der vorgetragenen Wahrheit dienlich seyn kann. Auch denke ich noch ein paar ganz neue Predigten auf die in der ersten Ausgabe übergangene Johannis- und Michaelis Feste beyzufügen. Größere Veränderungen mag ich mir um derer willen, die bereits dies Werk besitzen, nicht erlauben. Quedlinburg, am 8ten April 1787.

Johann August Hermes.

Die neue Ausgabe dieser mit so vielem Beyfalle aufgenommenen, Predigten über die evangelischen Texte, werde ich unter folgenden Bedingungen, auf Vorausbezahlung drucken:

1) Die neue Ausgabe erscheint in zwey Bänden in gr. 8. auf feines weißes Papier, eben so gedruckt wie die erste Ausgabe. Ein neues Bildniß des Hrn. Verfassers, von dem berühmten D. Chodowiecki, wird der neuen Ausgabe vorgesetzt. Diejenigen, welche zuerst pränumeriren, bekommen die ersten Abdrücke.
2) Die Vorausbezahlung ist Ein Reichsthaler sechszehn Groschen in Konventionsmünze, oder in Friedrichsd'or à 5 Rthlr., oder Ein Reichsthaler achtzehn Groschen Brandenburgisch Kurrant. Nachher wird das Werk 2 Thlr. 12 Gr. kosten.
3) Die Pränumerationsgelder werden Postfrey eingesendet.
4) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu genießen: Wer auf sieben Exemplarien das Pränumerationsgeld paar einsendet, bekommt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumeriret, bekommt, außer diesen, zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumeri-

ret, bekommt, außer diesen, vier Exemplarien umsonst. Sollte jemand noch eine größere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man den Umständen gemäß, sich auch wohl um einen noch größern Vortheil, billigermaßen vergleichen.

5) Die Exemplarien werden bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert, nach andern Orten aber das Porto vergütet.

* * *

Des Hrn. Prediger Dapps Predigten für christliche Landleute auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen Evangelien, welche theils zur Privaterbauung, theils für Küster und Schulhalter zum Vorlesen in der Kirche dienen sollen, werden auf Verlangen verschiedener Herren Landprediger, welche dieses gemeinnützige Werk in ihren Gegenden noch mehr bekannt machen wollen, erst in der Ostermesse 1788 erscheinen, und wird bis dahin noch auf dasselbe Vorausbezahlung angenommen.

1) Dieses Werk wird aus 65 Predigten, auf die Sonntage, auf die in Königl. Preuß. Landen gefeyerte Festtage, aus einer Bußtagspredigt und zwey Erndtepredigten bestehen. Es soll in einem Bande in 4to, aus leserlicher, sogenannter Mittelschrift, gedruckt werden.

2) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 4 Gr. Konventionsmünze oder 1 Rthlr. 6 Gr. Brandenb. Currant. Nachher wird diese Predigtsammlung 1 Rthlr. 16 Gr. kosten. Die Vortheile für die Kollekt.ure sind eben so als bey der Predigtsammlung des Hrn. Konsistorialraths Hermes.

3) Die Namen der Pränumeranten werden beyden Werken vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebene Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1788 einzusenden. Berlin, den 8ten April 1787.

Friedrich Nicolai.

N. S. In dieser Ostermesse erscheint in meinem Verlage des Hrn. Oberkonsistorialrath Dietrich in Berlin Gesangbuch für die häusliche Andacht. Der Name des Verfassers bürgt für den Werth dieser auserlesenen Sammlung von geistlichen Gesängen. Sie betragen 24 Bog. in 8. Der Ladenpreis ist 10 Gr. Um denjenigen, welche dies Gesangbuch bekannt machen und einführen wollen, den Ankauf zu erleichtern, erbiete ich mich 7 Exemplarien für 2 Rthlr. 12 Gr., 14 Exemplarien für 5 Rthlr. und 24 Exemplare für 7 Rthlr. 18 Gr. gegen baare und postfreye Einsendung des Geldes zu lassen.

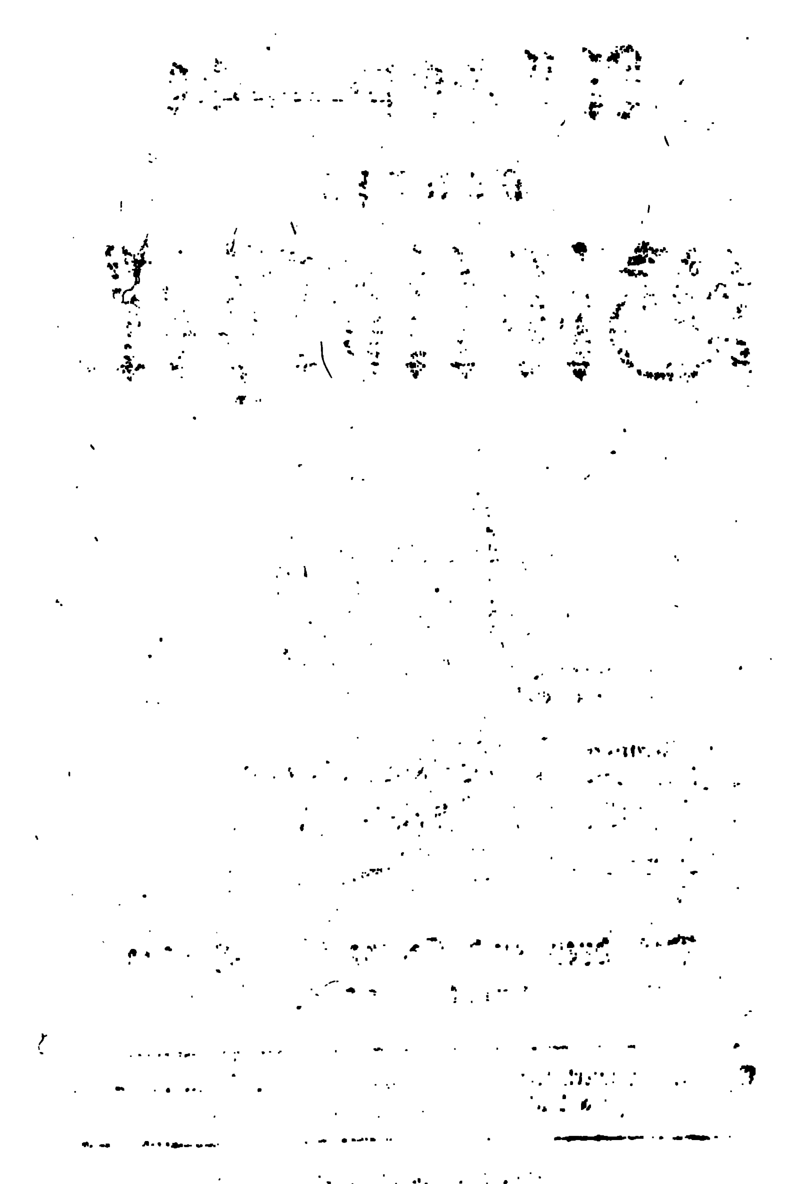
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drey und siebenzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churfächsischen und Chur-brandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 178[illegible].



Verzeichniß

der im zweyten Stücke des drey und siebenzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

D. J.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste.

6. Mathematik.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

9. Gelehrtengeschichte.

10. Phi-

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Erziehungsschriften.

12. Hand-

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

13. Kriegswissenschaft.

14. Haushaltungswissenschaft.

Nachrichten.

III.

Abhandlungen der Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften auf das Jahr 1785. nebst der Geschichte derselben. Mit Kupf. Prag. 1785. 4.

Die Geschichte dieser neuen Academie der Wissenschaften besteht kürzlich darin. Sobald der Fürst von Fürstenberg Statthalter in Böhmen geworden, so verschaffte er auch den Künsten und Wissenschaften daselbst eine Freystadt, und in diesem glücklichen Zeitpunkte veranstaltete auch der berühmte Herr von Born im Jahr 1769. die Entstehung eines gelehrten Instituts, so unter dem Namen der böhmischen gelehrten Privatgesellschaft bekannt ist, die die Bearbeitung gewisser Theile der Wissenschaften zum Endzweck hatte, die zur Aufnahme der Mathematik, der Böhmischen und Naturgeschichte gereichten und von dem Herrn von Born in IV. Bänden herausgegeben sind. Die glänzende und von allen Vorurtheilen freye Regierung Josephs II. gab dem Privatinstitut eine gegründete Hoffnung, daß, wenn sie ihre Einrichtung, Gesetze und Absichten dem einsichtsvollen Monarchen vorlegten, Derselbe solches in Schutz nehmen würde. Dieses geschah, und der Kaiser bestätigte nicht allein diese neue Academie, sondern ließ auch den Mitgliedern der Gesellschaft einen großen Saal nebst andern Zimmern, zu ihrer Versamm-

 lung

lung u. s. w. einräumen. Am 4ten December 1784 erwählte die Gesellschaft zu ihrem ordentlichen Präsidenten den Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, als ihren bisherigen Beschützer, und zum auswärtigen Ehrenpräsidenten den Grafen Eugen von Wrbea und Freudenthal, Kaiserl. würkl. Geheimen Rath ꝛc. den Bischof von Leutmeritz, Grafen Immanuel Ernst von Wallenstein, zum Viceehrenpräsidenten. Die Wahl der ordentlichen Mitglieder ist am 29sten Januar 1785 geschehen. Außer gedachten ordentlichen Präsidenten bestehet jetzo die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften aus 13 ordentlichen Mitgliedern, worunter auch die Herren P. Gelaß Dobner und Martin Pelzel als Historiker sind, und aus 10 auswärtigen Mitgliedern.

Die Iste Abhandlung betrifft die Beantwortung der Preißausgabe über die Naturgeschichte von Böhmen, die Karl von Sandberg zum Verfasser hat. Im Isten Theil der Beantwortung, sind die Schriftsteller nach der Chronologie angeführt, so über die Naturgeschichte von Böhmen geschrieben haben, S. 4. u. s. w. Die erste und älteste Schrift, die hieher gehört, ist des *Wenceslai Payeri Tr. de Thermis Caroli IV. Imperat. Lips.* 4. 1522. Ein rares Buch. Darauf folgen die Schriften des bekannten Georgs Agricola, eines böhmischen Arztes, zur Bergwerkskunde, wovon sein *Permannus s. de re metallica* Dialogus 1528 erschien, worauf 1544. der Tr. de ortu et causis Subterraneorum Lib. IV. 1544 gefolgt ist, die nebst andern 1558 zusammen in Basel gedruckt sind. Mathesius, Petr. Albinus und Dubravius haben auch das Ihrige beygetragen, bis in neuern Zeiten dieses Fach mehr bearbeitet worden, wie hier S. 7. u. s. w.

u. s. w. ausführlich nachgewiesen ist. Auch der Herr von Born hat in demselben viele Verdienste. In dem IIten Theile zeigt der Verf. wie viel noch an der böhmischen Naturgeschichte fehlt S. 28. u. s. w. Die Herren von Born, Ferber, und die Mitglieder der böhmischen Privatgesellschaft haben erstlich blos den Grund dazu gelegt, und blos Materialien dazu gesammlet, im Ganzen fehlt sehr viel. In der Wassergeschichte und Beschreibung der Gesundheitswässer, von Karlsbad, Töpliz u. s. w. aber hat es vortreffliche Schriftsteller, und übertrifft andere Länder. Im IIIten Theile macht der Hr. Verf. Vorschläge, wie die Naturgeschichte zu verbessern sey, so, daß sie dem Vaterlande nutzbar seyn könne S. 38. Sie sind mit Freymüthigkeit geschrieben, und die Fehler ohne Rückhalt angezeigt, die unter voriger Regierung nothwendig die Benutzung der Naturgaben, die dieses Land so reichlich hat, erschweren mußten.

Die zwote Abhandlung betrifft eben diesen Gegenstand, und gehört dem berühmten großen Münzkundigen, dem Hrn. Adauct Voigt. Die Schriftsteller sind ebenfalls zuerst angezeigt, und vielleicht noch reichhaltiger, wie in der ersten Abhandlung, und aus beyden läßt sich ein ziemliches vollständiges Verzeichniß aller Schriftsteller zur böhmischen Naturgeschichte herausbringen. Im IIten Abschnitt ist ebenfalls gezeigt, was in dem Fache fehlt, und das Resultat ist — sehr viel, daher der IIIte Abschnitt fast eben so ausfällt, wie in der vorigen Abhandlung, doch gefällt uns auch eben die Freymüthigkeit dieses Schriftstellers. — Er sagt, der Monarch und Landesherr muß durch eine eigne Gesellschaft von Gelehrten und Naturkundigen alle Naturgaben seines Landes

untersuchen lassen, Geld dazu aufwenden, wie Ludewig XIV. Peter der Große u. s. w. und der vornehme große Adel des Landes muß gleichfalls solches unterstützen, wozu der Brief des Hrn. von Born an den Grafen von Kinsky, so hier S. 95. abgedruckt ist, sehr expreßivisch vorlegt, wie in andern Ländern Männer, so die Naturgaben des Landes untersucht haben, von Monarchen und großen Ministern unterstützet und belohnet worden. Und freylich ist dieses der beste Weg und der kürzeste, wie die Naturgeschichte von Böhmen selbst zum Vortheil des Monarchen und des Landes auf eine wesentliche Art befördert werden kann.

Hierauf folgen S. 106 fg. verschiedne eingesandte Nachrichten und Bemerkungen von dem Erdbeben 1785 zu Komorra in Ungarn, von dem in Kalabrien 1783 ff. erfolgten. Hiernächst mathematische Abhandlungen, die aber zu unserm Fach nicht gehören.

Die IIte Abtheilung dieser Abhandlungen enthält zu Anfange ebenfalls noch dergleichen zur Naturlehre und Naturgeschichte. 1) Josephs Mayers Beobachtung über das Leuchten des Adriatischen Meers S. 2 fg. 2) Beobachtungen bey der Zergliederung eines Meerkalbes von Georg Prochaska, Lehrers der Zergliederungskunst zu Prag S. 13. 3) Von Mephitischen Luftquellen in und bey Karlsbad von Ebendemselben S. 21. 4) Joh. Mayers botanische Beobachtungen S. 46 fg. 5) Tob. Grubers K. K. Kameralbaudirectors Abhandlung über die Bereisung eines Landes in Absicht auf physikalische Entdeckungen und Verfertigung einer petrographischen Karte S. 57. Zu diesen Abhandlungen gehören verschiedne schöne Kupfertafeln.

Endlich sind die Abhandlungen zur Geschichte von S. 84. an, abgedruckt, die zum Theil gründlich

und wichtig sind. Die erste gehört dem Hrn. Fr. Mart. Pelzel und betrifft den Ursprung des doppelten Adlers in den Rücksiegeln des römischen Königs Wenzels S. 85. fg. Zuerst führt der Hr. Verf. die sehr unterschiednen Meynungen der Gelehrten davon an, und widerlegt solche. Die, so der Kanzler von Ludewig davon geäußert hat, daß der doppelte Adler die Alte und Neue Mark Brandenburg angezeigt, ist die schlechteste, und schon längst widerlegt. Der Regensburgische Syndicus Plato macht daraus ein Luxenburgisches Wappen, obwohl bekannt ist, daß die Grafen von Luxenburg beständig einen Löwen mit einem einfachen Schwanz zum Wappen gebraucht haben, wie Vredius erwiesen. Der große Preuß. Staatsminister, Graf von Herzberg sagt in einer eignen Abhandlung von den alten Siegeln der Markgrafen von Brandenburg, die in deutscher Uebersetzung in Gercken *Cod. dipl. Brandenb. III.* Theil abgedruckt ist. Dieser zweyköpfige Adler bedeute die Markgrafschaft Brandenburg und das Herzogthum Schlesien, es sey also der einfache Brandenburgische mit dem Schlesischen vereinigte Adler. Diese Meynung hat der Hr. Graf mit guten Gründen unterstützt. Er sagt, Wenzel hat sich des zweyköpfigten Adlers in seinem Rücksiegel von dem Augenblicke an bedienet, wie er 1363 den Titel eines Markgrafen von Brandenburg angenommen, 13 Jahre vorher, ehe er römischer König geworden ist. Man muß also vermuthen, daß er auf dem Rücksiegel seine drey vornehmsten Erbländer, Böhmen, (weil der zweyköpfige Adler den böhmischen Löwen auf der Brust hat) Brandenburg und Schlesien habe vorstellen wollen. Hierauf antwortet Hr. Pelzel S. 90. — Wenzel sey 1363 am 10ten März in die Erbver-

brüderung, so K. Karl IV. mit den beyden Markgrafen Ludewig und Otto von Brandenburg errichtet, aufgenommen worden, und ihm die Erlaubniß gegeben, sich einen Markgrafen von Brandenburg zu nennen, und dessen Wapen zu gebrauchen. Es sey aber fast noch ein ganzes Jahr verstrichen, ehe er sich dieser Erlaubniß bedienet habe. Indessen sey er am 15ten Jun. 1363. zum König von Böhmen gekrönet, und nun mußte Wenzel ein großes Majestätssiegel führen, und, weil es gewöhnlich, auch ein Rücksiegel. Auf dem großen wurden die Länder, jedes in einem besondern Schilde vorgestellet: Böhmen, Luxenburg, Brandenburg, Schlesien, Ober- und Niederlausnitz und die Grafschaft Sulzbach. Im Rücksiegel erschien der doppelte Adler mit dem böhmischen Löwen auf der Brust, wie die Kupfertafel No. I. und III. zeiget. Dieses große Majestätssiegel, sagt er weiter, nebst dem Rücksiegel wurde vielleicht (aber vielleicht ist nicht gewiß) zum erstenmal, an dasjenige Diplom Wenzels gehängt, wodurch er 1364 am 10ten Febr. die vom K. Karl IV. mit dem Hause Oesterreich errichtete Erbverbrüderung genehmigte. In dieser Urkunde gebraucht er folgenden Titel: Wir Wenczlaw von G. G. Kunig ze Behem und Margrabe ze Brandenburg, des heiligen Rom. Reichs obrister Schenck und Kammermeister (ap. Steyerer S. 388.) Hieraus zieht Hr. Pelzel folgende Schlüsse. 1) Man könne mit mehr Grund behaupten, daß Wenzel erstlich von der Zeit des zweyköpfigen Adlers im Rücksiegel sich bedienet habe, seitdem er gekrönter König von Böhmen war, weil dieses Gelegenheit zum großen Siegel gegeben, und überdem hätte er vorher nur den böhmischen Löwen ganz allein im kleinen Siegel (*ap. Dobner Tom. IV. Monum. Tab. III.*

No.

No. 270.) geführet, (dieses ist wahr, aber das Siegel gehört zu einer Urkunde vom J. 1361. wo Wenzel noch kein Jahr alt war, noch weniger Markgraf von Brandenburg, S. Dobner a. a. O. S. 364, woraus dieser Einwurf ziemlich schwach wird, wenigstens beweiset dieses Dobnersche Siegel nichts gegen des Grafen von Herzberg Grund.) 2) Daß die drey vornehmsten Erbländer Wenzels, Böhmen, Brandenburg, Schlesien schon im großen Siegel vorgestellet wären, mithin es überflüßig gewesen wäre, sie im Rücksiegel nochmals vorzustellen. Dieser Einwurf ist noch schwächer, weil aus der Siegellehre bekannt ist, daß in den Rücksiegeln gar oft dieselbigen Wapen, die im Hauptsiegel stehen, wiederhohlet sind, indem eben die Rücksiegel als *Secreta minora* in geringen Sachen als ordentliche Siegel gebraucht sind, mithin natürlicher Weise auch das Hauptwapen führen. Die 3) Einwendung will auch nicht viel sagen, —, wenn das Rücksiegel die vornehmsten Erblanden Wenzels hätte anzeigen sollen, so würde er auch in der Urkunde die Titel davon geführet haben, so aber nicht geschehen ist, weil er in den Urkunden von 1364 sich nur König von Böhmen und Markgraf von Brandenburg genannt. Wir antworten hierauf, daß dieser Grund auch sehr schwach, indem es in der Urkundenlehre und jedem Diplomatiker bekannt, daß in den Urkunden damaliger Zeit nicht allemal die Titel von allen Ländern gebraucht sind, wovon wir 100 Beyspiele anführen wollten. Die Concipienten, Notarien und Kapelläne kürzten solche öfters ab, und nannten nur die Hauptländer. Das Siegel aber, so einmal so gestochen war, blieb das nemliche u. s. w. Noch weit geringer ist auch der Schluß, daß Schlesien nicht unter die vornehmsten Erbländer Wenzels

gerechnet sey, weil Schlesien in den Urkunden bey der Titulatur zuletzt gesetzt sey. Aber wenn Hr. Pelzel sich dieses Punkts wegen rechtschaffen in Urkunden umsehen wird, so wird er finden, daß die Notarien und Kapelläne niemals so genau darauf gesehen haben, die Länder großer Herren nach ihrem Werth und Größe zu rangiren, sondern daß sie es auch damit so gemacht haben, wie mit den Zeugen bey den Unterschriften der Urkunden, wo sie oft weit Geringere den Größern vorgesetzt haben, und sie hingesetzt, wie sie ihnen in dem Zimmer zu Gesichte kamen; und es ist ein lächerliches Argument, wogegen man nicht genug eifern kann, wenn man aus der Unterschrift der Zeugen eine wirkliche Rangordnung der Fürsten und Grafen erzwingen will, und noch lächerlicher ist es, wenn einige gar glauben, wie vormals Lenz ꝛc. und viele andere mehr, daß die Zeugen sich selbst eigenhändig unterschrieben haben. Wenn die Männer viele Originalurkunden gesehen hätten, so würden sie auch gesehen haben, daß die Unterschrift der Zeugen mit der übrigen Schrift und Hand der Urkunde selbst einerley ebenfalls von der Hand des Notars ist. Mithin widerlegen alle die Argumente die Herzbergische Erklärung noch nicht.

Der zweyte Grundsatz des Grafen von Herzberg ist dieser. — In den beyden großen Siegeln, die Wenzel, ehe er römischer König ward, gebrauchte, sieht man den Brandenburgischen und Schlesischen Adler, jeden in einem Schilde besonders, auch nur einfach mit einem Kopfe vorgestellet, folglich kann der auf dem Rücksiegel dieser beyden großen Siegel befindliche zweyköpfige Adler nicht das Wapen von einer dieser Länder allein bezeichnen, sondern man

kann

kann mit Grund daraus schließen, daß er sich auf Brandenburg und auf Schlesien gemeinschaftlich beziehen müsse, um so mehr da Wenzel damals sonst keinen andern Staat, als diese beyde besaß, wegen dessen er einen Adler hätte führen können. Auch dieser Hauptsatz steht noch feste, indem Hr. Pelzel glaubt, solchen durch Widerlegung des vorhergehenden auch widerlegt zu haben, der aber, unsrer Meynung nach, nicht widerlegt ist.

Ein dritter Grund ist dieser — Alle Brandenburgischen Markgrafen, die auf den Wenzel gefolget sind, haben das Kurfürstenthum Brandenburg ohne Schlesien besessen, und ebenfalls nur einen einköpfigten Adler im Wapen geführet, so deutlich beweiset, daß, sobald Schlesien von dem Brandenburgischen Staate getrennet worden, der zweyköpfigte Adler verschwunden ist, und daß jedes von beyden Ländern fortgefahren, einen einfachen Adler im Wapen zu führen. Diesen Grund läßt Hr. Pelzel gelten, setzt aber im Gegentheil, daß aus eben dem Grunde auch der doppelte Adler aus Wenzels Wapen hätte verschwinden müssen, sobald die Mark Brandenburg von Schlesien getrennet, und er solche 1376 an seinen Bruder Sigismund abgetreten, und 1378 die Unterthanen der Mark an ihn verwiesen. Es ist dieses richtig, aber er gesteht auch selbst hinterher, daß er bey der Abtretung sich den Rückfall vorbehalten, mithin war er auch berechtiget, noch das Wapen fortzuführen. Wie aber Sigismund 1415. die Mark an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg verkaufte, und Wenzel bloß gewissermaaßen nur noch ein Wiederkaufsrecht, wie der Verf. S. 94. schreibt, behalten konnte, so hätte doch der dop-

pelte Adler seitdem aus Wenzels Wappen wegbleiben müssen, so aber nicht geschehen, und er hätte ihn bis an seinen Tod fortgeführet. Dieser Satz ist scheinbar, aber das Wappen konnte deswegen bleiben, weil er noch ein Wiederkaufsrecht hatte, oder auch weil der Siegelstempel blieb, und der Veränderung ungeachtet, weiter fortgebrauchet ward, wie in der Siegellehre bey den Kaiserl. Königl. Siegeln der ersten deutschen Kaiser und Könige Gercken im IIten Theil der Anmerkungen über die Siegel, Beyspiele angeführet hat, daß auch bey geschehenen Veränderungen die alten Siegelstempel ferner fortgeführet sind. In selbigen Zeiten ward es so genau nicht genommen.

Ungeachtet Hr. Pelzel unsrer Meynung nach die soliden Gründe des Herrn Staatsministers Grafen von Herzberg in Absicht des zweyköpfigten Adlers auf dem Rücksiegel des K. Wenzels eigentlich nicht elidiret hat, und sie noch bestehen; so kann man doch seiner Meynung, die er von dem Ursprung dieses Rücksiegels und dessen Auslegung S 95. giebt, auch nicht gänzlich den Beyfall versagen, indem sie auch wahrscheinlich vorgebracht ist, und in solcher Sache mit völliger Gewißheit etwas ganz unbezweifelt zu erweisen schwer hält. Sie besteht darin: Er sagt — der doppelte Adler, welchen der Röm. König Wenzel in seinem Gegensiegel führte, bedeutet nichts anders, als seine hohe Abkunft, daß nemlich sein Vater ein Römischer Kaiser, und seine Mutter eine Römische Kaiserin gewesen ist. Gleich Anfangs wird jeder einwerfen, warum haben dann nicht auch andere Prinzen der vorhergehenden und nachfolgenden Kaiser und Könige, deren Mütter ebenfalls Röm. Kaiserinnen waren, den zweyköpfigten Adler im Wapen

pen geführet? Und vielleicht dieses mit vollem Grunde. Allein der Hr. Verf. giebt seiner neuen Meynung doch einen sehr starken Anstrich und eine gute Wendung, daß man sich auf seine Seite gewissermaßen neiget. Er sagt, der Kaiser Karl IV. liebte nach dem Geschmack seines Jahrhunderts allegorische Zeichen, und hat wahrscheinlich dieses Siegel für seinen damals erst zweyjährigen Prinzen Wenzel selbst angegeben. Dieses beweiset er von des Kaisers Denkungsart S. 96. mit überzeugenden Beyspielen, die hier anzuführen, der Raum nicht verstattet. Er beweiset hernach weiter auch aus der Geschichte und andern Beyspielen von Siegeln, daß Wappenbilder auf Siegeln gesetzt sind, blos allein darum, die Abstammung und Herkunft zu erweisen. Er führt unter andern ein Siegel des Markgrafen Albrechts III. von Brandenburg an, wo auf dem getheilten Schilde neben dem Brand. Adler, der böhmische Löwe deutlich erscheinet, aus keiner andern Ursache, als daß seine Mutter Beatrix eine böhmische Prinzessin war. Dieses Siegel ist hier *Tab. II. No.* 4. abgestochen, welches schon lange vorher Gercken in seinen *Fragmentis Marchicis VI. Th. No. I.* in Kupfer geliefert und auf gleiche Art daselbst S. 154. erkläret ist. Ein ähnliches Beyspiel von Siegel ist hier S. 97. von der Herzogin Catharina von Oesterreich, einer Tochter des K. Karls IV und der Königin Blanka seiner ersten Gemahlin, einer Französischen Prinzessin, in Kupfer gestochen und erkläret. Um anzuzeigen, daß ihr Vater ein böhmischer König, ihre Mutter aber eine französische Prinzessin war, führte sie in ihrem Siegel 2 Schilder, eines mit dem böhmischen Löwen, und das andere mit 9 französischen Lilien. In der Mitte des Siegels findet man einen zweyköpfigten Adler, auf dessen Brust

das

das Oesterreichische Wappen. Nach des Hrn. Pelzels Erklärung, kann dieser nichts anders als ihre hohe Abkunft bedeuten, nehmlich daß ihr Vater Röm. König, und ihre Mutter Röm. Königin gewesen, so wie sie ihre böhmische und französische Abstammung, durch den Löwen und durch die Lilien angezeiget hat. Es bleibt also jetzt unentschieden, welche Meynung und Auslegung die wahrscheinlichste ist. Die, so der Hr. Graf von Herzberg vorgebracht, hat viel Wesentliches für sich, und dieser kann man das Wahrscheinliche auch nicht absprechen.

Die Zwote gehört dem Hrn. P. Gelaß Dobner Exprovinzial der frommen Schulen in Prag, und betrifft die Aufwerfung einer historisch critischen Frage: Ob das heute zu Tage sogenannte Cyrillische Alphabet für eine wahre Erfindung des H. Slavischen Apostels Cyrills zu halten sey? Der Hr. V. giebt zur Prüfung anheim: Ob nicht mit größerem Rechte das sogenannte Glagolitische, oder Hieronymische Alphabet, so auch *Buchwiza* genennet wird, den Namen eines Cyrillischen und von diesem H. Slavischen Apostel erfundenen Alphabets, verdiene? Er sagt, er wagte viel, daß er einen fast bisher allgemein angenommenen Satz in Zweifel ziehe, doch wollte er seine Zweifel und Einwürfe zur Prüfung vorlegen, und wäre versichert, daß deren Auflösung und Beantwortung dem Gegentheil schwer fallen würde S. 102. Da der Punct in einer genauen Kenntniß der ersten slavischen Sprachkunde eigentlich steckt, so verlangt er, daß Männer, die darin recht bewandert sind, über seine Zweifel urtheilen möchten. Der Rec. hat hievon keine Kenntniß, wird also nur einige Sätze aus dieser weitläuftigen Abhandlung anfüh-

führen und vorlegen. — Der Herr Verf. meynt, daß dem Glagolitischen oder sogenannten Hieronymischen Alphabet Unrecht geschehe, da man demselben die *Kiuriliza*, oder ein nachgekünsteltes griechisches und aus 2 Alphabeten zusammengestoppeltes Alphabet vorziehet, und mit des ersten Hintansetzung dasselbe für eine wahre Erfindung des H. Cyrills ausgiebt. Die Meynung hat er schon in seinen *Annalibus Hagecii II, Th.* S. 132. geäußert, und ist auch schon in den Abhandlungen der böhmischen Privatgesellschaft V. Bande S. 300. scharf darüber angefochten, worüber er sich hier verantwortet. Sein erster Grund ist dieser — Er beweiset — daß das Glagolitische Alphabet bereits unter dem Pabst Johann VIII. und dem H. Methudius existiret. Solches habe das wahre Gepräge des Alterthums, einen rohen ungestalteten Schriftzug, und gänzliche Gleichheit des Zugs u. s. w. Die Beweise, so weiter S. 104 ff. geführet sind, überzeugen, sind für uns aber zu weitläuftig auszuziehen. Den Namen Glagolitisches Alphabet hat es von dem vierten slavischen Buchstaben Glagole erhalten. Eine historische Stelle, so die Abschaffung des Gottesdienstes in slavischer Sprache im XIten Jahrhundert betrifft, zeigt ebenfalls ein wichtiges Argument (aus dem *Thomas Archidiac. Spalatens. ap. Schwandtner Tom. III. S. R. Hung. p.* 552 — 54.) Noch ein andres wichtiges Argument finden wir S. 110. wo eine ächte päbstliche Bulle von Johannes VIII. angeführt ist, darin die von Konstantin erfundenen slavischen Lettern, und die Bibelübersetzung in slavischer Sprache genehmiget ist (Literas Sclavonicas a Constantino quondam Philosopho repertas iure laudamus.) Was S. 113. rc. angeführt ist, woher der Irrthum entstanden, hat eben-

ebenfalls vieles Wahrscheinliche für sich, wie ein anderes S. 119. woraus erhellet, daß bereits im IXten Jahrhunderte ein Psalterbuch mit glagolitischen Lettern geschrieben zu Lebzeiten des H. Methuds existiret (*Assemann in Calendar. eccles. univ. Tom. IV. P. II. Cap. IV. §. XVIII.*) Noch ein anderer Codex des IXten Jahrhunderts mit glagolitischen Buchstaben in der Königl. Pariser Bibliothek aus dem *System. Diplomat.* der Benedict. *II Th.* S. 166. §. 53. *Tab. XIII. No. IX.* wird hier S. 121. angezeigt. Die Ursache, warum in Böhmen schon im Xten Jahrhunderte die slavische Sprache mit lateinischen Lettern zu schreiben angefangen ist, sind S. 123. angegeben, worunter die, daß die Böhmen schon im Xten Jahrhunderte nicht mehr unter einem slavischen Bischof gestanden, und sobald das Bischofthum zu Prag auf lateinischen Fuß und nach der lateinischen Liturgie eingerichtet worden, so bekamen sie auch keine andere, als lateinische Priester aus dem angränzenden Deutschlande. Ueberdem wurden die Schenkungen und Urkunden der böhmischen Landesherren schon damals in lateinischer Sprache ausgefertiget, mithin ward alles mit lateinischen Buchstaben geschrieben u. s. w. Man muß die gelehrte Abhandlung ganz lesen, sie verliert durch einen Auszug, alsdann wird man finden, daß seine Zweifel gegründet und erheblich sind.

III. Untersuchung, ob das Christenthum in Böhmen von dem H. Methudius und dessen Mitarbeitern nach den Grundsätzen der römischen lateinischen oder der griechischen Kirche eingeführt sey, und ob demselbigen von dem Pabst Johann VIII. das slavische Meßlesen geradehin jemals verbothen sey? Von ebendemselben Hrn. Dobner S. 140 ꝛc.

Zu

Zu dieser Abhandlung hat dem Verf. eine 1784 zu Leipzig gedruckte Schrift unter dem Titel: Vollständige Geschichte der Hussiten, seit Hinrichtung Johann Huß bis auf die Vertilgung aller Protestanten in Böhmen u. s. w. Gelegenheit gegeben. Der Verf. hat behauptet, daß die Stiftung der christlichen Religionen in Böhmen durch griechische Lehrer und nach Grundsätzen der griechischen Kirche geschehen sey. Allein Hr. Dobner hat dagegen klar bewiesen, daß zwar der heil. Methudius ein gebohrner Grieche, und griechischer Missionair, und er nebst dem Cyrillus auch einen gebohrnen griechischen Priester, beyde vorher Mähren, Methudius Böhmen zum christlichen Glauben bekehret haben, daß sie aber das Christenthum nach den Grundsätzen und Gebräuchen der griechischen Kirche eingeführt haben sollen, und die Neubekehrten von der griechischen Kirche abgehangen, sey ein offenbarer historischer Irrthum, dem alle alte Urkunden und gleichzeitige Geschichtschreiber widersprechen. Nur allein haben sie die slavische Sprache bey dem Gottesdienst eingeführet, so das einzige gewesen ist, worin sie von der römisch lateinischen Kirche abgegangen sind, welches aber doch mit Erlaubniß des römischen Stuhls geschehen ist. Aber sonst ist alles, was die 2 slavischen Apostel gelehret, geprediget, und in der Kirche eingeführet haben, sogar die Liturgie und Kirchengebräuche sind nach den Grundsätzen und Gebräuchen der römisch lateinischen, und nicht der griechischen Kirche eingerichtet gewesen. Obwohl man sie anfänglich bey dem Pabst Adrian II. deswegen, weil sie den Gottesdienst in slavischer Sprache eingeführet, (welches vernünftig und ja nothwendig war, weil das Volk keine andere Sprache verstand,) verklaget, allein sie haben sich so vertheidi-

get,

get, daß der Pabst gerne erlaubt, in der Sprache die Bekehrung weiter fortzusetzen. Dieses alles ist in der Folge durch die Bulle des Pabstes Johannes VIII. und durch andere alte Schriftsteller hinreichend bewiesen, und dieses ganze Vorgeben völlig widerleget.

IV. Abhandlung, wie man die alten Urkunden, in Rücksicht auf verschiedene Zweige der vaterländischen Geschichte benutzen soll. Ein Versuch über den Brevniover Stiftungsbrief Boleslaws II. vom J. 993. von Joseph Dobrowsky S. 178. u. s. w. Aus dem Anfange dieser brauchbaren Abhandlung sehen wir, daß die Urkunden der aufgehobenen alten Nonnenklöster in Böhmen in die K. K. Bibliothek auf der Prager Universität sind gebracht, woselbst jeder Geschichtforscher und Diplomatist freyen Zugang hat, welches sehr zu loben ist. Der Hr. Verf. anatomirt gedachte Urkunde nach allen möglichen Rubriken — Personen, Chorographie, Topographie, Gesetze, verschiedene Stände der Menschen, wie Adel, Leibeigene u. s. w. Kammergefälle, Justizpflege, Ackerbau, Münzen, Künste, u. s. w. Z. B. Personen, so drey vorkommen — der Herzog Boleslaus, so die Urkunde ausgestellet — im Eingange: Boleslaus Dei gratia Dux Boëmorum, und so ist auch die Urschrift auf dem Siegel rc. Der Prager Bischof Adelbert, der hier als Mitstifter, und auch als Bischof, der die Verletzer der ertheilten Freyheiten mit dem Banne belegt, vorkömmt. Der Pabst Johannes XV. des Herzogs Bruder Christiannus, der die Urkunde ausgefertiget — Datum per manum Cristanni fratris illustris Ducis Boleziai. — Zur Chorographie ist bemerkt, daß schon damals Böhmen in gewisse Provinzen, die man jetzt Kreise nen-

nennet, eingetheilet war — in *Pliznensi* provincia, — in *Churimensi* vero provincia — insuper in *Lutomiricensi* provincia — Jede Provinz hatte einen Landrichter — Iudicem provincialem. — Zur Topographie findet man viele Oerter darin namhaft gemacht, die hier bemerket sind, und 48 Oerter ausmachen. Und auf solche Art ist der ganze Inhalt der Urkunde benützet, so freylich von großem Nutzen ist, und zum Muster der Nachahmung dienen kann.

V. Abhandlung. Versuch einer Geschichte der alten und neuen Toleranz in Böhmen und Mähren, von Otto Steinbach von Kranichstein. S. 260. u. s. w. Der Hr. Verf. zeigt in dieser Abhandlung überall eine edle Denkungsart, er nennet die im Jahr 1781. erlassene Toleranzverordnung — das schönste Denkmahl unsers Jahrhunders — und sagt: Ich bemerke durchaus — daß von jeher die Meynungen der Völker über Religion und Aechtheit dieser oder jener Glaubenssätze, mehr als eine Spaltung unter den Menschengemeinden erzeuget haben; da doch der liebreiche Zeigefinger des Schöpfers alle Menschen zur wahren Eintracht bestimmet, und von dem ersten Augenblick unsers Daseyns an, mit geheiligten Banden gemeinschaftlicher Bruderpflichten fest mit einander verknüpfet hat — daher entsprang das gräßliche mit dem Rache rufenden Blut unzählicher Unglücklichen befleckte Ungeheuer, die Intoleranz, daher entstanden überspannte Inquisitionen, und Feuergerichte, daher kam es, daß der geheiligte Name brüderliche Duldung aus dem Register gesellschaftlicher Haupttugenden beynahe ausgestrichen, ja was noch mehr ist, nicht selten in die Rubrik Gott mißfallender Nachgiebigkeit eingeschaltet worden. —

Ich verstehe überhaupt unter Duldung das Gesetz der Natur, Kraft welchem jeder vernünftige Mensch verpflichtet ist, seinen Mitmenschen darum nicht zu kränken, weil dieser das höchste Wesen aller Wesen auf eine andere Weise verehret, als andere — und daher ist auch bey mir Religionsfreyheit nichts anders, als ein Recht des Menschen, Kraft welchem derselbe von Natur aus berechtiget ist, seinem Gott zu dienen, wie er aus innerlicher Ueberzeugung glaubet, daß es diesem unbegreiflichen Schöpfer am gefälligsten ist. — Herrliche Gedanken! die dem Herrn von Kranichstein Ehre machen. Er zeiget hierauf, wie es in den ältesten Zeiten wegen der Duldung in Böhmen und Mähren bey Einführung der christlichen Religion gegangen ist, und beweiset, daß sie damals ziemlich beobachtet, und niemand zur Annehmung der christlichen Religion gezwungen sey, bis nach dem Tode des Herzogs Wratislavs die Wittwe Drahomira Grausamkeit gegen die Christen ausgeübet hat S. 203. Nach der Zeit ward ganz Böhmen christlich. Unter K. Karl IV. und seinem Sohn Wenzel fassete die Intoleranz die ersten Wurzeln in Böhmen, und verursachte in der Folge, daß die Diener des Altars zu Verfolgern ihrer Brüder gebildet, und für das ganze Vaterland so schreckliche Früchte erzeugt wurden, daß Bürger einander würgeten, und Eingebohrne das Blut ihrer Verwandten blos darum vergossen, weil diese in einigen Glaubensfätzen und Kirchengebräuchen sich nicht mit dem herrschenden Haufen vereinigen wollten.

Nach der Zeit kamen verschiedene Lehrer an der Prager Universität, die in England studieret, und die Lehrsätze des Wiklefs angenommen, worunter auch

Hiero-

Hieronymus von Prag war, die solche lehreten, und den ersten Saamen folgender Spaltungen und Unruhen, die nachher Böhmen verwüsteten, ausgestreuet haben. Dieser und Johann Huß, einer der gelehrtesten Böhmen seiner Zeit, wie der Verfasser selbst schreibt, eiferten öffentlich gegen den Pabst, die Kardinäle und die Misbräuche der Kirche, und geißelten die verfallenen Sitten der damaligen Geistlichkeit mit so vieler Freyheit, daß die Klerisey in Verwirrung gerieth, nicht wenige dem Huß beyfielen, andere ihn fluchten, wieder andere auf beyden Achseln trugen, und die streitenden Partheyen zusammenhetzten. Der Pöbel mischte sich in die geistlichen Uneinigkeiten, und formirte Secten, die überall Religionsverfolgung und die größten Gewaltthätigkeiten erzeugeten. — Huß bekam viel Ansehen und einen großen Anhang S. 209. Nun beschreibt der Verf. lebhaft die Folgen, die in Böhmen nach der Verbrennung des Huß und Hieronymus entstanden sind, und dieses alles mit unpartheyischer Feder, so, daß man es mit Vergnügen lieset. Ganz recht urtheilet er S. 213. von dem Ollmützer Bischof Johann, der selbst den Panzer angezogen, und sich mit den Unkatholischen herum geschmissen — daß er aber mit eigner Hand das Blut seiner Mitmenschen vergossen, täglich nach der Messe, wo er nach dem Beyspiel des Heilands für seine Feinde bethen sollte, auf die Schlachtbank eilte, und dieselben würgen half, ist nicht lobenswürdig, und verdunkelt nicht wenig die sonst rühmlichen Eigenschaften dieses Mannes. Die Grausamkeiten, so von beyden Seiten beständig fortgetrieben sind, findet man unpartheyisch weiter beschrieben, bis die 4 Artikel oder die Compactata errichtet sind, wodurch jene Hussiten die Freyheit unter beyderley Gestalt das Abend-

mahl zu genießen, erhielten, und daher Kelchner oder Utraquisten genannt sind S. 215. Nachher entstand noch eine dritte Sekte, die sich Pikarden nannten, in der Folge böhmische Brüder, und sich bald sehr vermiehreten. Der König Wladißlav stiftete einen ordentlichen Religionsfrieden auf dem Landtage zu Kuttenberg auf 31 Jahre, und befahl den Geistlichen friedlich sich zu betragen u. s. w. Unter dem Könige Ludewig hatte ein gewisser Pfarrherr am Thein, Havel Czahera, D. Luthern in Wittenberg gehöret, und seine Schriften mit sich nach Prag gebracht. Dieser lobte öffentlich seine Lehrsätze, und bald darauf nahmen auch diese überhand, ungeachtet Czahera vom K. Ferdinand verbrannet ward S. 219. Die Regierung Maximilians II. war die toleranteste und auch die friedsamste in Böhmen. Auf dem Landtage 1567 wurden die Compactata aufgehoben, und allen Einwohnern ward die Freyheit gegeben, sich zu einem Religionssystem zu bekennen, so ihm das Beste zu seyn scheinen würde. Niemand ward verfolgt, und alles lebte in Ruhe, so lange dieser Herr regierete. Sein Nachfolger, K. Rudolf, dachte anders, war ein großer Verfolger, und richtete anfänglich doch nichts aus, als daß er schon im ersten Jahre fast überall gehasset wurde, indem der größte Adel es mit den böhmischen Brüdern hielte. Hier beschreibt der Verf. abermal sehr unpartheyisch, wie der Rudolf von Heuchlern (Jesuiten und Italiänern) umgeben, sich so sehr verführen lassen, daß diese auf ihn mehr Eindruck gemacht, wie die redlichste Handlung eines Patrioten, womit er den bekannten Karl Zierotin meynet, der es redlich mit dem Kaiser gemeinet, und alle die bösen Folgen voraus gesaget hat, den er auch gegen den Jesuiten Balbin vertheidiget S. 222. Die-

ser

ser Zierotin hat auch dem Herzoge Mathies die Augen geöffnet, daß hernach selbiger in Mähren Religionsfreyheit verstattet hat. Dieses gab Gelegenheit, daß auch in Böhmen die Protestanten endlich von dem K. Rudolf den bekannten feyerlichen Majestätsbrief errungen haben, (wie der Verf. sich ausdrückt,) Kraft dessen ihnen Schutz und Duldung versprochen ist, worauf sie auch in Prag 2 neue Kirchen gebauet, und sich friedlich betragen haben, bis der große Aufruhr in Böhmen auch dem Religionssystem eine andere Gestalt gab. Man wird der Hergang vom J. 1618. treu beschrieben S. 223. Man fieng vom neuen an, schreibt der Verf. die Vermehrung der Protestanten mit schelen Augen anzusehen, und ihrem Wachsthum theils heimlich, theils öffentlich am kaiserlichen Hofe entgegen zu arbeiten, obwohl diese die Bemühungen ihrer Feinde wenig achteten, sich auf den Majestätsbrief verließen, und auf dem Lande mehr Kirchen baueten. Unvermuthet fanden sie Widerstand. Der Erzbischof von Prag ließ ihre Kirche zu Klostergrabe zerstöhren, und der Abt von Braunau eine andere zuschließen. Beyde führten Kaiserl. Befehle an. Dieses machte die Protestanten stutzig, noch mehr aber, wie ihre Abgeordneten, die sie an den Statthalter des Reichs schickten, ins Gefängniß geworfen wurden. Sie versammleten sich im Karoline, und luden alle Königl. Städte dazu ein. Der Majestätsbrief ward vorgelesen, die wegen der zerstöhrten Kirche u. s. w. erlassene Verordnung von den Ständen für null und nichtig erkläret, und Bittschriften an den Kaiser gesandt, worin sie denselbigen bathen, sie gegen das von ihm gegebene Wort nicht zu kränken. Allein der Kaiser, durch die Jesuiten aufgehetzt, war durch die Versammlung aufgebracht, erklärte sie für

Aufrührer, so den Majestätsbrief mißbrauchten ꝛc. Die Stände ließen darauf von den Kanzeln ablesen, man wollte ihnen den Majestätsbrief, die Religionsfreyheit und alle alte Vorrechte nehmen, jeder sollte auf guter Huth seyn S. 224. 25. Die Folgen, die daraus entstanden, sind bekannt. Auf dem Landtage zu Brünn übergaben die Protestanten in Mähren 17 Gravamina dem K. Ferdinand, die sehr wichtig waren. Weil sie aber keine befriedigende Antwort erhielten, so machten sie 1619 mit dem Böhmen gemeinschaftliche Sache, und trieben die Sache noch weiter, wie jene, indem sie in ihrer Versammlung zu Brünn sogar beschlossen, daß alle, die dem Kaiser anhiengen, des Landes verwiesen, und ihre Güter eingezogen werden sollten, und weil dies Domkapittel in Ollmütz und Brünn es nicht mit ihnen halten wollte, so sollten ihre Güter sequestriret, und die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen werden; der Stadtrath soll mit Protestanten besetzt werden. In der Pfarrkirche zu Brünn predigten protestantische Priester ꝛc. Kurz, es gieng weit. Man schlug sich mit vieler Hitze 2 Jahre herum, bis am 8ten Novbr. 1620. die Protestanten auf dem weißen Berge eine solche Niederlage erlitten, daß sie sich nicht wieder erhohlen konnten S. 228. K. Ferdinand sahe den Majestätsbrief, und die Religionsfreyheit als die Quellen an, aus welchem alle Uneinigkeiten entsprungen, beschloß also beyde zu vertilgen. Man verfuhr mit der größten Schärfe, und der Hr. Verf. schreibt: alle evangelischen Prediger wurden unter dem Vorwande, daß sie zur letzten Empörung vieles beygetragen, aus dem Lande verwiesen. Es wurden zu ihrer Vertreibung ordentliche Kommissarien ernannt, die von Stadt zu Stadt von vielen Dragonern begleitet, herum

um, reiseten, die Prediger mit Weib und Kindern zum Lande hinauswarfen, welchen aus jedem Orte eine große Anzahl Bürger mit Haab und Gut folgten. Man trieb es so weit, daß am 18ten Jan. 1623. der goldne Kelch mit dem Schwerdt, welches einst König Georg auf die Teinerkirche zu Prag hatte aufstellen lassen, herunter genommen wurde, und die Gebeine des Johann Rokiczana sammt den Ueberresten des protestantischen Bischofs Augustin Lucian aus ihren Gräbern gehoben, und auf dem Kirchhofe verbrandt wurden S. 229. Von diesem Jahre an, schreibt der Verf. S. 230. ergieng eine Verordnung nach der andern, die alle meistens zur Vertilgung aller möglichen Duldungsspuhr abzielten. — Man sahe fast aller Orten Jesuiten, Kapuziner, von berittenen und unberittenen Soldaten begleitet, herumziehen, und die äußerste Strenge anwenden. Besonders aber thaten sich bey dieser Reformation 2 Spanische Officiers hervor, Don Martin von Huerda, und Don Balthasar, die zu Kuttenberg, Leutmeriz u. s. w. den Bürgern ihre ganze Missionskraft empfinden ließen. In der Folgezeit brauchte man noch allezeit fort die äußerste Strenge, die viele tausend Bürger verscheuchten, die nach Sachsen flüchteten, oder sich in die Gebirge und Wälder verbargen, wo sie in verborgenen Hütten ihre Glaubenssätze auf ihre Kinder und Enkel fortpflanzeten. — Sie erhielten sich 150 Jahre im Verborgenen, und man erstaunte ohnlängst, als die Religionsfreyheit kund gemacht wurde, daß es so viele nicht katholische Bauern in Böhmen gäbe S. 231. Unter der Regierung Theresiens ergiengen die sorgfältigsten Verordnungen zur Aufrechthaltung der katholischen Religion u. s. w. Doch, sagt der Verf. bey allen diesen heilsamen Veranlas-

anlassungen, verfiel man nie darauf, daß eine Menge Einwohner den Gottesdienst nach katholischem Gebrauch blos aus Zwang und Heucheley mitmachte, und aus Furcht vor einem nachtheiligen Schicksal, unter der Maske der allein geduldeten Religion ihrer Denkungsart zuwiderlaufende Handlungen ausübte, die sie doch im Herzen mißbilligten und haßeten.

Erst nach dem Tode seiner unvergeßlichen Mutter zerbrach Kaiser Joseph II. die Bande des ängstlichen Gewissenszwanges, und lehrte seine Unterthanen durch ein majestätisches Beyspiel brüderliche Duldung. Ueberzeugt einer Seits von der Schädlichkeit alles Gewissenszwanges — sind die Worte des Toleranzcirkulars vom 13ten Octbr. 1781 — und anderer Seits von dem großen Nutzen, der für die Religion und den Staat aus einer wahren christlichen Toleranz entspringe, hat der gütigste Landesvater den Augsspurgischen und Helvetischen Religionsverwandten, dann den nicht unirten Griechen und später den eingebohrnen Hussiten eine freye Ausübung ihres Gottesdienstes ohne Rücksicht, ob derselbe jemals im Lande gebräuchlich, allergnädigst verstattet. — Zuletzt schließt der brave Hr. Verf. dessen eigene Worte ich mit Fleiß größtentheils beybehalten habe. — Nun beruhet es folglich nur darauf, daß sowohl die zur herrschenden Religion sich bekennenden Glieder, als auch die freygeduldeten Mitbürger gänzlich aufhören, die große und ewig schätzbare Gnade des Monarchen zu verkennen, theils durch unbiegsame Vorurtheile, theils durch sträflichen Undank, dieselbe nicht vereiteln, sondern gleich andern rechtschaffen gesinnten Menschenfreunden dazu mitwirken, daß man bald die blühenden Früchte der

gehei-

geheiligten Duldung in ihrem ganzen Glanze und Umfange genießen möge.

VI. Abhandlung. Versuch einer Geschichte der Bibliotheken in Böhmen, von D. Raph. Ungar, Bibliothekar der Universitätsbibliothek in Prag. Ister Abschnitt, von dem Zustande derselben von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Jesuiten in Böhmen S. 234 u. s. w. Zuerst schreibt der Hr. Verf. daß Christiannus (ein alter böhmischer Schriftsteller) angemerket, daß bey Einführung der christlichen Religion in Böhmen die Priester und Mönche aus Baiern und Schwaben viele Bibliotheken (*Bibliothecas plurimas*) nach Böhmen gebracht hätten, worunter er nebst der Bibel, Ritualen, Legenden und Homilien, auch etwa Schriften des Regino, Rabans u. s. w. verstehet. Rec. aber glaubt, daß unter dem Worte *Bibliotheca* blos die ganze Bibel A. und N. Testaments nur allein zu verstehen sey, weil die Schriftsteller der mittlern Zeit die Bibel öfters so genannt haben. Z. B. *ap. Albericum p.* 450. *Chronic. Livoniae a Grubero editum p.* 26. wo deutlich steht — et *Bibliothecam* B. Gregorii Pape manu scriptam Episcopo Livoniensi mittit. Der heil. Adalbert soll nach dem Bericht des *Cosmas ad A.* 969. nachher noch mehr Bücher ins Land gebracht haben. Die Mönche des Benedictinerklosters, so der h. Prokop gestiftet, sollen gleichfalls eine gute Büchersammlung gehabt haben, besonders in slavische Sprache übersetzt, wovon noch ein prächtiger Codex in der Universitätsbibliothek übrig ist. Im XIIten Jahrhunderte hat der Bischof Daniel von Prag durch den bekannten Domherrn Vincenz viele Codices in Italien aufkaufen lassen, wie er selbst in seiner Chronik

ad Dobner Monum. Boh. Tom. I. p. 63. angezeiget hat. Das Prämonstratenser Kloster zu Töpel hatte im Anfange des XIIIten Jahrhunderts auch schon eine kleine Bibliothek, wovon ein Verzeichniß hier S. 238 abgedruckt ist, worunter aber doch kein einziger historischer Codex ist. Die Abtey Oppatowitz hat ebenfalls einen Bücherschatz gehabt, wovon etliche Codices in der K. K. Hofbibliothek übrig sind, die übrigen sind 1415 bey Zerstöhrung des Klosters verlohren gegangen S. 240. Auch die Prämonstratenser Abtey Strahou besaß eine gute Bibliothek, wovon ein im XIIIten Jahrhunderte geschriebener Codex der Chronik des Cosmas in der K. K. Hofbibliothek noch jetzo befindlich ist. K. Karl IV. schenkte der Universität zu Prag 100 Mark, wofür 114 Codices angeschafft sind. Der Rath der St. Prag schenkte damals auch an die Universitätsbibliothek den prächtigen Codicem des ältern Plinius über die Naturgeschichte in fol. reg. den hernach auf Vorbitte Melanchthons zu einer zweeten Auflage Oporin in Basel geliehen erhalten und gedruckt hat, den aber der Stadtrath 1620. wie die Jesuiten die Universität nebst der Bibliothek in die Hände bekamen, zurück nahm, und erstlich 1783 auf Begehren Josephs II. derselbigen Bibliothek wieder geschenkt hat S. 245. Auch K. Wenzel war ein Freund der Universität und der Wissenschaften, so er hauptsächlich auch dadurch bewies, daß er das Hauptgebäude der Universität, das Carolinum aus der Judengasse wegnahm, und ein andres großes Haus kaufte in einer freyen gesunden Lage, wohin also auch die Bibliothek 1383. gebracht ist. Bey welcher Gelegenheit eine kleine Schutzschrift für diesen Fürsten gemacht ist, den die Mönche uns nur so schmutzig bilden. Bey dem Aufruhr 1419 und 1422. hat

sie

sie viel gelitten S. 247. S. 251. hat der Hr. Verf. beyläufig commentirt über die Wörter — *Fratria* und *Capitaneus*, die in einer Urkunde von 1382 von einer Gesellschaft gebraucht sind, die vieles zum Besten der Universität beygetragen hat, und er hat recht, daß er sie nicht für eine geistliche Brüderschaft, noch weniger für eine Faßbinderzunft hält, sondern es war eine adliche Gesellschaft (so der Beysatz — *Armigeri* Prag. Dioecef. genugsam bewährt) deren es in den großen Städten, wie zu Nürnberg, Frankfurt, u. s. w. mehr gab. Daß aber diese adeliche Gesellschaft de Circulo et Malleo auf die jetzt so berühmte Freymaurergesellschaft hat gedeutet werden wollen, ist ganz ungegründete Grille. Circulus bedeutet nicht einen Zirkel, sondern einen Reif, womit die Freymaurer nichts zu thun haben, deren Existenz auch, wie man jetzt ziemlich genau weiß, gewiß nicht über die Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausreicht. Grillen kann man darüber wohl fangen, aber historische Wahrheit wird man von der F. M. Gesellschaft in ältern Zeiten nicht finden. S. 254. ff. findet man ausführliche Nachricht von den Bibliotheken der Klöster, die in den Hussischen Unruhen zu Grunde gegangen sind. Die Prager Domkapittelsbibliothek ist erhalten und nachher vermehrt worden. Zur Universitätsbibliothek schenkte der Math. Lauda seine eine 1451, welchem nachher noch mehr gefolget, die hier S. 260. angezeigt sind. Den Beschluß dieser schönen litterarischen Abhandlung machen etliche Urkunden die Universität betreffend, womit sich der Iste Band endiget. Wir sehen dem IIten Bande mit vielem Verlangen entgegen.

Hk.

IV.

IV.

Oppiani Poemata de Venatione et Piscatione cum interpretatione latina et scholiis. Accessit *Eutechnii* Paraphrasis Halieuticorum et Marcelli Sidetae Fragmentum de Piscibus *Tomus I.* Cynegetica ad quatuor MSS. Codd. fidem recensuit et suis auxit animadversionibus *Iac. Nic. Bellin de Ballu*, in Galliae Monetarum Curia Senator. Argentorati Sumptibus Bibliopolii Academici. 1786. 1 Alph. 3 Bog. in 8.

Nichts konnte mir unerwarteter und daher angenehmer seyn, als die erste Nachricht von einer neuen Ausgabe des Dichters, den ich ehemals bearbeitet, auf welchen ich nachher während 10 Jahren meine ganze Aufmerksamkeit verwendet habe, und welcher für das Studium der Naturgeschichte in mancher Rücksicht der einzige zuverläßige Schriftsteller aus dem Alterthum ist. Als ich endlich diesen ersten Theil erhielt, fand ich mich zwar in meiner Erwartung nicht ganz betrogen; denn die neue Ausgabe liefert allerdings wichtige kritische Hülfsmittel und Materialien zur Verbesserung und Erläuterung des so oft verdorbnen Textes; aber ich sehe doch nicht ein, daß das Studium der Naturgeschichte oder die Kritik dabey so viel gewonnen hätte, als wohl möglich war. Daß meine Empfindung für Autoruhm durch die neue Ausgabe gekränkt worden sey, werden vielleicht viele glauben, welche mich nicht genauer kennen und

wissen,

wissen, wie sehr für den Forscher nach Wahrheit Widerspruch und die dadurch veranlaßte nähere Untersuchung einer dunkeln Streitfrage zu wünschen sey. Aber daß mir der neue Herausgeber über gewisse Dinge Vorwürfe in einem etwas bittern Tone macht, welche ich schlechterdings nicht verdiene, und die mir bisweilen ungerecht scheinen, dies allein hat mich bewogen, eine Anzeige hier einzurücken, und mich hierüber so zu erklären, daß er so wenig als das deutsche Publikum Ursache haben soll, mit meiner Antwort unzufrieden zu seyn, und diese Anzeige als eine litterarische Befehdung anzusehen, wo ich nur meine Eigenliebe zu befriedigen suchte. Ich übergehe daher das über meine Ausgabe gefällte allgemeine Urtheil, und die Erklärung, welche der Herausgeber von meinem Urtheile über die Ausgabe des Rittershous macht. Als ich die mir vom Buchhändler aufgetragene Ausgabe übernahm, hatte ich ohngefähr dasselbe litterarische Alter, als der neue Herausgeber; für dieses Alter schickt sich nun freylich das Füllhorn immer besser als die kritische Wurfel, und ich misgönne ihm gar nicht den philologischen Ueberfluß, in welchen er sich mit dem deutschen Rittershous getheilt hat. Es macht diesem vielleicht in manches Deutschen Augen Ehre, daß der Franzose seine Noten so fleißig excerpirt und so auf die Nachkommenschaft zu bringen gesucht hat.

Nur auf die Hülfsmittel, welche der Herausgeber gebraucht, und auf das, was er geleistet hat, will ich mich einlassen. Außer zwey Handschriften aus der königlichen Bibliothek zu Paris, wovon ich selbst schon eine verglichen hatte, erhielt er noch die Varianten von einer venetianischen und vatikanischen,

welche

welche sehr oft vortreffliche Verbesserungen des Textes, und sogar einen ganzen neuen Vers (1 Buch 292.) geliefert haben. Die Uebersetzung des Turnebus steht, so wie die Lesarten, unter dem Texte; sie soll hin und wieder verbessert seyn. Aber dies ist nicht genug; sie sollte doch überall wenigstens mit dem berichtigten Texte stimmen; sonst bleiben die Leser derselben immer noch so weit zurück, als Turnebus. Doch vielleicht glaubte der H. diesen Mangel durch seine eigne französische Uebersetzung hinlänglich gehoben zu haben. Ich habe sie noch nicht gesehen; sie muß besonders gedruckt seyn, und soll in dem beygefügten Anmerkungen viele Auszüge aus dem arabischen naturhistorischen Werke des Demir enthalten. Dies wäre ohne Zweifel ein Vorzug! Das Leben von Oppian, welches Konstantinus Manasses in politischen Versen beschrieben hat, giebt uns der H. zwar als ein ungedrucktes Stück, und als einen seltnen Schatz; aber Winding hatte es schon vorlängst herausgegeben, und Dorville hat darzu Varianten bekannt gemacht in den Observ. Miscell. Vol. IV. p. 376. Die übrigen vom H. gebrauchten Hülfsmittel beruhen auf dem Werthe seiner eignen Sprach- und Sachkenntniß, wovon hernach die Rede seyn wird. Daß ich eine von den Pariser Handschriften verglichen haben soll, welche der H. ebenfalls zu Rathe zog, will ich ihm glauben; die von mir angeführte Nummer der Handschrift muß die Sache außer Zweifel setzen. Aber wie es komme, daß er so oft darinne eine andre Lesart fand, als ich, kann ich nicht begreifen; noch unbegreiflicher ist es mir, wie er mir den Vorwurf machen kann, als hätte ich mit Absicht bisweilen zum Behufe einer Muthmaßung mich auf die Beystimmung dieser Handschrift berufen, ohne darzu

durch

durch dieselbe berechtiget zu seyn. Die Sache ist so lange her, daß ich mich unmöglich hier noch auf mein Gedächtniß und die dunkle Erinnerung an die damaligen Arbeiten verlassen kann; bloß für meine Absicht kann ich bürgen; denn die Treue im Vergleichen selbst ist freylich bey alten unleserlichen Handschriften ein schwieriger Punkt. So viel ich mich erinnere, war die hier gemeinte Handschrift zwar alt, aber nicht unleserlich geschrieben. Worinne also der Grund des Irrthums gelegen haben mag, bin ich nicht im Stande jetzt zu errathen, und überlasse daher lieber den ganzen Vorwurf, die angedichtete Absicht ausgenommen, der Ehrlichkeit des neuen Herausgebers. Aber nicht so den zweyten, daß ich den Text des Gedichts von der Jagd so willkührlich und ohne Grund verändert habe, daß mir überall die darauf gerichtete Kritik des Herausgebers zur Last fallen sollte. Ich sehe, daß er in einer freundschaftlichen Verbindung mit Hrn. Brunk in Strasburg steht. Ich stand ehemals in einer noch viel engern Verbindung mit diesem vortreflichen Manne, dem ich die Ausbildung meines geringen kritischen Talentes verdanke. Aber dies hinderte mich nicht in der Vorrede zu gestehen, daß ich an dem Texte von der Jagd sehr wenig Antheil hätte, sondern Hr. Brunk den Text von seiner Hand geändert oder verbessert in den Druck gegeben habe. Keine nähere Erklärung konnte man in meinen damaligen Verhältnissen nicht von mir verlangen. Gern wollte ich für den ehemaligen Genuß so vieler Vortheile, und für die Fortdauer der Freundschaft des Hrn. Brunk, die Vorwürfe des neuen Herausgebers über mich nehmen, wenn Hr. Brunk der Mann wäre, dessen Ehre auf ein paar Dutzend verunglückter Muthmaßungen und eingeschobner Verbesserungen beruhte, und der

sich

sich schämte, einen falschen Einfall und Gedanken öffentlich zurückzunehmen. Ich wünsche dem neuen Herausgeber zur Vergeltung seiner ungerechten Vorwürfe, die jeder Leser an den meisten Stellen aus meinen Anmerkungen selbst dafür erkennen wird, nur die Hälfte des kritischen Scharfsinnes, als die dereinstige Frucht seines Studiums, aber ganz die offene Dreustigkeit des Mannes, den er jetzt mit meiner vermeinten Beschämung zu ehren sucht. Weiter will ich jetzt nichts antworten. Auch will ich mich so kurz als möglich über die Streitfrage fassen, ob das Gedicht von der Jagd von dem nehmlichen Verfasser sey, welcher das Gedicht vom Fischfange gemacht hat? Diese Frage hat der Herausgeber etwas von dem eigentlichen Ziele verrückt, nach welchem meine vormaligen Zweifel gerichtet waren, und meinen Gründen zum Theil allgemeine Lobeserhebungen der poetischen Schönheiten des Gedichts und der Wichtigkeit der darinne enthaltenen Nachrichten entgegengestellt. Jetzt will ich auch nichts mehr behaupten, als daß sich zwischen beyden Gedichten eine auffallende Verschiedenheit der Manier und des Ausdrucks zum Nachtheil des erstern von der Jagd findet. Aber auch diese giebt der Herausgeber nicht zu; behauptet überall sowohl die Identität des Verfassers, als die Güte, Richtigkeit und Schönheit der Manier und des Ausdrucks. Hierbey findet keine andere Widerlegung statt, als welche ihm Selbstgefühl bey erlangter größern Sprachkenntniß geben kann. Auch wird er gewiß in der Zukunft einsehen lernen, daß ein Dichter einem zweyten und dritten bessern an vielen Stellen in einzeln Worten und Redensarten ähnlich, aber an andern ganz unähnlich, und im Ganzen ein elender und barbarischer Nachahmer und Dichterling seyn kann.

Ich

Ich übergehe alle die besondern Einwendungen; und führe nur an, daß er den stärksten Grund meiner ehemahligen Vermuthung, daß der Verfasser des Gedichts von der Jagd aus Apamea am Orontes gebürtig und von dem Verfasser des Fischfangs aus Anzarba in Cilicien ganz verschieden war, bloß durch eine eigenmächtige, gewaltsame und unschickliche Veränderung der Beweisstelle umzustoßen sucht. Im zweyten Buche V. 129. wo es von dem austretenden Fluß Orontes heißt:

Χέρσον ὁμοῦ καὶ νῆσον, ἐμὴν πόλιν, ὕδατι χεύων,

lieset er auf seine Verantwortung: νῆσον ἔβη πόλιν etc. Ich überlasse aber andern zu beurtheilen, wie unerträglich und barbarisch dadurch der Vers gemacht wird. In dem Register der Schriftsteller, welche von der Jagd und vom Fischfange geschrieben haben, finden sich doch offenbar einige Dichter und Aerzte, welche nur beyläufig bey Erzählungen von Mahlzeiten oder in der Diätetik einige Thiere und Fische erwähnt hatten. Auf diese Art will ich die Liste noch ganz ansehnlich vermehren. Mehr brauche ich aus der Vorrede nicht anzuführen, um mich zu vertheidigen, oder den Leser in den Stand zu setzen, über die streitigen Punkte zu urtheilen. Ich gehe nun zu dem Texte und den angehängten Anmerkungen über, aus welchen ich alles vorzügliche und unterscheidende anführen und beurtheilen will. Im Allgemeinen muß ich bemerken, daß die Ausgabe brauchbarer geworden wäre, wenn der H. wenigstens die kritischen Materialien seiner Vorgänger alle ganz kurz aber vollständig bemerkt hätte. So aber muß man zur Beurtheilung des Angeführten die andern Ausgaben doch zu Rathe ziehen; und manche gute Bemerkung vermißt man

entweder ganz, oder findet sie nicht ihrem rechten Urheber zugeeignet.

Gleich im Anfange der Anrede an den Antonin allein, den Domna dem Severus gebohren hatte, οὐδὲν ἀφαυρότερον ζηρὸς κρονίδαο γενέθλης, schiebt der Dichter zur Milderung des übertriebnen Lobspruches und Abwendung des Neides an: εὐμενέες Τιτὰν Φαέθων καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων, und fährt fort im Singular τόν ῥα πατὴρ etc. Hier findet es der H. sehr unschicklich, daß durch die Parenthese der Dichter sein erstes Lob gleichsam zurücknehme, den viel ältern Titan gleichsam um Vergebung bitte. Er erklärt also εὐμενεές durch propitii estote, und zieht die Namen der beyden genannten Götter auf den Vater Severus und Sohn Antoninus, und verbessert überdies οὐδὲν ἀφαυρότερον. Erst mußte er doch beweisen, daß Severus noch damals am Leben war; zweytens Beyspiele von solchen Metonymien anführen, und drittens erklären, warum der Dichter im Singularis vom Antonin sogleich fortfährt. Titan heißt hier Jupiter, wie unten II. V. 617. mit dessen Sohne vergleicht der Dichter den Antonin; daher die Deprekation an beyde. Doch davon weiter unten! Die aus der Paris. Handschr. V. 85. aufgenommene Lesart ποσσὶν ἐλαφρίζοντα trifft genau mit der ehemaligen spätern Vermuthung des Rittershauß überein. V. 104. στιβαροῖς haben 3 Handschr. statt λιπαροῖς gegeben. V. 115. πᾶσα γαληνιόωσα πανημερίοισι δρόμοισι ist in der Uebersetzung falsch gegeben: tota serena ad perpetes cursus. Den ganz verschiedenen Sinn zeigt die Stelle aus den orphischen Hymnen 21 V. 25. vom Meer: ἐν δίνοις ἁπαλοῖσι γαληνιόωσα δρόμοισι. Die Lesart ἀγρίοισιν beym 129 Vers, ist

ist eine Verbesserung des Bodinus, wegen des vorhergehenden φοιτώντων. Aus der Vaticanischen Handschrift würde ich V. 131. ὠκύμορον φλογ' ἐγείρας dem gemeinen φλόγα νήσας vorziehen, und allenfalls κάρφεα νησάμενός τε καὶ ὠκύμορον φ. ἐγείρας lesen. So würde ich auch die neue Lesart S. 270. ὧδε φάτις προτέρῃσι κλέος ἵπποις μέγ' ἀεί δε ohne Bedenken vorziehn. Die Verbesserung V. 364. ἡμιθέους statt ἠϊθέους ist richtig. V. 424. bestätiget die Vatic. Handschr. die Muthmaßung des Brodäus κρατερὸν statt καθαρόν. Vom Bucephalos V. 230. ist das vorgeschlagene ὁπλῇσιν ἐναντία δηρίαασκεν ohne Zweifel richtiger als das gemeine ὅπλοισι. Aber dargegen habe ich gegen die zwey folgenden Verbesserungen noch Bedenken. Es heißt von der militärischen testudo Vers 215. ἀσπιδόεσσαν ὑπόπτερον εὖτε βεβῶσιν ἀσπὶς ὑπὲρ κεφαλῆς ἐπικάρσιον ἀσπίδ' ἐρείδει. Hier lieset der H. ἀσπιδόεσσαν ὑπὸ πτέρυγ' sub alam clypeorum, und beziehet die Worte mit auf das Pferd im vorhergehenden. Jedoch finde ich hier einen Ausweg durchschimmern, der vielleicht andre näher auf die Spur bringen wird. Daß die 3 angeführten Worte noch auf das Pferd gehen, ἐπελάσσατο πύργοις ἤρεμος, κ. τ. λ. ist ein sehr guter Einfall. Bey der angenommenen neuen Lesart V. 295. ἀλλὰ δέμας δολιχοί, πλευρῇσι γὰρ ἀμφὶς ἔχουσα, τῶν ἄλλων πλευνες σπαδίνην, κτένα τ' ἕνεκέν εἰσι πάσσονες εἰσιδέειν καὶ κρείσσονες εὐθὺς ὁρᾶσθαι, verläßt mich auf einmal meine ganze Sprachkenntniß und Grammatik; und ich glaube fast, daß der H. die Gutherzigkeit seiner Leser hier auf die Probe stellen wollte. In der Note heißt es hier: E Codice R. B. restituimus. Vulgo πλευρά. vide nostras animadversiones. In diesen Noten wird die gemeine

Lesart: πλευρὰ, σπαδίην κτένα 9. ἕνεκεν εἰσὶ Stück für Stück deutlich erklärt, und am Ende hinzugefügt. Sed hunc versum e Codice aliter dedimus. Ich will mich über dieses Verfahren nicht weiter erklären, aber anführen muß ich doch, wie der Mann die Stelle, die mir noch bis jetzt unerklärlich scheint, so leicht fand, daß er sagt: quo enim majore ope atque opera enitor, ut hunc locum non intelligam, eo minus in eo nodum inextricabilem invenire possum. Erstlich heißen also die Worte von den libyschen Pferden: πλευρῇσι γὰρ ἀμφὶς ἔχουσι τῶν ἄλλων, omnes alios lateribus vincunt. Nur Schade, daß durch kein einziges Beyspiel bewiesen wird, daß ἀμφὶς ἔχειν oder ἀμφέχειν eben so wie προέχειν superare bedeute. Sonst gienge diese Erklärung recht gut an. Aber nun wie übertreffen sie die andern? quia maiores visu sunt latere, costae latitudine et ordine ac distantia costarum; deswegen sollen sie einen bessern Schritt haben: ideoque κρείσσονες εἰσιν εὐθὺς ὀρέειν. Das Wort σπάδη und σπαδίη soll os costarum und costam ipsam bedeuten, und von der Aehnlichkeit mit der Ribbe die Spathel der Apotheker und Wundärzte den Namen (σπάδη) haben. Gleichwohl übersetzt der H. erst costae latitudine. Endlich κτεὶς, der Kamm, soll hier die Ordnung der Ribben bedeuten. Alles ist ohne Beweis und ohne Wahrscheinlichkeit angenommen, aber die Anwendung von diesem allen ist so ungereimt und lächerlich, daß ich davon weiter nicht sprechen mag. Und nun auch die Proben von Kenntniß der Naturgeschichte, welche in den Noten über dieses erste Buch enthalten sind. Den Hund aus England Ἀγασσεὸς S. 468. giebt er für den krummbeinigten Dachs aus. Das Wort γυρὸν ließe sich davon noch wohl erklären; aber wie beim ἀσαρ-

κότατον

κότατον und λασιότριχον? Herr Pennant meynte, es werde hier der kleine englische Spürhund, Beagle, verstanden. Diesen kenne ich nicht so genau, daß ich von der Vergleichung urtheilen könnte. Die von Oppian V. 347. genannten ὤρυγγας erklärt der H. für den Zebra des H. von Büffon; aber er bedachte nicht, daß Oppian zwey Arten davon unterscheidet, die eine mit länglichten Flecken, gleich dem Tieger, die andre mit rundlichten, gleich dem Panther, gezeichnet. Ueberdieß sagt er ausdrücklich, daß beyde Arten durch die Kunst Flecken bekommen hatten. Es paßt also weiter nichts auf Zebra, als die Aehnlichkeit eines Pferdes.

Im zweyten Buche ist V. 89. die vatic. Lesart ἐνέπουσιν, ἐνηῆες ἀνεχόνται mit Recht aufgenommen worden; so wie auch V. 95. κλίνουσι δὲ κέρατα καὶ ἀγκλίνουσι V. 118. δευόμενος statt des unschicklichen δαιόμενος; V. 198. κεκλιμέναις statt κεκλίμενοι; V. 244. πεφρίκοντας statt πεφρίκωτας; V. 250. παιφάσσοντα statt ποιφύσσοντα. Der schwierige Vers 454. von dem Oryx lautet nach der Vatic. Lesart: ἰοφόρον κείνοις δὲ φυσιν κεράεσσι λέγουσι, da nach der gemeinen die Hörner hohl seyn sollten. Dies ist die erste für Naturgeschichte wichtige Variante. V. 599. hat er aus der Venet. Hand. gesetzt: οὐκ ἐρέω κρυερὸν γένος ὀκριόεντος ἐχίνου μείονος statt des gewöhnlichen μείζονος. Die Ursache davon giebt er an: de maiore enim echino in sequenti libro. Im dritten Buche spricht Oppian vom Hystrix; aber womit beweiset der H. daß Oppian den Schweinigel u. das Stachelschwein, welches er unter einem eignen Namen beschreibt, an dieser Stelle unter dem gemeinschaftlichen Namen Igel verstanden habe? Ist

 jedoch

jedoch dieses wirklich der Fall, so weiß ich nicht, wie der H. den Dichter von dem Vorwurfe einer unerlaubten Namenverwechselung befreyen will. Aber freylich bekenne ich, daß dieses noch der beste Ausweg sey, wenn man die Stelle erklären will. Die alte Lesart V. 605. λείπω τρισσὰ γένεθλα κακῶν μίμημα πιθήκων hat er wieder aufgenommen, ohne zu überlegen, daß κακ. μ. πιθ. keinen Sinn hat, so wenig als τρ. γένεθλα; wenn man aber τρισσα γεν. πιθήκων verbindet, so bedeutet κακὸν μίμημα, turpe hominis imitamentum. Die drey Classen von Affen hat der Franzose wohlbedächtig übergangen, so reich er sonst an Bemerkungen ist, wo andre vor ihm gesammlet hatten. Bey der Vatic. Lesart V. 610. χόλοισιν statt λέχοιο würde ich mich doch noch bedacht haben, weil der folgende Vers noch nicht hergestellt ist, und wahrscheinlich darzwischen noch etwas fehlt. Hingegen trete ich der Lesart V. 624. αἰκτείραντε γέραντα κατέκτειναν τότε φῦλα nach Maasgabe der Handschriften bey, weil ich bey diesem Dichter Härte des Ausdrucks gewohnt bin. Die Stelle von der Verwandlung des Phineus in einen Maulwurf Vers 618 hat der H. auf eine ganz seltsame Weise verunstaltet: Φινέϊ γάρ ποτε δὴ Φαέθων ἐκοτέσσατο Τιτὰν, μαντιπόλῳ Φοίβειο χολωσαμένῳ περὶ νίκης, καί οἱ φέγγος ἄμερσε. Er hat nehmlich χολωσαμένῳ statt χολωσάμενος aus der Parif. Hand. gesetzt, ohne weiter einen Grund anzuführen; und doch in der Uebersetzung gelassen indignatus. Hätte er diese nur angesehen, so mußte ihm gleich das Unschickliche der Aenderung auffallen. Titan zürnt auf Phineus und raubt ihm das Gesicht, weil er dem Apollo den Preiß als Wahrsager zuerkannt hatte. Aus der in der Note angeführten Stelle des Apollonius

nius erhellet, daß nach dessen Meynung Phineus stolz auf das vom Apollo erhaltene Wahrsagertalent den Menschen sogar durch eiligste Rathschläge des Jupiter verrieth, und daher von diesem mit Blindheit bestraft ward. Vermuthlich hängen beyde Erzählungen durch die Zeitfolge zusammen, und man sieht deutlich, daß Τιτὰν Φαέθων beym Oppian der Jupiter seyn soll. Nach der Lesart des H. aber zürnt Titan und straft; und auch Apollo zürnt, aber man weiß nicht warum, und man findet auch keinen Sinn und keine grammatische Wortfügung. Dieser Kritik ist auch die beygefügte Anmerkung gemäß, daß zwar Titan und Phoebus sonst einerley seyen; doch aber erhelle aus Lucian, daß bisweilen die Alten den Apollo vom Titan oder der Sonne unterschieden haben. Auf einmal erkennt er also hier Titan und Apollo für einerley; oben aber zu Anfange des Gedichts unterschied er sie, und gab den Titan für älter aus. Weit müssen sich also wohl seine Kenntnisse von der alten Fabel nicht erstrecken! Kurz, Τιτὰν muß hier Jupiter seyn, und eben so oben. Wenn man also mit Turnebus oben übersetzt: οὐδὲν ἀφαυρότερον Ζηνὸς κρονίδαο γενέθλης Iovis Saturnii prole i. e. Apolline, wie es geschehen muß, so sieht man gleich, warum der Dichter sogleich den Jupiter und Apollo wegen des Vergleichs um Vergebung bittet, εὐμενέες Τιτὰν Φαέθων καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων. Nun wirft diese Stelle auch Licht auf die zweyte! Den Ausdruck V. 140. ἀργῆντα χαλινὰ von der Donau erklärt der H. ganz recht von dem mit Eiß belegten Flusse, und verwirft dagegen Brunks, nicht meine Muthmaßung, κέλευθα. Aus der Lesart der Venet. Handschr. ἠμερόεσσα statt ἱμερόεσσα V. 432. von dem Trappen will er lieber ἠνεμόεσσα machen. Aber dieses Beywort

 möch-

möchte wohl dem schwerfälligen Trappen nicht so recht zukommen; und man sieht auch wohl, daß ἡμέροεσσα ein gar gewöhnlicher Schreibfehler seyn kann. Daß er auch V. 589. am Ende die Verbesserung des Guiet δέμας αἰολόνωτον dem gemeinen δέμας vorziehen will, wundert mich gar sehr. Denn δόμος αἰολ. ist eine Eleganz mehr, und ganz des Oppian würdig! Noch treffe ich zwey Verbesserungen im Kapitel vom Nashorn an, welche zwar nicht eben glücklich sind, aber doch von des Urhebers Aufmerksamkeit auf die Sache zeugen! V. 558. steht καλλικόμοισι μετώποις, da das Nashorn doch überhaupt so wenig Haare hat. Daher schlägt er πουλυτόμοισι vor, und erklärt dies von den Stirnrunzeln. In der Stelle des Strabo 16 B. wo die beyden Hautpanzer des Thieres scheinen beschrieben zu werden, lieset er ἔχει δὲ καὶ δύο στόλους (für στύλους) ὡς ἂν σπείρας δρακόντων und übersetzt: habet enim duo cingula tanquam draconum volumina a dorso usque ad uterum circumeuntia. Aber weder στόλους noch das von dem weit scharfsichtigern Tyrhwitt vorgeschlagene τύλας, (d. i. callus, tuber) scheint mir der Sache gemäß, und auf die σπείρας δρακόντων passend. Daß Oppian und Strabo nur das junge Nashorn gesehen und beschrieben, schließt der Franzose theils aus der angegebenen Größe, theils aus dem V. 559. wornach das Thier im Gesicht und auf dem Rücken häufige röthliche Flecke wie Tropfen, nehmlich rund, haben soll. Er aber versteht ῥαθάμιγγες von den maculis, quibus rhinocerotis crustatur cutis et scabiei similibus, welche das Thier am ganzen Leibe auf der Haut haben soll, wenn es ausgewachsen und alt ist. Nun will ich auch die übrigen Bemerkungen über die Zoologie nachholen. Die S. 275. eingerückte Stelle aus dem

Tzetzes

Tzetzes von der Jagd des Einhorns, braucht gar nicht aus dem 5ten verlohrnen Buche von Oppian gezogen zu seyn; denn ganz dasselbe findet man erzählt beym Eustathius über das Hexaem. S. 40. Petrus Damianus II. Brief 18. und andern. Die syrischen Ochsen im V. 102. hält der H. mit dem Urus des Cäsar und dem Büffel für einerley, und wundert sich, wie Büffon läugnen könne, daß die Alten den Büffel gekannt haben. Aber Büffon läugnet dies zwar an der angeführten Stelle, aber an einer andern in demselben Bande führt er die deutliche Stelle des Aristoteles an, wo offenbar der Büffel beschrieben wird, und die unser gelehrter Mann nicht einmal kannte. In dem Bißon V. 160. erkennt er mit andern den Auerochsen, aber die Hörner, ὕπτια πρὸς αἰθέρα, sollten nach seiner Erklärung nicht nach dem Rücken, sondern nach der Stirn zurückgelegt, mit krummen auswärts gerichteten Spitzen stehen. So könne das Thier mit niedergesenktem Kopfe seinen Feind auf den Spitzen der Hörner in die Höhe werfen. Aber aus vielen ähnlichen Stellen, und vorzüglich der vom Büffel bey Aristoteles läßt sich beweisen, daß ὕπτια die Richtung nach dem Rücken zu andeutet. Das Beywort πυριγλώχινες αἰχμαὶ V. 166. verstehe ich noch bis diese Stunde nicht; aber der Franzose sagt sehr entschlossen: igneis linguis similes sunt cornuum mucrones. Sed intelligendum puto, quod se intelligere negat clar. Schneiderus. Die V. 180. vom Hirsche vorgeschlagene Aenderung μηκεδανὴ δειρὴ statt ἠπιδανὴ läßt sich wohl hören; auch ist die Bemerkung über die τετραδύμοι ῥῖνες, die vierfache Nase desselben, nicht ungegründet; aber warum erklärt er nicht auch, warum die Hirsche immer στικτοὶ oder στικτόποδες heißen?

Die V. 296. genannten ἴορκες erkennt er mit mir für den Axis des Plinius und Büffon. Wider die gemeine Meynung, daß der Bubalus V. 306. die Antilope Babalus sey, bringt er einen Beweis vor, der mir ganz unerhört klingt. Aristoteles vero de Partibus III. c. 2. bubalum recenset inter animalia, quorum cornua sunt πολυσχιδῆ, et Oppianus idem innuere videtur per verba ἀκρέμονες προτενεῖς. nam ἀκρέμονες rami sunt. Aristoteles sagt wörtlich: Die Thiere, denen ihre Hörner unnütz werden, haben zum Ersatz andre Mittel zu ihrer Rettung erhalten, wie der Hirsch die Schnelligkeit, weil ihm seine großen und ästigen Hörner mehr schaden als nützen. Eben so der Bubalus und das Reh. Diese wehren sich zwar mit den Hörnern gegen einige Thiere, aber vor den wilden und reißenden fliehen sie. Nach der Logik des Franzosen müssen also auch die Rehe ästige Hörner haben! Den Unterschied zwischen dem Attagos beym Aristoteles und dem beym Aristophanes hat er S. 295 richtig bemerkt; aber falsch ist es, wenn er die ὠτὶς V. 407. für die gemeinen Trappen erklärt. Er setzt ganz seltsam hinzu: sola enim avis est ista, quae a nascente rostro usque ad aurem barbam gerit longam tenuibus, tenerae lanuginis similibus formatam. Den Oryx Vers 446. hält er für die gemeine Gemse, Rupicapra, weil diese allein das von Oppian angegebene Kennzeichen: solis in facie nigricantibus genis, habe. Die angegebene Milchfarbe erklärt er de colore luteo subpallido. So kann man freylich alles erklären. Man vergleiche dargegen Pallas Spicileg. Zoolog. XII. S. 63. dessen hernach von Pennant (History of Quadrup. London 1781. Taf. 6.) gezeichnete Leucoryx ganz weiß ist, und nur mitten auf der Stirn und an den Schlä-

Schläfen röthliche Flecke hat. — Daß der Elephant eine runzlichte Haut habe, wollen wir zwar nicht läugnen, aber so sieht sie doch gewiß nicht aus, daß sie ῥινὸς σχιστὸς rugis referta et foissuris heißen könne. Der Herausgeber hat nehmlich Vers 528. σχιστός τε κρατερός τε, τὸν οὔκε μάλ᾽ οὐδὲ σίδηρος et cet. aus drey Handschriften statt des gewöhnlichen ἄισχιστος κρατερόοντε gesetzt. Aber da in dieser Stelle allein von der Dicke und Stärke der Haut die Rede zu seyn scheint, und überdies σχιστός für runzlicht nicht gesagt wird, auch nicht ganz auf die Haut des Elephanten paßt, so finde ich es weit natürlicher ἄσχιστος κρατερόοντε zu lesen, woraus eben das gemeine ἄισχιστος entstanden war. Das in der Venet. Handschrift am Rand geschriebene κελαινὸς, bey diesem Verse bezieht sich nicht auf die Lesart ἄισχιστος, sondern ist eine gute Variante für κραταιὸς (σίδηρος). Uebrigens merkt der H. bey dieser Stelle ganz richtig an, daß aus derselben so wie aus der ganz ähnlichen beym Pausanias S. 159. unwidersprechlich erhelle, wie die Alten die Kunst besessen haben müssen, das Elfenbein durch Feuer wie Horn zu erweichen, und eben so zu treiben und zu bearbeiten. Aber lächerlich ist der Schluß: eo magis probabilius est innotuisse veteribus artem eboris igne molliendi, quod hodie reperta est ars illa et Chymicis quibusdam non est ignota, ut nuperrime didici a Clarissimo viro *Meunier*, Acad. Scient. Parisinae Socio. —

Im dritten Buche finde ich folgende neue Lesarten, welche zum Theil aufgenommen worden sind. V. 43. ἠύκομος λῖς bestätigen nun 2 Handschriften. V. 70. μαρμαίρουσαι statt μαρμαίρουσι. V. 95. μάζαι δὲ κεκάδοντο θεείᾳ τ᾽ ἴκελος αὖθις ist richtig

tig aus der Vatic. Handschr. verbessert. Eben so V. 117. πολύκρωζοι statt πολύζωοι. V. 123. θοῖος ἔφριξεν ἐθείραις statt ἑαῖς ἔφ. V. 128. λυσιτόκων statt λυσικόμων. Doch ziehe ich selbst die daraus hergeleitete Verbesserung des Herausgebers ῥυσιτόκων θαλάμων, von den Eyern, vor. Den Vers 143. vom Bär lieset die Paris. Handschrift richtiger: ὄμμα θορὸν, σφύρον ὠκὺ, τορὸν δέμας. Doch deucht mir würde ὄμμα τορὸν — θοὸν δέμας schicklicher seyn. V. 144. bestätigen die Handschriften Arnaud seine Verbesserungen. V. 145. ἄγριον ἦτορ statt αἰόλον. V. 207. μὴ μετόπισθεν ἑὸν γένος ἡβήσειεν statt νέοσγέ μεν ἥβης. V. 262. φράζεο καὶ δύο φῦλα. Die Lesart der Vatic. Handsch. V. 268. νυκτιπλανῆτον ἔθεσαν soll ohne Zweifel νυκτιπλανῆτιν heißen. Ich würde sie der gemeinen νυκτιπλανῆ τελέθουσαν vorziehen. V. 277. bestätiget die Vatic. Handschr. Brunks Muthmaßung ἐπικλείουσιν ἀοιδοί. Aber V. 278. ist τοῖς μέν τοι ganz gewiß eine falsche Lesart; es muß τῆς μέντοι heißen. V. 312. εἰσόκεν ἄγρῃ ἐγχρίμψῃ statt αἰγί. Aus der bey V. 323. angemerkten Variante würde ich lesen: αὐτίκ' ἐνὶ ῥωχμῷ καταδύεται εὐρέος αἴης. Die Lesart der Vatik. Handschrift V. 327. εὐρύτατοι νώτοισιν statt ὤμοισιν giebt der beschriebenen Wolfsart einen breiten Rücken statt der Schultern. Vers 337. giebt dieselbe Handschrift κρατερόφρονα statt κρατερόχροα. V. 352. σελαγεῦσιν statt λαλαγεῦσιν. so auch τοῖοι st. τοιοῦν. V. 364. ἐνυαλίοις. V. 365. πυμάτων. Im 375 Vers hat die Aldinische Ausgabe richtig φεύγει, welches Bodinus zuerst im φεύγῃ verwandelte. Dieses hat der Franzose nicht bemerkt, welcher sonst mir allerhand Vorwürfe über den mit εἰ verbundenen Conjunctivus gemacht hat. V. 403. αἰζηὸν τέξειν ist

aller-

allerdings die richtigere Lesart, so wie V. 425. ἐν ψαμάθοισι statt ἂν ψαμ. V. 430. μέγαθυμε statt μέγα θαῦμα. V. 442. bestätiget die Venet. Handschrift meine Muthmaßung ὑπέσχεν. Die Vatik. hat ὑπέδηλεν. V. 492. νιοθρεοῖσι. V. 496. κέγχσι statt κινῦσι. Von dem Schwanz des Ichneumon hat er V. 437. die Vatik. Lesart aufgenommen: ἄκροισι κεφαλὴ δοκέει δ' ἔμεν οἷσι κορύμβοις, ohne sich auf die Erklärung einzulassen. Mir bleibt die Stelle auch noch so unerklärbar! Nun zu den naturhistorischen Bemerkungen! Daß Plinius die schwarzen Löwen nach Syrien versetzt 8 K. 17. erinnert der H. zwar, aber übergeht dargegen völlig die 2 von Oppian so deutlich unterschiedenen Arten, welche auch Aristoteles und Aelian beschrieben. Nur freylich gehört genaue Interpretation darzu, um die Identität auszufinden. Dies war nöthiger anzumerken, als die Deklamation nebst dem Beweise, daß V. 161. die alte Lesart γάμῳ παιδοτροφίητε μέμηλεν der Brunkischen Verbesserung γάμος παιδοτροφίητε μέμηλεν vorzuziehen sey. Wie in aller Welt konnte der Mann schreiben: Attamen hanc locutionem barbaram existimavit cl. Schneider, qui ex ingenio rescripsit γάμος — non male, sed parum eleganter, opinor? Brunk hatte seine Verbesserung in den Text gesetzt; ich aber sagte in der Note ganz kurz, ohne mich weiter zu erklären: Editi cum Regio γάμῳ παιδοτροφίητε, quod reponendum. So verfährt der ehrliche Mann durchaus! Daß Oppians Onager nicht der Zebra sey, wie ich ehemals meynte, erinnert zwar der H. vom neuen nach Büffon; und auch H. Pallas verstand die Stelle blos vom wilden Esel. Aber ich weiß doch noch nicht recht, wie ich die Silberfarbe mit der Farbe des wilden Esels zusammenrei-

tig aus der Vatic. Handschr. verbessert. Eben so V. 117. πολύκρωζοι statt πολύζωοι. V. 123. θοῖος ἔφριξεν ἐθείραις statt ἑαῖς ἔφ. V. 128. λυσιτόκων statt λυσικόμων. Doch ziehe ich selbst die daraus hergeleitete Verbesserung des Herausgebers ῥυσιτόκων θαλάμων, von den Eyern, vor. Den Vers 143. vom Bär lieset die Paris. Handschrift richtiger: ὄμματα θορὸν, σφύρον ὠκὺ, τορὸν δέμας. Doch deucht mir würde ὄμμα τορὸν — θοὸν δέμας schicklicher seyn. V. 144. bestätigen die Handschriften Arnaud seine Verbesserungen. V. 145. ἄγριον ἦτορ statt αἰόλον. V. 207. μὴ μετόπισθεν ἑὸν γένος ἡβήσειεν statt νέοσγέ μεν ἥβης. V. 262. φράζεο καὶ δύο φῦλα. Die Lesart der Vatic. Handschr. V. 268. νυκτιπλανῆτον ἔασαν soll ohne Zweifel νυκτιπλανῆτιν heißen. Ich würde sie der gemeinen νυκτιπλανῆ τελέθουσαν vorziehen. V. 277. bestätiget die Vatic. Handschr. Brunks Muthmaßung ἐπικλείουσιν ἀοιδοί. Aber V. 278. ist τοῖς μέν τοι ganz gewiß eine falsche Lesart; es muß τῆς μέντοι heißen. V. 312. εἰσόκεν ἄγρῃ ἐγχρίμψῃ statt αἰγί. Aus der bey V. 323. angemerkten Variante würde ich lesen: αὐτίκ' ἐνὶ ῥωχμῷ καταδύεται εὐρέος αἴης. Die Lesart der Vatik. Handschrift V. 327. εὐρύτατοι νώτοισιν statt ὤμοισιν giebt der beschriebenen Wolfsart einen breiten Rücken statt der Schultern. Vers 337. giebt dieselbe Handschrift κρατερόφρονα statt κρατερόχροα. V. 352. σελαγεῦσιν statt λαλαγεῦσιν. so auch τοῖοι st. τοῖον. V. 364. ἐνυαλίοις. V. 365. πυμάτων. Im 375 Vers hat die Aldinische Ausgabe richtig φεύγει, welches Bodinus zuerst im φεύγῃ verwandelte. Dieses hat der Franzose nicht bemerkt, welcher sonst mir allerhand Vorwürfe über den mit εἰ verbundenen Conjunctivus gemacht hat. V. 403. αἰζηὸν τόξον ist aller-

allerdings die richtigere Lesart, so wie V. 425. ἐν ψαμάθοισι statt ἂν ψαμ. V. 430. μέγαθυμε statt μέγα θαῦμα. V. 442. bestätiget die Venet. Handschrift meine Muthmaßung ὑπέσχεν. Die Vatik. hat ὑπέδηλεν. V. 492. υἱοθεοῖσι. V. 496. κέγχροι statt κινῦσι. Von dem Schwanz des Ichneumon hat er V. 437. die Vatik. Lesart aufgenommen: ἄκροισι κεφαλῇ δοκέει δ' ἔμεν οἷσι κορύμβοις, ohne sich auf die Erklärung einzulassen. Mir bleibt die Stelle auch noch so unerklärbar! Nun zu den naturhistorischen Bemerkungen! Daß Plinius die schwarzen Löwen nach Syrien versetzt 8 K. 17. erinnert der H. zwar, aber übergeht dargegen völlig die 2 von Oppian so deutlich unterschiedenen Arten, welche auch Aristoteles und Aelian beschrieben. Nur freylich gehört genaue Interpretation darzu, um die Identität auszufinden. Dies war nöthiger anzumerken, als die Deklamation nebst dem Beweise, daß V. 161. die alte Lesart γάμῳ παιδοτροφίητε μέμηλεν der Brunkischen Verbesserung γάμος παιδοτροφίητε μέμηλεν vorzuziehen sey. Wie in aller Welt konnte der Mann schreiben: Attamen hanc locutionem barbaram existimavit cl. Schneider, qui ex ingenio rescripsit γάμος — non male, sed parum eleganter, opinor? Brunk hatte seine Verbesserung in den Text gesetzt; ich aber sagte in der Note ganz kurz, ohne mich weiter zu erklären: Editi cum Regio γάμῳ παιδοτροφίητε, quod reponendum. So verfährt der ehrliche Mann durchaus! Daß Oppians Onager nicht der Zebra sey, wie ich ehemals meynte, erinnert zwar der H. vom neuen nach Büffon; und auch H. Pallas verstand die Stelle blos vom wilden Esel. Aber ich weiß doch noch nicht recht, wie ich die Silberfarbe mit der Farbe des wilden Esels zusammenrei-

reimen soll. Denn das ist offenbar, daß ἀργύρεος hier nicht dasselbe seyn kann, wie der Franzose glaubt, was κίλλιος von der Farbe des Esels. An die Zebra denke ich jetzt selbst nicht mehr. Durch die Verbesserung ὅσσε πέλει φαιδρὸς V. 185. statt ὅστε wird nur so wenig am Sinn gewonnen! Die folgende ist gar ohne Beyspiel. Er lieset V. 241. ὠ παῖδας τείρησε quo trucidat. statt ἐ παῖδας τήρησε. Wenn auch τειρᾶν gebräuchlich wäre, so hat es doch den hier erforderten Sinn nicht. Die beym 220 Verse bemerkte Nachahmung des Euripides hatte doch schon Brodäus angeführt. Die äthiopischen ἱππάγρους V. 251. erklärt der H. für den Hippopotamus, und führt aus dem Bulenger eine Beschreibung des Thiers als aus einem ungedruckten Schriftsteller gezogen an, welche blos ein mangelhafter Auszug aus dem Eustathius über das Hexaem. S. 21. ist. Die Erklärung selbst ist mir schon oft eingekommen; aber wie reimte denn der Franzose das angegebene Vaterland damit: ἔστι δ' ἐνὶ κρημνοῖς ἐπὶ τέρμασιν Αἰθιοπήων? Freylich setzt er in der Note bloß Aethiopiae confinia; aber die Uebersetzung hat doch: est autem in praecipitiis ultimis Aethiopum! Wie kommen die Flußpferde auf die praecipitia? Doch ich will dem Ehrenmann zu Hülfe kommen. Κρημνοὶ können hier unmöglich praecipitia heißen, so wenig als weiter unten, wo es vom Eber heißt V. 365. εὐνὰς μὲν ποθέει πυμάτοις ἐνὶ βένθεσι κρημνῶν nach der Uebersetzung: Cubilia amat in ultimis recessibus praecipitiorum, wobey nichts angemerkt worden ist, so widersprechend die Nachricht auch scheinen muß. Daß das wilde Schwein sich in Brüchen und Sümpfen lagere, ist allgemein bekannt, also muß hier und dort solch ein Ort unter κρημνὸς verstanden werden. Und

dies

dies stimmt eher zu dem bekannten Wohnorte des Flußpferdes. Mir ist der einzige Pindar bekannt, welcher κρημνός von den Ufern der Seen, Flüsse und des Meers ohne Unterschied der Höhe oder der Stellen gebraucht hätte. Ich habe in den Fragmenten S. 112. die Stellen angeführt. Daß Büffon den Thos V. 338. ganz unrecht für den Chacal ausgiebt, ist gegründet; und weise handelt der H. daß er die beyden Thierarten nicht bestimmen will. Die Stelle vom Stachelschwein V. 393. τῶν ἤτοι μέγεθος μέν ὁπποῖα λύκοισι δαφοίνοις hat der H. durch seine vorgeschlagene Aenderung τῶν δ᾽ ἔτοι μέγεθος nur noch mehr verwirrt. Ganz offenbar ist es, daß das Thier mit dem Wolfe verglichen wird. Worinne? weiß man nicht. Denn der Größe, welche hier genennt wird, widerspricht das folgende ὀλιζότερον und βαιόν, Durch die negative Vergleichung wollte der Franzose seinem Dichter vielleicht eine neue originelle Schönheit gewähren! — Die lange Stelle vom Krokodill S. 343. ist wiederum weiter nichts als ein verstümmeltes Excerpt aus dem Eustathius über das Hexaem. S. 21. Daß Oppian die Hasen und Kaninchen verwechselt habe, wie S. 348. gesagt wird, glaube ich nicht. Auch ist kein Beweis oder Grund der Vermuthung angeführt. Auch hat Xenophon seine zwey Haasenarten bloß durch die Größe und Farbe, eben so wie Oppian, unterschieden. Nur hat Oppian der verschiedenen Größe nicht gedacht.

Im 4ten Buche finde ich folgende neue Varianten. V. 30. κρατερὸν δέμας hätte ich für μένος aufgenommen. V. 45. ἄλλοτε statt ὁππότε. Aber V. 42. muß es auch heißen: ὁμοίης ἔλλαχεν αἴδης, ohne das darzwischen geschobene τε oder δὲ. V. 93. muß es doch offenbar ἀπομάζιος statt ὑπομάζιος heißen.

ßen. V. 145. gaben zwey Handschr. κτύπον statt κύκλον. V. 158. ἀολλέες statt ἅμ' ὁρμαῖς. V. 167. μέλαν statt μολών. V. 177. μέγα θρώσκων statt μέγ' ἀνθηρῶν. V. 209. ἥμενον statt ἤρεμον. V. 297. ἀλλ' ἐκ ἀδμήτοιο statt ἄλλοι Καδμεῖοιτε. Doch ist diese Lesart noch nicht hinreichend, den ganzen Vers wieder herzustellen, so wenig als die Verbesserung des H. ἀλλ' ἐκ ἀδμητοιο θεῦ τεδ' ἅπτετο δεσμά. V. 300. ist allerdings die Lesart: πᾶσαι δ' ἐστάλαον — παρειαὶ vorzuziehen, so wie V. 208. ἀρῆς statt ἄναξ. V. 339. ἐκάλεσσεν statt ἐκάλυψέ. Bey der Lesart V. 383. ὑπὸ μελινέοισι πάγοισι statt μυλινέοισι habe ich noch Bedenken; noch mehr bey der vorgeschlagenen Verbesserung πάγαισι. Wie kann der H. πάγαι μελ. fraxineos laqueos statt fraxinea virgulta, wie er in der Uebersetzung verbessert hat, rechtfertigen? Eben so zweifle ich an der Richtigkeit der neuen Lesart V. 393. ῥωπάσι statt ῥωγάσι, denn dadurch entsteht eine unerträgliche Tautologie, für ein so schönes Gedicht! Die Lesart V. 394. ἢ χλοεραῖς, welche hier aus der Paris. Handschrift und dem Rande der Rittershausischen Ausgabe angeführt wird, ist die einzige richtige, und schon vom Brodäus vorgeschlagen. V. 411. ist die Lesart δέ τε λίγεα ganz unrichtig; doch hat der H. dies endlich selbst eingesehen und πτερυγέστε λιγεῖαι aus der Ausgabe des Turnebus gebilliget. Richtiger ist V. 412. τἄνεκα — κατ' αὐχένος. V. 422. τάνυσέντε ποτὶ ξύλα θῆρα. V. 446. φέβονται statt πέλονται. Aus den Anmerkungen habe ich nur wenig anzumerken. Richtig ist, daß βοηλατεῖν statt βοηδρομεῖν V. 64. ganz ungewöhnlich sey; aber ganz falsch, daß βοηλατὴς apud veteres scriptores boum conductor heißt. Doch vermuthlich vergriff sich der Franzose nur in den Wörten,

ten, wie ihm oft wiederfuhr! Die Verbesserung V. 440. κατὰ τέρμα πόνοιο ist leicht und schicklich! Aber V. 444. wo er statt κυσίδα κυμαίνεσι ἀναγκαίοισιν ὑπ' ὄμβροις βριθόμεναι, λαγόνας δὲ ποτ' ἰσχίον ὀκλάζοισι gesetzt und interpungirt hat: βριθόμεναι. λαγόνας, ποτὶ δ' ἰσχίον ὀκ. kann ich die neue verbesserte Uebersetzung nicht begreifen: ipsi capreoli usque ad coxam claudicant, ob ich gleich die gemachte Interpunktion ganz billige. Den λαὸν Μαρυανδέα V. 165 glaubt der Franzose endlich mit seinem Landsmanne Anquetil du Perron beym Ptolemäus Geogr. 7. Kap. 2. in Indien gefunden zu haben; wo er Μαρυνδοι heißen soll. Ich stimme ganz in den Anfang der Note am Ende des Buchs in so mancher Rücksicht ein: O quantam perdidi eruditionem! Denn verloren ist doch alles, was nicht an seinem Platze steht! Ich schenke dem Herausgeber viele beyläufige und andere Anmerkungen für die wirklich guten Varianten, die er geliefert hat. Ich rechne, daß er ohngefähr jetzt in dem Alter ist, wo ich meine Anmerkungen schrieb; und lasse ihm also billig die Nachsicht angedeihen, die ich jetzt mir immer erwünsche, wenn ich an diese und andre Jugendarbeiten zurückdenke. Gewiß wird er nach 10 Jahren über manche Stelle, so wie ich jetzt, anders denken, und mit mehrer Zurückhaltung von andern urtheilen, die er vielleicht nicht übersieht. Begierig bin ich um zu sehen, was er bey dem Gedichte vom Fischfange leisten wird, wo bey weitem nicht so viel vorgearbeitet ist, und wo er eigne Kenntnisse mitbringen, oder im Blinden tappen muß. Ich würde dem Manne gewiß meinen Beystand nicht versagt haben, wenn er billiger denken und urtheilen gelernt hätte.

J. G. Schneider.

V.

Diskurs über die medizinische Polizey. Herausgegeben von Zacharias Gottlieb Hußty, Edler von Rasynya, d. A. D. und Praktik. zu Presburg. Presburg und Leipzig, 1786. Löwe, gr. 8. Erster Band. 543, und zweyter Band 621 Seiten stark.

Ein hellsehender freydenkender philosophischer Kopf, voll schöner Lektüre und Kenntnisse, der hier nicht sowohl einen Auszug, als einen Pendant zum Frank liefert, und zugleich alles nutzet, mit allem bekannt, was seit Frankens Erscheinung noch andere Männer in dieses Fach hineingetragen haben; aber hie und da hat er doch auch eigene neue Ideen; übrigens die größte Achtung gegen seinen Vorgänger, und von so großer Bescheidenheit von sich selbst, und glaubet nur, Tausende werden ihn eher kaufen, weil er wohlfeiler sey, als Frank. Aber wie reimet es sich mit dieser Oekonomie, wenn er in seinem Werke doch immer auf Frankens Werk verweiset, und seine Leser also doch in die Nothwendigkeit setzt, sich auch dessen Werk zu kaufen? Schade ist es auch, daß man gemeiniglich nicht unterscheiden kann, wo Frank oder der Verfasser reden, ohne jenes Werk immer neben sich liegen zu lassen. Die öffentlichen Anstalten für die medizinische Aufklärung von §. 53 gehören allerdings mit zum Umfange der medizinischen Polizey, aber wenn man dabey ins Detail ge-

het, von der medizinischen Facultät, von der Anweisung redet, wie angehende Aerzte sich ausbilden, oder welche Collegia sie hören sollen, so ist dies zu minutieus; lieber hätten wir dafür mehr Weitläuftigkeit in den letzten Abschnitten des ganzen Werks, die weit mehr interessiren, und eine nähere Beziehung auf die Polizey haben, gewünschet, jenes mehr einer eigentlichen Medizinalordnung überlassen. Hingegen ist medizinische Aufklärung S. 137 ein herrliches Kapitel. Der Verf. wünschet sie durch Kalender und von der Kanzel. Es gehöre auch die Ausrottung medizinischer Narrheiten dahin, diese in Kalendern lächerlich gemacht, verspreche den größten Nutzen. (Wir würden etwa das, was Hofmann in seiner Medizinalordnung hierin so handgreiflich macht, auch wieder abdrucken lassen.) Es gehöre alles unter diese Narrheiten, was unter Aberglauben, Vorurtheil oder groben Irrthum zum Nachtheile der Fortpflanzung, der Gesundheit und des Lebens der Menschen kann verstanden werden, also auch medizinisch religiöse. Ganz möchten wir hier abschreiben, was der Verf. von heutigen Wunderthätern und von Mirakeln S. 147 sagt, und die Dreustigkeit, womit er als Protestant dies an seinem Orte darf, macht der dortigen Toleranz Ehre, so sehr es eigentlich hier nur Episode war. Es gebe beynahe keine Wissenschaft, aus welcher sich die Theologen nicht Werkzeuge geborgt hätten, um Kabalen zu schmieden, durch welche sie sich dem menschlichen Geschlechte nothwendig machten, also auch die Heilkunde, und daraus die Teufelsbesitzungen, wo Gaßner unserm Jahrhunderte einen Fleck angehängt, der nicht auszulöschen sey. Alle Exorcisten seyn entweder Betrüger oder Narren, und alle vorgebliche Besessene seyn

ebenfalls eins oder das andere, im ersten Falle gehö-
ren sie ins Zucht- im zweyten ins Tollhaus. Der
Teufel weiche entweder eher durch Schläge oder Arz-
neymittel, als durch Weihwasser und Seegensprechungen.
Der Teufel, setzt der Verfasser hinzu,
ist ein sehr guter Schiboleth des Pöbels und pöbelhafter
Aerzte, um ihm überall Etablissements einzuräumen,
wo die gesunde Vernunft nicht zu
Hause ist. Die Geschichte des Vampirismus ist
ein Beyspiel, daß es ganze Nationen gebe, welche
aus Mangel der Aufklärung jede Gelegenheit ergreifen,
um den Teufel zu beherbergen. Was der
Verf. hier vom Vampirismus, (größtentheils aus
dem Tallar) beybringet, ist desto interessanter, da
er dem Theater sich so nahe befindet. Das bösartige
faule Fieber lasse sich bey solchen unglücklichen Wallachen
nicht verkennen. Bey den geistlichen Anfechtungen
sey es eine Polizeyangelegenheit, die gewöhnlichen
Theologen mehr einzuschränken, und es ihnen
zur Pflicht zu machen, mit solchen Kranken lieber
nichts zu unternehmen. Agnus Dei, Muttergotteskuchen
und dergl. die durch die Krankheit des letztverstorbenen
Churfürsten von Baiern die Aerzte kennen
gelernt, seyn nicht die einzigen geistlichen Heilmittel,
die Protestanten seyn auch nicht frey von dergleichen
Narrheiten. Die Sodomie will der Verf. mehr in
ewige Vergessenheit begraben, als auf Scheiterhaufen
und Blutgerüsten beleuchten. Eben so denket er
auch über das Begräbniß eines Selbstmörders. In
Fällen, wo die Vernunft richtet, müsse man sich
nicht auf Gewohnheiten oder Gesetze aller Völker
und Zeiten berufen. Nach diesen Gedanken werden
die Leser nun schon erwarten, daß die Hexerey eben
so für eine Narrheit oder Betrug erkläret werde. Alle
diese

diese Narrheiten und Folgen werden wahrscheinlich noch nicht aufhören, so lange es um die Richterstühle noch so finster aussiehet. Im vorigen Jahre mußte ja noch zu Bologna ein 60jähriger Töpfer wegen Hexerey auf einem Esel durch die Stadt reiten, und auf die Festung. (Sollte man aber jetzt bey dieser Vertheidigung der Hexen auf der andern Seite nicht schon wieder zu weit gehen? Zur Hexerey hatten bekanntlich ehedem nur Weiber die gehörigen Talente, oder Receptivität; der Töpfer zu B. war vielleicht ein Zauberer oder solcher Betrüger, den sogenannten Schatzgräbern gleich, mit Wünschelruthe und ähnlichen Dingen, deren es im aufgeklärten Europa auch noch jetzt, noch allenthalben giebt, das Geld den Leichtgläubigen aus der Tasche herte; sollte nun die Polizey dergleichen ungestraft lassen? Freylich wohl nicht zum Scheiterhaufen verdammen, aber zu einer strafbaren Betrügerey und Narrheit gehörte es doch. Ueberhaupt ist auch in der Geschichte der ehemaligen Hexen unter dem weiblichen Geschlechte noch so viel Dunkel, und vielleicht manches da, das zur Entschuldigung einer leichten Strafe dienen möchte, einer Strafe, womit man Vagabonden, Müßiggänger, und den höchsten Grad des Aberglaubens etwa belegt, und die daher als moralische Krankheit nicht so sehr in das Gebiet der medicinischen Polizey gehört, als Selbstmord, oder dergleichen physische Uebel.) Oeffentliche Anstalten für die gute Verfassung der praktischen Arzneykunst. Von den Pflichten der Aerzte, von andern Medicinalpersonen, von Charlatans, Apotheken, Visitationen, Gesundbrunnen — fast ein wenig zu umständlich, da es mehr der Gegenstand einer Medicinalordnung ist — die Lektüre auch sehr gehäufet. Mehr gehört hieher die öffentliche Fürsorge für (bey) allgemein entvölkernde, oder öf-

 fent-

sentlich plötzliche Krankheiten, S. 257. Dahin er besonders epidemische endemische Krankheiten, Vergiftungen (?) Sonnenstich, Scheintod und chronische Krankheiten rechnet. Sehr richtig erinnert hier der Verfasser, daß bey den Epidemien die verschiedene Materie der exanthematischen Krankheiten noch immer ihre Leeuwenhoeks erwarte, die dazu Microscope schliffen. (Hoffentlich sind wir diesem Zeitpunkte ziemlich nahe, und werden immer aufmerksamer auf Pathologia animata.) Bey der Pest haben wir hier S. 266, da der Verfasser ihr so nahe ist, eine Beschreibung der Anstalten dawider, Verordnungen und dergleichen höchst ungern vermisset, denn was der Verf. hier aus Chenot, Mertens und andern angiebt, wußte man in den nördlichen Provinzen von Europa schon eben so gut, man wußte sogar schon besser, als er, daß die Pest nicht ihren Ursprung in Aegypten nimmt. Die Bestreuung der Leichen mit lebendigem Kalke verträgt sich, nach dem Verf. nicht mit den Grundsätzen einer geläuterten Chemie. Die Inoculation der Pocken habe Reimann, Physicus zu Eperies, zuerst 1717 nach Ungarn gebracht. Die Ausrottung der Pocken hält er auch nicht für ausführbar. Daß Jeder, der bey der Inoculation Homen folgte, seine Erfahrung bestätigt gefunden habe, S. 274, ist doch nicht die reine Wahrheit. Ein schöner Gedanke ist es, daß bey vorkommenden Epidemien in einem großen Orte die Aerzte wöchentlich zusammen kommen, und sich über Maaßregeln berathschlagen sollten. Zu den Vergiftungen rechnet er auch das Gift wüthender Thiere, und hier ist sein einziger Vorschlag: man gestatte im ganzen Lande keine Gassenhunde; denn so viele Mittel auch wider den Hundsbiß angepriesen worden, haben wir doch noch einen

großen Sprung vor uns, um das rechte zu erhaschen. Beym Scheintode, der Ertrunkenen ꝛc. wäre vielleicht mehr Weitläuftigkeit nöthiger gewesen, als oben bey Einrichtung der Facultät — doch Hensler und Scherf dienen hier dem Verf. zur Entschuldigung. Bey chronischen Krankheiten, als Schwindsucht, Lustseuche ꝛc. will der Verf. doch auch die Aufmerksamkeit der Polizey rege machen, um die Ansteckung und Ausbreitung zu verhüten; gelegentlich hier auch etwas von der Heilart der Lungensucht, die schwerlich jemals allgemein werden würde. Von dem Mode gewordenen Selbstmorde, wozu die Menschen durch Empfindeley, verdorbene Einbildungskraft, Romanen, und Theater gestimmet werden, müsse die Polizey diese aus dem Wege räumen. (Alles dieses richtig, sehr gegründet, aber wie, durch welche Mittel sind Lectüre und dergl. von der Polizey zu bestimmen? Dies heißt der Polizey zu viel aufbürden, und etwas, dazu sie so wenig Beruf als Mittel hat.) Oeffentliche Medicinalanstalten für die Wohnungen der Menschen. Die beste Luft sey so gut eine Chimäre als die allerbeste aller möglichen Welten; um so einer erträumten Güte willen müsse der Urheber der Natur den Zusammenhang des Ganzen aufheben, tausend wichtige Vortheile seiner weisen Einrichtung für neue minder wichtige fahren lassen. Die Wahl der Wohnplätze, wenn Menschen sich irgendwo niederlassen wollen, gehöre hieher. Luft und Wasser. Bergluft. (Die physischen Revolutionen, welche der Verf. mit hieher nimmt, und ihr Einfluß auf die Lage der Wohnungen, sind hier wohl überflüßig, und ließen sich ins Unendliche vermehren, oder als möglich voraus annehmen. Von Anlagen großer Städte, ihren Straßen, Wällen ꝛc. (nichts neues.)

sentlich plötzliche Krankheiten, S. 257. Dahin er besonders epidemische endemische Krankheiten, Vergiftungen (?) Sonnenstich, Scheintod und chronische Krankheiten rechnet. Sehr richtig erinnert hier der Verfasser, daß bey den Epidemien die verschiedene Materie der exanthematischen Krankheiten noch immer ihre Leeuwenhoeks erwarte, die dazu Microscope schliffen. (Hoffentlich sind wir diesem Zeitpunkte ziemlich nahe, und werden immer aufmerksamer auf Pathologia animata.) Bey der Pest haben wir hier S. 266, da der Verfasser ihr so nahe ist, eine Beschreibung der Anstalten dawider, Verordnungen und dergleichen höchst ungern vermisset, denn was der Verf. hier aus Chenot, Mertens und andern angiebt, wußte man in den nördlichen Provinzen von Europa schon eben so gut, man wußte sogar schon besser, als er, daß die Pest nicht ihren Ursprung in Aegypten nimmt. Die Bestreuung der Leichen mit lebendigem Kalke verträgt sich, nach dem Verf. nicht mit den Grundsätzen einer geläuterten Chemie. Die Inoculation der Pocken habe Reimann, Physicus zu Eperies, zuerst 1717 nach Ungarn gebracht. Die Ausrottung der Pocken hält er auch nicht für ausführbar. Daß Jeder, der bey der Inoculation Homen folgte, seine Erfahrung bestätigt gefunden habe, S. 274, ist doch nicht die reine Wahrheit. Ein schöner Gedanke ist es, daß bey vorkommenden Epidemien in einem großen Orte die Aerzte wöchentlich zusammen kommen, und sich über Maaßregeln berathschlagen sollten. Zu den Vergiftungen rechnet er auch das Gift wüthender Thiere, und hier ist sein einziger Vorschlag: man gestatte im ganzen Lande keine Gassenhunde; denn so viele Mittel auch wider den Hundsbiß angepriesen worden, haben wir doch noch einen

großen Sprung vor uns, um das rechte zu erhaschen. Beym Scheintode, der Ertrunkenen ꝛc. wäre vielleicht mehr Weitläuftigkeit nöthiger gewesen, als oben bey Einrichtung der Facultät — doch Hensler und Scherf dienen hier dem Verf. zur Entschuldigung. Bey chronischen Krankheiten, als Schwindsucht, Lustseuche ꝛc. will der Verf. doch auch die Aufmerksamkeit der Polizey rege machen, um die Ansteckung und Ausbreitung zu verhüten; gelegentlich hier auch etwas von der Heilart der Lungensucht, die schwerlich jemals allgemein werden würde. Von dem Mode gewordenen Selbstmorde, wozu die Menschen durch Empfindeley, verdorbene Einbildungskraft, Romanen, und Theater gestimmet werden, müsse die Polizey diese aus dem Wege räumen. (Alles dieses richtig, sehr gegründet, aber wie, durch welche Mittel sind Lectüre und dergl. von der Polizey zu bestimmen? Dies heißt der Polizey zu viel aufbürden, und etwas, dazu sie so wenig Beruf als Mittel hat.) Oeffentliche Medicinalanstalten für die Wohnungen der Menschen. Die beste Luft sey so gut eine Chimäre als die allerbeste aller möglichen Welten; um so einer erträumten Güte willen müsse der Urheber der Natur den Zusammenhang des Ganzen aufheben, tausend wichtige Vortheile seiner weisen Einrichtung für neue minder wichtige fahren lassen. Die Wahl der Wohnplätze, wenn Menschen sich irgendwo niederlassen wollen, gehöre hieher. Luft und Wasser. Bergluft. (Die physischen Revolutionen, welche der Verf. mit hieher nimmt, und ihr Einfluß auf die Lage der Wohnungen, sind hier wohl überflüßig, und ließen sich ins Unendliche vermehren, oder als möglich voraus annehmen. Von Anlagen großer Städte, ihren Straßen, Wällen ꝛc. (nichts neues.)

neues.) Sicherheit in Absicht des Blitzes (alles zusammengetragen). S. 340 kömmt der Verf. von neuem auf den Einfluß der Luft auf die Reinlichkeit der Wohnungen, welches mit dem S. 296 füglich hätte verbunden werden können. Abtritte. Eine geringe Menge lebendigen Kalk hineinzuwerfen, oder, nach Janin, Essig, könne nicht viel helfen; die Proportion müsse stärker seyn. Verderbniß der Luft in den Städten durch Handwerke, Gewerbe, sogar durch Füllung der aerostatischen Machinen. (Wieder zu sehr ausgedehnt; der gesunde Mensch wird auf diese Art zu sehr verzärtelt, und muß mit seiner Obrigkeit in einer beständigen ängstlichen Besorglichkeit leben, selbst der Nachtheil der unerträglichsten Gewerbe, z. E. des Thranbrennens, ist der Erfahrung nach, nicht einmal so groß als er scheinen könnte, und es nur allein für die Nase, und auch diese gewöhnet sich daran, wie man bey Hamburg siehet — Die Mortalität ist ohnehin unter solchen Handwerkern nicht größer, und die medicinische Polizey kann also auch hier sicher toleranter verfahren.) Oeffentliche Anstalten für Nahrungsmittel, größtentheils aus Frank, daher wir diesen Abschnitt hier fast ganz übergehen können. Goezens Entdeckung in den Finnen der Schweine hat der Verf. doch auch schon genutzet. Es würde dem Rec. zu lästig werden, Frank jedesmal mit dem Verf. zu vergleichen, aber er zweifelt doch, ob jener, wie hier S. 387 geschiehet, auch den Kräuterkäse, oder Schabzieger, gänzlich verbannet. Bey den Eyern würden wir der Polizey gerathen haben, auf die vom Kiebits eine große Taxe zu setzen, da sie blos den Großen zum Leckerbissen dienen, und ihre Zubereitungsart so schädlich ist. Bey den Austern S. 393 hätte auch die Aufmerksam-

samkeit der Polizey auf die Muscheln (Mytulus edulis Linn.) gereizet, und das angegeben werden sollen, was in den Brüsselschen Memoiren über das Gift derselben ist bekannt gemacht worden, eine wahrscheinliche Ursache zugleich, warum auch in Paris in gewissen Monaten die Austern verboten werden. Brod, ein großer Artikel. In Ungarn hat man (nach Benkö) die Kribelkrankheit auch nie vom Mutterkorne entstehen sehen, das Pulver davon werde aber auf eine strafbare Art gebraucht, die Geburt zu befördern. Eben so rieth neulich ein Franzose, das Getraide vor Insekten zu sichern, es mit einer Auflösung von blauen Vitriol zu begießen. (Was Tissot wider Linguet geschrieben, hätte bey dieser Gelegenheit den Lesern genauer bekannt gemacht werden sollen, wenigstens wenn es auch nur wegen der angehängten Geschichte der giftigen Erbsen geschehen wäre.) Bey der Entdeckung des Bleyes im Weine S. 456, hat der Verf. vergessen, daß man auf dieses Metall allein nicht schließen dürfe, wenn die Erscheinung nach der sympathetischen Dinte eintritt, so wie S. 459, daß Baker und andere neue Engländer nicht sowohl den Cyder als das Bley bey der Colik in Devonshire Verdacht haben. Von der Unmäßigkeit im Essen und Trinken S. 480, wohl eigentlich ein Artikel für die Diätetik und Moral, denn der gesunde Mensch lässet sich nicht leicht in Sachen des Geschmacks Gesetze von der Polizey vorschreiben. Die öffentlichen Anstalten für die Gymnastik werden vielen eben so wenig ein Gegenstand der mediz. Polizey zu seyn scheinen, und hätten auch mehr nachher bey den Erziehungsanstalten vorkommen sollen. Der Verf. wünschet, daß man allen neu aufzulegenden Bibeln, Gesang- und Gebetbüchern kurzgefaßte Ge-

 sund-

sundheitsreguln anhängen möchte, (allerdings, da diese nebst dem Calender die ganze Bibliothek des größten Haufens ausmachen, und er sich keine andere noch so faßlich, populär und schön geschriebene Bücher anschaffet.) Oeffentliche Anstalten wider die nachtheilige Wirkung der öffentlich verlaßten (?) oder unterdrückten Leidenschaften, nämlich so weit sie moralische Krankheitsursachen sind, vorzüglich Traurigkeit, wozu Trauerspiele und empfindsame Romanen stimmen; die Polizey sollte also die Wiederholung solcher Trauerspiele einschränken, und die Censur jene Romane weniger verkaufen lassen. Oeffentliche Anstalten wider nachtheilige Gewohnheiten, als Kleidertracht, Parfumerien, wo bey Gelegenheit den Trödlern in Absicht der Kleider, sehr genaue Gesetze vorgeschrieben werden, um keine Ansteckung zu verbreiten. Der Luxus.

Zweyter Band. Oeffentliche Anstalten für Schwangere und Gebährende. Für erstere sind ohne Zweifel wieder Vorschriften hier mit eingeschoben, die mehr in das Gebiete der speciellen Diätetik gehören, oder von zu großem Umfange für die Polizey sind. Der Verf. wünschet ein Verzeichniß derjenigen Weiber, welche die Hälfte der Schwangerschaft zurückgelegt haben, auch eine Geburtsanzeige. Nothwendigkeit der Oeffnung der Schwangern nach dem Tode, dazu eine geschwinde Anzeige von dem Absterben einer solchen Person jedesmal dringend sey. Besonders komme es hier auf eine genaue Bestimmung an, wann diese Oeffnung eigentlich geschehen solle; diejenige, welche der Verf. S. 30 angiebt, dürfte jedoch, da sich ohne Fäulniß keine Grenzlinie zwischen Leben und Tode mathematisch angeben

läßt,

läßt, immer noch großen Schwierigkeiten ausgesetzt sey, außer bey den Juden, die diese Linie nun einmal nach Stunden bestimmen. Ueber die Operation aber zu entscheiden, ob Kayserschnitt oder Schaambeintrennung in diesem Falle vorzuziehen sey, darüber könnte, dächten wir, der Verf. wohl weniger schwanken, als wenn eine Person noch wirklich am Leben ist. Ein Preis auf die Erhaltung eines solchen Kindes, möchte vielleicht zu Uebereilungen und Mißbräuchen Anlaß geben. Hat man doch den Preis, der auf die Rettung eines ins Wassergefallenen gesetzt war, dadurch zu erhalten gesucht, daß der andere, verabredeter Weise, ins Wasser hineingesprungen! Außerordentliche Schwangerschaft, Hurerey. Daß wider die Vielweiberey kein stärkerer Beweis sey S. 54, als daß bey einem vervielfachtern Reitze der Saame seltner zu jener Reife gelangen könne, welche zur Zeugung eines vollkommenen Geschöpfes erfoderlich ist — dürfte wohl nicht so ganz physiologisch richtig seyn. Bordelle unter der Administration der Polizey will der Verf. nicht zugeben, wenn es nicht möglich würde, sie zu einem ausschließenden Mittel, weit beträchtlicherm Uebel im Staate vorzubeugen, zu machen. Gut! aber wie die Polizey alle öffentliche Weibsbilder aufheben, und in Zucht- oder Spinnhäusern aufbewahren müßte, das der Verf. räth, sehen wir nicht anders ein, als in kleinen Provinzialstädten, denn welches Haus wäre groß genug, um so viele Tausende dieser Geschöpfe in London oder Paris zu fassen? Die Kuplerinnen und Wirthe will der Verfasser mit Leibesstrafe belegen. Gewisse Zufluchtsörter für die Angesteckten, wie in Wien im allgemeinen Krankenhause. Aus der Anzahl der unehelichen Kinder müsse man nicht auf den Grad der Sittenverderbniß, son-

dern

dern auf das Gegentheil schließen, weil man gemeiniglich die wirkliche Erzeugung zu vereiteln suche; es sey daher aus der Schwangerschaft eines solchen Mädchens alsdann weniger zu ahnden, als wenn sie es bey einer gewissen Lebensart nicht geworden. Hier ist dem Verf. Hunters höchst interessanter Aufsatz entgangen, woraus er zur Rettung oder Entschuldigung solcher Personen noch weit mehr Gründe hätte herrechnen können. Bey den Abortirmitteln denkt der Verfasser oder vielmehr Frank sehr tolerant. Kindermord. Man müsse auf gelindere Mittel als bisher denken, ihn zu verhüten, wie das von Rheinhard vorgeschlagene, wo solche geschwächte Personen nämlich in der Stille gebähren können; es sey auch hier wirklich das Gebährhaus zu Wien (ein ähnliches zu Hannover) ein nachahmungswürdiges Institut, es wird hier zugleich genau beschrieben S. 74. Man sollte aber nicht zugleich in solchen Häusern die Entbindungskunst lehren. Ohne Zweifel ist das Wichtigste hier, die Anzeige der Schwangerschaft zu erleichtern, und der Schande zu begegnen (die Verheimlichung zu verhüten). Einen großen Artikel machen die öffentlichen Anstalten für die physische Erziehung aus. Bey den interessantesten dahin gehörigen Schriften vermissen wir Stuven. Aber sollten die Verfasser der medizinischen Polizey nicht allmählich in Privaterziehung übergehen, nicht vieles dahin gezogene außer dem Gebiete der Polizey liegen, nicht vieles zur Diätetik der Neugebohrnen allein gehören, ohne von der Polizey abzuhängen? wenigstens ist das, was hier auf 20 Seiten bis S. 108 gesagt wird, nichts, als was die Aerzte in einer jeden Wochenstube, ohne alles Zuthun der Polizey rathen, vom Wickeln, vom Arcuccio 2c. Beym Selbststillen deucht uns, wenn

man

man es so unbedingt empfiehlt, und blos kranke Mütter rc. davon ausschliesset, daß man darüber zu leicht weggehe, daß gerade die gesündesten Mütter oft am wenigsten dazu taugen, nämlich Personen vom Stande, die durch den Strom der Mode, des Hoflebens und vieler anderer unvermeidlichen Dinge mit fortgerissen, zuweilen in 12 Stunden nicht Gelegenheit haben, ihr Kind zu säugen, oder wenn sie es sehen, ihnen eine vom Tanze, Erhitzung und Nachtschwärmen verdorbene Milch zu Hause bringen. Ammencomtoir, Findlings- und Waisenhäuser. Ursache der grossen Sterblichkeit daselbst S. 133. gut angegeben. Man solle keine Säugammen für die Findlinge nehmen. Ihre innere Einrichtung, besonders des zu Wien zum grossen Spitale gehörigen, S. 144. Die Polizey solle der Sucht, aus allen Kindern Gelehrte zu erziehen, Einhalt thun. Oeffentliche Schulanstalten, wo wir bey der Weitläuftigkeit, von dem onanitischen Laster S. 169 noch mehr erwarteten. Von den Vortheilen der Gymnastik S. 170 ist hier mehr an seinem Orte, als oben. Oeffentliche Medizinalanstalten. Von dem geistlichen Zölibatleben, wo der Verfasser als Protestant noch freier hierüber spricht, als Frank, ob wir gleich mit ihm über die Anhäufung des Saamens und ihre nachtheiliche Wirkung nicht einerley Meynung sind. Bey dem weiblichen Geschlechte sind die Bewegungsgründe den Cölibat zu verlassen, oft dringender, und der Recens. hat schon oft den freylich unmoralischen, aber nicht ganz unmedizinischen Einfall gehabt, ob der Arzt einer chlorotischen Person, wo Arzney so wenig als Heyrath möglich wird, nicht den Beyschlaf zu ihrer Rettung rathen dürfe oder müsse, oder sie lieber einem unvermeidlichen Tode überlassen. Unter die einer Ehe

höchst

höchst nachtheiligen Krankheiten zählet der Verf. nicht nur die ansteckende Lungensucht, sondern auch ein enges Becken, aber wie soll die Polizey dergleichen Gebrechen entdecken, die sogar dem künftigen Ehemann oft nicht eher als im Hochzeitsbette bekannt werden? Der Verf. gestehet selbst S. 233, daß Hr. Frank zuweilen die medizinische Polizey übertriebe, und den Staat die Handlungen der Menschen beständig abwägen ließe, es trifft also das von uns Gesagte mehr diesen als ihn, da wir sein System mit dem vor uns liegenden Buche nicht immer vergleichen mochten. Oeffentliche Anstalten für die Todten. Von der Gewißheit des Todes, aus Brinkmann. Hier hätten die Gründe der Juden eine nähere Untersuchung verdient. Aussetzen der Todten zur Schau, eine strafbare Gewohnheit. Hr. H. möchte lieber allen Beerdigungen das bey den Alten übliche Verbrennen der Todten vorziehen, wenn ihn nicht die nöthige Holzersparniß davon abhielte. Nun die Begräbnisse der Todten, die Kirchhöfe (matiere du tems! die neulich Scherf in seinem Archive erschöpft hat). Es sollte ein eigener Todtenbeschauer bestellt werden; die Leichenöffnung befördert. Innerhalb Wien sind jetzt alle Kirchhöfe aufgehoben. Oeffentliche Medizinalanstalten wider medizinische Kirchenmängel, in Ansicht der Gebäude. Bey der Taufe allein bedenke man nicht, daß man gegen alle geistliche Gelübde mehr Nachsicht gebrauche, daß man also auch hier, und die Taufe vielleicht bis zum reifern Alter verschieben könne, weil bey Neugebohrnen physische Uebel daraus entstehen. (Ueber das erstere mögen die Theologen die Orthodoxie des Verf. näher untersuchen; was aber die große physische Gefahr bey der frühen Taufe betrifft, so dürfte die durch das Microscop der

Hypo-

Hypochondrie oder dergleichen wohl ein wenig vergrössert seyn. Bey Gelegenheit des neuern Streits über den gemeinschaftlichen Kelch, meynet der Verf. würde er in Absicht seines Seelenheils auch kein Bedenken haben, es wie die Katholiken zu machen, und das Abendmahl unter einer Gestalt zu nehmen. (Kürzer hätte er sich, zumal in einem katholischen Lande, nicht herausziehen können.) Oeffentliche Medizinalanstalten für die Armee. Hier gesteht der Verfasser, daß er keine eigene Erfahrung habe, und ihm also fremde Quellen unentbehrlich gewesen; es ist also mehr des Rec. Geschäfte, hier diese Quellen, und die Wahl des Verf. zu beurtheilen, als die Sache selbst, da der Werth der ausgezogenen Schriften schon entschieden ist; er gestehet also, daß der Verf. auch hier mit den besten dahin gehörigen Schriften bekannt ist, und übergehet also diesen Abschnitt eben so wie den folgenden über die Seemiliz gänzlich. Oeffentliche Medizinalanstalten für das Kommerz- und Handlungswesen. Bey den Handlungskaravanen in Asien sollte ein Arzt oder Wundarzt angesetzt seyn. Bey dem Waarenverkaufe S. 460 hätten wir desto mehr von Quarantaine, von Anstalten bey den gewöhnlichen Cordons auf der ungarischen Gränze und dergleichen eine genaue Beschreibung erwartet, da der Verf. hier zu Hause war. Anstalten für Fabriken. Die verschiedenen daraus entstandenen Krankheiten. Die öffentlichen Anstalten für die Bergleute und Hüttenarbeiter sind allerdings sehr schicklich von jenen getrennet, diese größtentheils aus Ackermann entlehnet. Sehr richtig erinnert der Verfasser, daß die wider Quecksilber- und Bleydämpfe empfohlenen fetten Speisen auf die Lunge wenig Einfluß haben können. Die Klinische Verfassung des Bergwesens in Ungarn beschreibt

schreibt der Verf. S. 499 als höchst elend, (sie ist von der auf dem Harze nicht viel unterschieden) und wünschet daher wegen der großen Menge von Bergleuten, die sich auf zehntausend belaufen, ein allgemeines Bergwerksspital errichtet zu sehen. Die Anstalten für das Landvolk, und über die Vieharzneykunst, sind hier ein wenig aus ihrer Stelle verschoben, und hätten dem Werke selbst vorhin einverleibet werden sollen, auch das, was aus Murray über Volksschriften hier eingerückt wird, scheinet ja dem, was oben von Calendern rc. gesagt wurde, ein wenig zu widersprechen; aber Dank verdient der Verf. für den S. 513 mitgetheilten Amtsunterricht für die Komitatsphysicos im Königreiche Ungarn, vom Febr. 1786. Wenn der Verf. bey dieser Gelegenheit wieder von der Inoculation des Scharlachfiebers redet, so erinnerte er sich nicht, daß, obgleich diese Krankheit sehr ansteckend, allerdings sehr bösartig, und, wie der R. aus eigener Erfahrung versichern kann, oft gefährlicher als Pocken ist, sie doch nie so allgemein herrschend, und auch nicht so unausbleiblich nothwendig wird, als die Pocken, da man annehmen kann, daß etwa drey Fünftel aller Menschen, und gewiß noch mehr, immer noch von derselben unangesteckt und frey bleiben. Bey den Anstalten für die Armee, wenigstens wenn es Medizinalanstalten seyn sollten, nicht blos Versorgung gesunder, mußte natürlicher Weise viel wiederholt werden, was schon oben bey der Einrichtung der Spitäler rc. gesagt war, denn auf diese, und auf Behandlung der Hausarme schränken sich diese Anstalten doch allein ein. Hier neigt sich der Verfasser auf Henslers Seite, der darüber mit einem Hamburgischen Arzte uneins wurde, ob kranke Arme in ihren Wohnungen besucht, oder in ein Hospital gebracht

werden sollten. Für Krankenhäuser hat der Verfasser hier die Wienerischen, wie das von Fauken beschriebene, zur Nachahmung vorgeschlagen, und ihre Einrichtung angegeben. Um diese macht sich der Kaiser jetzt sehr verdient. Den Beystand der barmherzigen Brüder, und der Elisabethinerinnen rühmet der Verfasser in Presburg vorzüglich. Zu den Spitälern bey Epidemien will er vertheilte Plätze. (Schön! aber auch leicht ausführbar?) Anstalten für die Wahnwitzigen, wie das Irrenhaus zu Berlin. (Allerdings hat man für solche Unglückliche bisher in den mehresten Orten am wenigsten gesorgt, da sie doch mehr als irgend eine Art anderer Kranken Beystand und Pflege verdienen. Aber nothwendig wäre dabey die Erinnerung, daß nun nicht sogleich ein jeder Trübsinniger — selbst Wahnwitziger, beym Anfange seiner Krankheit in ein solches Haus eingesperret, für unheilbar erkläret, und seinem Schicksale, wie zur Schande der Menschheit, gewöhnlich geschiehet, überlassen werden sollte, da es sogar Tolle giebt, die durch gehörige Mittel wieder hergestellet sind, wozu sich aber in einem solchen Hause wegen großer Schwierigkeiten, besonders wegen Mangels einer nöthigen und hinlänglichen Aufsicht, die Hoffnung immer mehr verringert, da oft zehen nur einen Aufseher haben können, die beym Gebrauche von Arzneyen 2c. doch zehen erfoderten; des bedenklichen Umstandes nicht zu vergessen, daß gerade alsdann ein solcher Unglücklicher erst toll werden muß, wenn er bey etwa rückkehrender Vernunft, und einer guten Zwischenzeit sich eingesperret, und in einer gewiß nicht sehr aufheiternden oder tröstlichen Gesellschaft siehet. Hier wäre also die Frage noch am wenigsten entschieden, ob die Hauspflege nicht einem großen Hospi-

tale vorzuziehen sey.) Medizinalanstalten für die Kriminalgerichtsverfassung, eine philosophische Beurtheilung der Verbrechen überhaupt, der Bekenntnißmittel, besonders der Tortur, größentheils wie man wohl vermuthen kann, nach dem Beccaria. Gefängnisse, nach dem Howard, dessen Plan hier eingerücket wird, doch will der Verfasser lieber Weinessig als ungelöschten Kalk zur Reinigung anwenden.

Schade, daß dies nützliche Buch durch die gezierte und gezwungene Orthographie, Zelsus, Sekzion, Phisizi ꝛc. so verunstaltet wird!

Wt.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

August Hermann Niemeyers, ordentlichen Professors der Theologie, Entwurf der wesentlichen Pflichten christlicher Lehrer, nach den verschiedenen Theilen ihres Amts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1786. 8. 378 Seiten.

Dieses Buch unterscheidet sich von seinen Vorgängern auf eine sehr merkliche Weise. Ohngeachtet der V. nach seinem eigenen Geständnisse andere Bücher dieses Gehalts genutzt hat, so müssen wir doch gestehen, daß man überall den Selbstdenker findet, der angehenden, auch schon im Amte stehenden Geistlichen sehr nützliche Anweisungen zur Erfüllung ihrer Amtspflichten mittheilt. Es würde viel zu weitläuftig werden, einen Auszug des ganzen Buchs zu liefern, und wir zeigen deshalb blos die Hauptrubriken an. Nach einer vortrefflichen Einleitung über Amt, Pflicht und Bildung christlicher Lehrer überhaupt hat der Verf. das Ganze in drey Haupttheile vertheilt. **Erster Haupttheil. Von dem homiletischen und katechetischen Religionsunterricht des Predigers.** Sehr vollständig, obgleich diese Vollständigkeit die Gränzen eines Entwurfs für Zuhörer nicht überschreitet. Uns dünkt, es könne künftigen Geistlichen, mit deren Bildung man sich erst seit einiger Zeit abgiebt, nicht deutlich genug gemacht werden, wie sie sich vor öffentlichen Versammlungen produciren müssen, theils um sich die ihnen so nöthige Achtung und Vertrauen zu erwerben, theils um durch ihre Vorträge den möglichsten Nutzen zu stiften. Besonders lesenswürdig ist es, was der Verf. im dritten Abschnitt von der Form und den Theilen der Religionsvorträge,

und im vierten vom Ausdruck und der Sprache in denselben sagt. Weniger ausführlich ist der Verf. bey der Predigerkatechetik gewesen. Zweyter Haupttheil. Von den übrigen Pflichten und Verhältnissen christlicher Lehrer gegen ihre Gemeine überhaupt und einzelne Glieder insonderheit, oder Pastoralanweisung. (Ist ein fälsch zusammengesetztes Wort.) Nichts neues, aber das alte gut gesagt, und mit einzelnen guten Bemerkungen vermischt. Dritter Haupttheil. Von dem Verhalten christlicher Lehrer in Absicht der verschiedenen Theile des äusserlichen Gottesdienstes oder Liturgik. Da der V. nicht zur Absicht hat, von der Liturgie selbst, ihrem Werth und ihren Mängeln zu reden, sondern blos einige Winke über das Verhalten des Predigers in Absicht derselben zu geben, so konnte er sich hier am so kürzer fassen. Die vornehmsten Stücke des äußern Gottesdienstes sind der Gesang, das Gebet und übliche Anreden, die Taufe, die Beichte, das Abendmahl, und einige andere willkührliche Ceremonien. In Absicht auf jedes einzelne dieser Stücke werden dem Prediger sehr nützliche und anwendbare Regeln gegeben, nur Schade, daß entweder sehr viele Geistliche keinen Sinn für so heilsame Rathgebungen haben, oder auch diesen Sinn unterdrücken müssen, wenn entweder die Consistoria darauf ausgehen, vernünftige Geistliche als Ketzer zu verdammen, oder wenn sie es mit Kollegen zu thun haben, welche die Teufelsbannerey bey der Taufe und die Absolution bey der Privatbeichte als ausschließende Privilegia, oder als charakteristische Kennzeichen der geistlichen Würde ansehen. — Rec. empfiehlt diesen Entwurf mit völliger Ueberzeugung von seiner Nutzbarkeit allen Geistlichen, denen es noch selbst an Erfahrung oder auch wohl an dem gehörigen Modus procedendi fehlt, und freut sich besonders darüber, daß es denen, die in Halle Theologie studiren, nicht mehr an näherer Vorbereitung zu ihrem Amte fehlt. Olim non erat sic. Als Rec. die erste Predigt auszuarbeiten anfieng, nahm er die Hefte seiner Dogmatik zur Hand, und wir sind überzeugt, daß es mehrere der damaligen Zeit so gemacht haben, denn es sah damals mit der Homiletik sehr schlecht aus. Jetzt sucht man auf allen Universitäten diesen sonst so allgemeinen Fehler zu verbessern. Allein wir nehmen uns die Erlaubniß, zum Schluß eine uns wichtig scheinende und Beherzigung verdienende Frage herzusetzen: Sollte es nicht rathsam seyn, die Homiletik

und

und was dahin einschlägt, einem erfahrnen Prediger, der aber auch zugleich Redner ist, zu übertragen? — Nichts vor ungut!

Johann Christian Heusingers, Herzogl. Sächsischen Ober-Consistorialraths, Festpredigten. Eisenach, bey Wittekind. 1787.

Rec. glaubte bey Lesung dieser Predigten in den Anfang dieses Jahrhunderts versetzt zu seyn, wenn ihn nicht der Hinblick auf die Jahrzahl 1787 aus seinem Irrthum gezogen hätte. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. es sehr gut gemeint habe, aber dieses allein qualificirt Niemand zum Schriftsteller, am allerwenigsten in einem Fache, wo jetzt die Sucht, Schriftsteller zu werden, so überhand nimmt, und wo die vortrefflichsten Männer wahre Meisterstücke geliefert haben. Sachen und Einkleidung dieser Predigten sind vom schlechten Gehalt. Das Thema der ersten Predigt: Eine würdige Aufnahme Jesu, der in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen; ist wirklich einer sehr erbaulichen und lehrreichen Ausführung fähig. Allein der ganze Vortrag ist dunkel, mystisch und dogmatisch, so postillenmäßig, daß es Mühe kostet, die Predigt, bey aller ihrer Kürze zu Ende zu lesen. Man nenne unser Urtheil hart, wenn man z. B. folgende Stelle S. 20 verdauen kann: „Und „zwar wird man in dem Augenblick, in welchem man Jesum „aufnimmt, ein Kind Gottes." (Wie unbestimmt!) „Ich „berufe mich hiebey nochmals auf das obige Exempel Zachäi. „Heute, saget Jesus zu ihm, ist diesem Hause Heil wieder„fahren, sintemal er auch Abrahams Sohn ist. In dem „Verstande, als Jesus die Redensart: Abrahams Sohn seyn, „braucht, ist Abrahams Sohn seyn und Gottes Sohn seyn, „einerley. Wenn wurde nun Zachäus Abrahams und Got„tes Sohn? Heute, sagt Jesus, oder an dem Tage, an wel„chem er Jesum mit Freuden aufgenommen hatte. Sehet „also aus diesem Beyspiel, daß man an dem Tage, in der „Stunde, und in dem Augenblick, da man Jesum aufnimmt, „ein Kind Gottes wird." Solche Beweise, solche Sprache, solche Exegese findet man durchaus. Um unsere Leser mit dem Geiste der Sammlung bekannt zu machen, und unser Urtheil noch mehr zu bestätigen, schreiben wir noch einige Themata ab.

ab. Am ersten Weihnachtstage: Das durch den Fall des ersten Adams sehr unglücklich, durch die Geburt des zweeten aber wieder höchst glücklich gewordene menschliche Geschlecht. Am Feste der Erscheinung Christi: Eine christliche Einfalt. Eine Einweihungspredigt: Die erste Bitte eines Lehrers an seine Zuhörer an dem Tage, an welchem sie sich in ihrem vorhin verunreinigten und entweihten, nun aber wieder gereinigten, und zum Dienste Gottes aufs neue geweyheten Tempel wieder versammelt u. s. w. Es giebt, wie leicht zu denken ist, einige ganz gute Themata darunter, wie z. B. am Feste der Heimsuchung Mariä, daß das Christenthum kein melancholischer und trauriger Stand sey: (das abgerechnet, daß das Thema eigentlich etwas undeutsch ist, denn das Christenthum ist kein Stand. Es sollte heißen: daß das Christenthum nicht melancholisch und traurig mache) allein die Ausführung hat mit ihren Schwestern einerley Character. Jeder Predigt ist eine weitläuftige Disposition vorgedruckt.

Ungleich größern Werth haben:

Einige Predigten gehalten in der Thomaskirche zu Leipzig, von D. Johann Georg Rosenmüller. Leipzig, bey Crusius, gr. 8. 1786.

Es sind acht Predigten, über die gewöhnlichen Evangelia gehalten, deren Inhalt wir hersetzen. 1. Die Einsamkeit und christliche Eingezogenheit als ein Beförderungsmittel der Tugend. Am Sonntage Lätare. 2. Von der Beruhigung der Christen über die Dunkelheit der Zukunft. Am S. Jubilate. 3. Daß wir von unsern künftigen Schicksalen nach diesem Leben so viel wissen können, als uns zu unserer Beruhigung zu wissen nöthig ist. Am S. Cantate. 4. Vom Religionseifer. Am S. Exaudi. 5. Wie wir an unsern Nebenmenschen handeln, so wird uns wieder vergolten werden. Am vierten S. nach Trinitatis. 6. Von den Kennzeichen eines guten Herzens. Am achten S. nach Trinitatis. 7. Von einigen Fehlern, die man gemeiniglich bey der Beurtheilung seiner selbst zu begehen pflegt. Am eilften S. nach Trinitatis. 8. Das Bekenntniß der wahren Religion giebt uns keinen Werth in Gottes Augen, wenn nicht gute Gesinnungen

gen und wahre Rechtschaffenheit damit verbunden ist. Am dreizehnten S. nach Trinitatis. Zwar sind die Sachen nicht neu, vielleicht auch schon von andern zum Theil besser bearbeitet. Doch sind sie in einer simpeln, meistentheils reinen Sprache so vorgetragen, daß Verstand und Herz dabey gewinnen. Wenigstens hat sie Rec. mit vielem Vergnügen gelesen, und glaubt sie mit Recht vor vielen andern empfehlen zu können.

Maximen über den gegenwärtigen Zustand der Religion und Sitten, von M. J. F. Lippold, Diacon. zu Wittenberg. 8. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann, 1786. 1 Alphb. und 7 Bogen.

Wir wollen den Titel des Buchs nicht rügen, der sowohl deutsch als verständlicher hätte gegeben werden können. Wir zeigen nur mit wenigen Worten den Werth oder Unwerth des Buchs an. „Der Endzweck dieser Maximen, sagt der „V. in der Vorerinnerung, ist zuerst, die angefochtenen Leh„ren des Christenthums in ihrer Simplicität vorzutragen, und „zu zeigen, wie viel man den Gegnern oder Zweiflern nach„geben, und woran man sich bey der Verschiedenheit der Mei„nungen in der Religion sicher halten könne. Zugleich sollen „die Mängel und Gebrechen der heutigen Sitten, und was „hierinnen noch zu verbessern ist, gezeigt werden.“ Ein weitläuftiges Feld, auf welchem ein Ehrenmann wohl eine Lanze brechen kann. Allein unser Verf. scheint der Mann nicht zu seyn, von welchem die Aufklärung und Religion einigen Vortheil zu hoffen hat. Der Verfasser mag als Apologet oder Exeget, als Historiker oder als Liturg auftreten, von keiner Seite haben wir etwas besonders an ihm finden können. Vier Maximen machen den Inhalt des Buchs aus. *Erste Maxime. Von der Wahrheit der christlichen Religion, und von den Ursachen der Ungewißheit in Religionssachen.* Es werde, meynt der Verf. S. 1—3 durch die Apologien nicht viel gewonnen; die Ungewißheit in Glaubenssachen sey nirgends und niemals unter den Christen grösser und gemeiner, als eben da, wo über die Wahrheit und Vortrefflichkeit der christlichen Religion am meisten gestritten wird. Die erste Ursache der Ungewißheit in Glaubenssachen

soll nach dem Verf. eine unzeitige Begierde seyn, alle Zweifel aufzulösen; die zweyte: weil man die nöthigen und gewissen Hauptlehren des Christenthums nicht von den streitigen und zweifelhaften Nebenfragen unterscheidet. Man übersehe das im Zusammenhang, um den Verf. gleich im Anfange auf Widersprüche und schiefe Urtheile zu ertappen. Hierauf werden nun die Beweise für die Wahrheit des Christenthums gesuchet.. Aus den entscheidenden Aeußerungen des Verf. sollte man Wunder! denken, was für Beweise folgen würden. Es sind aber gerade die, welche die meisten Zweifel zulassen, und die sehr unbefriedigend aufgelöset werden, vermuthlich um die Ungewißheit in Glaubenssachen nicht zu vermehren. Es sind vier Beweise. 1) Uebereinstimmung der Lehre Jesu mit dem A. T. 2) Die Prophezeihungen. 3) Die Wunder. 4) Die Ausbreitung der christlichen Lehre. Das Alltäglichste und Fadeste, was je über diese Dinge ist gesagt worden. Die christliche Religion kann Zweiflern und Ungläubigen nicht verdächtiger gemacht werden, als wenn man ihnen, besonders in der Manier unsers Verfassers, Dinge auftischt, wovon sie, und zwar mit Recht, evidente Beweise verlangen. Selbst Leß hat hier Blössen gegeben, wodurch er mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. **Zweyte Maxime. Von der Neuerungssucht.** Man kann leicht denken, daß der Verf. sehr dawider ist, und ob er gleich gesteht, daß, Irrthümer und Mißbräuche nicht abschaffen wollen, nichts anders heiße, als die Krankheit eines schwindsüchtigen Vaters auf seine Kinder und Nachkommen forterben lassen: so sieht man es doch der ganzen Maxime an, daß der Verf. überall nichts geändert wissen will. Es werde, heißt es S. 74 durch unnöthige und unüberlegte Neuerungen zuerst in den Lehren der Religion viel Schaden angerichtet, weil alte verjährete Irrthümer in Religionsmeynungen mit vielen wahren und nützlichen Lehren zusammenhiengen, und diese würden in ihrer Verbindung miterschüttert, wann jene ohne Behutsamkeit angegriffen und niedergerissen würden. Ist dieses ein Grund, alles beym Alten zu lassen, selbst dann, wann man wirkliche Irrthümer in den Ueberzeugungen seiner Zeitgenossen entdeckt hat, so ist Luthers Reformation ein Werk der Neuerungssucht, und unser V. sündigt so lange, als er lutherischer Diakonus zu Wittenberg bleibt. Und was ist das für Empfehlung unserer Religion, wenn die Wahrheiten derselben durch die Bestreitung alter verjährter

Irr-

Irrthümer unterschüttert werden! Aus diesem Pröbchen von des Verf. Philosophie und Orthodoxie schließe man aufs Uebrige. — Auch in den gottesdienstlichen Gebräuchen und in der Kirchenverfassung hält der Verf. alle Aenderungen bedenklich. S. 79 besonders seufzet er sehr über die jetzige Auslegungsart der Bibel. Die Uebersetzungen der Bibel nach der neuesten Mode geben ihr ein romanhaftes Ansehen; die ebräischen und griechischen Redensarten sollen nicht verdeutscht werden, weil sie schon ein jeder verstehet; in der Geschichte vom Falle des Menschen ist keine Allegorie, weil die ersten Begebenheiten außerordentlich und ungewöhnlich seyn mußten, denn es war der erste Anfang des menschlichen Geschlechts, und weil Paulus ohne Allegorie und ganz eigentlich (2 Cor. 11, 3) sagt: die Schlange habe Hevam mit ihrer Schalkheit verführet; und endlich soll auch der Teufel nicht aus der Bibel gebannet werden. Die Fragen von der Seligkeit der Heiden, und der Ewigkeit der Höllenstrafen sieht der Verf. als sonderbare, und in Glaubenssachen Irrung erregende Lehrsätze an. Die Heiden treiben Abgötterey, und thun das Gute nicht um Gottes willen, sogar haben die vernünftigsten Heiden einige Vergehungen für kein Verbrechen gehalten, und keiner von ihnen glaubt an Jesum. Ergo kann Sokrates mit Abraham und Paulus nicht in einem Himmel seyn. Die Ewigkeit der Höllenstrafen beweiset der Verf. unter andern auf folgende Art: „Das Gericht, zu welchem Jesus am Ende der Welt erscheinen wird, ist das letzte. Ist es das letzte, so muß es auch unveränderlich dabey „bleiben. Sollten aber die Menschen, die zur Strafe verurtheilet sind, wieder davon losgesprochen und befreyet werden, so könnte das allgemeine Weltgericht nicht das letzte „heißen." — Hierauf kömmt der Verf. auf die unbedachtsamen Aenderungen in der äußerlichen Kirchenverfassung. Zuerst auf die Aenderungen der Kirchengesänge. Wenn in dem Inhalte des Liedes etwas Anstößiges wäre, so sey es am besten, diese Lieder nicht singen zu lassen; auf die Weise würde der gottesdienstliche Gesang verbessert, und man brauchte doch keine neue Liedersammlung. Taugte die Poesie nichts, so müßte unser Ekel nicht so weit getrieben werden, daß wir ein gutes Lied deswegen (nämlich wegen schlechter Poesie) verwerfen, weil man doch bey gottesdienstlichen Gesängen mehr auf gute Gedanken als auf die Kunst in Worten zu sehen habe. Wären aber die Worte undeutlich und un-

 ver-

soll nach dem Verf. eine unzeitige Begierde seyn, alle Zweifel aufzulösen; die zweyte: weil man die nöthigen und gewissen Hauptlehren des Christenthums nicht von den streitigen und zweifelhaften Nebenfragen unterscheidet. Man übersehe das im Zusammenhang, um den Verf. gleich im Anfange auf Widersprüche und schiefe Urtheile zu ertappen. Hierauf werden nun die Beweise für die Wahrheit des Christenthums gesuchet.. Aus den entscheidenden Aeußerungen des Verf. sollte man Wunder! denken, was für Beweise folgen würden. Es sind aber gerade die, welche die meisten Zweifel zulassen, und die sehr unbefriedigend aufgelöset werden, vermuthlich um die Ungewißheit in Glaubenssachen nicht zu vermehren. Es sind vier Beweise. 1) Uebereinstimmung der Lehre Jesu mit dem A. T. 2) Die Prophezeihungen. 3) Die Wunder. 4) Die Ausbreitung der christlichen Lehre. Das Alltäglichste und Fadeste, was je über diese Dinge ist gesagt worden. Die christliche Religion kann Zweiflern und Ungläubigen nicht verdächtiger gemacht werden, als wenn man ihnen, besonders in der Manier unsers Verfassers, Dinge auftischt, wovon sie, und zwar mit Recht, evidente Beweise verlangen. Selbst Leß hat hier Blössen gegeben, wodurch er mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat. **Zweyte Maxime. Von der Neuerungssucht.** Man kann leicht denken, daß der Verf. sehr dawider ist, und ob er gleich gesteht, daß, Irrthümer und Mißbräuche nicht abschaffen wollen, nichts anders heiße, als die Krankheit eines schwindsüchtigen Vaters auf seine Kinder und Nachkommen forterben lassen: so sieht man es doch der ganzen Maxime an, daß der Verf. überall nichts geändert wissen will. Es werde, heißt es S. 74 durch unnöthige und unüberlegte Neuerungen zuerst in den Lehren der Religion viel Schaden angerichtet, weil alte verjährete Irrthümer in Religionsmeynungen mit vielen wahren und nützlichen Lehren zusammenhiengen, und diese würden in ihrer Verbindung miterschüttert, wann jene ohne Behutsamkeit angegriffen und niedergerissen würden. Ist dieses ein Grund, alles beym Alten zu lassen, selbst dann, wann man wirkliche Irrthümer in den Ueberzeugungen seiner Zeitgenossen entdeckt hat, so ist Luthers Reformation ein Werk der Neuerungssucht, und unser V. sündigt so lange, als er lutherischer Diakonus zu Wittenberg bleibt. Und was ist das für Empfehlung unserer Religion, wenn die Wahrheiten derselben durch die Bestreitung alter verjährten Irr-

Irrthümer miterschüttert werden! Aus diesem Pröbchen von des Verf. Philosophie und Orthodoxie schließe man aufs Uebrige. — Auch in den gottesdienstlichen Gebräuchen und in der Kirchenverfassung hält der Verf. alle Aenderungen bedenklich. S. 79 besonders seufzet er sehr über die jetzige Auslegungsart der Bibel. Die Uebersetzungen der Bibel nach der neuesten Mode geben ihr ein romanhaftes Ansehen; die ebräischen und griechischen Redensarten sollen nicht verdeutscht werden, weil sie schon ein jeder verstehet; in der Geschichte vom Falle des Menschen ist keine Allegorie, weil die ersten Begebenheiten außerordentlich und ungewöhnlich seyn mußten, denn es war der erste Anfang des menschlichen Geschlechts, und weil Paulus ohne Allegorie und ganz eigentlich (2 Cor. 11, 3) sagt: die Schlange habe Hevam mit ihrer Schalkheit verführet; und endlich soll auch der Teufel nicht aus der Bibel gebannet werden. Die Fragen von der Seligkeit der Heiden, und der Ewigkeit der Höllenstrafen sieht der Verf. als sonderbare, und in Glaubenssachen Irrung erregende Lehrsätze an. Die Heiden treiben Abgötterey, und thun das Gute nicht um Gottes willen, sogar haben die vernünftigsten Heiden einige Vergehungen für kein Verbrechen gehalten, und keiner von ihnen glaubt an Jesum. Ergo kann Sokrates mit Abraham und Paulus nicht in einem Himmel seyn. Die Ewigkeit der Höllenstrafen beweiset der Verf. unter andern auf folgende Art: „Das Gericht, zu welchem Jesus am Ende der Welt erscheinen wird, ist das letzte. Ist es das letzte, so muß es auch unveränderlich dabey bleiben. Sollten aber die Menschen, die zur Strafe verurtheilet sind, wieder davon losgesprochen und befreyet werden, so könnte das allgemeine Weltgericht nicht das letzte heißen.“ — Hierauf kömmt der Verf. auf die unbedachtsamen Aenderungen in der äußerlichen Kirchenverfassung. Zuerst auf die Aenderungen der Kirchengesänge. Wenn in dem Inhalte des Liedes etwas Anstößiges wäre, so sey es am besten, diese Lieder nicht singen zu lassen; auf die Weise würde der gottesdienstliche Gesang verbessert, und man brauchte doch keine neue Liedersammlung. Taugte die Poesie nichts, so müßte unser Ekel nicht so weit getrieben werden, daß wir ein gutes Lied deswegen (nämlich wegen schlechter Poesie) verwerfen, weil man doch bey gottesdienstlichen Gesängen mehr auf gute Gedanken als auf die Kunst in Worten zu sehen habe. Wären aber die Worte undeutlich und un-

 ver-

verständlich, so müßte man sie dem Volke erklären; denn eine gute Erklärung wäre besser als alle Aenderungen. — Das Beichtwesen sey keine willkürliche menschliche Anstalt, sondern eine apostolische und göttliche Ordnung 1 Kor. 5. 11. und dürfe nicht abgeschafft werden, wenn man nicht die alte christliche Kirchenzucht wieder herstellen könne. Wäre jemanden das Beichtgeld anstößig, der gebe nichts; kein (?) evangelischer Lehrer würde den Konfitenten beschämen, und ihm mit Forderungen beschwerlich seyn. Aber Rec. weiß doch den Fall, daß ein Handwerksbursche seinen Groschen vergessen hatte, und ihn zu bringen versprach, aber sein Beichtbuch dem ehrwürdigen lieben Herrn Beichtvater zum Unterpfand lassen mußte. — Die Abschaffung gewisser Festtage steht dem V. auch nicht an, und die Veränderung der Liturgie führt nach seiner Meynung irre. — **Dritte Maxime. Von der Toleranz.** Der Verf. setzt sie darinnen, daß man die Irrenden nicht verfolge und mit Gewalt zwinge, ihre Meynungen zu ändern, und daß man sie nicht verdamme, wenn auch der Irrthum selbst verwerflich und verdammnißwürdig wäre. Wir stimmen hierin dem Verf. gern bey, auch darinnen, daß unsere heutigen Toleranzprediger oft selbst am intolerantesten gegen Andersdenkende und gegen die sogenannten Orthodoxen sind. Aber das leugnen wir geradezu ab, was er allen Toleranzpredigern ohne Unterschied aufbürdet, daß sie die Toleranz in die Verachtung aller Religionen setzen. Aus den Invectiven, die sich der Verf. S. 147. 148 erlaubt, sollte man beynahe schließen, der Verf. sehe es nicht gern, daß gar keine Scheiterhaufen mehr erbauet werden. Von dieser Voraussetzung, daß nämlich die heut zu Tage so oft gepriesene Toleranz in die Verachtung aller Religionen zu setzen sey, nimmt der Verf. Gelegenheit, einige Ursachen der Gleichgültigkeit in Religionsmeynungen zu beleuchten. Erste Ursache: Man halte die Irrthümer nicht für gefährlich, und doch richte sich nach der Erkenntniß des Menschen seine ganze Gesinnung und Aufführung. Selbst gegen geringscheinende Irrthümer dürfe man nicht gleichgültig seyn, weil es unbeschreiblich sey, was für großen Schaden sie in der Welt nach sich ziehen können, größern Schaden als Straßenraub und Mord u. s. w. Die zweyte Ursache der Gleichgültigkeit gegen die Religion sey eine vorgegebene Friedfertigkeit und Menschenliebe. Hier findet man ein Gewebe von Widerspruch, und äußerst intolerante Ausfälle auf die Namen: Menschenfreund und Selbst-

den-

denker. Das Gewäsch ist zu elend, als daß man einen Auszug geben könnte. — Am Ende der Maxime warnt der V. sehr bedenklich vor der politischen Duldung verschiedener Religionsverwandten in einem Lande, und vor der Vermischung verschiedener Religionspartheien an einem Ort. — **Vierte Maxime. Von der Simplicität der christlichen Lehre.** Diese Maxime ist am weitläuftigsten ausgeführt, und macht allein weit über die Hälfte des Buchs aus. Das ließ uns schon im voraus ahnden, daß der Verf. die Lehre des Christenthums eben nicht simplisicirt haben möchte, und wir haben uns nicht geirrt. Es ist wahr, was der Verf. S. 169 sagt, daß, wenn man von der Simplicität der christlichen Lehre rede, das Christenthum in seiner ersten eigenthümlichen Gestalt, ohne Kunst und Zusätze des menschlichen Witzes zu verstehen sey. Aber diese Beschreibung widerlegt der Verf. durch die Maxime selbst, denn sie enthält die gewöhnliche Dogmatik in extenso. Die Geheimnisse, sagt der Verf. sind der Simplicität des Christenthums nicht zuwider, und es müssen Geheimnisse in der christlichen Religion angenommen werden. Simplicität der christlichen Glaubenslehre. Von der Inspiration. Vom Kanon der Bibel. Vom Gebrauche der heiligen Schrift. Von der Dreieinigkeitslehre. Vom Zustande der ersten Menschen, und von der ersten Versündigung. Von der Fortpflanzung des sündlichen Verderbens. Von der Erbsünde. Von der christlichen Geisterlehre. Die Lehre von der Providenz. Von der Erlösung des menschlichen Geschlechts. Von den Anstalten Gottes zur Belehrung und Besserung der Menschen. Vom Glauben. Von der unverdienten Begnadigung bey Gott. Von dem Zustande nach dem Tode. Vom Weltgerichte. Vom Ende der gegenwärtigen Welt. Von der Seligkeit des Himmels. Von den Höllenstrafen. Von der Simplicität der christlichen Sittenlehre. Von den Sünden und ihrem Unterscheide. Von dem Wachsthum der Sünden. Beschreibung der Tugend. Dieses ist nur ein Auszug des summarischen Auszugs, der dem Buche vorgesetzt ist, und er mag hinreichend seyn, die Leser vermuthen zu lassen, ob der Verf. das Christenthum in seiner ersten eigenthümlichen Gestalt ohne Kunst und Zusätze des menschlichen Witzes in diesem Buche vorgetragen habe? — Nun noch mit zwey Worten unser Urtheil über das ganze Buch. Es ist aufgewärmtes Alltagsgemüse, wozu der Verfasser auch nicht einmal eine frische Brühe zu machen gewußt hat.

Schlech-

Schlechte Sprache, Wortschwalg, blinde Anhänglichkeit am Lehrsystem, falsche Logik, und daher entstehende, überall herrschende Verwirrung in den Begriffen machen das Buch zum überflüßigsten Produkt dieser Messe. Unter hunderten, darauf wollen wir getrost wetten, ist nicht Einer, den nicht die auf das Lesen desselben verwandte Zeit gereuen sollte.

Db.

E. G. L. Meisters, Dr. und Professors der Gottesgelahrheit, auch Universitätspredigers zu Duisburg, kleinere theologische Schriften. Erstes Stück. Bremen, 1784. bey Maier. 8vo. 76 Seiten. Zweytes Stück. 1785. 79 Seiten.

Rec. hätte diesen Blättern lieber den Titel: Erbauungsschriften, welcher dem Inhalt derselben mehr zuspräche, als theologische Schriften, gegeben: denn gelehrte Untersuchungen über Lehrsätze, welche in die eigentlich Theologie einschlagen, findet man hier nicht, aber wohl gemeinnützige Betrachtungen und religiöse Selbstermunterungen für denkende und gefühlvolle Christen, denen ihr Glaube heilig ist, und die auf praktische Gotteserkenntniß und Gottesverehrung einen Werth legen. Diese, jung oder alt, werden sich bey Lesung derselben so sehr erbauen, als an irgend einem unserer besten Andachtsbücher. Ich lege eben das Buch aus der Hand, und die dabey empfundene Bewegung meines eigenen Gemüths, die stille sanfte Rührung, zu der es dadurch erweckt worden, sagt mir, das Buch ist viel werth, und übertrifft eine namenlose Zahl neuerer und älterer Erbauungsschriften, die den Verstand leer, und das Herz des Lesers kalt lassen. Der Verf. scheint mir ein vorzügliches Talent zu dergleichen zweckmäßigen Schriften zu haben. Seine Religionsbegriffe sind rein und gesund, sein Vortrag hat Geist und Kraft, denn er spricht aus dem Herzen, und an seiner Schreibart, die von allem gesuchten Schmuck der Rede entfernt ist, wüßte ich nichts zu tadeln. Hie und da habe ich freylich eine Redensart, ein Wort, einen Ausdruck gefunden, von dem ich den damit verbundenen Begriff des Verf. näher analysirt wissen möchte. Z. B. Geheimnisse der Erlösung, Versöh-

nungs-

nungsleiden, Versöhnungstod Christi für die Sünden der Menschen, Dreieiniger. In einer dogmatischen Schrift des Verf. würde ich ich mich auch nach dieser Analyse umgesehen, und sie ohnfehlbar genugthuend für den biblischen Theologen, gefunden haben. Aber bey einer Lektür fürs Herz, zumal, wenn es dadurch in eine frohe, selige Bewegung gesetzt worden, philosophirt man nicht, grübelt niemand über den bestimmten Sinn eines Worts. Der Verf. ist auch, wie man sieht, ein guter geistlicher Liederdichter von Geschmack und Gefühl. Hier sind die Rubriken seiner moralischen Betrachtungen, theils prosaisch, theils in Versen. I. Stück. Der letzte Abend des Jahrs — Lied am letzten Abende des Jahrs — Der erste Morgen des Jahrs — Lied am ersten Morgen des Jahrs — Letzte Erinnerungen an junge Christen und Christinnen am Tage ihres Bekenntnisses. (Ungemein liebreiche, sanfte, väterliche Ermahnungen.) Entschließungen eines jungen Christen an seinem Bekenntnißtage. (In gebundener Rede. Auch sehr gut. Letzter Zuruf an junge Christen und Christinnen. (Ebenfalls ein Lied.) Wir wollen doch die Schlußstrophen hersetzen:

„So kämpfet dann den Kampf im Glauben,
„Und bleibt getreu bis in den Tod!
„Nichts müsse auch die Krone rauben,
„Ergebt euch ewig eurem Gott!
„Ach, junge Christen, denket nach,
„Was heute euer Mund versprach!

„Laßt euch nicht durch die Welt verführen,
„Die eurer Unschuld Netze stellt!
„Ein Kleinod würdet ihr verliehren,
„Mehr werth, als der Gewinn der Welt!
„Nein, denkt an eure Bundespflicht;
„Vergeßt die theuren Schwüre nicht.

„Dann kann ich einst in jenem Leben
„Mich eurer vor dem Vater freun!
„Die Kinder, die du mir gegeben,
„„Hier sind sie, sie sind ewig dein!
„„Nimm sie, das anvertraute Pfand,
„„Nimm sie in deine Vaterhand!"“

„Selig-

„Geliebte Kinder, eure Zähren,
„Die heute euer Auge weint;
„Der Eindruck tief gefühlter Lehren,
„Bezeugt zwar, daß ihrs redlich meint.
„Doch ach! was euer Mund versprach,
„Dem denkt im ganzen Leben nach!"

(Ists nicht herrlich? So innig, so gut gesagt?)

II. Stück. Ueber die Erkenntniß Gottes aus der Natur — Ueber die rechte Feier der Passionszeit — Der Sterbetag des Erlösers. (Sehr rührend.) Der leidende Erlöser. (Ein Gedicht. Der ganze Ideengang scheint durch Ramlers unvergleichlichen Tod Jesu veranlaßt zu seyn. Es sind, besonders im Anfange, auch einzelne Wendungen aus demselben nachgeahmt, ein paar Stellen wörtlich daraus entlehnt. Aber das schadet nicht. Das Ganze ist doch trefflich gut, und hat in vielem auch sein Originales.) Der Schluß lautet so:

„Vertrauungsvoll sprichst du: „„Mein Vater, ich befehle
„In deine treue Hand die unbefleckte Seele.""
„Du neigst dein müdes Haupt herab zur sanften Ruh;
„Ein Engel Gottes drückt dir deine Augen zu.
„Er starb, mein Heiland starb! Nun wird er mir das Leben,
„In einer Ewigkeit unsterblich wieder geben.
„Nun ist die Welt versöhnt, sein großes Werk vollbracht,
„Besiegt der Feinde Heer, gestürzt des Todes Macht!

* * *

„Laß mich auch einst, wie du im stillen Frieden scheiden!
„Sey mir, Erbarmer, nach in meinem letzten Leiden!
„Ist nun mein letzter Kampf, des Todes Schauer, da;
„Dann stärke meinen Geist ein Blick nach Golgatha.
„Laß mich, wie du, voll Muth, im kindlichen Vertrauen,
„Zum Vaterland empor, nach meiner Krone schauen.

„Dann

„Dann wird mir einst, weil ich durch dich unsterblich bin,
Die letzte Stunde leicht, und Sterben mein Gewinn."

Betrachtungen bey dem Grabe Jesu — Der Auferstehungsmorgen des Erlösers — Empfindungen des Christen am Auferstehungstage seines Erlösers. (Alle von gleichem Werth mit den vorhergehenden Betrachtungen.) Der Rec. freut sich des Verf. und bezeugt ihm seine Hochachtung.

Br.

1. Unterweisungen auf alle Sonn- und Feiertage des ganzen Jahrs. Von Herrn Franz Herzog von Fitzjames, Bischofe von Soissons, für die Gläubigen seiner Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von Leonhard Ribner, landesfürstl. Pfarrer zu Deutschbrodersdorf. V. A. W. W. Verfasser von Rembirs Gedanken über die Wienerischen Konkursfragen. Erster Theil. Wien, 1786. bey Hörling. 8. 554 Seiten.

2. Katholisches Lehr- und Gebetbuch nach dem Sinne der heiligen Kirche. Von Joseph Stockmann, Pfarrern zu Obernkappel. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Riegers sel. Söhnen. 1786. 8. 250 Seiten.

3. Christliche Sittenlehre in Sonntagspredigten vorgetragen von Ignatio Franz, ehemaligen Pfarr- und Erzpriester von Schlawa, jetzt Rektor des weltgeistlichen Collegiums auf dem Dohme zu Breslau ic. Erster Band. Predigten vom Advent bis Pfingsten. Breslau, 1786. bey Korn, dem Aeltern, 8. 440 Seiten. Zweyter Band, welcher die Predigten von Pfingsten bis Advent enthält. 1786. 385 Seiten.

Man

Man sieht wohl, die arbeitenden Hände in den katholischen deutschen Uebersetzungsfabriken jeden Orts wollen beschäftigt seyn, also übersetzen sie jedes ascetische Buch eines Franzosen, das ihnen in den Wurf kömmt, frisch weg, mags doch von noch so schlechtem Gehalt seyn. Auf die Frage: Welcher bessere Geist der vernünftigen Andacht soll etwa unter katholischen gemeinen Christen deutscher Nation durch dies oder jenes übersetzte französische Buch aufgeweckt werden? Oder welche gesundere, für das Volk nützlichere Lehrart in Religionsvorträgen soll etwa ein katholischer Pfarrer disseit des Rheins daraus lernen? scheint es den Uebersetzern gar nicht anzukommen. Das sieht man auch wieder aus dem übersetzten Fitzjames, No. 1. Als ob es solcher katholischen Bücher in Deutschland nicht schon genug gäbe, in welchen dergleichen grobe Begriffe, z. B. von der Christentaufe noch immer unter dem undenkenden Volke fortgepflanzt werden, wie man hier in der Unterweisung auf den Ostermontag S. 472 lieset. „O! mein Gott, heißt es, wer soll sich nicht über „die unbegreiflichen, geheimnißvollen Wirkungen deiner aller„höchsten Allmacht in der Taufe verwundern, wo ein wenig „Wasser, von wenigen Worten begleitet, in der Seele eine „so verwunderswürdige Veränderung erschaffet! Nur dir „allein ist es vorbehalten, o allmächtiger Gott, so unend„lich große Wunder zu wirken. Kaum fällt das Was„ser aufs Kind, als es schon von der Macht des Teufels „befreiet, die Sünde getilgt ist, und die Gerechtigkeit „in seinem Herzen herrscht.“ O liebe gesunde Vernunft! laß dich doch auf Frankreichs Bischöfe herunter, damit sie nicht solche widersinnige Dinge schreiben, welche, zur Bestärkung deutscher Katholiken in ihren groben Begriffen, von ihren Pfarrern übersetzt werden können! Ich müßte mich sehr irren, sonst traue ichs vielen Katholiken meines Vaterlandes zu, daß sie vernünftiger und biblischer von der Taufe denken, als der Bischof zu Soissons, denn die Vernunft und die Bibel wissen nichts von der Macht des Teufels und der Herrschaft der Sünde, unter der sich das unschuldige, noch verstandlose Kind befinden, aber dann durch das Vehiculum eines Wassertropfens von der göttlichen Allmacht in einem Moment, daraus befreiet werden soll. Wenn ich die Macht hätte, den Teufel auszutreiben, antwortete einst ein protestantischer Geistlicher auf die Frage eines Spötters, warum er

nicht

nicht den Exorcismus brauche? so würde ich bey den Alten den Anfang damit machen, nicht bey den Kindern. Darf man sich wundern, daß die ganze Handlung der Kindertaufe von gewissen Leuten verlacht wird, wenn man so ungereimte Dinge höret, als hier Bischof Fitzjames von ihr lehrt? Indessen giebt er sich viel Mühe, alle abergläubige Ceremonien, die der katholische Priester mit dem Täuflinge zu treiben hat, als heilig und ehrwürdig zu beschreiben. Das Befragen des Kindes, welches doch nicht antworten kann (und sogar noch von vielen Protestanten, als ein Ueberbleibsel des Katholicismus, beybehalten ist); das Hauchen des Priesters in des Kindes Gesicht mit der dreymal wiederholten Teufelsaustreibungsformel; das Bezeichnen desselben mit dem heiligen Kreuz auf die Stirne und Brust; das Streuen einiger vorher geweiheten Salzkörner in den Mund des Kindes mit den Worten: *Nimm hin das Salz der Weisheit* &c.; die darauf folgenden Beschwörungen, oder von Flüchen und Verwünschungen begleiteten Befehle, wodurch man den Teufel im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit zwingen will, aus diesem Diener Gottes zu weichen, (recht, als ob er leibhaftig in ihm säße) mit den Worten: „Erkenne, verfluchter Geist „dein wider dich ausgesprochenes Urtheil, welches dich ver„dammt hat, alle Gewalt, die du über den Menschen hat„test, aufzugeben. Gieb dem wahren lebendigen Gott die „Ehre — und weich aus diesem Diener Gottes — weil ihn „Gott gewürdiget hat, — ihn zum heiligen Taufbrunnen zu „berufen" — und abermals, um dem Teufel weiter zuzusetzen, nachdem das Kind wieder bekreuzet worden, die Anrede: „Unterfühne dich nicht, verfluchter Satan, dieses Zei„chen des heiligen Kreuzes, das wir seiner Stirne aufdrücken, „jemals zu entheiligen und zu entehren". — und nun zum drittenmal die Bedrohung des bösen Geistes mit dem jüngsten Gericht, wo er auf ewig in die Hölle verbannt werden soll: „Gieb, verfluchter Verdammter, dem lebendigen Gott die „Ehre — Ich befehle dir in seinem Namen und in seiner „Macht, wer du immer seyn magst, aus diesem Diener Got„tes zu weichen, und dich zu entfernen &c." Diese Wiederholungen sollen uns sehen lassen, wie widerspenstig der Teufel sey, und wie schwer es ihm falle, eine Wohnung zu verlassen, welche zu besitzen ihn die Erbsünde berechtiget hat. (Ist es nicht abscheulich, daß dergleichen aus den Zeiten der gröb-

No. 2. schreibt sich nicht von Dillingen her, das sieht man ihm gleich an. Alles ist in diesem Gebetbuch so erzkatholisch, wie es nach dem Sinn der heiligen Kirche seyn muß. Es besteht aus Lehrermahnungen, Sittenregeln, Betrachtungen, Erklärungen der zehn Gebote, übersetzten biblischen Psalmen und Sprüchen, auch Gebetsformeln für Laien zu ihrer Andachtsübung, und Gesängen beym öffentlichen Gottesdienst. Gleich die erste Ermahnung auf der ersten Seite enthält eine Warnung vor dem leidigen Teufel, der wie ein brüllender Löwe umhergehen, und suchen soll, wie er die Menschen verschlinge. (Wie doch der gute Petrus, der in seinem 1 Br. V. 8. an keinen bösen Geist, welcher dem lieben Gott beständig sein Werk zerstört, dachte, noch immer von Katholiken, und selbst Protestanten so gar schief gedeutet wird!) In dem zweyten Hauptstück findet sich eine deutsche Uebersetzung der heiligen Messe aus dem römischen Missal am Dreyfaltigkeitssonntag, so wie sie der Priester beym Altar lieset, um den Gläubigen als Mitopfernden hiedurch Gelegenheit an die Hand zu geben, daß sie alles mitbeten, was der Priester im Namen und für das gläubige Volk am Altar verrichtet. So wenig ein Protestant von der katholischen Messe hält oder zugeben wird, daß dies sogenannte heilige Opfer, wie es hier heißt, ganz vorzüglich Anbetung Gottes sey, und wahre Anbetung Gottes bewirke, so mag es doch für katholische Laien ganz gut seyn, daß sie, wenn sie dies Gebetbuch bey der Messe in der Hand haben, wenigstens alsdenn verstehen, was alles Knixen, Kreuzen, Kniebeugen des Priesters, rechts und links, und von der Mitte des Altars, sein Drehen und Wenden gegen den Altar oder die Gemeine, sein Lippenbewegen, und Singen in lateinischer Sprache, bedeute. Auf einer Reise durch Sachsen war Recensent bey einer katholischen Messe in Bauzen gegenwärtig. Ich stand nahe am Altar, und um mich her sassen in Stühlen, oder knieten auf der Erde, viele von den hereingekommenen Landleuten, welche ihr Gebetbuch aus der Tasche zogen, und während der Messe ihre Formuläre nach der Reihe, wie sie da standen, für sich in der Stille ablasen. Sie waren mir so nahe, daß ich selbst mitlesen konnte, und da sahe ich, daß junge Mädchen und Knaben, wie alte Männer und Frauen, die eine ein Gebet wider Anfechtungen des Teufels, der andere wider die Verläumdung böser

Zun-

Zungen, der dritte an den heiligen Nepomuk, die vierte an die heilige Brigitte durcheinander weglasen, ohne sich an die Gebete und Gestikulationen des Meßpriesters zu kehren, außer daß sie, auf gegebenes Zeichen, sich auch mit dem Kreuz an Stirn und Brust segneten, und wenn die gesetzte Anzahl Gebetsformeln durchgelesen, oder der Rosenkranz abgebetet war, so giengen sie davon. (Klägliche Gottesanbetung! dachte ich.) Durch so ein Gebetbuch, wie das vorliegende, werden dann doch wenigstens die Gedanken der Leute etwas zweckmäßiger zusammengehalten, wenn ihnen gleich alles, was vom Meßopfer im Buche steht, in tiefe, geheimnißvolle Dunkelheit eingehüllt bleiben muß, und leider kaum die mindeste Anwendung davon auf ihr praktisches Leben zu machen ist.

Herr Franz bringt in seinen Predigten über die christliche Sittenlehre No. 3, welche hie und da bey ihm auch ziemlich nach Mönchsmoral schmeckt, zum Theil sehr geringfügige Sachen auf die Kanzel. Es giebt gewisse Materien in der Moral, welche ihrer Kleinheit wegen, unter der Würde der Kanzel sind, und andere, die, es wäre dann, daß der Prediger lauter Leute vom Pöbel vor sich hätte, mit einer gewissen Feinheit und Delikatesse abgehandelt seyn wollen, wenn die Wahrheit soll Eingang finden, und Nutzen stiften. Diese ist aber nicht das Talent des Herrn Franz. Wenn er zum Beyspiel in einer eigenen Predigt den Hochzeitgästen Sittenregeln geben will, so warnt er sie vor dem Fraß und Soff bey vollen Schüsseln und Gläsern, und es ist nichts darin, was für Personen aus den gesitteten Ständen eigentlich lehrreich seyn könnte. Ins Wässerichte und Weitschweifige fällt sein Vortrag auch nicht selten. Aber der Mann läßt zu viel Predigten drucken, als daß alle so seyn könnten, wie sie billig seyn sollten.

3) Schreiben an den Herrn Verfasser der Beurtheilung der bis jetzt gedruckten Gedächtnißpredigten u. s. w. Von einem Wahrheitsliebenden Freunde. 1786. Schwerin, bey Bärensprung. 31 Seiten in 8.

In einem sanften, bescheidenen und lehrreichen Tone abgefaßt. Ein Muster von einer guten Streitschrift. Der V. macht dem Beurtheiler nicht Vorwürfe von schlechten Gesinnungen und bösen Herzen; sondern ehrt seine gute Absicht und Gelehrsamkeit, sucht ihn aber auch durch Gründe von seinen gegenseitigen Urtheilen zu überzeugen. Der Hauptzweck dieses Ungenannten besteht darinn, Hrn. H. zu bedenken zu geben, daß er zu viel getadelt und zu wenig gelobt habe. Man sieht es aber der Beurtheilung leicht an, daß ihr Verf. gerne gelobt hätte, wenn er viel gefunden hätte, das des Lobes werth gewesen wäre. Im Ganzen war doch meistentheils das eigentlich Zweckmäßige bey den Predigten verfehlt, und die überall unrecht gebrauchte Bibelsprache, in unschicklich angebrachten und falsch verstandenen Bildern und Redensarten, mußte jedem sachkundigen Beurtheiler auffallen. Selbst die Brücknersche Predigt, so sehr sie auch der Verf. des Schreibens vertheidigt, ist doch offenbar nicht dem Auditorio angemessen. Es mag nun Rede oder Predigt heißen, so muß doch beydes für den Zuhörer verständlich und zweckmäßig eingerichtet seyn. Was die exegetischen Grundsätze des Verf des Schreibens anbetrifft, so kann Rec. zwar nicht damit übereinstimmen, bekennt aber gerne, daß er die Mäßigung, womit sie der Verf. vorgetragen, hochschätze, und überhaupt, daß er diesen Mann liebe und werthschätze. Die Beurtheilung, Prüfung und dieses Schreiben müssen für aufmerksame Leser, und insbesondere für Kandidaten des Predigtamts, sehr lehrreich seyn. Um so kläglicher ist die Schrift:

4) An den Recensenten der gedruckten Gedächtnißpredigten. 1786. 4 S. 8.

Der Mann meynt es zwar gut, aber — der Will' ist da, die Kraft ist klein. Hr. H. hat in einer Stelle der Be-

urtheilung der theuren Rüstzeuge Wolterdorf und Bogazky nicht am besten gedacht. Das geht nun diesem Verf. zu Herzen. Er will den Beurtheiler bekehren, empfiehlt ihm die Lektüre von Spangenbergs Idea Fidei Fratrum, Kranzens alter und neuer Brüdergeschichte, Zinzendorfs Leben, der Missionsgeschichten u. s. w. Der gute Rath wird wohl, was seine Absicht anbetrifft, bey dem Verf. der Beurtheilung ohne Frucht bleiben, indessen kann doch der Rathgeber seine Hände in Unschuld waschen, er hat seine Seele gerettet.

5) Ein Wort der Freundschaft an den Verfasser der Beurtheilung der bis jetzt gedruckten Gedächtnißpredigten auf den weyland Durchlauchtigsten Herzog Friedrich zu Meklenburg. 1786. Rostok, bey Adler. 48 S. 8.

Es scheint die Herren haben die Abrede unter sich genommen, den Verf. der Beurtheilung hauptsächlich von der Seite seines Herzens anzugreifen und ihn der Heterodoxie verdächtig zu machen. Sie mögen glauben, daß, wenn diese beyden Stücke die Hauptingredienzien der Anklage sind, sie ihres Sieges schon gewiß seyn können. Ohne dies würden sie auch nicht so dreiste seyn, von Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit zu sprechen, da doch, diesen Punkt betreffend, zwischen dem Verf. der Beurtheilung und seinen Widerlegern eben keine Vergleichung Statt finden kann. Immer wird Hr. H. gefragt, wer ihm den Beruf zum Recensenten gegeben habe, da ihm doch schon sein baares Geld, wofür er sich die Predigten angeschafft haben mag, das unstreitigste Recht darzu gegeben hat. Die guten Herren scheinen alle ihre Weisheit auf fremde Autoritäten zu bauen, daher soll denn auch Hr. H. alles, was er sagt, von Männern haben, die im orthodoxen Meklenburg in einem üblen Geruch stehen. Insbesondere sind in diesem angeblichen Worte der Wahrheit Semler und Teller namentlich angeführt, um dem Publikum einen Wink zu geben, daß es mit Hr. H. nicht recht richtig seye. Diese Batterie wird auf alle Weise verstärkt, um einen recht derben Schlag vorzubereiten. So heißts unter andern S. 10. „Es scheint fast, daß Sie durch Ihre besondere Predigtmethode viele unrichtige Nebenideen in Ihrer Gemeinde müssen erweckt haben.“ Und S. 25. „Nicht nur hier, sondern

8) Zur heilsamen Belehrung für den schönen Geist der Beurtheilung und Prüfung der gedruckten Gedächtnißpredigten u. s. w. 1786. Rostok, bey Adler. 55 S. 8.

Eine Fortsetzung von Num. 6. die von demselben Verfasser zu seyn scheint. Immer derselbige Ton, der beständig Persönlichkeiten in den Streit mischt, wo der Verf. mit dürren Worten seines Herzens Meynung dargelegt, wenn er S. 50 f. sagt: „käme man nicht einem Irrlehrer, der mit Verwerfung der Apokalypsis, der bildlichen Ausdrücke, der Lehre vom Satan, und der Erbsünde den Anfang macht, mit Belehrungen entgegen, so könnte die Verwerfung des Kanons und des ganzen lutherischen Kirchensystems die Folge seyn, und er wegen seiner Stelle und seines zeitlichen Wohlstandes selbst in Gefahr kommen." Aus Besorgniß, daß dieser Fingerzeig noch nicht deutlich genug seyn möchte, hat ihn der V. S. 54. noch einmal gegeben. Man hat aber gegründete Ursache zu glauben, daß bey der gegenwärtigen weisen Regierung für aufgeklärte und ehrliche Männer auf hämische Anklagen eingeschränkter und übeldenkender Leute dergleichen Gefahren nicht zu besorgen seyen. Sonderbar klingts, daß S. 50. dem Pr. H. Nachbegierde Schuld gegeben wird, da doch bey dieser sogenannten Belehrung die Nachbegierde so sichtbar erscheint. Es ist lächerlich, daß dieser Verf. immer auf die Sprach-, Humanistische- und neuere Litteraturkenntnisse des P. H. stichelt, wie unter andern S. 17. 19. 29. 33. Es scheint, daß ers für Sünde halte, damit bekannt zu seyn. Dafür rächt sich auch die wahre Gelehrsamkeit an ihm, indem er auf allen Seiten seinen Mangel an richtiger Beurtheilung an den Tag legt. Es ist ein kindischer Spott, wenn es S. 19. heißt: „Was Wunder, wenn nun bey den Bauern Ciceronische Gelehrsamkeit vermuthet, und die Bibel claßisch nach einer Lateinischen, und nicht nach einer asiatischen Weise gepredigt werden soll?" Lateinische Bibelauslegungen heißen in der gelehrten Welt die nach dem Sinn der abendländischen Kirche, und Hr. H. ist so weit entfernt, diese Auslegungen gut zu finden, daß er vielmehr sie tadelt, und das Studium der morgenländischen Bibelsprache und Bibelgeschichte empfiehlt. Wenn der Verf. dieser angezeigten Schrift die Worte: utile est, ut ne plane illudamur ab accusatoribus —

am-

anführt, um seine seynsollende Vertheidigung der kritisirten Prediger zu rechtfertigen: so hat er einen Fehlschuß gethan. Denn der Ton, der in dieser Rechtfertigung herrscht, konnte der M. Geistlichkeit eher zur Beschuldigung, als zur Vertheidigung gereichen.

So hat also das Publikum in diesen Streitschriften ein neues Denkmal von der Aufklärung unter der Meklenburgischen Geistlichkeit.

† †

Christlicher Religionsunterricht für die Kinder in den Ulmischen Stadt- und Landschulen. Nebst einer Anzeige von Verbesserung dieser Schulen. Druck und Verlag, bey Wagner dem Aeltern. 1786. 12 Bog. in 8.

Diesem Katechismus ist ein Vorbericht an den christlichen Leser vom Senior des Ulmischen Ministerii, Hrn. M. Joh. Jak. Widmann, vorangesetzt, der die Anzeige von der Verbesserung der dasigen Schulen enthalten soll. Nach den Wenigen, was man hier findet, bedürfen diese Schulen noch sehr großer Verbesserungen. Hr. W. versichert S. 3. daß er des seel. D. Mart. Luthers kleinen Katechismus, „der in unserer Kirche ein gerechtes symbolisches Ansehen habe, für ein „sehr gutes Religionsbuch für Kinder, die schon fertig lesen können, halte." Der gute Mann muß aus der Acht gelassen haben, daß Luther seinen Katechismus damals für unwissende Pfarrherren geschrieben, und daß ers noch aus dem Pabstthum her behalten habe, den Decalogum, das Symbolum und die Orationem dominicam als die Summe des christlichen Unterrichts anzusehen. Einsichtsvolle Religionslehrer müssen zwar manchmal den Umständen nachgeben, und den eben so mangelhaften, als Kindern unverständlichen, Lutherischen Katechismus beybehalten, aber für ein sehr gutes Religionsbuch werden sie ihn nicht halten. Wie viel unnütze Mühe muß man nicht darauf verwenden, um die zu Aberglauben und Irrthümern verleitenden Vorstellungen zu vermeiden und auszutilgen, um die richtigern Begriffe der christlichen Glaubens- und Sittenlehre hineinzutragen? Konnte dann das Ulmische Ministerium den obrigkeitlichen Auf-

Auftrag nicht besser nutzen und befolgen — oder sind daselbst die glückseligern und erleuchtetern Zeiten noch nicht erschienen, die Luther so sehr gewünscht hat? Nach diesem Vorberichte zu urtheilen, der in dem Tone des 17ten Jahrhunderts geschrieben ist, scheints nicht. Indessen kann man freylich nicht allen Mitgliedern des Ministerii zur Last legen, was unter der Aufsicht des Seniors geschehen, und von ihm geschrieben worden ist. Der Hr. Senior behauptet zwar, daß der Katechismus Lutheri ächte Christusreligion in sich fasse, die freylich von „heutig vermeinten Religionsverbesserern oft unver„schämt und spöttisch genug bestritten worden." Ist denn das Zaubern, Gott drohet zu strafen, wir sollen uns fürchten vor seinem Zorn, mich verlohrnen und verdammten Menschen, daß uns der Teufel nicht betrüge, daß uns — ohne Bedingung — mit dem Genuß des Brodts und Weins im Abendmahl Vergebung der Sünden und ewiges Leben vergewissert worden u. s. w. auch ächte Christusreligion? Und gehört das sechste Hauptstück, wo auf gut papistisch behauptet wird, daß alles, was die beruffenen Diener binden und lösen, eben so kräftig und gewiß auch droben im Himmel seye, als handle es unser lieber Herr Jesus Christus selbst — auch mit in den lutherischen Katechismus? Die Anweisung zum Gebrauch dieses Katechismus enthält nichts als Gedächtnißwerk, höchstens einen Wink für den Lehrer, daß er seine Kinder konstruiren lassen soll, welches freylich sehr nöthig ist, wenn ihnen die schweren und verwickelten Konstruktionen einigermassen begreiflich werden sollen. S. 4. beweiset der Vorredner sehr launigt, daß vorgeschriebene und gedankenlos nachgesagte Gebetsformeln weit eher christliche Gesinnungen unter den Kindern verbreiten können, „als wenn man jungen und ältern „neumodisch, langweilig und müheselig nach vorausgeschick„ten Erzählungen von dem frommen Karl und bideren Phi„lipp, von dem guten Kind Sabinchen und ihrem launigten „Schwesterchen Philippinchen u. s. w. aus seinen schulgerech„ten Begriffen von den Tugenden, vorbeweisen will, daß „diese sich selbst belohnen und uns nothwendig beglücken müs„sen." Genug für den Leser, um sich von den pädagogischen Einsichten und dem gebildeten Stil dieses Mannes eine Idee zu machen. Arme, bedaurenswürdige Schuljugend in Stadt und Land! Arme, bedaurenswürdige Schullehrer!

Nun folgt 1) der Katechismus Lutheri, dem jedoch, wie gesagt, das sechste Hauptstück „von Gewalt der Schlüs-

sel"

sel* beygefügt ist, ohne zu sagen, daß es nicht von Luthern seye. 2) Biblische Sprüche zum Beweis der Lehren des Evangelisch-Lutherischen Katechismus. (Giebts etwan auch einen Katholisch- oder Reformirt-Lutherischen Katechismus?) Auch hier findet man noch Beweissprüche für christliche Wahrheiten, die wenigstens christliche Wahrheiten seyn sollen, aus dem alten Testament. Die Juden müssen doch ein recht verstocktes Menschengeschlecht seyn, da doch in ihrem Kanon die neuen christlichen Wahrheiten so klar und deutlich enthalten sind! 3) Christlicher Unterricht für junge einfältige Leute, welche zum Tisch des Herren gehen wollen. (Die sogenannten Fragestücke und die öffentliche Beichte voran, die ein fürchterliches Register von Erb- und Wirklichensünden enthält.) Es ist der armen Leute Schuld nicht, wenn sie einfältige Kommunikanten sind und bleiben, denn der Unterricht ist auch darnach. 4) Einige Bußpsalmen. — Ach Herr straf mich nicht in deinem Zorn! Im Tode gedenkt man dein nicht, wer will dir in der Hölle (wenn er gestorben ist,) danken! Es müssen alle meine Feinde zu Schanden werden! Entsündige mich mit Ysoppen! Thue wohl an Zion, und baue die Mauren zu Jerusalem! Dann wird man Farren auf deinen Altar opfern! — Etwan auch lauter ächte Christusreligion? Warum nicht lieber ein gründlicher Unterricht von christlicher Besserung? 5) Die Haustafel, das Beste in Luthers Katechismus. 6) Anhang von Gebeten für Personen von verschiedenem Stand und Alter, in den wichtigsten Vorfällen dieses Lebens.

Man urtheile aus dieser ausführlichen Nachricht, wie wenig die Schulverbesserung auf sich habe.

Vtm.

Christlicher Tugendspiegel, oder Leben und Thaten einiger päbstlicher Heiligkeiten; der heiligen Kongregozio Indizis zu Rom in tiefester Ehrfurcht gewidmet. Aus dem Italiänischen des Herrn Pater Zaccaria, höchstverdienten Kabinetskonzipisten Sr. Heiligkeit Papst Pius VI. Rom und München. (Leipzig) 1786. 444 S. 8.

Der

Der Einfall war nicht übel, aus der Geschichte der Päpste die Hauptstellen der Chronique scandaleuse herauszugeben, und dem ungelehrten Publikum der Deutschen lesbar zu machen. In der That wüßten wir kein leichteres Mittel, die hohen Ideen, die sich ein großer Theil des katholischen Pöbels mit und ohne Titel noch von den Bischöfen zu Rom macht, zu erniedrigen, und den heiligen Nimbus zu zerstreuen, den schwärmerische Gemüther noch jetzt um ihre Köpfe zu erblicken wähnen, als wenn man sie nach unzweifelhaften Angaben der Geschichte als Menschen malte, die von jeher so wenig von besondern Einwirkungen des göttlichen Geistes genossen haben, daß sie oft noch niedrigere Sclaven der wildesten Leidenschaften, als andere Menschenkinder gewesen sind. Aber ein Buch, das dieses zuverläßig wirken sollte, müßte durchaus wahre und beurkundete Geschichte, nicht Roman, am allerwenigsten ein Roman seyn, der zuweilen von dem Buchstaben der Geschichte sich allzuweit entfernt, und durch Abweichungen von den Regeln der Wahrscheinlichkeit die Illusion des Lesers hindert. Die Vorrede läßt sich ohne vielen Anstoß lesen, und ist hie und da nicht ohne Lucianisches Salz. Es wird gedichtet, Zaccaria sey der Verf. dieses sogenannten geistlichen Romans, und das gibt Anlaß zu einer ironischen Lobrede auf ihn und zur Vertheidigung dieser ihm angedichteten Schrift, in welcher der gute Pater freylich manchmal, nach Gewohnheit der römischen Schriftsteller, die Chronologie und Ordnung der Begebenheiten verrückt und es mit der historischen Treue so gar genau nicht genommen habe. Der päbstlichen Heiligkeiten, die hier zur Schau aufgeführt werden, sind drey. I. Johannes XII. Generalfeldmarschall, Generalfeldzeugmeister, Generallieutenant bey der römischen Armee, nachher Marquetender, Profossenknecht, Beutelschneider und Mordbrenner. — Alles, was zwischen diesem und Otto dem Großen vorgieng, ist verkehrt erzählt. II. Paulus II. ein ausnehmendes Beyspiel christlicher Sanftmuth und Aufrichtigkeit. III. Alexander VI. Geistliches Faustrecht, oder Leben, Thaten, Abentheuer und Schicksale des verliebten und tapfern Ritters unter dem Namen P. Alexander VI. Es ist Schade, daß der Ausdruck manchmal ins Pöbelhafte fällt und das Costüm verletzt ist. **Galgendieb, Kalmäuser, Preller, zum Teufel jagen, im Kopf wurmen, schmeißen, ein Schnipschen schlagen** u. s. w.

kom-

kommen häufig vor. Zu Johannes XII. Zeiten giebt es schon einen Dauphin, dem Windeln geweihet werden. S. 208. erscheint der buhlerische Alexander IV. vor der Julie Farnesi, die er durch Hülfe ihres Bruders, des Cardinals, verführen will, in stutzerischer Kleidung, mit einem allerliebsten, nach dem damals neuesten Schnitt zugestutzten Röckchen, mit einer goldreichen Weste, seidenen Beinkleidern und Strümpfen, mit niedlicher hoher Frisur — mit Chapeau bas und einem alten Gesicht. Ueberhaupt kommen die Leute, und darunter Spionen, etlichemal ganz unbeschrieen und unaufgehalten in das päbstliche Cabinet, lesen und schreiben da nach Belieben Briefe, und lassen sie liegen. Doch das geht vielleicht alles auf Rechnung des guten P. Zaccaria, nicht des Uebersetzers. S. 217. sollte wohl Calixtus statt Sixtus stehen, verglichen mit S. 223.

Ferdinand Stögers, Weltpriesters und ordentlich öfentlichen (öffentlichen) Lehrers der Kirchengeschichte an der Universität zu Wien, Einleitung in die Kirchengeschichte des neuen Testaments. Aus dem Lateinischen. Wien und Leipzig, bey Mösle, 1786. 254 S. 8.

Ob diese Uebersetzung, deren Original bereits in unserer Bibliothek beurtheilt ist, nöthig war, das wollen wir die entscheiden lassen, welche mit dem neuern Zustand der österreichischen Seminarien und Universitäten und dem Erkenntnißmaas ihrer Zöglinge bekannter, als wir, sind. Daß aber der Uebersetzer wenig innern Beruf zu seinem Geschäffte gehabt habe, wird jeder Leser auch ohne unsere Erinnerung leicht einsehen. Es scheint das Probestück eines Anfängers zu seyn, der weder der deutschen noch der lateinischen Sprache mächtig, und selbst in der Kirchengeschichte noch ein schwacher Schüler ist. Wer anders, als ein solcher konnte so übersetzen. S. 2. „die Stuffen einer merkwürdigen Begebenheit „sind nach den Stuffen der Nützlichkeit zu bestimmen. Man „mache sich also eine ausgezeichnete Geschichte eigen, die „das Eigenthümliche der Zeiten, der menschlichen Gesellschaf„ten, und erlauchter Personen mit treffenden Zügen schil„dert, und zugleich von der Beschaffenheit der Sitten und des

„Vermögens der Religion über die Menschen das ächte Bild „entwirft. Darauf gründet sich die Würde der Kirchenge„schichte; durch das Uebrige, wenn es beseitiget wird, ent„geht ihrer Vollkommenheit und Ausführlichkeit eben so wenig, „als der Litterargeschichte, wenn man die Schriftsteller und „Ausarbeitungen mit Stillschweigen übergeht, die sie viel„mehr schänden als glänzend machen. Es ist die höchste „Stuffe eines denkwürdigen Zufalls (eventus) wenn er die „ausgezeichnetsten Veränderungen erzeugt hat, und ungemein „viel Behagliches, das dem Endzwecke der Kirchengeschich„te eigen ist, herbeyträgt." — Gegen das Ende wird die Uebersetzung eher schlimmer als besser. Man lese nur auf S. 202. folgendes: „von den Rathschlägen und Absichten „der menschlichen Handlungen ist weder niemals, weder „voreilig zu urtheilen. Unter Kaiser Constantin dem Gro„ßen sind manche Vorsteher von dem Weg der alten Einfalt „obgewichen (abgewichen). Die Ursache davon wird jenen „bekannt seyn, welche den Karakter dieses Kaisers und das zu „dieser Zeit so gewöhnliche Bestreben derer, die um ihr gan„zes Vermögen gekommen sind, (waren) denjenigen zu schmei„cheln, von denen sie sich häufigere Wohlthaten versprechen, „im ganzen Umfang kennet." — Oder S. 207. „Um die „wechselseitige Verbindung der Eräugnisse einzusehen, hilft „uns sehr viel die Betrachtung ihrer Folgen. Eine große „Handlung oder ein heftiger Zufall bringt oft die wichtig„sten Veränderungen hervor, die man aber nicht gleich wahr„nimmt, weil sie mit denselben nicht unmittelbar verbunden „sind. Manchmal fängt sich diese Veränderung erst damals „(alsdann) an, wenn der erste Anfall (vermuthlich steht im „Original impetus) der Handlung oder des heftigen Zufalls „gestillet ist, und dann pflegen auch die Folgen von größer (der größten) Dauer zu seyn." Wir bedauern Hr. St. daß seine nützliche Schrift durch einen so ungeschickten Uebersetzer verundeutscht worden; und zugleich alle die, welche mit der lateinischen Sprache so unbekannt sind, daß sie sich mit dieser kauderwelschen Uebersetzung begnügen müssen.

VI.

Etwas für die Priesterwelt oder das Grab Mosis. Eine morgenländische Geschichte. 1786. 210 S. in 8vo.

Wir

Vor etwa 50 oder 40 Jahren würde diese Schmähschrift auf den Israelitischen Gesetzgeber wahrscheinlich Aufsehen gemacht haben, als ein gefährliches Werk verschrieen, widerlegt, confiscirt, wohl gar durch des Büttels Hand verbrandt seyn; in unsern Tagen aber, die an gröbere oder weiter greifende und besser geführte Angriffe der geoffenbarten Religion gewohnt sind, wird sie vermuthlich wenig Sensation machen, und ihrer eignen Unbeträchtlichkeit überlassen werden. In der That zeichnet sie sich weder durch Scharfsinn noch durch Gelehrsamkeit ihres Verfassers vor ähnlichen Produkten der neuern Freydenkerey aus. Es scheint das Probestück eines jungen Schriftstellers zu seyn, der gern recht viel Neues sagen möchte, und da es ihm dazu an Materialien fehlt, diesen sichtbaren Mangel durch seine emphatische, empfindelnde und neologisirende Sprache zu ersetzen sucht.

Der Verf. glaubt, Moses verdiene so gut die Strigel als Julian oder ein anderer Held des Alterthums, daher will er ihn nach seinem wahren moralischen Werth würdigen, und sein zweyter Gesichtspunct ist dieser, Mosen als Gesetzgeber im rechten Lichte zu sehen. Er schließt seinen Vorbericht mit diesen Worten: „Alle Handlungen, die ich in der Folge zeich„nen werde, mögen unsern Helden charakterisiren, und die „Vernünftigen mögen richten, ob Moses länger der Mann „bleiben kann, der er durch Jahrtausende war." In der Geschichte Mosis trifft er nun diese verschiedne Charakterzüge an: alte orientalische Staatsklugheit, Aufklärung, Menschenliebe, Muth, Standhaftigkeit, Kühnheit, List und Rachgier. „Dies waren," heißt es, „seine Charakterseiten, die nach Verschiedenheit seiner Situationen, in seinem Leben wechselsweise vorstachen, und bald stärker bald schwächer erschienen. Von allen diesen Eigenschaften ist sein Charakter so künstlich durchwebt, daß freylich das idole Auge des Aegypters dies orientalische Genie nicht durchschauen konnte." Dies scheint nun zur Charakteristik Mosis nicht viel gesagt zu seyn, eine so ins allgemein gehende Zeichnung läßt sich zuverlässig von jedem berühmten Helden machen, und was heißt das idole Auge? Idol heißt sonst ein Götzenbild; hier soll es wohl ein vergötterndes Auge seyn. Allein wenn man dies dem Pöbel der Aegypter zuschreiben kann, so hatte es doch Moses nicht mit diesem, sondern mit dem aufgeklärtesten Theil der Nation, den Priestern, von denen er selbst alle seine Weis-

 heit

heit soll erlernt haben, zu thun, und diese würden doch wohl damals dies orientalische Genie haben durchschauen können, so gut, denk ich, und noch besser, als der Verfasser es jetzo kann.

Der Verf. giebt sich nun das Ansehen, als wenn er mit einem kritischen und unpartheyischen Auge die ganze Geschichte Mosis durchgehen und prüfen wolle; allein anstatt diese Geschichte im Zusammenhang zu betrachten, hebt er nur hin und wieder, ohne einmal die Ordnung und Zeitfolge der Begebenheiten zu beobachten, ein Stück aus, macht darüber einige zufällige Anmerkungen, vierliert sich in Digressionen, die theils gar nicht dahin gehören, theils zu dem Erweise seines Hauptsatzes, daß Moses, weil er grausam und rachgierig gewesen, (dies ist die Hauptklage gegen Mose) nicht ein außerordentlicher Gesandter Gottes seyn könne, wenig beytragen. Zur Probe mag folgendes dienen. — Mose zeigte schon als Kind, daß er ein durchdringender unternehmender Kopf seyn würde; dies rührte vielleicht daher, daß er ein Kind der Liebe war, (nach Kranzens Entdeckung ein Sohn der Tochter Pharaons) und daß er so viel Partheylichkeit für das Volk der Israeliten hatte, daher, daß er eine Israelitische Amme hatte, die durch ihre Muttermilch so viel von Israelitischen Seelenpartikeln in die Konsistenz des Jünglings überschwemmte. Sein Aufenthalt am Hofe hatte ihm Geschmack an Regierung beygebracht. Inneres Bewußtseyn einer großen Seele, die alle Umstehenden übersah, gab diesem Geschmack Festigkeit und Richtung; Mitleiden mit dem Elend und Unwillen über die Unterdrückung der Israeliten gab demselben den ersten Gegenstand. — So natürlich nun hierdurch der Mord des Egypters, der den Israeliten schlug, veranlaßt ward, so schwer rechnet der Verf. dem Mose diesen Todtschlag an; Gott als das vollkommenste Wesen, behauptet er, konnte keinen vorsetzlichen Mörder zu seinem Werkzeuge erwählen. — Der Dialoge mit Gott im feurigen Busche soll die Folge einer erhitzten Phantasie gewesen seyn. — Was der V. bey den so öftern Verstockungen des Pharao rügt, ist nichts als leidige Declamation und trifft gar nicht die Hauptsache, auf die er hätte bestehen können. — Die ersten Plagen sollen Taschenspielereyen Mosis gewesen seyn, die nicht geschickt waren, den hartgläubigen Sinn eines Tyrannen zu erweichen; allein die letzte, oder die Tödtung der Erstgebohrnen

nen war mehr als Taschenspielerey. Die ganze blutige Niederlage der ältesten Aegyptier soll allein das Werk verschworner Banditen gewesen seyn. — Wozu, fragt der Verf., sonst die Vorbereitung, daß alle Thüren der Israeliten mit Blut gefärbt werden mußten? — Sollte der Würgengel des Herrn nicht die Lieblinge seines Gottes gekannt haben? — Warum mußten sie umgürtet und reisefertig seyn? — Diese Erklärung ist so abgeschmackt und äußerst unwahrscheinlich, daß es nicht der Mühe verlohnt, ein Wort hinzuzusetzen. — Was der Verf. etwan über den Durchgang durch das rothe Meer sagt, wird man sich leicht vorstellen können. So sehr er den Muth und die Geistesgröße Mosis bey dieser Gelegenheit bewundert, so beschuldigt er ihn doch einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit; weil er in einer ausgelassenen Freude über den glücklichen Ausgang in seinem Lobliede gesagt: **der Herr wird König seyn, immer und ewiglich — denn — Pharao stürzte ins Meer und Rosse und Wagen mit ihm** — Wie gefährlich, setzt der Verf. hinzu, hätten diese Worte für ihn werden, und die Grundveste seines Gebäudes umstürzen können? Was konnte das Leben des Pharao der Regierung Gottes für Abbruch thun, und sein Untergang, welchen Vortheil konnte er ihm bringen?" — Das heiße ich Mücken seigen! von diesem Schlage sind die meisten Einwendungen des Verf.; unten durch finden sich freylich auch einige, die von größerem Belang sind. Der Besuch des Jethro beym Moses, und der gute Rath, den dieser dem Moses ertheilt, giebt dem V. Gelegenheit in einer bogenlangen Declamation, seine gesetzgeberischen Talente zu zeigen, indem er dem Jethro eine Rede andichtet, worin er dem Mosen ganz gemeine Dinge, z. B. daß er auf Mord, Diebstahl u. s. w. Strafen setzen müsse, in einer pomphaften und empfindsamen Sprache rathen muß. Was übrigens dies Stück der Beredtsamkeit zum Zweck, uns Mosen als Gesetzgeber zu zeigen, beytragen solle, ist nicht wohl abzusehen. Auch die Anmerkungen, die der Verf. über einige mosaische Gesetze macht, zeigen uns nur, wie wenig er den Geist und zuweilen nicht einmal den Wortverstand dieser Gesetze kannte, aber lehren uns nichts weniger, als den Israelitischen Gesetzgeber richtig beurtheilen; es ist unglaublich, wie seicht der Verf. hier raisonnirt, und wie groß seine Unwissenheit ist, z. B. aus dem bekannten, die Zinsen betreffenden Gesetze, macht er dem Mose bittre Vorwürfe, daß er seinem Volke

erlaubt habe, eigentlichen jüdischen Wucher von den Fremden zu nehmen. In dem Gesetze, das befiehlt, alle Orte, (in Canaan versteht sich) wo den Götzen gedienet worden, zu zerstöhren, die Altäre umzureißen, und die Säulen zu zerbrechen, findet der Verf. den Moses als einen Unmenschen, der so manches Denkmal der Kunst zerstört, Künste und Wissenschaften verbannet, und Tollheit, Aberglaube und Dummheit an die Stelle gesetzt, wo sonst Thätigkeit, Fleiß, Kunst, Aufklärung und Menschenliebe ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Endlich läßt der Verf. Mosen nicht eines natürlichen Todes sterben und scheint sich auf die Entdeckung viel zu gut zu thun, daß er vom Elcasar aus Rache, wegen der vorgeblichen Vergiftung seines Vaters. des Aarons, und aus Misvergnügen, daß Moses nicht ihn, sondern den Josua zum Heerführer ernannt habe, und vom Josua aus Ungeduld, weil er ihm die Zeit zu lange gemacht, und aus Furcht, daß er sich eines andern bedenken möchte, mit guter Manier auf die Seite geschafft worden.

Kr.

2. Rechtsgelahrheit.

Servin über die peinliche Gesetzgebung. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Johann Ernst Gruner, Herzogl. Sächs. Coburg-Saalfeld. Canzley-Sekretär. Mit einer Vorrede von Herrn Hofrath Feder. Nürnberg, im Verlag der Felßeckerischen Buchhandlung. 1786. 534 Seiten in 8. (ohne die Vorrede.)

Diese ebenfalls aus Veranlassung der bekannten Berner Preißaufgabe, vor einigen Jahren, in französischer Sprache erschienene Schrift ist zwar kein vaterländisches Produkt; aber da ihr Inhalt für Deutschland deswegen um nichts weniger

niger wichtig ist, und da sie überall, wo in unserm Vaterlande von Verbesserung der Criminalgesetzgebung die Rede ist, oder künftig etwa seyn wird, einen schätzbaren Beytrag guter Grundsätze und brauchbarer Ideen liefern kann; so verdient sie hier immer eine etwas ausführlichere Anzeige. Der Verfasser handelt in drey Büchern zuerst von Verbrechen und den auf sie anzuwendenden Strafen, dann von der Natur und der Stärke der Beweise und Vermuthungen, und endlich von der Art und Weise, diese Beweise und Vermuthungen zu erlangen, oder vom peinlichen Processe. Das Werk athmet durchaus philosophischen Geist. Richtige Einsicht, beydes in die Rechte des einzelnen Menschen, und in die Natur der bürgerlichen Gesellschaften, haben den Verfasser überall geleitet; und wer diesen beyden Führern aufmerksam folgt, der wird, in der Untersuchung über Verbrechen und Strafen, die Wahrheit sicher finden. Die letztre zeigt uns hauptsächlich den Grad der Strafe, unter welchem sie nicht bleiben darf, ohne ihres Zwecks der öffentlichen Sicherheit und Glückseligkeit zu verfehlen, und die erstern den Grad, über welchen sie nicht gehen darf, ohne ungerecht zu seyn. Rache darf sich schlechterdings in keine Strafe mischen. Der Hauptzweck der Strafe ist die Abschreckung Anderer, die eben das Verbrechen zu begehen, versucht werden könnten. Dieß bestimmt die Größe der Strafen im Allgemeinen. Die Regel ist: „daß die Verbrechen im Allgemeinen mehr oder weniger „bestraft werden müssen, je nachdem sie der Gesellschaft oder „ihren einzelnen Gliedern mehr oder weniger schädlich sind."

Die Größe dieser Schädlichkeit hängt ab: 1) „von der „Art der schädlichen Eigenschaft, die die Handlung in dem, „der sich derselben schuldig gemacht, veroffenbahrt hat. 2) „Von der Größe des Schadens, welchen diese Eigenschaft „der Gesellschaft befürchten läßt. 3) Von der Leichtigkeit „das Verbrechen zu verheimlichen. Endlich 4) von der, „für die Gesellschaft oder für Einzelne daseyende Schwierig„keit, sich dafür zu hüten."

Also nicht blos die Wirkung, sondern auch die Ursache gehört zur Größe des Verbrechens: nicht blos die Größe des Schadens, die durch die Handlung an sich selbst, oder durch die Leichtigkeit, sie öfters zu begehen, entsteht, sondern auch die Moralität der Handlung, muß, bey Bestimmung der Strafen, in Anschlag kommen. Durch diese Regel, und

durch diese Bestimmungen, ist des Verfassers Grundsatz, daß die Strafe mit der Sache nichts gemein haben soll, gerettet. Die, in schädlichen Handlungen sich äussernde Bosheit des Verbrechers, wird nicht um ihrer selbst willen, sondern deswegen bestraft, weil diese Bosheit der Gesellschaft schädlich ist. Auch folgt daraus, daß es, um ein gewisses Verbrechen mit der ganzen Strafe des Gesetzes zu belegen, nicht immer nothwendig ist, daß es völlig vollbracht worden sey. Hat der Schuldige den letzten Schritt zur strafbaren Handlung gethan, und seinen festen Entschluß sie auszuführen deutlich geäußert; so kann ihn ein Zufall, der ihn davon abgehalten hat, gegen die Strafe nicht schützen. Der Verfasser findet nöthig, alle Verbrechen in zwo Hauptgattungen abzutheilen. Im Stande der bürgerlichen Gesellschaft hat der Mensch zweierley Güter: die natürlichen, Leben und Freyheit: und die bürgelichen, Eigenthum und alle durch Staatsverfassung und Verträge erhaltenen Rechte. Die Handlungen, wodurch er eines seiner natürlichen Güter beraubt wird, nennt der Verfasser Verbrechen, im vorzüglichen Verstande, und diejenigen, wodurch er im Genusse seiner bürgerlichen Güter gestört wird, Missethaten. (Dieser, von dem Uebersetzer gewählte Ausdruck ist allzu sehr gegen den bisherigen Sprachgebrauch. Vielleicht würde: Uebelthaten besser seyn.) Die Anwendung dieser Eintheilung ist, daß, da man nicht vermuthen könne, daß der Mensch bey dem Eintritt in die bürgerliche Gesellschaft, jemals in den Verlust jener natürlichen und liebsten Güter, gegen irgend einen Vortheil, gewilligt habe, er auch wegen einer blossen Missethat, von Rechtswegen niemals mit dem Tode oder mit gänzlicher Beraubung der Freyheit bestraft werden könne. Aber hier scheint sich der scharfsinnige Servin in eine ungegründete, und überdies unnöthige, Spitzfindigkeit verwickelt zu haben. Sein Grund beweist offenbar zu viel. Wenn der Mensch niemals auf keinen Fall, und unter keiner Bedingung, in den Verlust seines Lebens und seiner Freyheit eingewilligt hat, und wenn, um ihn mit diesem Verluste zu bestrafen, seine Einwilligung doch nöthig ist; so kann er auch selbst alsdann, wenn er sich an diesen natürlichen Gütern seines Mitbürgers vergriffen hat, nicht mit dem Verluste derselben bestraft werden: und doch giebt dies, in diesen Fällen, der Verfasser zu. Der Mensch kann auch außer dem Stande der bürgerlichen Gesellschaft noch andere als die blossen natürlichen Güter besitzen.

Das

Das Korn, das ich gesäet, das Vieh, das ich zahm gemacht und gepflegt habe, ist auch im Stande der Natur, mein rechtmäßiges Eigenthum: und wenn nun ein Anderer mir dieses rauben wollte, und ich kein anderes Mittel hätte, mich der Gewalt zu erwehren; sollte ich da nicht berechtigt seyn, den Räuber zu ermorden, oder ihn auf Lebenslang zu meinem Gefangnen zu machen? Wie kann der Räuber den Grundsatz der nicht gegebenen Einwilligung gegen mich anführen, da er selbst denselben nicht anerkannt, und mir das Wenige, ohne meine Einwilligung nehmen will? Ueberdies scheint Recensenten diese Eintheilung auch in der Anwendung auf Bestimmung der Strafen ganz unfruchtbar, und vielleicht selbst fehlerhaft. Nach derselben ist z. E. Diebstahl kein Verbrechen, sondern nur eine Missethat: und es kann also auch der gefährlichste Dieb nicht allein nicht mit dem Tode, sondern auch selbst nicht mit ewiger Gefangenschaft bestraft werden. Aber wie wenn blosses Gefängniß auf eine Zeitlang nicht Eindruck genug macht, um Andere von dem Diebstahl abzuschrecken? oder wenn der, von Kindheit an ans Rauben und Stehlen gewöhnte, und aller Besserung unfähige, Bösewicht, nach seiner Entlassung, das Eigenthum der Gesellschaft von neuem in Gefahr setzt? Wo bleibt alsdann des Verfassers eigener Grundsatz von der Sicherheit der Gesellschaft, die der wesentliche Zweck der Strafe ist? — Im ersten Kapitel des ersten Buchs handelt der Verfasser von den Strafen überhaupt, und dabey gelegentlich von den Mitteln, die Verbrechen zu verhüten. Gegen den zu häufigen Gebrauch der Todesstrafen wird, wie man erwarten konnte, sehr geeifert, und viel gründliches gesagt. Das zweyte Kapitel handelt von den Verbrechen gegen die Gesellschaft im Allgemeinen, oder den sogenannten Staatsverbrechen. Hier wird meistentheils die Todesstrafe für gerecht und nothwendig gehalten. Drittes Kapitel: Von den Verbrechen gegen Einzle. Selbst beym vorsetzlichen Morde scheint der Verfasser der Todesstrafe nicht durchaus Platz zu geben. Viertes Kapitel: Von den Missethaten wider die Gesellschaft im Allgemeinen. Dahin werden fünf Hauptarten gerechnet: Missethaten wider die Religion: wider die guten Sitten (darunter auch Ehebruch, welcher doch eher unter die Missethaten gegen Einzle gehört): wider die Regierung; wider die Polizey: und wider die Pflicht eines guten Bürgers. Selbstmord, Desertion, Contrebande, eheloser Stand,

Müssiggang, Luxus rc. werden zu dieser letztern Klasse gerechnet. Es ist in dieser Klassifikation so ziemlich viel Willkührliches. Fünftes Kapitel: von den Missethaten gegen Einzle. Im zweyten Buche werden über die Natur und Stärke der Beweise und Vermuthungen sehr gute philosophische Untersuchungen angestellt. Aber unrichtig sagt der Verfasser, daß die Umstände, welche dazu beytrügen, eine That glaubhaft zu machen, ohne doch vollkommen zu überzeugen, dasjenige seyen, was die Rechtsgelehrten Praesumtiones juris nennten. Das dritte Buch enthält endlich ausführliche Vorschläge zu einem vernünftigen peinlichen Processe, welcher zwischen der zu großen Menge von Formalitäten und einer allzugroßen Willkühr des Richters in Einrichtung des Verfahrens ein richtiges Mittel hält. Auffallend ist es, daß der Verfasser noch die Folter, obgleich natürlicher Weise mit vielen Einschränkungen, billigt. Seine Gründe sind nicht befriedigend, und schon oft durch weit bessere widerlegt.

So gewiß die allgemeinen Grundsätze in der Lehre von Verbrechen und Strafen, und von Untersuchung der ersteren, einzig und unveränderlich sind; so einleuchtend ist es doch, daß in der Anwendung derselben auf einzele Gegenstände dieser weitläuftigen Wissenschaft vieles willkührlich bleibt, daß oft verschiedene Arten der Strafen, bey eben demselben Verbrechen, gleich gerecht und gleich zweckmäßig seyn können, und daß noch öfter, bey solchen Verschiedenheiten, der Unterschied zwischen Gut und Besser sehr gering, oder zweifelhaft ist. Daher kömmts, daß unter den vielen, in unsern Zeiten, über die Verbesserung der Criminalgesetzgebung erschienenen Schriften mehrere vortreffliche, doch in manchen Stücken so sehr von einander abweichen. Aber ein Gesetzgeber, der sie benutzen will, braucht deswegen nicht in Verlegenheit zu seyn. Die Sicherheit und Glückseligkeit der, seiner Vorsorge anvertrauten bürgerlichen Gesellschaft sey sein erstes Augenmerk: und wenn er genöthigt ist, diese Güter durch das Leiden eines Mitbürgers zu erkaufen; so erinnere ihn die Menschlichkeit, daß er nie das mit einem höhern Preise bezahle, was er durch einen geringen erhalten kann. Dies ist die allgemeine Regel, die ihn die Vernunft lehrt, und die ihm alle Stimmen der Weisen zurufen.

Der Vortrag unsers Verfassers ist, wie man von einem Franzosen und in einer solchen Materie gewöhnlich erwartet, nichts

nichts weniger als deklamatorisch. Er will weder blenden noch betäuben, sondern überzeugen. Oft hat ers mit Gegnern, hauptsächlich mit Montesquieu, zu thun, gegen die er sich zuweilen einer etwas caustischen Methode bedient.

Die Uebersetzung ist, im Ganzen genommen, gut und richtig: obgleich Recensenten einige Stellen vorgekommen sind, die den Sinn des Originals zu verfehlen scheinen.

In der Vorrede stellt Hr. Hofr. Feder einige Untersuchungen über den Begriff des Verbrechens an, und beurtheilt zugleich die, im Jahr 1785, erschienene Schrift eines gewissen praktischen Rechtsgelehrten zu Paris, Mr. Mayard de Vouglans, worinnen gegen die bisherigen Bemühungen der Philosophen, die peinliche Gesetze zu tadeln, und hauptsächlich gegen Montesquieu, geeifert, und ihr Tadel nicht allein für ungegründet, sondern auch für unschicklich erklärt wird.

Die besonders beygedruckten Anmerkungen des Uebersetzers beschäfftigen sich theils mit verschiednen bescheidnen Widerlegungen seines Originals, theils mit Vergleichung desselben, und einer, ungefähr zu gleicher Zeit, und aus gleicher Veranlassung, erschienenen Schrift, Theorie des loix criminelles, par Brissot de Varville, da wo beyde von einander abweichen.

U. w.

---

3. Arzneygelahrheit.

D. *Jo. Frid. Blumenbachii* de oculis leucaethiopum et iridis motu commentatio. Goetting. typis Dietrich, 1786. 4½ Bogen in 4to. nebst einem illuminirten Kupferstich.

Der Verfasser traf auf seiner Schweizerreise in Savoyen zwey Brüder an, die wegen ihres rothen Augensterns und der schneeweißen Haare zu der bey uns seltenen Abart der Menschen gehörten, die man von alten Zeiten her weisse Mohren nennt. Dies gab dem wißbegierigen Reisenden Gelegenheit

heit, die Augen genau zu untersuchen, wovon er in dieser Abhandlung weitere Nachricht ertheilet. Was hier von diesen beyden Subjekten angemerkt wird, verdient bey Recens. um so mehr Glauben, da er ebenfalls einen Knaben von 12 Jahren, und einen Mann von 46 Jahren von verschiedenen Familien kennt, an welchen sich eben dergleichen Erscheinungen wahrnehmen lassen: nämlich lange weiße schlichte Haare, feine weiße schuppende Haut, feurige rothe, gegen das helle Licht sehr empfindliche Augen, mit beweglicher Regenbogenhaut. Die Farbe der Augensterne kommt vom Mangel der Schwärze in der hintern Augenkammer, und daher rührt diese Kränklichkeit der Augen. Also erhellet daraus der Nutzen dieses schwarzen Ueberzugs. Diesen Mangel der Schwärze in den Augen, und die Röthe der Regenbogenhaut sieht der Verfasser als Zufall von einer angebornen Hautkrankheit an, indem die weißen Mohren oft einen scheußlichen Aussatz haben, und derselbe im Gegentheil so fein werden könne, daß selbst die Haut ein solches weißes Ansehen bekomme, ohne welches man nie dergleichen rothe Augen an Menschen erblickt, wohl aber solche Haut ohne dergleichen Augen. Er unterstützt diese Meynung mit mehrern Beobachtungen über die Uebereinstimmung der Haut mit der Farbe der Augen, und leitet den Grund derselben von der Gleichheit des Baues der Augenhäute und äußern Haut, vorzüglich in Betracht des Malpighischen Netzes her, und darauf gründet er auch das bestimmte Verhältniß der Farbe der Haare mit der Farbe der Augen und der Haut. Man kann dieser scharfsinnigen Meynung wenigstens die Wahrscheinlichkeit nicht absprechen. — Die ?te Bewegung der Regenbogenhaut bey diesen weißen Mohren zu erklären, ist dem Verfasser die Zergliederung des Eulenauges, in welchem eine gleiche Bewegung bemerkt wird, zu statten gekommen. Bey dieser Gelegenheit sagt er, Seite 24, daß seiner Meynung nach, die Regenbogenhaut ruhe, wenn sie verkürzt das Sehloch sehr offen darstellt, und im entgegengesetzten Falle gewaltsam angestrengt werde. Die eigenen Worte sind; — opinionem — in qua me semper fuisse profiteor, statum nempe iridis naturalem, quierem scil. in retractione eius, seu papillae dilatatione, consistere; expansionem vero iridis seu papillam arctam, violentiorem eius esse statum. Gleich darauf S. 25. führt er an, er habe bey neugebornen Kindern und Schlafenden, denen er die Augen be-

hutsam geöffnet habe, eine enge Pupille gefunden, welche beym Erwachen schleunig erweitert, und nach kurzen Schwingungen in einer gewissen Erweiterung geblieben sey. Sollte denn beym Schlafen die Regenbogenhaut nicht in Ruhe seyn? S. 26 sagt der Verfasser weiter: Die Pupillenhaut des Fötus hat durch ihre Adern mit der Regenbogenhaut Zusammenhang, und hält diese so lange ausgespannt, bis sie nach der völligen Ausbildung der letztern in der Mitte sich für die Pupille öffnet. Ihre Adern ziehen sich alsdenn nach dem inwendigen Rand der Regenbogenhaut zurück. S. 27. dadurch wird diese geschickt, sich zu verlängern, und die Pupille zu verengern, so bald helles Licht die Netzhaut reizt, und durch Gewohnheit setzt sie sich beym Schlafen wieder in den Stand zurück, worin sie so viele Monate lang im Mutterleibe war. So hebt der Verf. den Schein des Widerspruchs. Die Ursache, wodurch sich die Regenbogenhaut bey dem verschiedenen Licht und der verschiedenen Entfernung der Gegenstände bewegt, sucht der Verf. S. 30. weder in einiger Muskelkraft, noch S. 32 in dem vermehrten oder verminderten Zutritt des Bluts, sondern S. 35 in der eigenen Lebenskraft als dieser Haut selbst, welche sich so wenig zur nervea, insita, mortua vi rechnen läßt, und wovon mehrere Funktionen einzelner Theile des thierischen Körpers ebenfalls Beyspiele geben. Eine ähnliche Kraft macht nämlich die Netzhaut des Auges geschickt, den auffallenden Lichtstrahl zu empfinden, noch mehr von dem darauf gemahlten Bilde Ideen zu erwecken. Und eine ähnliche giebt der Regenbogenhaut die Fähigkeit so außerordentlich sich zu bewegen, als außer ihr kein anderer Theil des Thiers, und andere Besonderheiten mehr. Wir haben mit Fleiß das Eigenthümliche des scharfsinnigen Verfassers ausgezogen, um die neuen Aussichten zu zeigen, welche in dieser kleinen Schrift eröffnet werden. Die bemerkte Struktur des Seehundsauges kann zur wichtigen Aufklärung der Ursache von der Bewegung Gelegenheit geben, welche das menschliche Auge nach verschiedener Entfernung der Gegenstände macht.

Car. Phil. Brückmanni enarratio choreae St. Viti et epilepsiae quae per fontes medicatos et ther-

thermas Embsenses curatae sunt. Frf. ad Moen. apud I. I. Keßler. 1786. 2½ Bogen in 8vo.

Von jeder Krankheit wird ein Fall erzählt. Der Veitstanz hatte allen Mitteln widerstanden, bis auf Gaubius Rath, Zinkblumen und Pfeffermünzenöl wechselweis gegeben wurde. Es blieb aber die Verdrehung und Steifigkeit der Arme und Beine, die Sprachlosigkeit und Mangel der Eßlust übrig. Diese überwand das Embserwasser als Bad gebraucht und getrunken. Jene Steifigkeit erforderte die Beyhülfe einer Nervensalbe, und wich im ersten Jahre und beym abermaligen Gebrauch eben des Bades mit Anwendung des Kampheröls um den Hals kam Sprache und Eßlust wieder. Der Fall der Epilepsie war von Schrecken und zurückgebliebener Reinigung bey einem Mädchen entstanden. Das Bad nebst der Tinktur ohne sonstige Mittel stellte letztre wieder her, und heilte dadurch die Kranke. Man erkennet daraus freylich die Wirksamkeit des Bades; allein solche Heilungsfälle erlebt man nicht lediglich nur zu Embs. Lehrreiches haben wir nichts gefunden, was wir dem Verf. zu danken hätten. Er sagt nichts neues, wenn er, und zwar erst als Muthmassung angiebt, daß gallicht scharfe Unreinigkeiten im Unterleibe allgemeine Erschütterungen und Veitstanz erregen können, welches, dünkt uns, als eine Wahrheit, die keinem Zweifel mehr unterworfen ist, von der Erfahrung genug schon erwiesen ist.

D. Wilhelm Gottfried Ploucquet von der unblutigen Abnehmung der Glieder. Tübingen, bey Heerbrandt, 1786. 4 Bogen 8.

Der Verf. redet in dieser Schrift von der Wrabetzischen Methode, große Glieder abzunehmen, da statt des Durchschneidens aller weichen Bedeckungen der Knochen, diese blos durch Stranguliren vermittelst eines mit Aetzmitteln durchdrungenen Bandes getrennet werden, und denn ohne Blutverlust der Knochen entblößet wird, und abgesäget werden kann, welche Herr Wrabetz selbst in seiner Dissertation bekannt gemacht, und Hr. Pl. aus dieser abschriftlich, aber

über-

übersetzt, im gegenwärtigen Aufsatz abermals mitgetheilt hat. Uns unterrichtet hier eine wahre Thatsache von dem guten Erfolg einer Amputationsmethode, welche den Kranken weniger schreckhaft, und wegen der ganz unmöglichen Verblutung weniger Bedenklichkeit ist, als die bisher angewandte, daß wir uns wundern, wie die theoretischen Zweifler derselben allen Werth dennoch, ja dem Vorfalle selbst alle Glaubwürdigkeit haben absprechen wollen. Hr. Pl. giebt ihm nicht allein das Zeugniß der Wahrheit, sondern auch dieser Verfahrungsart das verdiente Lob. Er erklärt die Erscheinungen, besonders die während dem Stranguliren geschehene Schließung der Schlagader, und mißt den daher zu leistenden Nutzen ab gegen die Gefahr bey Unterbindung eben der Adern nach der gewöhnlichen Amputation. Selbst aber dieser Gefahr zuvor zukommen, meynt er, sollte vor dem Durchschneiden der weichen Theile die Ader aufgesucht, und unterbunden werden. Wir lassen diesen Vorschlag in seinem Werth und erwartan, wie die Ausübung desselben zu seinem Vortheil oder Nachtheil entscheiden wird. Die unblutige Amputation aber kann doch nur bey magern, und solchen Gliedmassen angewandt werden, welche nur eine Knochenröhre haben. Daß aber beym Abbinden gewisser Auswüchse, Knoten u. dergl. statt eines einfachen Bandes mit großem Vortheil ein ätzendes Band genommen, und die Absicht eher dadurch erreicht werden könne, darin pflichten wir der Vermuthung des Verfassers gern bey, nur muß zugleich auf die weitere Wirkung des Aetzmittels in besondern Fällen gesehen werden.

D. Wilh. Witherings Abhandlung vom rothen Fingerhut und dessen Anwendung. — Bey der Wassersucht und einigen anderen Krankheiten. Aus dem Englischen von D. C. F. Michaelis. Nebst einem Kupfer. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung, 1786. 15 Bogen, 8vo.

Die merkwürdigen Versuche des Verf. verdienten allerdings durch eine gute Uebersetzung den deutschen Aerzten bekannt gemacht zu werden, welche von der Originalschrift nicht hätten Gebrauch machen können. Von dem Werthe dieses Buchs einen

einen Begriff zu geben, zeigen wir an, daß nach beygebrachter Beschreibung der Pflanze, welche durch getreue Abbildung noch deutlicher gemacht ist, und der von andern Aerzten schon bemerkte Eigenschaften derselben, in der Abhandlung selbst von der Einführung derselben in die heutige Praxis der Engländer geredet, und die Wirkung der Blätter dieser Pflanze durch 163 Krankengeschichten, wo sie nach Verordnung des Verf. gebraucht worden, und 51 von andern Aerzten gemachten Beobachtungen dargethan wird. Diese Arzney wirkt entweder auf Magen und Därme, erregt Ueblichkeit und Durchfall, oder auf die Nieren, und bewirkt einen reichlichen Harnfluß, oder auf Gehirn und Nerven, erregt daher Schwindel, Verdunkelung des Gesichts, langsamen Puls, Ohnmachten, Zuckungen, ja selbst den Tod. In der möglichst kleinsten Gabe aber hat sie solche fürchterliche Zufälle nie erregt. Sie befördert alsdenn gewöhnlich auf die zuverläßigste Weise den Harnfluß, erregt gar selten Ueblichkeit, Durchfall, langsamen Puls. Die erstere Wirkung ist eigentlich die, welche man von ihr zu haben wünscht, und so selten fehlschlägt, daß man sich allzeit einen gewissen Erfolg versprechen kann, wenn kleine Gabe z. B. 2 bis 3 Gran vom Pulver der Blätter in Pillen Morgens und Abends gegeben werden. Allein eben diese kleine Portion muß nicht länger gebraucht werden, als bis sich die Wirkung zeigt, weil sonst der fortgesetzte Gebrauch selbst den Harnfluß unterbricht, und andere Zufälle rege macht. Ein bewirkter Durchfall erfordert die Stillung durch Mohnsaft, gegen die Ueblichkeit, welche auch von selbst wieder vergeht, hat man das Münzenöl am besten befunden, und die Nervenzufälle wurden durch Reizungsmittel und Blasenpflaster getilget. Wegen der harntreibenden Kraft hat sich dies Mittel in allen Arten der Wassersucht, wo weder Meerzwiebel, noch Kantharidentinktur wirksam war, auf das erwünschteste wirksam bewiesen, und lange nicht die Beschwerden gemacht, welche jene Mittel zu wege bringen. Die Sackwassersucht aber, und wo schon neben der Anhäufung des Wassers die äußerste Entkräftung und unverbesserlichen Zerstörungen der Eingeweide vorhanden waren, richtete eben so wenig aus, als irgend ein anderes Mittel. Außer der Wassersucht hat man noch andere Krankheiten durch diese harntreibende Arzney geheilt, welche von ausgetretenem Fliesswasser entstehen, als Engbrüstigkeit, Lungenschwindsucht, Lähmniß, Raserey, Fallsucht, Harnkrankhei-

ten. Es ist nothwendig, daß, wenn der Harn gut flie-
n soll und man dadurch das stockende Wasser abführen will,
K e genug trinken, um dadurch das zähe stockende
zu verdünnen und flüßig zu machen, damit es zur
gung in die Adern beweglich genug werde. Ein Kunst-
riff, wodurch Hippokrates schon Wassersüchtige heilte, der
er nachher von schulgelehrten Aerzten aus irriger Theorie
n Schaden der Menschheit und Erschwerung der Krankheit
vernachläßiget ist. — Da nun aus den hier angeführ-
obachtungen der große Nutzen der rothen Fingerhut-
r erhellet, und man auch ihrem Nachtheile auszuweichen
ß, so verdienen sie gleichfalls unter uns in der Praxis ein-
ührt zu werden. Nur, weil ihr Gebrauch Klugheit und
rf erfordert, so ist zu wünschen, daß derselbe bey dem
o Heere der gemeinen Praktiker immer ausgeschrieen
en sen möge.

Id.

John Haygarths Untersuchung, wie den Blattern zuvorzukommen sey. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. F. L. Cappel. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 100 Seiten und XVI Seiten Vorbericht in gr. 8.

Nicht aufgewärmter Kohl, sondern ein vernünftiger, und
wirklich ausführbarer Vorschlag ist es, den wir hier erhalten,
wodurch dem schon so oft, und so lange gehegten Wunsche, die
Blattern einst zu vertilgen, entsprochen werden kann. Der
Verf. hat bereits günstige Erfahrungen für sich, welche die
ögl eit nicht nur, sondern auch die Wirklichkeit des Na-
einer Anstalten beweisen. In Chester sind einige Men-
nfreunde unter dem Namen der Blattergesellschaft zusam-
:eten, welche durch allgemein angestellte Einimpfung,
von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß, (wiewohl
auch dieses mit der Zeit vielleicht hinwegfallen könnte,) und
durch andere zweckmäßige Vorschriften der sogenannten natür-
lichen Ansteckung der Blattern Schranken zu setzen suchen.
Die Vorbauungsregeln stützen sich vornehmlich auf zwey
inde, welche, wenn sie ferner durch die Erfahrung, wie
hoffen, bestätiget werden, allerdings einleuchtend genug

sind. Der erste ist, daß die Luft nur in
vom Blatterngifte ansteckend seye, dieses folg
der außer dem angesteckten Hause sich befindet,
könne. Es scheint hier dasselbe Vorurtheil
bey der Pest, von welcher nun, wenn sie
steckt, gewiß ist, daß sie nur in der Nähe, und vielleicht
durch unmittelbare Berührung des Giftes anstecke.
zweyte Grund ist, daß die Fortpflanzung des Bl
allermeist durch gröbere Materien, als Serum,
Schorf geschehe. Aus diesen Sätzen, welche der
theoretischen Gründen, denen übrigens Rec. nicht g
beypflichten kann, aufzustutzen sucht, folgen nun die
sich vorgetragenen Verhütungsregeln, so wie sie
gemeldteten Blattergesellschaft in Chester ins Werk g
den; sie laufen auf Entfernung und Reinlichkeit hin
Rhodeisland sollen, nach einem Briefe des D.
die Blattern von 1740—65 niemals epidemisch gewesen
ungeachtet die Gemeinschaft mit Fremden äußerst häufig
Die Inwohner beobachten daselbst die Vorbauungsreg
strenge, als in der Pest. Aus diesen Thatsachen läßt
verläßig folgern, daß die Ausrottung der Blattern
möglich seye, nur müsse man überall sie ausrott
Rec. lebt in einem Lande, welches dergestalten übervö
ist, daß, wenn man dem Blatterntode seine Sense
man zur Zeit schlechterdings nicht wüßte, was mit
Volksmenge anzufangen wäre, auch sind der mit
überladenen armen Eltern viele, die es dem lieben
verdanken, wenn er, wie ihr eigentlichster Ausd ist,
Kinderhausen mit ihnen theilt.

Dr. Daniel Wilhelm Trillers Abhandlung vom Seitenstich, und der Heilung desselben. Deutsch mit den handschriftlichen Anmerkungen und Zusätzen des Verfassers herausgegeben von Joh. C. G. Ackermann, Prof. zu Altdorf. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1786. 8. 212 Seiten ohne Vorrede.

Bekanntlich hatte Triller schon 1740. sein Werk vom Seitenstich herausgegeben, nachmalen aber je und je Anmerkungen

gen und Zusätze dazu gemacht, welche der Herausgeber an sich kaufte. Das eigentliche Verdienst dieser Schrift ist literarisch, was denn mit der traurigen Nothwendigkeit, dem Buch einen deutschen Kittel umzuhängen, um ihm, wie der Herausgeber gesteht, Leser und Käufer zu verschaffen, sonderbar absticht. Viel neues werden unsere Aerzte, da nun die antiphlogistische Heilart allgemein in dieser Krankheit angewandt wird, nicht darinnen finden, auch ist die Krankheit selbst, wenn wir ihren Gang nicht aus den angehängten Krankengeschichten selbst abziehen, nicht hinreichend beschrieben, noch minder in ihre verschiedene Gattungen abgetheilt; der Verf. bleibt bey der Eintheilung in trocknen und feuchten Seitenstich stehen, welches doch ehe verschiedene Zeitpuncte der Krankheit, oder verschiedene Gestalten als wirklich verschiedene Gattungen sind. Von dem gallichten Seitenstich hätte um so mehr auch gehandelt werden sollen, als in der ersten, zweyten, und achten Krankengeschichte ein solcher vorhanden gewesen, aber übersehen worden zu seyn scheint. Den Salmuth unter die guten Beobachter gereihet zu sehen, hat Rec. befremdet. Bey dem so häufigen Anführen der Schriftsteller, wobey eine gewisse Vollständigkeit affektirt wurde, die doch nie zu erreichen ist, hätten auch Botall, Mossanie, le Fevre u. a. noch citirt werden können. In den Zusätzen des Herausgebers finden wir, daß er warmen Dampf mit Nutzen einathmen ließ. Rec. merkt nur an, daß schon Hippokrates [illegible] dasselbe Mittel angerathen hat.

We.

Der unterhaltende Arzt über Gesundheitspflege, Schönheit, Medicinalwesen, Religion und Sitten. Von D. Joh. Ch. Tode. Drittes Bändchen. Kopenhagen und Leipzig, bey Faber. 1786. 216 Seit. 8.

Der Verf. weiß seine Gerichte, welche er dem Publico vorsetzet, so gut zu würzen, und ihnen eine so piquante Sauce zu geben, daß sie wahrscheinlich den mehrsten seiner Gäste schmecken werden. Freylich französische, englische, deutsche Saucen, gemischt, aber das ist ja nun einmal der Geschmack der heutigen Welt, welche die simpelsten Saucen fade findet,

gelesen, derselbe ganz gewiß andere Ursachen vom sogenannten gutartigen Tripper angegeben haben würde. Die Folgen davon sind indessen hier sehr gut und passend angegeben — über Onanie und deren Folgen, auch die Heilmittel, welche in Chinarinde und andern stärkenden Mitteln bestehen — wozu hier die Formel zum Mundererischen Geiste? kann man diese nicht in jedem Apothekerbuche finden? In manchen Zusammensetzungen Crocus martis antimon. *Stahlii*, würde nicht durchgebeutelte Stahlfeile von ungleich besserm Nutzen seyn? oder der roborirende Stahlwein N. 18.? beym sogenannten gutartigen Tripper ist die Mercurial injection N. 20. nach Recens. Urtheile überflüßig, dahingegen ein China Dekokt ungleich angepaßter wäre. Bereitung der Goulardischen Kerzen (S. 101.) **Sechstes Kap.** von dem bösartigen Tripper der Mannspersonen, und dem einige Zeit nachbleibenden Ausflusse von Feuchtigkeit aus der Harnröhre. Wundersam kam es Rec. doch vor, daß bey der Eintheilung der Tripperkrankheit in verschiedene Perioden, der Periode der Entzündung, welche gewöhnlich zu Anfange da ist, mit keinem Worte gedacht werden, und in welcher Periode dann doch antiphlogistische Mittel, (wovon hier kein Wort befindlich) angewendet werden müssen, und nicht Merkurialpillen, wie S. 114. so geradezu empfohlen werden. Salpeter zu den Emulsionen wäre ungleich heilsamer als Copaivabalsam. In destillirten Lindenblüten- und Kirschwasser nach altem Schrot und Korne scheint der Verf. auch noch etwas wirksames zu suchen! **Siebentes Kap.** von dem gutartigen weißen Fluße der Frauenspersonen — freylich ist die Cur desselben bey cachektischen Personen schwerer als man manchmal denkt, besonders wenn man die Cur mit Dekokten aus den 5 eröffnenden Wurzeln anfängt, und elixir. proprietatis daneben giebt. — Die Formel N. 42. war Recens. ein Räthsel.

℞ liq. anod. m. Hoffm.
Ess. L. aloes à ℥ij

Facta Solutione sub leni digestione, (was soll hier durch gelinde digestion aufgelöst werden?) Die Tinctura martis Ludovici möchte wohl das Harz aus der Essenz des Aloeholzes niederschlagen! — es wäre indessen hier schicklicher, das Eisen in Pulver- oder Pillenform daneben gebrauchen zu lassen. Die Formel N. 43. scheint aus Ernstings Apothekerlexicon genommen zu seyn. **Achtes Kap.** von dem bösartigen

tigen weißen Flusse, oder dem sogenannten bösartigen Tripper der Frauenzimmer, und dem einige Zeit bleibenden Nachflusse von Feuchtigkeit aus der Schaam, wie auch dem krebsartigen oder nicht krebsartigen Muttergeschwüre." — Hier stießen wir doch auf verschiedenes überflüßiges und unerhebliches. Das neunte Kap. von denenjenigen Krankheiten, welche unter dem Namen der Franzosen oder der venerischen Krankheit bekannt sind — In diesem Kap. findet der Leser Anleitungen Mineralwässer zu verfertigen, welche unsers Bedünkens hier ganz am unrechten Orte stehen.

Ek.

Vermischte Schriften von Franz May, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Docktor (Doctor) Kurfürstl. Pfälzisch. Hofmedicus, und ordentlichem Professor der Arzneykunde zu Heidelberg. Mannheim, in der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung. 1786. 478 S. 8.

Wer diese Abhandlungen und Briefe des Verfassers, welche theils einzeln, theils in größern Werken zerstreut gedruckt sind, um sie der Vergessenheit zu entreißen, und sie gemeinnütziger zu machen, zusammengesammlet hat, können wir nicht sagen; daß aber, weder der Verfasser selbst, noch ein anderer Gelehrter sie zum Druck besorgt habe, sieht man aus den vielen Schreib- und Druckfehlern, welche so häufig in diesem Buche zu finden sind. —

Der erste Theil enthält 18 Briefe, deren Hauptsächlichstes wir mittheilen wollen. — Im Sommer 79 waren in Mannheim die Blattern sehr allgemein und bösartig. Es starben 417 Kinder von 1568, welche damit befallen waren. Der Verf. verschrieb einzelnen Familien Chinacaffee als Vorbauungsmittel mit Nutzen. Wie die Weintrauben reif wurden, verminderte sich die Sterblichkeit und Bösartigkeit der Pocken, vorzüglich bey jenen Kindern, welchen man zeitige Trauben reichte. Wunderbar war es, daß bey dieser großen Sommerhitze wenige, sonst so gewöhnliche Faulfieber und Ruhren beobachtet wurden. Der Verf. schreibt es gleichfalls dem Genuß des reifen Obstes zu, welches in diesem Jahre so

 hän-

gelesen, derselbe ganz gewiß andere Ursachen vom sogenannten gutartigen Tripper angegeben haben würde. Die Folgen davon sind indessen hier sehr gut und passend angegeben — über Onanie und deren Folgen, auch die Heilmittel, welche in Chinarinde und andern stärkenden Mitteln bestehen — wozu hier die Formel zum Munderetischen Geiste? kann man diese nicht in jedem Apothekerbuche finden? In manchen Zusammensetzungen Crocus martis antimon. *Stahlii*, würde nicht durchgebeutelte Stahlfeile von ungleich besserm Nutzen seyn? oder der roborirende Stahlwein N. 18.? beym sogenannten gutartigen Tripper ist die Mercurial injection N. 20. nach Recens. Urtheile überflüßig, dahingegen ein China Dekokt ungleich angepaßter wäre. Bereitung der Goulardischen Kerzen (S. 101.) Sechstes Kap. von dem bösartigen Tripper der Manspersonen, und dem einige Zeit nachbleibenden Ausflusse von Feuchtigkeit aus der Harnröhre. Wundersam kam es Rec. doch vor, daß bey der Eintheilung der Tripperkrankheit in verschiedene Perioden, der Periode der Entzündung, welche gewöhnlich zu Anfange da ist, mit keinem Worte gedacht werden, und in welcher Periode dann doch antiphlogistische Mittel, (wovon hier kein Wort befindlich) angewendet werden müssen, und nicht Merkurialpillen, wie S. 114. so geradezu empfohlen werden. Salpeter zu den Emulsionen wäre ungleich heilsamer als Copaivabalsam. In destillirten Lindenblüten- und Kirschwasser nach altem Schrot und Korne scheint der Verf. auch noch etwas wirksames zu suchen! Siebentes Kap. von dem gutartigen weißen Fluße der Frauenspersonen — freylich ist die Cur desselben bey cachektischen Personen schwerer als man manchmal denkt, besonders wenn man die Cur mit Dekokten aus den 5 eröffnenden Wurzeln anfängt, und elixir. proprietatis daneben giebt. — Die Formel N. 42. war Recens. ein Räthsel.

℞ liq. anod. m. Hoffm.
Ess. l. aloes à ℥ij

Facta Solutione sub leni digestione, (was soll hier durch gelinde digestion aufgelöst werden?) Die Tinctura martis Ludovici möchte wohl das Harz aus der Essenz des Aloeholzes niederschlagen! — es wäre indessen hier schicklicher, das Eisen in Pulver- oder Pillenform daneben gebrauchen zu lassen. Die Formel N. 43. scheint aus Ernstings Apothekerlexicon genommen zu seyn. Achtes Kap. von dem bösartigen

tigen weißen Flusse, oder dem sogenannten bösartigen Tripper der Frauenzimmer, und dem einige Zeit bleibenden Nachflusse von Feuchtigkeit aus der Schaam, wie auch dem krebsartigen oder nicht krebsartigen Muttergeschwüre." — Hier stießen wir doch auf verschiedenes überflüßiges und unerhebliches. Das neunte Kap. von denenjenigen Krankheiten, welche unter dem Namen der Franzosen oder der venerischen Krankheit bekannt sind — In diesem Kap. findet der Leser Anleitungen Mineralwässer zu verfertigen, welche unsers Bedünkens hier ganz am unrechten Orte stehen.

Ek.

Vermischte Schriften von Franz May, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Docktor (Doctor) Kurfürstl. Pfälzisch. Hofmedicus, und ordentlichem Professor der Arzneykunde zu Heidelberg. Mannheim, in der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung. 1786. 478 S. 8.

Wer diese Abhandlungen und Briefe des Verfassers, welche theils einzeln, theils in größern Werken zerstreut gedruckt sind, um sie der Vergessenheit zu entreißen, und sie gemeinnütziger zu machen, zusammengesammlet hat, können wir nicht sagen; daß aber, weder der Verfasser selbst, noch ein anderer Gelehrter sie zum Druck besorgt habe, sieht man aus den vielen Schreib- und Druckfehlern, welche so häufig in diesem Buche zu finden sind. —

Der erste Theil enthält 18 Briefe, deren Hauptsächlichstes wir mittheilen wollen. — Im Sommer 79 waren in Mannheim die Blattern sehr allgemein und bösartig. Es starben 417 Kinder von 1568, welche damit befallen waren. Der Verf. verschrieb einzelnen Familien Chinacaffee als Vorbauungsmittel mit Nutzen. Wie die Weintrauben reif wurden, verminderte sich die Sterblichkeit und Bösartigkeit der Pocken, vorzüglich bey jenen Kindern, welchen man zeitige Trauben reichte. Wunderbar war es, daß bey dieser großen Sommerhitze wenige, sonst so gewöhnliche Faulfieber und Ruhren beobachtet wurden. Der Verf. schreibt es gleichfalls dem Genuß des reifen Obstes zu, welches in diesem Jahre so

 hän-

häufig war. Gegen den Misbrauch, das Spühlwasser und Unflath auf die Straße zu gießen, welches zu den Faulfiebern (insbesondre im Frühling, wenn diese Misthaufen aufthauen) gewiß viel beyträgt, wird mit Recht geeifert. — Im 2ten Briefe spricht der Verf. sehr nachdrücklich, doch mit großer Bescheidenheit gegen die öftere, unmäßige Liebespflege der Ehemänner mit der schwangeren Gattin. (Diese Unmäßigkeit ist leider! österer als man es glauben solite, von so vielen Fehlgeburten die einzige Ursache, gegen welche Aerzte nicht laut genug warnen, und Ehemänner vorsichtig genug handeln können. Rec. könnte Beyspiele anführen, wo wiederholte unzeitige Geburten, und frühzeitige Entbindungen verschiedner Ehefrauen mit einem und demselben Ehemann, gewiß nur durch diesen Diätfehler verursacht wurden; wir begnügen uns aber, diesen Ehegatten mit den Worten des V. zuzurufen: „Sey Vater! beschütze dein Kind, beschütze es „gegen deine eigne Leidenschaft, und erinnere dich, daß du „einen Mord begehest, wenn du die unzeitige Frucht durch „deine Unmäßigkeit abfallend machest.“ Unter 842 Schwangern waren im Jahr 1779. 57 unzeitig niedergekommen. Vier Frauen litten bey der Entbindung der Frucht tödtliche Blutflüsse, weil die Nachgeburt auf den Muttermund eingepflanzt war. Eine unter diesen starb während der vorgenommenen Wendung. Mit vielem Vergnügen haben wir die Bemerkung gelesen, daß seit der in Mannheim errichteten Hebammenschule viele schädliche Vorurtheile bestritten, und das Sterben der Wöchnerinnen daselbst sehr verringert sey. — Im 3ten Briefe bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß die Denkungsart, Launen und Leidenschaften der Menschen nicht nur von ihrem körperlichen Wohlseyn oder Unbehaglichkeit, sondern von der mehr oder weniger überflüßigen Magensäure abhangen. Im 5ten wünscht der Verf. man möchte die Zoten, nicht aber den Arlequin von der Bühne verbannt haben, weil nicht nur Heiterkeit des Gemüths zum Gesundseyn beytrage, sondern das Lachen selber das Zwergfell und mit diesen der Unterleib auf eine heilsame Weise erschüttern. So habe er in Verbindung mit andern Arzneyen nieseuerregende Mittel mit vielen Nutzen einem Wassersüchtigen verordnet. — Der 5te Brief giebt die Beschreibung der Influenza, und des Verf. dawider angewandte Heilmethode, welche, so kurz sie auch beschrieben ist, den guten praktischen Arzt deutlich verräth, welcher die Krankheit nicht nach ihrem

Na-

Namen, sondern nach ihren Verwicklungen gar richtig beurtheilt, seine Indicationen macht, und nach diesen die verschiednen Heilmittel bestimmt. Mit einer edlen Freymüthigkeit entdeckt er bey Erzählung einer Krankengeschichte, wie er sich geirret und die Erstickung (suffocatio) einer Gichtpatientin mit vielem anscheinenden Recht, für die Wirkung einer, auf die Brust versetzten Gichtmaterie gehalten habe, welche aber durch Würmer verursacht wurde, die die Kranke nach der, zu einer andern Absicht gegebenen Campher mixtur, mit Erleichterung aller Zufälle ausbrach. — Der 6te Brief ist mit vieler Bitterkeit gegen einen gewissen fremden Arzt geschrieben, welcher mit allen Kunstgriffen eines Scharlatans einen Brustwassersüchtigen Kranken durch leere Tröstungen bis an den Tod täuschte, sich aber mit allem Anstand, von den Erben für die Cur 1000 Rthlr. bezahlen ließ. (Obgleich R., welcher selber practischer Arzt ist, dieses Doctors K. Unverschämtheit, mit welcher er das Verdienst eines vor ihm dagewesenen Collegen herabwürdigte, ohnmöglich billigen kann; so hält er es doch für einen Arzt, der seine Kunst liebt, und also auch ihren Werth zu schätzen wissen muß, nichts weniger als unbillig, wenn er sich von Leuten, welche große Summen zu bezahlen vermögen, seine vielfältigen Sorgen recht reichlich bezahlen läßt. Man verargt es ja dem Kaufmann nicht, wenn er bey eintretender Conjunctur die Gelegenheit nutzt, und seine wohlfeil eingekauften, oft halb verdorbnen Waaren mit 300 Procent Vortheil wieder verkauft) — Im 7ten und 8ten Briefe sagt der Verf. daß die mehrsten, der durch Pater Gasner in Ellwangen geheilten kranken Hypochondristen, hysterische Weiber, und die größte Anzahl von ihnen Frauenzimmer gewesen, deren Nervensystem durch tausenderley körperliche und moralische Ursachen auf einen hohen Grad gespannt war. Er gesteht gerne, daß Gasner manche Kranke hergestellt habe, welche vorher viele und mancherley Arzneyen fruchtlos genommen hatten. (Und wie viele für den Arzt unheilbare Kranke giebt es nicht noch täglich, hauptsächlich wenn die Ursache ihres Uebels blos moralisch ist, und also meistens ganz außer dem Wirkungskreise des Arztes liegt.) Durch viele passende Beyspiele beweiset der Verf. wie mächtig auf diese Art Kranke tausenderley Dinge wirken, welche ihre Einbildungskraft beschäfftigen, sie von ihren bisherigen Ideen abziehen, und so ihren Nerven und durch diese ihrer ganzen Gesundheit eine heilsame Erschütterung geben. (Auf

eben dieser Art, durch Täuschung nehmlich, richtete Mesmer in Paris mit unbedeutenden Mitteln große Dinge aus.) — Wer noch daran zweifeln möchte, wie viel eine vorgefaßte Meynung, der Glaube, bey Personen vom empfindlichen Nervensystem zur Wirkung der genommnen Arzneyen beytrage, dem will Recensent ein sehr beweisendes Exempel anführen. Eine hysterische Dame hatte sich so fest in den Kopf gesetzt, alle Pillen müßten eine laxirende Wirkung äußern, daß ihr Arzt, alles Zutrauens und aller Liebe, welche sie gegen ihn hegte ohngeachtet, ihr es nicht einzureden vermochte, es gebe auch stärkende Pillen. Um ihn von der Wahrheit ihrer Meynung zu überzeugen, willigte sie ein, seine stärkenden Pillen zu nehmen. Der Doktor, um seine Patientin recht anzuführen, ließ aus bloßen Brodkrumen gemachte Pillen versilbern, und fand zu seinem großen Erstaunen, daß auch diese Pillen seine Kranke wirklich laxirt hatten. Er entdeckte ihr hierauf, daß dieselbe Substanz, welche sie täglich in viel größerer Menge ohne diese Wirkung, zu genießen gewohnt sey, ihr in Pillenform, durch Hülfe ihrer Einbildungskraft diese Wirkung verursacht hätte. Dieses wunderte auch sie höchlich, und um sich aus dem Traum zu helfen, wiederholte sie diesen Versuch mit Pillen, welche sie selber aus Brodkrumen verfertigte; diese laxirten sie nicht, und seitdem kann dieselbe Dame Pillen allerley Art einnehmen, ohne daß sie eine widersinnige Wirkung bey ihr äußern. — Den Geistlichen und ihren Anhängern, in der catholischen Nachbarschaft des Verf. zu Liebe, sind diese Briefe mit sehr vieler Mäßigung und Ehrfurcht gegen die Religion geschrieben. — Der 9te Brief enthält die Geschichte einer, für besessen gehaltenen Bäurin. Die Kranke wurde zuletzt dem Verf. und Hrn. Prof. Fischer in die Kur gegeben. Diese erklärten die Krankheit für ein Delirium melancholicum, griffen sie mit ausleerenden und beruhigenden Mitteln an, welche auch die gereizten Nerven und den Kopf frey machten, und eine gallichte, erleichternde Diarrhoe bewirkten, diese überlieferte aber die schon ausgezehrte Kranke, zwar bey gesundem Verstande, gar bald dem Grabe. — 10ter Brief. Von den 1780 in Mannheim grassirenden Krankheiten. Die sparsamen Gewitter dieses Sommers hält der Verf. für die hauptsächlichste Ursache der häufig beobachteten gallichten Wechselfieber. — Einem von Säure und daher entstandenen Leibesschmerzen und grüner Oeffnung geplagten Säugling gab der

Verf.

Verf. schon lange absorbirende und Rhabarbermittel ohne Erfolg. Wie aber die Mutter, nach einem heftigen Aerger die Gelbsucht bekommen, und ihrem Kinde die goldgelbe gallichte Muttermilch kaum 2 Tage lang zu saugen gegeben hatte, genaß es von seiner Säure und den daher entstandenen Zufällen. Seit dieser Zeit giebt er den an Säure leidenden Säuglingen eine, von Mandelöl, Eyergelb und Hechtgalle mit Zucker bereitete Milch mit dem besten Erfolg. — Der 11te Brief erzählt die Geschichte der 7 Jahre lang fastenden Monica Mitschlerin, deren Betrügereyen, wo Recensent nicht sehr irret, schon längst öffentlich bewiesen sind. — Der 12te Brief zeichnet mit lebhaften Farben das traurige Bild einiger durch unmäßige Leidenschaften wahnwitzig gewordenen Menschen. — Im 13ten thut der Verf., da er von Anlegung einer Ammenanstalt und dem Einfluß ihres moralischen Charakters auf ihre Pflegekinder spricht, den frommen Seufzer, man sollte auch eine Anstalt haben, um an Leib und Seele gesunde Hofmeister zu erziehen, deren moralischer Charakter, und vom körperlichen abhangende Launen gewiß nicht weniger stark auf ihre Zöglinge wirke. — 14ter Brief. Von der im Sommer 1780 so allgemein herrschenden, und vielen tödlichen Ruhr. Der Verf. verlohr von 120 Kranken 11 Kinder und 7 Erwachsne. Er ist nicht ungeneigt, diese Epidemie von einem besondern Ungeziefer (nach Linneischer Lieblingshypothese) herzuleiten, welches dem Mastdarm hauptsächlich gefährlich wäre. Gegen den Stuhlzwang wurde Kalchwasser mit Milch, Oehl und Goulardschenwasser, mit merklichem Nutzen eingesprützt. — 15ter Brief. Von der überhandnehmenden schleimigten Lungensucht, deren hauptsächlichste Ursachen in der sitzenden Lebensart, dem häufigen warmen Getränke und einer acrimonia humorum aulica, von dieser Lebensart und den damit verbundnen unordentlichen Leidenschaften entstanden, gesucht werden. Zur Cur wird, unter andern diätetischen Mitteln, asa foetida, und bey einigen die Inoculation der Krätze vorgeschlagen. — Der 16te Brief erzählt weitläuftig die Geschichte eines durch unmäßigen Gebrauch hitziger Getränke, und andre Diätfehler entstandnen Bauchflusses mit Hämorrhoidalbeschwerden, welcher nach dem Gebrauch vieler verkehrter Mittel tödtlich ausfiel. — Der 17te giebt Nachricht von der in Mannheim neuerrichteten Krankenwärterschule, deren Einrichtung eben so schön, als die Ausführung lobenswerth ist. — 18ter

Brief.

eben dieser Art, durch Täuschung nehmlich, richtete Mesmer in Paris mit unbedeutenden Mitteln große Dinge aus.) — Wer noch daran zweifeln möchte, wie viel eine vorgefaßte Meynung, der Glaube, bey Personen vom empfindlichen Nervensystem zur Wirkung der genommnen Arzneyen beytrage, dem will Recensent ein sehr beweisendes Exempel anführen. Eine hysterische Dame hatte sich so fest in den Kopf gesetzt, **alle Pillen müßten eine laxirende Wirkung äußern**, daß ihr Arzt, alles Zutrauens und aller Liebe, welche sie gegen ihn hegte ohngeachtet, ihr es nicht einzureden vermochte, es gebe auch stärkende Pillen. Um ihn von der Wahrheit ihrer Meynung zu überzeugen, willigte sie ein, seine stärkenden Pillen zu nehmen. Der Doktor, um seine Patientin recht anzuführen, ließ aus bloßen Brodkrumen gemachte Pillen versilbern, und fand zu seinem großen Erstaunen, daß auch diese Pillen seine Kranke wirklich laxirt hatten. Er entdeckte ihr hierauf, daß dieselbe Substanz, welche sie täglich in viel größerer Menge ohne diese Wirkung, zu genießen gewohnt sey, ihr in Pillenform, durch Hülfe ihrer Einbildungskraft diese Wirkung verursacht hätte. Dieses wunderte auch sie höchlich, und um sich aus dem Traum zu helfen, wiederholte sie diesen Versuch mit Pillen, welche sie selber aus Brodkrumen verfertigte; diese laxirten sie nicht, und seitdem kann dieselbe Dame Pillen allerley Art einnehmen, ohne daß sie eine widersinnige Wirkung bey ihr äußern. — Den Geistlichen und ihren Anhängern, in der catholischen Nachbarschaft des Verf. zu Liebe, sind diese Briefe mit sehr vieler Mäßigung und Ehrfurcht gegen die Religion geschrieben. — Der 9te Brief enthält die Geschichte einer, für besessen gehaltenen Bäurin. Die Kranke wurde zuletzt dem Verf. und Hrn. Prof. Fischer in die Kur gegeben. Diese erklärten die Krankheit für ein Delirium melancholicum, griffen sie mit ausleerenden und beruhigenden Mitteln an, welche auch die gereizten Nerven und den Kopf frey machten, und eine gallichte, erleichternde Diarrhoe bewirkten, diese überlieferte aber die schon ausgezehrte Kranke, zwar bey gesundem Verstande, gar bald dem Grabe. — 10ter Brief. Von den 1780 in Mannheim grassirenden Krankheiten. Die sparsamen Gewitter dieses Sommers hält der Verf. für die hauptsächlichste Ursache der häufig beobachteten gallichten Wechselfieber. — Einem von Säure und daher entstandenen Leibesschmerzen und grüner Oeffnung geplagten Säugling gab der

Verf. schon lange absorbirende und Rhabarbermittel ohne Erfolg. Wie aber die Mutter, nach einem heftigen Aerger die Gelbsucht bekommen, und ihrem Kinde die goldgelbe gallichte Muttermilch kaum 2 Tage lang zu saugen gegeben hatte, genaß es von seiner Säure und den daher entstandenen Zufällen. Seit dieser Zeit giebt er den an Säure leidenden Säuglingen eine, von Mandelöl, Eyergelb und Hechtgalle mit Zucker bereitete Milch mit dem besten Erfolg. — Der 11te Brief erzählt die Geschichte der 7 Jahre lang fastenden Monica Mutschleria, deren Betrügereyen, wo Recensent nicht sehr irret, schon längst öffentlich bewiesen sind. — Der 12te Brief zeichnet mit lebhaften Farben das traurige Bild einiger durch unmäßige Leidenschaften wahnwitzig gewordenen Menschen. — Im 13ten thut der Verf., da er von Anlegung einer Ammienanstalt und dem Einfluß ihres moralischen Charakters auf ihre Pflegekinder spricht, den frommen Seufzer, man sollte auch eine Anstalt haben, um an Leib und Seele gesunde Hofmeister zu erziehen, deren moralischer Charakter, und vom körperlichen abhangende Launen gewiß nicht weniger stark auf ihre Zöglinge wirke. — 14ter Brief. Von der im Sommer 1780 so allgemein herrschenden, und vielen tödlichen Ruhr. Der Verf. verlohr von 120 Kranken 11 Kinder und 7 Erwachsne. Er ist nicht ungeneigt, diese Epidemie von einem besondern Ungeziefer (nach Linneischer Lieblingshypothese) herzuleiten, welches dem Mastdarm hauptsächlich gefährlich wäre. Gegen den Stuhlzwang wurde Kalchwasser mit Milch, Oehl und Goulardschenwasser, mit merklichem Nutzen eingesprützt. — 15ter Brief. Von der überhandnehmenden schleimigten Lungensucht, deren hauptsächlichste Ursachen in der sitzenden Lebensart, dem häufigen warmen Getränke und einer acrimonia humorum aulica, von dieser Lebensart und den damit verbundnen unordentlichen Leidenschaften entstanden, gesucht werden. Zur Cur wird, unter andern diätetischen Mitteln, asa foetida, und bey einigen die Inoculation der Krätze vorgeschlagen. — Der 16te Brief erzählt weitläuftig die Geschichte eines durch unmäßigen Gebrauch hitziger Getränke, und andre Diätfehler entstandnen Bauchflusses mit Hämorrhoidalbeschwerden, welcher nach dem Gebrauch vieler verkehrter Mittel tödtlich ausfiel. — Der 17te giebt Nachricht von der in Mannheim neuerrichteten Krankenwärterschule, deren Einrichtung eben so schön, als die Ausführung lobenswerth ist. — 18ter

eben daher wird es auch Lobspruchs genug für die von ihm itzt auch gelieferte Verdeutschung der Horazischen Satyren seyn, wenn wir sagen, daß sie zu jener ein völlig würdiges Gesellschaftsstück ausmache, daß sie in eben dem Geiste, mit eben dem tiefen Eindrang ins Original, mit eben der eignen Sprachfülle und Laune, und auf eine eben so lehrreiche und gründliche Art von Seiten des Kommentars, bearbeitet sey. Dem Fürsten von Kauniz, dem Hr. W. diese seine neue Arbeit in einer mit vieler Eleganz und Würde abgefaßten Zuschrift gewidmet hat, muß das deutsche Publikum es Dank wissen, daß sein auffordernder Wink Hrn. W. veranlaßte, den von ihm übersetzten horazischen Briefen auch die Satyren beyzufügen.

In der Vorrede schickt er einige Erinnerungen über die in beyden Uebersetzungen von ihm gewählte Versart voraus. Das jambische Metrum zog er mit Recht dem Hexameter vor. Denn, wenn auch die Besorgniß, in einer Zeit von 25 Jahren die Kunst, deutsche Hexameter zu machen, ziemlich verlernt zu haben, ungegründet gewesen wäre, so würde doch schon der zweyte von Hrn. W. angeführte Grund hinlänglich gewesen seyn, ihn für den Jamben zu bestimmen, weil dieser einen weit minder prächtigen Schritt hat, als der deutsche Hexameter, und daher auch weit geschickter ist, dem Leser einen Begriff von der Leichtigkeit, Kunstlosigkeit, und oft mit Fleiß gesuchten Nachläßigkeit des horazischen Verses zu geben, und ungefähr denselben Effekt auf deutsche Ohren, wie die Verse des Originals auf lateinische, zu machen. Dieß ist vollends der Fall bey den von ihm gewählten freyen Jamben, worinn er zehn- und eilfsylbige Verse gar oft mit zwölf- und dreyzehnsylbigen, meistens ohne Cäsur nach der sechsten Sylbe, vermischt, und dadurch ein Sylbenmaaß erhält, das der Prosa sehr nahe kömmt, ohne des Vergnügens zu entbehren, das aus leiser und ununterbrochner Wahrnehmung des Rhytmus entsteht.

Ein glücklicher Gedanke war es, den lateinischen Text unter der Uebersetzung abdrucken zu lassen; denn dadurch wird Kennern des Originals das Vergnügen der Vergleichung verschafft, oder wenigstens sehr erleichtert. Und durch diese Vergleichung verliert in den meisten Fällen die Uebersetzung so wenig, daß man vielmehr dadurch von der großen Sorgfalt des deutschen Dichters für die Beybehaltung der Eigenheiten und

der

der kleinsten, versteckresten Schönheiten des römischen desto einleuchtender überführt wird. Mit dieser so rühmlichen Sorgfalt vertrug sich aber freylich nur selten die Beybehaltung der so gedrungenen und nachdruckvollen horazischen Kürze, die allerdings eine der wesentlichsten Schönheiten dieses Dichters ausmacht, dessen Ausdruck auch da, wo er ohne Wahl nachläßig hingeworfen zu seyn scheint, von großer Wirksamkeit, und bey näherer Zergliederung sehr vielbefassend zu seyn pflegt. Unstreitig liegt indeß ein Theil dieses Verdienstes in der römischen Sprache selbst; und es ist bekannt, daß die ganze Bildung der unsrigen es nur allzuoft unmöglich macht, jene ohne größern Wortaufwand auszudrücken, ohne auf der andern Seite in weit größere Fehler zu verfallen, und im Ausdrucke dunkel, unbehülflich und gezwungen zu werden. Wenn aber in irgend einer Uebersetzung größerer, oft merklich viel größerer Wortaufwand zu verstatten war; so war es in einer Uebersetzung der horazischen Briefe und Satyren, denen, bey aller Gedrungenheit des Originals, doch eine gewisse gemächliche Redseligkeit, oder, wenn man will, Geschwätzigkeit, ganz charakteristisch eigen ist. Im Ganzen also sind wir weit entfernt, Hrn. W. einen Vorwurf daraus zu machen, daß er — dessen Suade man so gern hört — sehr oft Einen lateinischen in zwey, drey und mehrere deutsche Verse ausgesponnen hat. Nur in einigen wenigen Stellen schien uns diese Erweiterung weder durch das Bedürfniß unserer Sprache, noch durch die Nothwendigkeit, den Gedanken aufzuhellen, genugsam gerechtfertigt zu seyn. Wenn z. B. Th. I. S. 83 f. vom Tigellius gesagt wird:

> Noctes vigilabat ad ipsum
> Mane; diem totum stertebat; nil fuit unquam
> Sic impar sibi:

so heißt das im Deutschen:

> Wenn die ganze Welt
> Sich schlafen legte, ward es Tag bey ihm;
> Hingegen gieng er, wie der Morgen graute,
> Zu Bett', und schnarchte bis zum Sonnenuntergang.
> Mehr mit sich selbst und allen andern Wesen
> Im Widerspruch war nie ein Mensch, als der!

So werden S. 170 f. die beyden Verse:

Con-

Convivas avidos coenam servosque timentes
Tum rapere atque omnes restinguere velle videres,

mit folgenden, an sich ganz malerischen, nur nicht horazischen Zügen weiter ausgemalt:

— — — Wie Gäste und Bediente,
Heißhungrig jene, diese schüchtern und
Verstohlen, in die Schüsseln fahren, jeder noch
Was zu erhaschen sucht, und, um das ihrige
Zum Löschen beyzutragen, allesammt
Mit vollem Backen durch einander rennen!

Auch den Anfang der dritten Satyre des ersten Buchs:

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut nunquam inducant animum cantare rogati,
Injussi nunquam desistant.

wird man in folgender Uebersetzung minder glücklich gefaßt, und durch den ähnlichen Klang der bemerkten Endsylben nicht recht wohllautend finden:

Es ist ein eignes Laster aller Sänger,
Daß sie, ersucht, sich unter Freunden hören
Zu lassen, immer keine Stimme haben;
Hingegen, wenn kein Mensch sie hören mag,
Des Singens gar nicht müde werden können.

Doch, wir erinnern uns an den Ausspruch des Dichters, mit dem wir uns hier beschäfftigen:

— ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

Und so bemerken wir nur noch, daß auch hier, wie bey den Briefen, die Einleitungen und Anmerkungen ungemein empfehlungswürdig sind; reich an Scharfsinn, geschmackvoller Kritik, und mannichfaltiger Unterhaltung.

Bl.

Volksmährchen der Deutschen. Fünfter Theil. Gotha, bey Ettinger. 1787. 276 S. 8.

Dieser

Dieser Theil enthält 1) Melachsala, die Geschichte des Grafen, Ernst von Gleichen. Nach einem zärtlichen Abschied von seiner Gemahlin, zieht er mit Landgraf Ludwig von Thüringen ins heilige Land, wird dort gefangen genommen, nach Egypten geführt, sieben Jahre lang im Thurm eingesperrt gehalten, und darauf zum Lustgärtner des Soldans von Egypten gemacht. In dieser Lage hat er Gelegenheit die Bekanntschaft der Prinzessin Melachsala zu machen, der schönen Tochter des Soldans, einer großen Blumenfreundin und die eine besondre Fertigkeit erlangt hat, ihren Willen und ihre Gedanken durch Blumen und deren verschiedne Zusammenstellung auszudrücken. Der Zufall veranlaßt eine Erklärung zwischen ihm und der Prinzessin, indem er ihr eine Blume, Muschirumi, überreicht, deren allegorische Bedeutung — eine nichtplatonische Liebeserklärung — ihm nicht so wie der Prinzessinn bekannt war, sie wird dadurch in Verlegenheit gesetzt, aber doch nicht umgehalten; sie verläßt den Grafen, ohne ihm zu antworten, nimmt aber die Blume mit. Nach manchem innern Kampf, der nur dazu beyträgt, ihre, ihr selbst bisher verborgen gebliebne Gesinnungen gegen den Grafen zu entwickeln, bietet sie ihm ihre Hand an, unter der Bedingung, daß er sich zu ihrer Religion bekennen solle, da er dann durch ihre Empfehlung beym Soldan bald so hoch steigen werde, um sich ordentlich um sie bewerben zu können. Diesen ersten Plan aber verändert sie auf die Vorstellungen des Grafen, dem es durch einen Traum wahrscheinlich geworden, daß seine Gemahlin gestorben sey, dahin, daß sie sich entschließt, sich zu des Grafens Religion zu bekennen und mit ihm unter dem Versprechen der Ehe zu entfliehen. Alles dies wird glücklich ausgeführt, nachdem der Graf in Venedig zwar erfahren, daß seine Gemahlin noch lebe, aber auch bald deren Einwilligung und endlich auch die päbstliche Dispensation erhalten hat, um die Prinzessin an seiner ehelichen Liebe nach den Gebräuchen der Kirche theilnehmen zu lassen. 2) Der Schatzgräber. Ein alter Schäfer erzählt in der Schenke zu Rotenburg in Franken ein Abentheuer aus seinen Jugendjahren. Ein Berggeist habe ihm auf dem Harz Nachricht von einem zu hebenden Schatze gegeben, wie er sich dabey verhalten und die Thüre vor dem Schatzbehältnisse mit der Springwurzel sprengen müsse. Ein anderer ergänzt die Nachricht, indem er angiebt, wie man sich die Spring-

Gesänge über Religion und Tugend, von H. H. Claudius. Erster Theil. Hannover, in der Schmidtschen Buchhandlung. 176 Seiten in 8. ohne den Vorbericht, Zueignung und Register.

Der Hr. Verf. hat einige Bemerkungen über die Theorie des geistlichen Liedes vorangeschickt, die Rec. größtentheils unterschreibt; auch stimmen die mehresten Lieder dieser Sammlung mit jener Theorie überein. Die Sammler neuer Gesangbücher werden manche daraus der Aufnahme würdig finden, da sie sich dem Tone guter Kirchenlieder nähen, und, im Ganzen genommen, leicht und rein versificirt sind. Solche fehlerhafte Reime, wie, führen und verirren, beihöre und irre, kennt und sehnt, tödten und retten, wären und Herren; (wovon das leztere, im Singular gebraucht, noch dazu sprachunrichtig ist) solche Härten, wie: Stärk', (ohne daß ein Selbstlauter darauf folgt,) gebild't, gebor'n, verläßt, war'n; solches Zusammenstoßen zweyer Vocale, wie: liebe es; solche Verstoße wider die Quantität der Sylben, wie: du sprachst, du nahmst; wird der Hr. V. bey einer neuen Durchsicht um so eher ausmerzen können, da ihrer nicht viele sind. Zuweilen grenzt sein Ausdruck etwas zu nah an die gemeine Prose, z. B. in folgenden Zeilen: (die überhaupt, so wie sie da stehen, wohl wegbleiben könnten.)

Die Taufe giebet Recht und Pflicht;
Zu wissen Christi Lehren,
Daß keiner darf den Unterricht
Im Christenthum uns wehren.

Nur einmal, und zwar in folgender Stelle, ist er uns unverständlich gewesen:

Du hebst ihn (den Frommen) immer mehr empor,
und läss'st ihn froh ein schönes Thor
Von edlen Thaten, sehen.

Vielleicht soll es Chor statt Thor heißen, wiewohl es unter den Druckfehlern nicht angemerkt ist, aber auch dies würde

zu gesucht seyn, da übrigens die Sprache in allen diesen Liedern gemeinverständlich ist.

Mit am besten hat uns folgendes Trostlied eines Armen gefallen:

Gütig gab mir Gott dieß Leben;
Sollt' er mir
Nicht auch hier
Brod und Nahrung geben?
Er, der was mir heut' und morgen
Nöthig ist,
Gnug ermißt,
Wird mich wohl versorgen.

Nährt er doch, was in den Lüften
Und im Meer
Geht einher,
Ja das Wild in Klüften.
Er wird mich auch nicht verlassen.
Er ist gut;
Guten Muth
Will ich Armer fassen.

Nein, ich will nicht muthlos zagen,
Wenn gleich Noth
Schrecklich droht,
Und mich ängsten Plagen.
Drückt mich Elend: er kann's wenden!
Freud und Leid
Steht allzeit
Ja in seinen Händen.

Keinen Wurm läßt er verschmachten.
Noch so klein
Mag er seyn,
Er wird seiner achten.
Sollt' er mich denn nicht ernähren?
Seine Treu

 Steht

Steht mir bey,
Wird dem Mangel wehren.

Ihm will ich mich ganz ergeben,
Fest vertrau'n,
Auf ihn bau'n,
Alles übergeben.
Sey mein Tröster, mein Berather,
In der Noth;
Bis zum Tod
Hilf mir, lieber Vater!

Solcher Inversionen, wie die in der vierten Zeile der dritten Strophe haben wir noch einige bemerkt. Der Herr Verfasser hat den Reim hinlänglich in seiner Gewalt, um auch diese künftig zu vermeiden.

Die Orthodoxen werden übrigens gegen diese Lieder nichts einzuwenden haben; höchstens möchten einige Eiferer mit dem folgenden Liede nicht völlig zufrieden seyn.

Allgemeinheit der Kirche.

An Kirche und Parthey ist nicht
Das Gnadenreich gebunden.
Bey Frommen, wo sie sind, wird Licht
Und Gnad' und Heil gefunden.
Denn Gottes Geist wirkt überall,
Und giebt der wahren Christen Zahl
Erleuchtung, Kraft und Leben.

Gott bindet nicht der Menschen Heil
An Lehrform und Gebräuche:
Wie wüßt ich sonst, ob ich je Theil
An seiner Gnad' erreiche?
Die Kirch', in der ich bin gebor'n,
Die könnt' ja seyn, darin verlor'n
Würd' jeder, der drin lebet.

Wie wenig Menschen würden dann
Von allen selig werden,

Wenn

Wenn Eine Kirche nur die Bahn
Zum Himmel hätt' auf Erden;
Wenn zur Verdammniß alle die
Geboren wären, die auch nie
Von dieser Kirche hörten.

Nein, Gott ist väterlich gesinnt,
Sucht aller ew'ges Leben,
Und dem, der ihm rechtschaffen dient,
Will er Erleuchtung geben,
Ob er Apollsch ob Kephisch sey;
Folgt er nur seinem Heiland treu,
So soll er selig werden.

Drum gieb, o Gott, daß wir allzeit
Verfolgungseifer fliehen;
Und brüderlicher Duldsamkeit
Bestreben, und bemühen,
Hinweg zu schaffen Zwist und Streit,
Und uns in Fried und Einigkeit
Einander zu erbauen.

Druck und Papier sind schön.

Lyrische Gedichte. (Mit dem Motto aus dem Horaz: Neque, te ut miretur turba, labores, contentus paucis lectoribus.) Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1786. 68 Seiten in 8.

Wohlgewählten Inhalt, kritische Feile, Richtigkeit der Sprache und des Versbaues, muß man zwar mit dem Herausgeber, (S. den Vorbericht) dem Verfasser dieser kleinen Liedersammlung, im Ganzen zugestehen. Indeß sollte ein lyrischer Dichter sich am meisten vor unreinen Reimen in Acht nehmen, und dergleichen finden sich doch noch bey unserm Verf. z. B. Unermeßlichen und flehe, hin und Harmonie'n Tritt und zieht, Maaß und laß. Auch hat er nicht allemal die Quantität der Sylben beobachtet, z. B. in dem Liede S. 16, worin der Verf. „mehr" selbst einige male erst lang gebraucht hatte, findet man hernach die Zeile:

Nie mehr ewge Seelen stört.

In eben dem Liede ist auch „schreckt,“ zu einer kurzen Sylbe gemacht. Ein Paar male, scheint es, hat er um des Reims willen nicht das rechte Wort gewählt; z. B.

Wo ihn Seeligkeit die Thränen
Jeder Erdenmühe scheucht.

Die Himmelsmuse in dem Liede „Preis Gottes“ scheint uns auch kein schicklicher Ausdruck an diesem Orte zu seyn. Auf sehr hervorstechende Stellen sind wir nicht gestossen, doch lassen sich die Gedichte gut lesen.

Der standhafte Mann, oder: Ehrsucht und Schwazhaftigkeit. Ein Schauspiel in fünf Acten. (Mit dem Motto aus dem Voltaire: Je t'aime assez pour arrêter tes crimes.) Zweyte Ausgabe, neu überarbeitet. Leipzig, bey Dyk, 1786. 142 S. in 8vo.

Recensent weiß nicht, ob dieses Stück bey der ersten Auflage in dieser Bibliothek angezeigt worden, will indeß den Inhalt des Plans kurz ausziehen. Zwey Brüder, wovon der eine erster Minister an einem königl. Hofe, der andere Oberkämmerer, General und Günstling des Königs ist, haben ganz entgegengesetzte Charactere. Der erste dient blos, um seinem Herrn und Vaterlande noch Nutzen zu schaffen, der andere blos, um seine ehrgeizigen, weit aussehenden, Projecte auszuführen; denn er hat sich nichts geringeres in den Kopf gesetzt, als die Schwester des Königs zu heirathen. Zwar wird er von einer Nichte der Ministerin geliebt, und er fühlt auch für sie einige Neigung. Sobald er aber merkt, daß der König ein Auge auf die junge Gräfin wirft, wird er sogar dessen Kuppler, und hofft eine Vermählung zwischen beyden zu Stande zu bringen, woran der König selbst noch gar nicht zu denken scheint. Der Minister widersetzt sich den stolzen Entwürfen seines Bruders, um so mehr, da um die nämliche Zeit sich der Gesandte eines andern königl. Hofes, an diesem aufhält, um einen Frieden zwischen beyden zu schließen, dessen einer Punkt, die Vermählung des Königs, mit

der Schwester des Souverains, welchem der Gesandte dient, zum Gegenstande hat. Diese königliche Prinzessin ist NB. mit ihres Bruders Gesandten, unter dem Namen einer Tochter des letztern, an diesen feindlichen Hof gereiset, um ihren künftigen Gemahl vorher kennen zu lernen, entdeckt sich erst dem Minister, sodann — — doch es wird hieran wohl genug seyn, wenn Recens. noch hinzu gesetzt hat, daß zwar Sitten und Sprache des Stücks aus der heutigen Zeit sind, Hofleute aber wohl vieles bey beyden zu erinnern haben möchten.

Die Brüder, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des Richard Kumberland. Für die Mannheimer Nationalschaubühne bearbeitet. Mannheim, in der Schwanischen Hofbuchhandlung. 1786. 126 Seiten in gr. 8.

Da dieses Stück einmal neu bearbeitet wurde, so hätte der Bearbeiter sich auch wohl die Mühe geben können, die große Menge der „bey Seite" und „für sich" (die auf unsern kleinen deutschen Bühnen nothwendig eine unangenehmere Wirkung thun müssen, als auf so großen Theatern wie in Coventgarden und Drurylane) etwas zu vermindern, denn sie sind doch fast immer ein Nothbehelf des Dichters. So wünschten wir z. B. das für sich Belfield des jüng. S. 32 weg. Das Stück thut übrigens schon im Lesen gute Wirkung, und muß auf dem Theater noch größere thun, denn Handlung und Dialog gehen rasch fort, und die Charaktere stechen gut gegen einander ab, nur ist die eine der beyden Hauptpersonen, Belfield der ält., zu wenig in Handlung gesetzt. Dieses, und Belfield des jüng. schnelles Abtreten, ohne Ursache, als er Arabellen seiner Geliebten empfiehlt, wodurch freylich der Knoten geschürzt wird, fällt vermuthlich dem engl. Verf. zur Last. Auch möchten solche Grobheiten, als Lady Dove S. 50 von einem Fremden in seiner eigenen Gegenwart sagt, dem feinern Theile der Zuschauer wohl zu sehr auffallen. Dem Kapitain eines Kaperschiffes verzeihet man seine plumpen Antworten eher. Daß statt Hause, im Ablativ Haus, und statt dürfen, dörfen rc. gesetzt ist, verräth

die Provinz, woher diese deutsche Bearbeitung kömmt. Storre Felsen, ist wohl ein Druckfehler.

Dieses Stück ist auch im ersten Bande des Brittischen Theaters, für die Mannheimer Schaubühne bearbeitet, enthalten.

Blumen auf Spiegels Grab. (Mit dem Motto aus dem Horaz: Dignum laude virum Musa vetat mori.) Berlin, bey Maurer, 1786. 98 Seiten in 8.

Der verstorbene E. L. Freyh. Spiegel zum Diesenberg, Domdechant zu Halberstadt, ist schon bey seinem Leben oft von Dichtern besungen worden, und nach seinem Tode streuten die Halberstädtschen Dichter diese Blumen auf sein Grab. Beydes nicht sowohl deshalb, weil der Verstorbene ein grosser Beförderer und Kenner der Wissenschaften und Künste, wenn er gleich ein Liebhaber beyder gewesen ist, sondern mehr, um seines persönlichen Charakters willen, der in allen Gedichten, welche diese Sammlung enthält, sehr liebenswürdig geschildert wird. Wir hätten gewünscht, daß das vorangesetzte kurze Leben, weniger kurz abgefaßt wäre, und mehr einzelne Charakterzüge zu Rechtfertigung so vielen Lobes bey Auswärtigen, und Aufmunterung unsers reichen Adels zur Nachfolge, enthalten hätte. Vielleicht befriediget der Verf. dieses Lebenslaufs, Herr Canonicus Gleim, diesen Wunsch noch, wenigstens wäre er, der mit dem Verf. so viele Jahre in der engsten Verbindung gestanden hat, am ersten dazu im Stande. Eine wahre und gutgeschriebene Biographie eines Mannes, der blos für die Freude seiner Nebenmenschen gelebt hat, könnte nicht ohne gute Folgen bleiben. Hr. Gleim sagt von dem Verstorbenen:

> Reicher als er, und weiser, sind Tausende!! besser nicht Einer!

Die Gedichte in dieser Sammlung sind größtentheils von den Herren Gleim und K. Schmidt, und man findet hier alle die beysammen, welche bey dem Tode des Verstorbenen einzeln erschienen sind, auch die bey der Beerdigung gehaltene Standrede, so wie die dabey aufgeführte Cantate,

(wor-

(worin die Recitative aber so lang sind, daß sie vielleicht den besten Componisten in Verlegenheit setzen könnten.)

Wenn es wörtlich zu verstehen ist, was Hr. Gleim in seinem 22sten Epigramm von dem Verf. sagt:

> Fürsten und Städte der Griechen setzten göttlichen Dichtern
> Ehrensäulen. Was Fürsten und Städte thaten, that Er!

so wundert sich Recensent, daß davon im Publikum nichts bekannt geworden ist, da man doch anderer Anstalten des Verfassers (z. B. seiner Anlagen auf den Bergen bey Halberstadt, im deutschen Museum;) öffentlich gedacht hat.

Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Von Konrad Arnold Schmid, Professor in Braunschweig. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1786. 3 Bogen in gr. 8.

Das Publikum kennt dieses Gedicht schon aus dem deutschen Museum. Der Hr. Verfasser hat itzt ein Paar Stellen darin verbessert, und verschiedene Druckfehler getilgt, aber dagegen haben sich wieder einige andere eingeschlichen, nämlich:

S. 8. Z. 3. in der Anmerkung, st. elfenbeinern Throns, l. Thors.
S. 14. letzte Z. st. das unterm Dampfen zischt, l. das unterm Dämpfer rc.
S. 18. Z. 15. st. durch bunte Fluren schwingt, lies schlingt.
S. 20. Z. 8. statt Bis eine Zauberglut, l. bis jene rc.
S. 24. Z. 2. st. Hat wohl der Putztisch nur, lies den Putztisch.
S. 31. Z. 10. Müssen die Häckchen am Ende des Verses weggestrichen, und an die darauf folgende dritte Zeile, hinter das Wort Brod gesetzt werden.

Mit Vergnügen hat Recensent diesen neuen und schönern Abdruck wieder gelesen, denn es ist zwiefach angenehm, einen Dichter von des Verf. hohem Alter so launig scherzen

zu hören. — Hr. J. W. Meil hat das Titelblatt mit einer niedlichen Vignette verziert, die sich auf den Inhalt S. 14. bezieht.

Ff.

Vermischte Gedichte von Herrn Ludw. Heinr. von Nicolai, Kabinetssekretär und Bibliothekar S. K. H. des Großfürsten a. R. Neunter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai, 1786. 11 Bogen in 8vo.

Bisher lieferte uns dieser so glückliche und fruchtbare Dichter meistentheils größere Erzählungen romantischer Art, deren mannichfaltige Verdienste ihm die Liebe und den Beyfall jedes Kenners erworben haben. Auch dieser neunte Theil enthält erzählende Gedichte; aber von kleinerm Umfange, und aus andern Quellen geschöpft; meistens aus den altfranzösischen Fabliaux et Contes, die Legrand in eine bekannte, aus drey Bänden bestehende, Sammlung gebracht hat. Der Verf. hat indeß nicht viel mehr, als die Erfindung, und oft auch nur die Hauptzüge derselben, daraus entlehnt; die Ausführung gehört ganz ihm eigen, und ist ihm auch hier, wo Gang und Ton, noch freyer und leichter, als in der mehr epischen Rittererzählung seyn mußten, nicht minder vortrefflich, als in dieser, gelungen. Für eine dieser Erzählungen, der kleine Schimmel, hat er den Romanzenton gewählt, und ihn ungemein glücklich getroffen. Das Meilische Frontispitz dieses Theils ist voller launigen Ausdrucks.

Jr.

5. Schöne Künste.

Ideen zu einer Mimik von J. J. Engel. Zweyter Theil. Mit erläuternden Kupfertafeln. Berlin, 1786.

1786. Auf Kosten des Verfassers und in Commission bey Mylius. 20 Bogen, 8vo.

Je mehr die Sehnsucht des Publikums nach der Vollendung dieses vortrefflichen und in seiner Art einzigen Werks selbst durch den grossen Werth seines ersten Theils erregt worden war; desto dankbarer und befriedigter wird es nun diesen zweyten Theil aufnehmen, und nur bedauern, daß er schon der letzte ist. Denn auch hier findet man so manche feine und tiefgedachte Erörterungen interessanter Gegenstände, die theils noch unmittelbar in den Plan des Verf. hinein gehörten, theils sich seinem Nachdenken und seiner Untersuchung, als seiner Materie verwandt und nahe liegend, darboten.

Der acht und zwanzigste Brief, mit welchem dieser zweyte Theil anfängt, ist eine Fortsetzung dessen, was der Verf. in den vorhergehenden Briefen über den Unterschied malender und ausdruckender Gebehrden, und ihre oft mögliche Vereinigung gesagt hatte, und hier kürzlich rekapitulirt wird. Es werden nun die Fälle bestimmt, wo die Malerey das richtige Spiel ist, und die, wo die Zusammensetzung malender und ausdruckender Gebehrden Statt findet. Da nämlich, wo die Seele sich wirklich ganz im Objeet befindet, und ihr eignes Selbst von der Vorstellung dieses Objekts nicht unterscheidet, kurz, bey allen homogenen Empfindungen, ist die Malerey eben deswegen erlaubt, weil sie sich nicht vom Ausdruck trennen läßt, weil eben durch sie der Ausdruck geschieht. Auch giebt die Malerey ein ganz richtiges Spiel, wenn man die Absicht hat, bey dem Mitunterredner eine lebhafte anschauliche Idee zu erzeugen; oder, wo auch die eigene Empfindung des Redenden völlig zurücksteht, weil sie nicht besser, als eben durch Erreichung jener Absicht, befriedigt werden kann. In diesem Falle findet auch eine Zusammensetzung eigentlicher Malerey mit dem Ausdrucke Statt; wenn jene Absicht ein ganz anderes Spiel erfodert, als die Empfindung, und gleichwohl beyde, die Absicht und die Empfindung, von ungefähr gleicher Lebhaftigkeit sind. Der Verf. bestimmt nun auch die Fälle näher, wo die vollkommene Vereinigung der malenden und ausdruckenden Gebehrden möglich, und wo sie unmöglich ist; und giebt einige Beyspiele von völlig abgeschmackten Malereyen.

Im

Im neun und zwanzigsten Briefe wird diese Regel auf die Pantomimen ausgedehnt, und gezeigt, wie darin alle dem Ausdruck hinderliche Malereyen können vermieden werden, auch wenn Handlung der Stoff ist. Dies ist besonders der Fall bey sehr gewöhnlichen und alltäglichen Begebenheiten und Handlungen, oder bey solchen, von deren Beschaffenheit, Entstehung, Verlauf wir schon zum voraus hinlänglich unterrichtet sind. Hier muß es das Hauptgeschäfte des Pantomimen seyn, den Empfindungen seiner Seele den vollsten, kräftigsten, lebendigsten Ausdruck zu geben. Daher wählten die Alten zu ihrer Pantomime nicht eigne Erfindungen, sondern allgemeine bekannte Fabeln der Mythologie und Geschichte. Hieraus erklärt der Verf. eine Stelle und Anekdote beym **Lucian**.

Br. XXX. Auch **Noverre** will auf der neuern Pantomime nichts dulden, was nicht durch den Ausdruck der Empfindung selbst verständlich ist. Die Vorstellungen müssen daher aus den bekanntesten Werken der Dichtkunst gewählt werden, wobey man sich wegen der Exposition größtentheils auf das Gedächtniß der Zuschauer verlassen kann. Denn es ist unmöglich, daß pantomimische Vorstellungen solcher Handlungen können verstanden werden, die nicht aus den allgemeinen Trieben der Natur, nicht aus den gemeinen Vorfällen des Lebens begreiflich, oder auch nicht schon vorher bekannt sind. Nur kömmt dabey alles auf die Art und Weise an, wie der Pantomime verfährt. Er muß die Begebenheiten einander näher rücken, die zerstreuten Gemälde des Dichters mehr vereinigen, die ganze Handlung mehr zusammendrängen. Sonst fällt er leicht ins Unanständige und Geschmacklose, wovon hier ein Beyspiel aus einer zu Berlin dem **Noverre** nachgestümperten pantomimischen Vorstellung der **Horazier** gegeben wird.

Br. XXXI. Der Erfindung einer Gebehrdensprache, durch Minen und körperliche Bewegungen, stehen große Schwierigkeiten im Wege; es fehlen sogar gegenwärtig alle die Bedingungen, unter welchen sie möglich werden könnte. Auch ist sie an sich selbst nicht so möglich, nicht so leicht, als die Erfindung einer Wörtersprache. Diese letztere kann die in der Seele so innig verschmolzene Vereinigung des Objekts selbst, und der dadurch hervorgebrachten Rührung in Eine gemeinschaftliche Bezeichnung vereinigen; aber das kann die

Gebehr-

Gebehrdensprache nicht, oder doch wenigstens sehr unvollkommen.

In den bisherigen Briefen, vom achten bis zum ein und dreyßigsten hatte der Verf. die Gebehrden einzeln betrachtet; mit dem XXXIIsten Briefe fängt nun der zweyte Haupttheil seines Werks an, worin er die Geberden in ihrer Folge betrachtet, durchgeht. Zuerst noch einige Anmerkungen über die pantomimischen Schauspieler der Alten, von denen man sich gemeiniglich zu hohe Begriffe macht. Ihre Zeichensammlung mochte höchstens das seyn, was die Wörtersammlung eines noch rohen Volks auf der untersten Stufe seiner Kultur ist. Der Verf. redet nun noch von der Schauspielkunst, in so fern sie ihre Wirkung in der Zeit hervorbringt, oder, in so fern sie Musik ist. Dies Wort wird hier in dem Sinne der Griechen, in dem weitern, allgemeinern Sinne genommen, wo es mehrere ursprünglich verbundene Künste begriff, die erst späterhin getrennt wurden. In diesem Begriffe waren die zwey wesentlichen Merkmale verbunden: das Energische oder in der Zeit wirkende, und das Sinnliche. Bey allen diesen musikalischen Künsten liegen einerley wesentliche Hauptbegriffe und Regeln zum Grunde.

Br. XXXIII. Um die Aehnlichkeit der Grundbegriffe in den beyden Künsten, des Gebehrdenspiels und der Deklamation desto einleuchtender zu machen, legt der Verf hier die vornehmsten Erfodernisse der letztern, nach den Grundsätzen des Aristoteles, dar, der alles auf die Stärke, auf die Höhe und Tiefe, und auf die Bewegung derselben, zurückführt. Ein gleiches gilt von der Mimik, in Ansehung der Gebehrden. — Die Leidenschaften haben überhaupt jede ihre besondere Gradation, die nicht so schlechthin nur in Erhebung und Verstärkung der Stimme, sondern in größerer Vollkommenheit des besondern einer jeden zukommenden Tons liegt. Die Analogie der Stimme und Gebehrden mit der Ideenfolge in der Seele, wird hier als einer der fruchtbarsten Grundsätze beyder Künste vortrefflich erörtert. Auch in der Deklamation giebt es Ausdruck und Malerey, und sie hat in dieser Rücksicht Absichten und Regeln mit der Mimik gemein.

Br. XXXIV. Es giebt dreyerley Arten oder Hauptgrade des Rhythmus der Rede: das bestimmte Sylbenmaaß des lyrischen, des epischen, des schildernden Gedichts; den höhern sehr merkbaren Numerus der feyerlichen erhabenen

Rede,

Rede, der poetischen Prose; und endlich den leichtern unbestimmten Numerus des Gesprächs, des Briefes, und überhaupt jeder gemeinern Schreibart. Diesen verschiedenen Arten des Rhythmus entsprechen eben so viele verschiedene Arten der Deklamation: der Gesang, die Deklamation des leidenschaftlichen Redners und Vorlesers lyrischer oder epischer Werke, und die gewöhnliche Sprechart. Jede dieser Arten hat ihren bestimmten Gebrauch. Auch bey dem Geberdenspiel finden sich eben diese drey Arten oder Grade unterschieden, nämlich: Tanz, rednerische Gestikulation, und Spiel des Umgangs. Mit dem Gebrauch derselben ist es eben wie in den Künsten der Deklamation und des Rhythmus. Der Schauspieler ist auf die letztere Art auf das Spiel des Umgangs eingeschränkt, und der dramatische Dichter sollte sich billig auf die Prose einschränken. Diese letzte Erinnerung führt den Verf. auf eine etwas ausführlichere Erörterung der schon oft aufgeworfenen aber noch nicht so gründlich und scharfsinnig untersuchten Frage über den Werth versificirter Schauspiele. Den Beweis ihres Unwerths führt er in den drey folgenden Briefen aus der weitern Entwickelung der Natur des Drama, und ihrer Vergleichung mit der Natur des Sylbenmaaßes.

Br. XXXV. Eigentlich ist hier diese Untersuchung keine Ausschweifung, sondern nur ein mit dem geraden Wege völlig gleichlaufender Nebenweg. Es ist einerley, ob man zeigt, daß ein Drama in schlichter Prose geschrieben, oder daß es frey und leicht gespielt werden müsse. Das Beyspiel der alten Griechen und Römer entscheidet für die versificirten Schauspiele nichts. Wären die Griechen in der Verbesserung ihrer Bühne noch weiter fortgegangen, so läßt sich annehmen, daß sie endlich, statt des nur Bessern, das Beste, statt des mehr prosaischen Sylbenmaaßes die Prose selbst [illegible] den genommen haben; wenn anders die außerordentliche Größe ihrer Theater, und die ungeheure Menge der Zuschauer diesen Tausch erlaubt hätte. Ohne Noth aber noch beyzubehalten, was nur Noth erfand, und nur Noth entschuldigte, wäre thöricht. Zuletzt werden hier noch des ältern Schlegels Gründe für das Lustspiel in Versen geprüft.

Br. XXXVI. Vergnügen ist allerdings der Zweck jedes Dichters; aber wie vielfach und mancherley sind die Arten dieses Vergnügens! und oft sind sie mit einander nicht verträg-

träglich. Vielleicht hat daher auch die Versification, die an sich allerdings Vergnügen gewährt, etwas Eigenes, wodurch sie die eine Art von angenehmer Seelenbeschäftigung eben so erschwert, wie sie die andere erleichtert. Jedes Sylbenmaaß ist Nachahmung eines gewissen eigenen Ideengangs, und erhält dadurch seinen eigenthümlichen Charakter. Ein ganz einförmiges Sylbenmaaß kann die Wirkung eines dramatischen Werks unmöglich verstärken, wo die Seele nicht in eine einzige Empfindung soll eingewiegt, sondern durch eine ganze Mannichfaltigkeit von Empfindungen durchgeführt werden.

Br. XXXVII. Und nicht nur das einförmige Sylbenmaaß, sondern alle Versification überhaupt ist unschicklich für das Drama, wo der Dichter nie durchscheinen, nie sich selbst hören lassen darf, sondern sich vielmehr verbergen muß. Von der Vergegenwärtigung hängt die ganze specielle Wirkung des Schauspiels ab. Der Dichter muß daher nichts in seine Nachahmung bringen, was die Idee der Gegenwart nur im mindesten erschweren, und noch viel weniger, was sie aufheben könnte. Die Prose liegt also, wie der Verfasser überaus scharfsinnig und befriedigend darthut, selbst in dem Ideal des Drama. Und die hier angeführten Gründe gelten eben so gut von den gemischten und bildsamen Sylbenmaaßen, als von den einförmigen. Und dieses Raisonnement über den Numerus läßt sich nun auch auf das Gebehrdenspiel anwenden.

Br. XXXVIII. Die Verse und der Gesang der Oper sind indeß aus den angeführten Gründen wider das versificirte Drama nicht schlechthin verwerflich. Die Wahrheit der Darstellung wird dadurch freylich geschwächt, und in so fern auch die Wirkung. Allein, was auf dieser Seite verloren geht, wird auf der andern gewonnen; was an Wahrheit mangelt, wird durch Schönheit vergütet. Man nehme der Oper ihr Falsches, und man hat ihre Wirkung vermindert; aber man nehme es dem gesprochenen Drama, und man hat seine Wirkung erhöht. Das Ideal von beyden ist zu verschieden, um von einem auf das andere sicher schließen zu können. Das Drama der Griechen war mehr eine Art von Oper, und seine Deklamation eine Art von Gesang; ein Grund mehr, warum ihr Beyspiel uns kein Gesetz seyn kann. — Es ist Pflicht des Schauspielers, sich nach dem Dichter zu beque-

 men,

men, und bey versificirten Stücken muß freylich auch das Spiel, eben wie die Deklamation, über die Wahrheit hinausgehen. — Die Frage, ob sich der geistliche Redner, in Ton und Bewegung, nach dem Schauspieler bilden dürfe, läßt sich bejahen und verneinen. Beyder Gedanken, Charaktere und Situationen sind verschieden; aber es können sich auch im Schauspiel einzelne Stellen finden, die so gut als Rede, und voller Ernst und Würde sind, folglich auch eine solche Nachahmung verstatten.

Br. XXXIX. Hier kömmt der Verf. auf die Regeln für den Schauspieler in Beziehung auf das Ganze des vorzustellenden Werks; sowohl in Beziehung auf das Ganze des Stücks, als in Beziehung auf seine Rolle, und des Verhältnisses derselben sowohl zur ganzen Anzahl der übrigen Rollen, als in Ansehung des Verhältnisses einzelner Scenen zur ganzen Rolle. Schauspieler und ihre Beurtheiler finden in diesem Briefe sehr lehrreiche Winke und Vorschriften. Zuletzt wird noch gezeigt, daß die Aufführung eines Stücks, bey der Unvollkommenheit unserer Bühne, kein entscheidender Beweis für dessen Güte oder Verwerflichkeit sey. Manches Stück nimmt sich nur darum bey der Vorstellung so wohl aus, weil seine Mittelmäßigkeit sich so ganz zur Mittelmäßigkeit der Schauspieler paßt; manches geht nur darum zu Grunde, weil Garricke oder Eckhofe erfodert würden, um es ganz zu verstehen und zu fühlen.

Br. XL. Regeln für den Schauspieler in Beziehung auf den Zusammenhang der kleinern Theile einer Rolle der einzelnen Reden. Auch wird gezeigt, wie man bey malenden Gebehrden das Ganze fassen, nicht die verschiedenen Züge vereinzeln müsse. Ferner noch, Vorschriften über die ununterbrochne Fortsetzung des Spiels; über die sanfte Verflößung mehrerer ruhiger Thätigkeiten, und den Uebergang aus der Ruhe in den Affekt, und zurück aus dem Affekt in die Ruhe.

Br. XLI. Ueber die Verbindung mehrerer Gemüthsbewegungen, der einartigen sowohl, als der verschiedenartigen. Bey jenen liegt der ganze Unterschied blos in Stärke und Schwäche, und die möglichen Arten ihrer Verbindung sind Anschwellen und Abnehmen. Der Verf. giebt hier ein Beyspiel richtiger Gradation dieser Art aus dem Otto von

Wit-

Wittelsbach. Eben so geht man auch aus Affekten des Anschauens in die ihnen verwandten Begierden über; denn auch dieser Uebergang ist Stufenfolge. Er ist aber bey allen Affekten nicht gleich leicht, auch nicht gleich schnell. Die verschiedenartigen Affekten sind daher entweder verwandte, oder entfernte. Von beyden werden hier zuvörderst einige unzulängliche Unterscheidungsmerkmale angeführt.

Br. XLII. Hier giebt der Verf. die wahren Merkmale jenes Unterschiedes an. Verwandt sind Affekten, wenn sie einander in dem Ideengange sehr ähnlich; entfernt, wenn sie darin einander sehr unähnlich sind. Dies wird auf mehrere Beyspiele, besonders auf die dem Zorne verwandten Affekten, angewandt. Verwandtschaft und Entfernung der Affekten hängen übrigens nicht sowohl von ihrer Natur im Allgemeinen, als vielmehr von dem Grade ihrer Stärke ab. Auch hat man dabey nicht auf den gemeinen Sprachgebrauch zu achten, der es mit der Bezeichnung der Leidenschaften nicht so genau nimmt. Nicht bey allen verwandten Affekten ist die Leichtigkeit des Ueberganges wechselseitig. Auch auf die verschiedenartigen Seelenbewegungen ist das, was von den völlig einartigen gesagt ist, anwendbar. Auch ihre Folge ist weiter nichts, als eine allmälige unmerkliche Erhöhung oder Abnahme, sey es der Geschwindigkeit oder der Fülle, oder der Festigkeit oder der Gleichheit des Ideenganges, oder auch mehrerer dieser Eigenschaften zugleich. Eine weitere Ausführung dieser Materie hat große Schwierigkeit; aber auch so unausgeführt können diese Bemerkungen nützlich und lehrreich seyn.

Br. XLIII. Affekten, die schnell hinter einander entstehen sollen, können nie rein entstehen; die Verbindung beyder geschieht durch eine Mischempfindung. Der Verf. giebt einige Beyspiele richtiger Uebergänge durch Pausen und Zwischenschattirungen, aus der Agnes Bernauerin und aus Wielands Alceste; und beurtheilt zwey von Remond von St. Albine gegebene Beyspiele, und sein darüber geführtes, wenig gründliches Raisonnement.

Br. XLIV. Da, wo schon mehrere Affekten in der Seele vorhanden sind, und entweder der eine das Uebergewicht erhalten, oder auf die Verwirrung aller ein ganz neuer Zustand erfolgen soll, lassen sich eben die Grundsätze anwen-

 den,

Nachrichten von einigen in Berlin gelebten Künstlern, welche im 1sten Theil der Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen zum erstenmale mit Hrn. Falkens Zusätzen gedruckt worden. Sie sind aus der Anzeige des 1sten Theils der Nachrichten ꝛc. in unserer Bibliothek und aus Hrn. Nicolai's Beschreibung von Berlin in der rühmlichen Absicht entlehnt, damit nicht die Fehler von denen, die diese beyden Werke nicht besitzen, fortgepflanzt werden mögen. Uebrigens ist Hr. von H. mit jener Recension, die ihm freylich viele Fehler und Versehen vorhält, nicht zufrieden. Der Verf. gegenwärtiger Recension kennt den Verf. jener nicht, weiß auch nicht, wie Hr. v. H. vermuthet, ob sie vom Hrn. Nicolai herrühre: erinnern aber kann er, daß kein O. unter derselben stehen sollte, sondern F*, wie aus dem dem 10ten Bande angehängten Verzeichniß der Druckfehler erhellet. — Daß die marmorne Kanzel in der abgebrannten Peterskirche zu Berlin doch nicht von Balthasar gewesen sey, wie es S. 5, heißt, sondern von Koch, sehen wir aus der mit diesen neuen Nachrichten zugleich erschienenen Nicolaischen Nachricht von den Berliner Künstlern S. 128. 2) Von den Chodowieckischen Kupferstichen. Er beruft sich auf das Verzeichniß, das in den Meuselschen Miscell. artist. Inhalts steht, und von dem Künstler selbst herrühret: erinnert aber dabey, daß dieses und andere gewöhnliche Verzeichnisse von Kupferstichen zu kurz und unbestimmt eingerichtet sind, und verlangt, daß man Beschreibungen beyfügen solle; also, wenn wir den Hrn. von H. recht verstehen, nicht blosse Katalogen, sondern beschreibende Katalogen. 3) Noch etwas von einigen Künstlern, so in Dresden gearbeitet haben. Vorher erzählt er, daß zwar der Graf von Brühl unter K. August dem 3ten auch Direktor der Kunstgallerien in Dresden gewesen, daß aber er, der Hr. von Heinecken, eigentlich die Besorgung derselben gehabt habe, weil der Graf weder Zeit dazu, noch hinreichende Kenntniß davon gehabt habe. Hierauf folget: a) Etwas zur Ergänzung und Berichtigung der Lebensgeschichte Joh. Wilh. Ernst Dietrich, die sich in den Meuselschen Miscell. Heft 5. S. 45 befindet. Da Hr. v. H. ein vertrauter Freund dieses Künstlers war; so konnte er allerdings wichtige und glaubwürdige Ergänzungen zu jenem Aufsatze liefern. Dessen Verfasser hat indessen selbst erinnert, daß er nur einen Auszug aus weitläuftigern Nachrichten liefere, die er nächstens zu ediren versprach; welches aber, unsers Wissens, jetzt nach

6 Jahren noch nicht geschehen ist. Hr. von H. hatte übrigens selbst schon von Dieterichen einige Nachrichten ertheilt im 1sten B. seiner Nachrichten von Künstlern. 2) Ismael Mengs. Auch mit diesem Künstler, und mit dessen noch berühmtern Sohne Raphael hatte Hr. von H. persönliche Bekanntschaft. Wenn man Raph. Mengs für einen Böhmen hält; so ist dies wohl in so fern richtig, daß er zu Aussig in Böhmen gebohren worden: aber der locus conceptionis war doch Dresden. Man merkt, Hr. von H. hätte mehr von diesem Künstler erzählen können, z. B. von seiner Undankbarkeit gegen den Dresdner Hof: da Mengs todt ist; so sieht man nicht ein, warum der Verf. mit seinen Anekdoten zurückgehalten habe. c) Stephan Torelli, der 1784 in St. Petersburg starb. Einige Nachrichten von seinen Gemälden und Kupferstichen. Im historischen Fache war er sehr geschickt: aber nach seinen Portraiten darf man ihn nicht beurtheilen. d) Joh. Gottfr. Riedel, und e) Anton Heinr. Riedel, des vorigen Sohn. Da beyde fast alles, was sie geäzt, nach Gemälden der kurfürstl. Gallerie in Dresden verfertiget haben; so ist das hier gelieferte Verzeichniß ihrer Arbeiten denen allerdings willkommen, welche die nach dieser berühmten Bildersammlung gestochenen Blätter sammlen. f) Joh. Melch. Dinglinger, und dessen Familie. Meistens vorher unbekannte Nachrichten. g) Anekdote von Winckelmann. Er wollte Direktor der Gallerien und Kunstkabinete in Dresden werden, nachdem er vorher die römischkatholische Religion angenommen hatte: als aber dies mißlung, gieng er nach Rom, wozu der Pater Rauch mehr als der Nuncius Archinto beygetragen hat, wie Hr. v. H. in der Vorrede anmerkt. Dort behauptet er auch, Winckelmanns Biographen thäten diesem auf alle Art berühmten Manne einen schlechten Dienst, wenn sie einen grossen Kenner der bildenden Künste aus ihm machen wollen. S. 49 auch etwas von den Mißhelligkeiten des nun verstorbenen Hrn. v. Hagedorn, den er doch an seine Stelle als Galleriedirektor bringen wollte. Vielleicht wär' es dienlich gewesen, wenn er sich hierüber deutlicher erklärt hätte, zumal da ihm auch in unserer Bibliothek ehehin vorgeworfen wurde, er sey ausdrücklich darauf ausgegangen, den Hrn. von Hagedorn bey aller Gelegenheit zu verachten. — 4) G. F. Schmidts Kupferstiche. Ein klassificirtes Verzeichniß derselben. Ein anderes noch genaueres hat man von Hrn. Crayen in Leipzig

zig bald zu erwarten. In der Vorrede ist noch eines und das andere nachgeholt, und dabey gemeldet, daß das Verzeichniß nach der Ordnung, wie sie Schmidt dem Hrn. von H. selbst angegeben, eingerichtet sey. 5) Einige Anmerkungen und Berichtigungen in Kunstsachen. Eigentlich ein Auszug aus dem Schreiben, das der Hr. v. H. im Jahr 1771 an seinen Verleger, Hrn. Krause in Wien, ergehen ließ, und worin er sich gegen die Recensionen in unserer Bibliothek und in andern Journalen, vertheidigte. Was nicht zur Kunst, sondern blos zu dem damaligen Streite gehört, ist weggelassen. Man ist dem Verf. sehr dafür verbunden; und nicht weniger ist zu wünschen, daß seine Vorschläge und Urtheile möchten beherzigt werden. Dem Hrn. v. Murr wird nochmals mehr Ueberlegung, Aufmerksamkeit und Beurtheilung bey seinen Nachrichten, die er mittheilen will, empfohlen; nicht minder Höflichkeit. 6) Anmerkungen über Papillons Geschichte der Formschneiderey. Es wird durch eine zahlreiche Schaar von Beyspielen bewiesen, daß man sich auf dieses Werk wenig oder gar nicht verlassen könne, wenigstens nicht auf dessen ersten Theil; und daß man es in Deutschland viel zu sehr erhoben habe. Eben daher kömmt es, daß auch der Artikel Formschneiderey in der Pariser Encyklopädie nichts taugt; denn Papillon hat ihn gemacht. — S. 111 kömmt eine Litterarnotiz von der im 15ten Jahrhundert öfters gedruckten Historie Eusebii von dem großen König Alexander vor, woraus Zapfs Druckerannalen von Augsburg vermehrt und berichtigt werden können. — 7) Etwas von der Formschneiderey und den Spielkarten. Es sind Supplemente zu dem, was Hr. v. H. in seiner Idée générale d'une collection complette d'Estampes und in seinen ältern Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen davon gelehrt hat. Manches davon hat der Verf. schon im 20sten B. der Neuen Bibl. der schönen Wissenschaften, wo er den 2ten Th. des Murrischen Journals recensirte, beygebracht. — Nach S. 147 haben wir vom Hrn. v. H. eine Ausgabe des Flavius Vegetius zu erwarten. — S. 152 u. ff. steht ein Verzeichniß von 28 Holzschnitten, die des Aufbewahrens werth sind, deren Verfertiger aber Hr. v. H. nicht entdecken konnte. Sehr angenehm ist das S. 161 — 216 mitgetheilte Verzeichniß von Albr. Dürers Holzschnitten. Bey Betrachtung desselben darf man nur nie die vorausgeschickte Erinnerung aus den Gedanken lassen. „Ob wir wohl gewiß überzeugt sind, daß A. Dürer

 selbst

selbst in Holz geschnitten habe: so ist es doch eben so gewiß, daß nicht alles, was wir unter seinem Namen haben, von ihm selbst verfertiget worden. Vieles hat er blos auf die hölzernen Tafeln zwar selbst gezeichnet, aber von andern schneiden lassen; vieles aber ist auch lediglich nach seinen Zeichnungen in Holz geschnitten worden; welches alles schwer zu unterscheiden ist ꝛc.“ Von dem berühmten Triumph Kaisers Maximilian des 1sten weitläuftig S. 193—203. Zufolge eines S. 198 u. f. eingerückten Schreibens des Freyherrn van Swieten, Oberaufsehers der kaiserl. Bibliothek zu Wien, vom J. 1785 sehen wir mit patriotischer Theilnehmung, daß die ganze Sammlung der gefundenen 135 Holzplatten, die gedachten Triumph vorstellen, mit Maximilians eigener Erklärung nach dem Originalmanuscripte, dereinst herauskommen werde. Möchte doch dies bald geschehen! S. 200 wird wieder eine unkritische Uebereilung des Hrn. von Murr gerügt. — 8) Etwas von der Buchdruckerkunst. Dient auch zur Berichtigung dessen, was der Verf. in seinen frühern Büchern darüber mitgetheilt hat. Bey der hier angestellten Untersuchung über den Ursprung der Buchdruckerkunst, und über die ersten Drucke liegt die bekannte Stelle aus der Cölnisch. Chronik beym Jahr 1499 zum Grunde. Also von den ersten Ausgaben des Donats und der lateinischen Bibel. (Wir bemerken dabey nur, was letztere betrifft, daß der Chronikschreiber sagt: Im J. 1450 fieng man an, zu drücken, und war das erste Buch, welches man druckte, die lateinische Bibel. Auf dieses fieng man an, scheint man nicht genau genug geachtet zu haben, und es kömmt uns sehr übereilt vor, wenn so manche Gelehrte deswegen nach einer Bibel vom J. 1450 gesucht haben. Wie konnten sie wohl glauben, daß in der ersten Kindheit der Kunst, ein so großes Werk, wie die Bibel, gleich in dem ersten Jahre fertig werden konnte: vielmehr muß man annehmen und glauben, daß man einige Jahre damit werde zugebracht haben, und daß der im Jahr 1457 fertig gewordene Psalter das im J. 1450 angefangene Werk, oder ein Theil desselben sey. Hr. von H. kömmt S. 235 fast auf dieselbe Vermuthung). Hr. von H. giebt umständlich Rechenschaft von seinen Untersuchungen der ältesten gedruckten Bibel, hauptsächlich von den Exemplarien, die er auf seiner dritten Reise nach Frankreich im J. 1769, gesehen und geprüft hat. Er provocirt dabey oft auf Hrn. Breitkopf, dem er alles, was er abgezeichnet und beobachtet hat,

über-

übergeben, und dabey sehnlichst wünschet, daß der wackere Mann doch endlich einmal mit seiner Buchdruckerkunstgeschichte herausrücken möchte. Welcher Liebhaber der Litteratur, Bibliographie und Kunst wird hier nicht mit einstimmen? Weiter hin werden noch einige Umstände von dem ersten Erfinder der Buchdruckerkunst, Johann Guttenberg, besonders von dessen verschiedenen Namen, vorgetragen. Auch etwas von Coster; und zuletzt Nachricht von einem Buche: Dialogorum, orationum et tractatuum etc. an dessen Ende steht: Bononie a. 1444 editus. Mit Recht wird behauptet, daß dieses Jahr dasjenige sey, in welchem das Manuscript geschrieben worden. 9) Nachrichten von einigen der ersten mit Holzschnitten gezierten, und nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckten Büchern. Hier kommen große Seltenheiten vor. Ob sie gleich hauptsächlich in Rücksicht auf die Holzschnitte beschrieben sind; so findet doch auch der eigentliche Biograph manche schätzbare Notiz und Belehrung; z. B. von verschiedenen Ausgaben des Speculum humanae vitae, einer alten Anweisung zum Schachspiel, des Lebens Jesu Christi, der Geschichte von Troja; von dem raren Holzschnittwerk, welches Vorstellungen aus der Bibel enthält, wovon Hr. v. H. schon in seiner Idée général einige, und Hr. von Murr im 1sten und 3ten Theil seines Journals genauere Nachricht gab. Im 3ten Theil lieferte Hr. von Murr ein Schreiben von Hrn. Enschede in Harlem, diese Holzschnitte betreffend, und Hr. v. H. machte Glossen darüber im 21sten B. der N. Bibl. der schönen Wissensch. S. 39 u. ff. Hier nun wiederholt er sie, mit einigen Zusätzen. Die Fortsetzung von den alten Büchern mit Holzschnitten verspricht Hr. von H. im folgenden Theil seiner Nachrichten vorzulegen. 10) Entwurf einer Kupferstichgeschichte. Von deren deutschen Meistern vom ersten Ursprunge an, nebst dem Fortgange dieser Kunst. So angenehm uns auch die bisherigen Aufsätze sind; so ist dieser doch bey weitem der angenehmste. Der Verf. übergiebt ihn zwar den Liebhabern als einen blossen Entwurf; allein, auch dies ist schon sehr viel, und des wärmsten Dankes würdig. Er selbst sagt ganz recht: „Der Anfang ist hier gemacht, und wenigstens eine Art von System zum Grunde gelegt, wodurch, wenn Kenner und Liebhaber in diesem Gleise fortzugehen und das ihrige beyzutragen belieben wollen, mit der Zeit ein (

gangen ist. Wenn man die Stellen des Sterns für 1786 nach Flamsteed, Mayer, Bradley bestimmt, so wird wahrscheinlich, daß er eigene Bewegung habe. 10) Herr Oberamtm. Schröter in Lilienthal, giebt aus seinen Beobachtungen Bremen, in Zeit, 18 M. 41,8 S. westlicher, als Berlin. Beobachtungen der Trabanten vor der Jupitersscheibe. 15) Herrn Vicar. Wurm in Neckar Thailfingen im Würtenbergischen, Tafeln für den veränderlichen Stern α des Antimus, und astronomische Muthmassungen. 17) Herr Oberamtmann Schröter Flecken auf dem Jupiter mit seinem Herschelischen Teleskope von 4 Fuß, 150fache Vergrößerung. 18) Hr. Pr. Klügel Formel, aus der excentrischen Anomalie die mittlere zu finden. 25) Dess. trigonometr. Formeln zur Untersuchung über die Fortrückung der Sonne und der Sterne, wie sich dadurch Rectascension und Declination ändern. 27) Hr. Diac. Schön in Meffersdorf vermuthet, die Lichtveränderungen des Algol seyen was neues. Er hat sich seit 40 Jahren fleißig mit Betrachtung des Himmels beschäftiget, freylich ohne eigentliche Werkzeuge, und sey mit Sternen dieser Größe zu wohl bekannt gewesen, als daß er nicht diese Aenderung hätte bemerken sollen. Als er 1774 den ersten Jahrgang der Ephemeriden in die Hände bekam, ließ er die 280 da verzeichneten Sterne drey Jahre nacheinander vor seinen Augen durch den Meridian gehen, und glaubt, da müßte er so was bemerkt haben.

M.

J. H. Müllers, F. H. Darmst. Ingenieur-Hauptmanns und Korresp. der K. A. der W. zu Göttingen, Beschreibung seiner neu erfundenen Rechenmaschine, nach ihrer Gestalt, Gebrauch und Nutzen. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Ph. E. Klipstein, F. H. Darmst. Kammerrath und Ehrenmitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin. 50 Seiten gr. 8vo. ohne 12 Seiten Vorrede und 1 Kupfert. Frankfurt und Maynz, 1786. bey Varrentrapp Sohn und Wenner.

Eine kleine, aber ungemein interessante, sehr deutlich geschriebene Schrift, welcher, des rühmlich bekannten Hrn. Kammerraths Klipstein Zeugniß, in Rücksicht auf das Verdienst der eigenen Erfindung des Verfassers sowohl, als in Absicht auf die von der Maschine zu erwartende Vortheile, ein beträchtliches Gewicht giebt. Denn einem Geschäftsmann, wie Hrn. Klipstein, werden doch seine Mitbrüder in Cameralgeschäften, eher trauen, als dem Mathematiker von Profession; und letztere sind ohnehin überzeugt, wie sehr anhaltende, blos praktische Ausführung großer Aufgaben der 4 Rechnungsarten, Körper und Seele ermatten, wenn auch tausendmal $\frac{3}{4}$ der Seele dabey entbehrt werden könnten, insofern ihre Verwendung so theilbar wäre. Freylich würde dadurch mancher Mann von starker Beurtheilungskraft abgehalten, Arbeiten zu übernehmen, die beträchtliche und richtige praktische Berechnungen voraussetzten; und diese geriethen dadurch nur zu oft in die Hände blosser beseelter Rechenmaschinen.

Wer konnte Regenten zumuthen, die wichtigsten Plane, unter ihren Augen prüfen zu lassen, ungeachtet sie oft niemand vorläufig bekannt werden sollten, und doch, entweder Zeit oder Geduld, oder beydes mangelte?

Wie oft wünscht der redliche Cameraliste mit eigenen Augen zu sehen, ob er nicht von Subalternen hintergangen worden seye? und die Weitläuftigkeit schreckt ihn ab. Wie oft wünscht Er weniger Gehülfen als Vertraute nöthig zu haben? und sie waren bisher unentbehrlich.

Schnelligkeit und Gewißheit so vieler durch Progressionsrechnungen auszufertigenden Tabellen, die Zuverlässigkeit der ausgestellten Conti, sind jedem der mancherley Artikel, auch im Kleinen verkauft, höchst vortheilhaft.. Verfertigung und Prüfung der Probabilitätstabellen, bey Tontinen, Wittwen-Societäten, Waisen-, Armen-, Kranken-, Leihehäusern, Schulden-Geschäften, Schatzungsanlagen, Münzberechnungen, Anschlag der Naturalien in Geld — wie mühsam sind diese, durch oft sehr große Multiplicationen und Divisionen, wie unzuverläßig auch beym genauesten und besten Rechner, wenn er sich einmal ermüdet hat? Und doch beruht oft genug auf ihnen der genaue Rechnungsschluß und die innere Rechnungsprobe.

Wel-

Welche Riesenarbeit bleibt, bey allen erfundenen Vortheilen, noch immer die Berechnung mancher, insonderheit der natürlichen oder hyperbolischen Logarithmen? Wie bequem wärs für den Mathematiker, wenn er die Ludolphischen Quadrattafeln in kurzer Zeit zuverlässig machen, die Kubiktafeln eben so weit ausdehnen könnte?

„Müller war so glücklich dies zu finden, was Leibniz „gesucht hat. Nur Schade, daß diese wirklich vorhandene, „noch einzige Maschine, blos Eigenthum des Erfinders — „ihre innere Einrichtung andern unbekannt ist —. bleiben „muß, bis sie Herrn Müller hinreichend bezahlt, und dann „von ihm bekannt gemacht wird." So urtheilt Klipstein, und hat Recht, wenn die Maschine Alle das hier vorausgesetzte leistet. Wir wollen dies kurz beleuchten.

Bequeme, sichere und schnelle Berechnung gewisser Tabellen, brachte den Verf. auf den Gedanken, eine blosse Additionsmaschine zu erfinden. Dies gelang, bracht' ihn mit leichter Mühe auf die Subtraktion, und so war Uebergang aufs Multipliciren und Dividiren sehr gebahnt. Nun fand er ein Mittel, die 4 Rechnungsarten, eben so leicht in benannten und gebrochenen, als in unbenannten und ganzen Zahlen, NB. ohne Reduktion der erstern, auszuführen. Dies war ein beträchtlicher Vorzug, vor der, schon im Jahr 1779 im deutschen Merkur, bekannt gemachten Hahnischen Maschine, welche noch überdies, bisweilen unrichtig rechnen soll. Recensent will das letztere weder bejahen noch verneinen. Doch ists sonderbar, daß Hahn seine Maschine, keiner Akademie zur Prüfung vorlegte, wie Müller that, (Götting. gel. Anz. 120stes St. 1784.) ungeachtet es ihm, nach seinem eigenen Geständniß (deutsch. Merkur 1779) Ihro Majestät der Kaiser, bey seiner Reise durch Stuttgard angerathen haben soll. Auch die Müllerische Maschine würde die nehmlichen Fehler begangen haben, wenn Er nicht durch Verbesserungen sorgfältig vorgebogen, eine eigene Werkstätte angelegt, Uhrmachergesellen zu sich genommen, und Alles unter seinen Augen hätte vollenden lassen. Freylich ist, ohne Zeichnung, an keine vollständig deutliche Beschreibung zu denken. Also davon nur was sich begreiflich sagen läßt, und dann von ihrer Anwendung, Sicherheit, Vortheilen und noch zu hoffenden Vervollkommnung.

Ein rundes Gehäuse, von vergoldetem Messing, im Ganzen 12 Pariser Zoll im Diameter, und 5½ Zoll hoch, enthält, in seinem obern um den Mittelpunkt beweglichen Deckel, in zween Kreisen, zwo Reihen emaillirte Zahlenscheiben, deren jede, um ihren eigenen Mittelpunkt, vor- und rückwärts, gedreht werden kann. Auf jeder befinden sich 10 Ziffern, von 0 — 9. Auf der äußern Reihe stehen die nämlichen Ziffern doppelt, schwarz die größere, roth die kleinere Reihe. Die innere und äußere Reihe besteht aus 14 dergleichen kleinern Scheiben, und eben so viele sind auf dem Rand der unbeweglichen Seitenwand der ganzen Maschine angebracht, jede, auf ihrem breiten emaillirten Rande, mit den nämlichen Zahlen bezeichnet. Jede einzelne Zahl präsentirt sich in der Mitte einer Oeffnung, über jeder Scheibe. Die äußerste Reihe der Scheiben kann nur durch ihre Knöpfe, die beyden innern aber, sowohl durch diese, als durchs innere Triebwerk der Maschine bewegt werden, wodurch die Resultate der Rechnungen, in den eben bemerkten Oeffnungen erscheinen. Da jede Reihe 14 Scheiben hat, so lassen sich auch, durch jede, nahe gegen 100 Billionen ausdrücken. Der mittlere Theil des Deckels ist, mit einem, im Centrum zur Multiplication und Division angebrachten Zeiger, unbeweglich. Bey diesen Rechnungsarten wird der Rest des Deckels durch einen, an der äußersten Peripherie angebrachten Knopf herumgedreht; beym Addiren und Subtrahiren aber, nur die, durchs Centrum ins Innere wirkende Kurbel bewegt. Zum Rechnen mit benannten Zahlen, finden sich, im Deckel des Futterals noch 15 besondere Zahlenscheiben, mit kleinen helfenbeinernen Täfelchen, die sich nach Bedürfen, statt der gewöhnlichen sechs ersten, leicht einsetzen lassen.

So viel von der Einrichtung, wo wir S. 8 in der Anmerkung mehr Deutlichkeit des Ausdrucks wünschten, da wenige gleich verstehen werden, was der Verfasser mit seinem Globen will, und er sich vielleicht besser durch: Befestigung ausgedruckt hätte.

Durch diese Vorrichtung lassen sich die 4 Rechnungsarten in unbenannten Zahlen, mit ausnehmender Leichtigkeit, ganz mechanisch ausführen. Aber auch die gewöhnlichen genannten Zahlen, Brüche (die sich unter den Nenner 12 bringen lassen) sowohl gemeine als decimal, duodecimal und sexagesimal Brüche, folglich auch, durch Hülfe der letztern, alle

mög-

mögliche gebrochene Zahlen, Regel de tri mit ihren Anwendungen, Wurzel ausziehen, arithmetische Progressionen, und sogar größere Zahlen, als die Maschine enthalten kann, können sehr vortheilhaft und sicher behandelt, vorzüglich die Regel de tri in gewöhnlichen Zahlen, ohne einen Federstrich aufgelößt werden. Für die Sicherheit oder vielmehr Richtigkeit der durch die Maschine vorgenommenen Berechnungen, ist, bey ihrer Einrichtung in einem vorzüglichen Grad gesorgt. S. 27. Sie trügt nicht, und man kann nicht leicht ein Versehen machen. Bey der Hahnischen muß die Kurbel sehr langsam bewegt, alle Fehler durchs Auge beobachtet werden — und dies hält schwer, vorzüglich da die am unbeweglichen Rand des untern Theils stehenden Zifern, durch kleine hervorgezogene Stiftchen bemerkt werden müssen (S. 33. Anm.). Die Müllerische zeigt, jedes in den 4 Rechnungsarten begangene Versehen, durch den Klang eines, in der Maschine befindlichen Glöckchens an. (S. 28.) Fünf- ja achtmal läßt sich die Kurbel, in 4 Sekunden, ohne Schaden herum drehen — und doch stehen alle einzelne Scheiben, ungeachtet des erhaltenen Schwungs, durch eine besondere Vorrichtung, sobald mans verlangt, auch bey der schnellsten Arbeit, plötzlich stille. (S. 30 u. 31.) Wollte man aber, eine noch schnellere, schädliche, oder der Richtigkeit nachtheilige Bewegung erzwingen, so steht die Kurbel unbeweglich stille, und warnt dadurch, ohne Schaden der Maschine, vor Uebertreibung. Für die Dauerhaftigkeit wurde, so sehr als irgend bey einer guten Uhr gesorgt (S. 47), sollte aber doch etwas durch häufigen Gebrauch brechen, so versichert der Verfasser, daß es auch durch einen mittelmäßigen Arbeiter leicht werde zu verbessern seyn. (S. 34 und 35.)

Merkwürdig sind die (S. 35 — 47) damit in Gegenwart der Fürstl. Darmst. Kammerräthe Klipstein und Hermann angestellten Versuche, vermöge welcher einer der fertigsten Rechner, Rechnungsjustifikator Mertzer zu 105 Aufgaben 4 Stunden 32 Min. und 49 Sekunden brauchte, welche durch die Maschine in 2 St. 50 Min. 25 Sek. berechnet, folglich 1 St. 42 Min. und 24 Sek. gewonnen wurden. Bringt man vollends unvermeidliche Ermüdung und andere Umstände beym gewöhnlichen Rechnen in Anschlag, so ists freylich sehr wahrscheinlich was der Verfasser S. 45 versichert:

„Daß

„Daß einer, der viel und weitläuftige Rechnungen aus„zuführen hat, mit der Maschine in zween Tagen mehr, „als ohne sie, in einer Woche arbeiten werde."

Niemand wird läugnen, daß in kleinen Aufgaben der durch sie erhaltene Vortheil o oder gar minus sey. Aber im Großen ist er desto beträchtlicher, und dafür will man ja auch nur Erleichterung.

Der Preis — dürfte zwar, nach S. 47 nicht so wohlfeil als eine gewöhnliche Repetiruhr, aber doch wohlfeil genug werden, daß sie sich jeder bemittelte Mann, zu häufigen Rechnungen gern anschaffen würde, denn von Kanzleyen, Handlungscomtoirs und dergleichen versteht sichs wohl von selbst.

Ueberdies verspricht der Erfinder, sobald ihm diese erste Erfindung abgekauft seyn werde, eine noch ungleich vollkommenere Maschine verfertigen zu lassen, welche während dem Rechnen, die gefundenen Zahlen und Zwischenlinien auf untergelegtes Papier druckt, ohne daß man Lettern setzen, oder Ballen schwärzen müßte, da die Maschine dies Alles verrichtet. Ja er behauptet, auf diese Art, eine arithmetische Reihe von 60 benannten oder ungenannten Zahlen, von viel oder wenig Zifern, durch einen gemeinen Taglöhner, in einer Minute berechnen und zu Papier bringen zu können (S. 49), folglich mit dem 20sten Theil der sonst erforderlichen Zeit und der 50ste Theil der Unkosten, wobey alle Druckfehler unmöglich werden. Wir wünschen ihm hierzu bald großmüthige Gönner, welche ihn in Stand setzen, seine schöne Erfindung öffentlich bekannt zu machen.

Recensent hat die Maschine gesehen, und in Absicht auf die beschriebenen Wirkungen selbst geprüft, und kann versichern, daß nicht das Mindeste zu viel, eher zu wenig davon gesagt worden.

Bn.

A. S.

A. G. Kästners Fortsetzung der Rechenkunst in Anwendungen auf mancherley Geschäffte. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhöck. 1786. 1 Alph. 14 Bog. in 8.

Diese für die gründliche Rechenkunst sehr wichtige Schrift steht in Verbindung mit den Anfangsgründen der Arithmetik in dem ersten Theile der mathematischen Anfangsgründe, so daß auch die Capitel fortgezählt werden. Das 7te und 8te Capitel, welche das gegenwärtige Buch anfangen, enthalten Zusätze zu dem 5ten und 6ten der arithmetischen Anfangsgründe, unter andern über die Kettenregel, die arithmetischen und geometrischen Reihen, die Logarithmen und deren Gebrauch. Das 9te Kap. handelt von der Zinsrechnung, der einfachen und zusammengesetzten; das 10te trägt die kaufmännischen Rechnungen ausführlich vor; das 11te enthält die Vermischungsrechnungen; das 12te die Rechnungen zum Münzwesen; das 13te verschiedne einzelne arithmetische Untersuchungen, als von der Regula Falsi, von unbestimmten Fragen, die durch beygefügte Umstände bestimmt werden, von Zerfällungen in Factoren und von Primzahlen, nebst etwas von Rechenmaschinen. Außer den mathematischen Lehren kommen viele angenehme literarische Nachrichten vor. Wir wollen von dem vorher allgemein angegebenen Inhalte einiges auszeichnen.

Wer den Kaufleuten die Kettenregel zuerst bekannt gemacht habe, sagt der Verf. habe er zwar nicht genau untersucht, doch werde Graumann als der Erfinder derselben angesehen, nämlich insofern, daß er die den Mathematikern schon längst bekannt gewesene Zusammensetzung der Verhältnisse auf kaufmännische Rechnungen angewandt hat. Die Schrift von de Rees, allgemeine Regel der Rechenkunst, worin er über die Stellung der Zahlen bey der Kettenregel Anleitung giebt, war zu ihrer Zeit ein sehr berühmtes Buch, ungeachtet seine Vorbereitungserklärungen, von Verhältnissen sehr weitläuftig, verworren und mangelhaft sind, auch leicht verleiten können, unrichtige Proportionen zu machen. (Viele haben es lieber, daß man ihnen eine Menge einzelner Beyspiele vorrechnet, als daß sie allgemeine Begriffe und Sätze fassen sollen.) Hr. Kästner macht die Vergleichung der Größen durch vollständige Proportionen; in der Praxis

 ist

ist es aber doch bequemer, wenn Münzen und Maaßen mit einander zu vergleichen sind, und auch in andern Fällen, die Zahlen in zwey Columnen neben einander zu stellen. Man kann dabey denjenigen, welchen die Zusammensetzung der Verhältnisse zu schwer fällt, zeigen, daß das Verfahren nach der Kettenregel nichts anders ist als eine successive Verwandlung einer Münzsorte oder eines Maaßes in ein anderes, etwa so, wie es §. 4. S. 29. angegeben worden, überhaupt eine Substitution einer Art von Größen für eine andere. In dem Abschnitte von einigen logarithmischen Tafeln kommen Zusätze zu dem vor, was in des Verf. astronom. Abhandl. II. Samml. von diesen Tafeln gesagt worden. (Die Bemerkung, daß man bey den Sherwinschen Tafeln sich in Acht zu nehmen habe, wenn die dritte Decimalziffer sich ändert, wird für manchen nicht überflüßig seyn. In Callet Ausgabe der Sherwinschen Tafeln, Paris 1783. ist die Einrichtung so gemacht, daß man jene Aufmerksamkeit nicht nöthig hat. In den Sherwinschen Tafeln wird der Grund der wirklich etwas unbequemen Einrichtung seyn, daß 1000 Logarithmen immer gerade zwey Seiten ausfüllen sollten.) Von Byrgii Logarithmen eine umständliche Nachricht, die dem Literator sehr willkommen seyn wird. Hr. K. besitzt ein Werkchen von 7½ Bogen in Quart mit folgendem Titel: Arithmetische vnd Geometrische Progreß Tabulen, sambt gründlichen vnterricht, wie solche nützlich in allerley Rechnungen zu gebrauchen vnd verstanden werden soll. Gedruckt, In der Alten Stadt Prag, bey Paul Sessen, der Löblichen Universitet Buchdrucker, Im Jahr 1620. Diese Tafeln enthalten einen logarithmischen Canon, in welchem die Logarithmen in arithmetischer Progression, 0; 10; 20; 30 u. s. w. fortgehen. Die geometrische Reihe hat zum ersten Gliede 100 Millionen, zum zweyten 100010000, zu letzten 1000 Mill. (oder wegen des Logar. 10 zum Zehnten.) Zu diesem letzten Gliede ist die Zahl 230270022 geordnet, wo der Circellus über die Null in der vierten Stelle die Stelle der Einen andeutet. Hr. K. zeigt durch verschiedne Proben, daß die Zahlen der arithmetischen Reihe als Logarithmen zu den Zahlen der andern gehören. (Dazu kann man noch fügen, daß in einer geometrischen Reihe, deren erstes Glied 100 Mill. das zehnte 100010000, das letzte 100 Mill. beträgt, die Stelle des letzten wirklich 230270,022 ist. Es weicht also das Byrgische

sche System wenig von dem natürlichen ab, als in welchem Log. 10=2,302585 ... ist.) Der Text zu diesen Tafeln besteht nur aus wenigen Zeilen. Das Kapitel von den kaufmännischen Rechnungen enthält ziemlich viel Buchstabenrechnung, um die Rechnungen in ihrer Allgemeinheit darzustellen. Vielleicht ist dieses kaum nöthig, weil die kaufmännischen Rechnungen unter allen die leichtesten sind, wobey es nur auf Vertauschungen einer Art von Größen für eine andere Art ankömmt, daher es wohl mehrentheils genug ist, das Verfahren in den verschiedenen Fällen durch einige Exempel zu lehren; und zwar nach dem gewöhnlichen Ansatze der Kettenregel, die bey dieser Art von Rechnungen sehr bequem ist, da immer die zu vertauschenden Größen, nach der Menge, die von jeder genommen werden muß, neben einander gestellt werden. Inzwischen wird eine allgemeinere Abhandlung der kaufmännischen Rechnungen einiges immer in grösseres Licht setzen, und dem Rechner überhaupt mehr Festigkeit geben. Hr. Kästner bemerkt S. 205. daß von Clausberg die Wörter Rabatt und Disconto gleichgültig gebrauchte, daß aber Reimer in der Anweis. zur Rechenk. (Hamburg 1776.) sagt, Disconto werde von 100 gerechnet, Rabatt auf 100, und unter Disconto den Abzug für baare Zahlung verstehe. Wenn Disconto diese Bedeutung habe, so sey nicht recht deutlich, wodurch es sich von dem Waarenrabatte unterscheide? Da mit diesen Worten auf diese Art, nicht ein völlig bestimmter Begriff von den Schriftstellern verbunden wird, so hat sich Rec. bey einem einsichtsvollen handlungsverständigen Manne diesfalls Raths erhohlt, welcher so gefällig war, darüber folgende Auskunft zu geben:

„Rabbat und Disconto ist nach der mir bekannt gewor-„denen Handlungspraxis folgendermaßen zu unterscheiden:

1) „Disconto, welches seinen Namen von Wechsel „discontiren, das heißt, Wechselbriefe vor ihrer Verfallzeit „gegen Abzug der Zinsen im voraus bezahlen, wird von 100 „Rthlr. gerechnet, wie aus folgendem Beyspiel deutlich wird. „A. hat einen Wechselbrief von 1000 Rthlr. auf B. vom 14. „Sept. 3 Monath dato

„B. darf ihn also erst den 14. Decbr. bezahlen.

„A. braucht Geld und gehet an diesem Tage zu C. und fragt, „ob er diesen Wechsel ihm heute vorausbezahlen wolle.

„C. acceptiret ihn mit der Bedingung, daß er 6 p. C. pro anno

„Zinsen sich discontiren lassen müsse, und nun erhält
„A. baar — 995 Rthlr. —
„und rechnet an Disconto von 1000 Rthlr. 6 p. C.
„p. 1 Monath — 5 Rthlr. —

2) „Rabbat, ist theils auf einigen Handelsplätzen beym „Verkauf gewisser Waaren, nicht als ein Abzug oder Benefice „für den Käufer, sondern als eine Local Usance eingeführet, „wie unter andern aus dem Hamburger Preiß-Courant „der Waaren in Partheyen, zu ersehen ist, und da wird „es so genommen. Der Käufer bezahlt, wenn er 4⅞ p. C. Rab„bat genießet, 104⅞ Rthlr. mit 100 Rthlr.

„Hier in Berlin oder auf den Frankfurter Messen, auch „wohl auf mehrerern Handelsplätzen giebt der Verkäufer, um „von seinem Käufer baar Geld zu erhalten, 1, 2. oder mehrere „pro Cent Rabbat, da man es aber ordinair von 100 Rthlr. „rechnet, als

„B. soll an A. — — 400 Rthlr. bezahlen, „worauf ihm aber an Rabbat 2 p. C. zu gut kommen soll und „heißet es denn,
„ab Rabbat 2 p. C. — 8 Rthlr.
„folglich bezahlet B. nur — — 392 Rthlr.

3) „Sconto, ist eine nur noch bey den Italienern gang„bare Benennung, worunter sie aber den, bey dem nächst „vorstehenden Beyspiel nachgewiesenen hier usuellen Rabbat „von 100 Rthlr. verstehen.

„Beyläufig bemerke ich noch, daß wenn z. E. Waaren„lager im Ganzen oder an einen andern, Cessionis oder „Verkaufsmodo zugeschlagen worden, dabey gemeiniglich (um „dem Uebernehmer der Waaren für einigen darunter befindli„chen Ausschuß eine Vergütigung zu geben) Rabbat vor„kömmt, es in solchen Fällen zwischen beyden Interessenten „vorher ausgemacht werden muß, ob der Rabbat

„von, oder, } 100 Rthlr.
„auf — }

„genommen werden soll, sonst es wohl am Ende Disputen „darüber geben könnten."

Das Capitel von den Vermischungsrechnungen enthält zuerst eine Aufgabe, über eine Vermischung von Wasser und Wein, welche einer wichtigern Frage über die Vermischung

der

der Nahrungsmittel in unserm Körper zur Vorbereitung dient. Die Auflösung erfordert die Analysis des Unendlichen. Wenn das Gewicht des Körpers 160 Pf. beträgt, und täglich 4 Pf. abgehen und wieder ersetzt werden, so sind von den 160 Pf. die zu einer gewissen Zeit vorhanden waren, nach einem Jahre nur 0,017 Pf. übrig. (Die festen Theile können aber nicht so leicht wie die flüßigen sich verändern. Man müßte diese Untersuchung wohl auf das Blut eigentlich einschränken.) Weiter, wie aus drey Mischungen, deren jede drey Materien in gegebenem Verhältnisse enthält, eine vierte gemacht wird, in welcher auch die Verhältnisse der Materien gegeben ist, oder man hat von jeder der drey Mischungen ein gewisses Gewicht, und will aus ihnen die vierte von eben dem Gewichte machen; wie viel man von jeder zu nehmen habe. Von der Alligationsregel für Mischungen von Silber; auch gelegentlich die Etymologie dieses Ausdrucks aus Stifels Arithmetik. Die Rechnungen über Salzwasser sind lehrreich. Die übrigen Capitel enthalten noch manche Materien, welche wir übergehen müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden.

L.

---

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Von ächter hermetischer Arzney an Herrn Leopold Baron Hirschen in Dresden, wider falsche Maurer und Rosenkreuzer. 1786. 84 Seiten in Octav. Leipzig, bey Beer.

Am Ende dieser in Form eines Sendschreibens abgefaßten Schrift, nennet sich Hr. D. J. S. Semler, zu Halle. Betrübt ist es in allem Betracht, daß ein sonst so aufgeklärter Theologe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich hinreissen läßt, den Hang zum Wunderglauben auszubreiten. Was Lavater durch Anhänglichkeit an Mesmerischen Unsinn thut, eben das und beynahe noch weit mehr thut Herr D. Semler. Er vertheidigt die Alchymie, eine eingebildete Kunst, die auf keinem andern Grunde, als auf Nachbetereyen der Schwärmer jedes Jahrhunderts beruhet, die auf schwül-

stige Redensarten und verworrene Begriffe gebauet, deren Ungrund der wackere Wiegleb so gründlich erwiesen. — Daß ein Mann, wie Hr. D. Semler, der sonst so viel Gelehrsamkeit hat, der aber in den ersten Gründen der Chymie ganz unerfahren ist, und also billig darüber nicht urtheilen sollte, solchen Phantasien das Wort rede, übersteigt alle Erwartung. Besonders zeigt er sich in dieser Schrift als ein Rüstzeug zur Vertheidigung des Hirschenschen sogenannten Luftsalzwassers; er nennt es hermetische Arzney, gebenedeyetes Wasser, Universalmedicin, lebendig Gold, liquorosischer Saft, unctuöse Feuchtigkeit, choatisches Wasser u. s. w. und versichert zu beweisen, daß diese Arzney schon über 300 Jahre lang von einigen Besitzern des Geheimnisses immerfort bearbeitet und fortgepflanzet werde. So lange es in dieser (flüßigen) Gestalt sich befinde, seye es Arzeney und die Vorarbeit, durch die Nacharbeit werde ein hartes zerbrechliches gleichsam Glas- oder Gummiähnliches Produkt (ist denn etwa das nun vom Hrn. Baron Hirschen fabrizirte Luftsalz in dieser Gestalt?) hervor gebracht, in dieser harten Gestalt heiße es *Lapis* zur Gesundheit des Menschen, würde aber solches mit Gold oder Silber fermentiret, denn würde es Tinctura auri, argenti, und könne in dieser fixen Gestalt von keinem Menschen genommen oder gebraucht werden, daher sey es auch begreiflich, daß sich Beuther damit ums Leben bringen können — auch ohne Zuthat eines edlen Metalles soll dieser Liquor ein Aurum potabile, eine Universal-Arzeney abgeben, weil lebendiges Gold darinnen verborgen!! Das Luftsalzwasser sey eben das, was die Gesellschaft des Isaacus Hollandus weißes und rothes Paradieswasser genennet. Was der Hr. D. S. dem Herrn Baron nicht alles für Complimente auf Kosten des gesunden Menschenverstandes macht!!! Der Hr. D. will ferner die ehrliche alte Abstammung dieses so wohlthätigen gemeinnützigen Produkts durch seine Schrift unsern Zeitgenossen vorlegen, und sowohl den unzähligen Ignoranten und Laboranten, als auch den allzeit fertigen Spöttern eine ausgemachte unleugbare historische Wahrheit entgegen stellen, und ihnen etwas mehr billiges Nachdenken, um des gemeinen Nutzens willen empfehlen. Welches ist dann nun der gemeine Nutzen? Etwa das ein und der andere, der sich durch diese Nachrichten täuschen läßt, dasjenige dem Hrn. Baron mit 1

Duca-

Ducaten bezahlet, was er in jeder Apotheke für ein paar Groschen haben kann?

Ebendaselbst. Ueber ächte hermetische Arzney. 2tes Stück. 1786. Zur Vertheidigung des Luftsalzwassers wider die Anzeige in der Stettinischen Zeitung und in der Berlinischen Monathsschrift, April. Von Dr. Joh. Sal. Semler. In fortlaufender Seitenzahl von 87—195. in 8.

Der erstere Theil dieses Stücks ist wider die Untersuchungen des Hrn. Hofapothekers Meyers gerichtet. Hr. S. scheint schon, gegen diesen Mann deswegen eingenommen zu seyn, weil derselbe ein Apotheker ist, und zu glauben, daß dieser die Untersuchung deshalb vorgenommen, weil ihm dadurch in seiner Nahrung Abbruch geschehen möchte! S. 112. 118. u. m. O. ist dieses sehr deutlich zu ersehen. Das Publikum kennt indessen den würdigen Herrn M. gewiß besser. Unternahmen dann nicht zu gleicher Zeit mehrere Männer die Untersuchung? und ist es nicht Pflicht für Jeden, Vorurtheilen und Schwärmereyen so viel an ihm ist, entgegen zu arbeiten? — Denn so hat Hr. S. einmal den unrichtigen Begriff von der mangelhaft seynsollenden Scheidung der Körper durch die gemeine Chymie (wie er sie nennt) angenommen, vermöge diesen ist nun die Meyerische Untersuchung unvollkommen, weil durch die Scheidung nicht alle Bestandtheile erhalten würden, sondern der wirksamere Theil verlohren gienge, auch nähme der Hr. v. H. gewiß nicht die angegebenen Salze zu seinem Luftsalzwasser, ob sie gleich zum Vorschein kämen, wenn eine gewaltsame Zerstöhrung damit vorgenommen würde. — Fast weiß man nicht was man sagen soll, wenn ein sonst so gelehrter Mann seine Unwissenheit in der Chymie so arg verräth, und doch so entscheidend spricht.

Ein ganz besonderer Vergleich befindet sich S. 120. „Wer so gar niedlich und delicat seyn will, muß wohl nicht daran denken, daß alle Nutrition zugleich Excremente schafft und absondert; die hat er also auch schon mit gegessen und getrunken! (welch ein lächerlicher Gedanke, die Wirkung eines organisirten Körpers, einer Maschine mit einer chemischen Zusammensetzung zu vergleichen!) Für einen Chemiker müßte

 der

der erhabene Artikel von folatio viel zu wichtig und heilig seyn u. s. w." — Auf die Aeußerung des Hrn. Meyers „vom Obercollegio medico ist meines Wissens dieses Luftsalz„wasser nicht gebilligt worden, und dann sollte sich auch nie„mand damit abgeben, es zu verkaufen," antwortet Hr. S. neben mehrern ungleichen Rückäußerungen, folgendes: S. 123. „Eigene Gesundheit ist das allerhöchste Gut; das „schafft sich jeder wie er kann; wenn er sich irret, wird er „gewiß es ferner bleiben lassen, und hat keiner Warnung und „keines öffentlichen Befehls nöthig." Ey! ey! Hr. D. so soll also derjenige, der Quacksalbereyen braucht und nicht im Stande ist, solche zu beurtheilen, durch eigenen Schaden klug werden? Rec. dächte doch, daß jedes Orts Obrigkeit und vorzüglich ein Collegium medicum über die Verstattung des Verkaufs derley Arzneyen auch ein Wort zu sagen hätte! da Ihrer eigenen Bemerkung S. 121. zufolge, doch keiner im Staat, ein Arzt, Physikus oder Apotheker seyn darf, wenn er nicht vorher vom Collegio medico approbiret werden! Vielleicht klingt das Wort Quacksalberey zu hart, womit ist aber ein Ding wie dieses, das noch darzu für Universalarzney ausgegeben wird, zu belegen? und wie kann sich nur ein vernünftiger Mann einen Gedanken an Universalarzney einfallen lassen!

Der 2te Theil dieser Schrift ist eine Antwort wider einen Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift April 1786. Schon lange, sagt Hr. S. studiere ich die Natur für mich. Ehe ich den Baron von Hirschen kannte, hatte ich Experimente über Ausdünstung mancher Mineralien, die sich im Silber auffangen und zwar ohne Feuer und Kohlen, gemacht; ich betrachtete eine geheime Wirkung oder Ausströmung! Das ist fast zu armseelig! Freylich kann man es ihm nicht wehren, diese Beobachtungen zu beschreiben, und sie eine geheime bisher unerklärbare Kraft, Exhalatio, Magnet oder katholischer ausströhmender Dunst, zu nennen? Er brauche weder Kohlen noch Ofen, noch Vorlagen; habe also eine eigene Chymie für sich. — Nun noch eine eigene Erklärung des Hr. D. S. 152. „ich brauche die gemeine Chymie gar nicht zu der chymischen Untersuchung dieses chymischen Produkts. (Dieses wird ein jeder Scheidekünstler gern glauben.) Wüßte der Hr. D. nur die Anfangsgründe der Chymie, so würde er sicherlich nicht solche

aus

aus der Luft gegriffene Räsonnements niederschreiben) die ganze äußere Chymie ist ganz und gar unentbehrlich zu diesem Produkte, in Absicht der ersten Periode, bis es alle seine Erhöhungen erhalten hat, (also wird das Luftsalzwasser durch die gemeine Chymie zusammengesetzt?) Von nun an aber ist diese gewöhnliche Chymie ganz und gar zu Ende. Wenn nun aber gleichwohl Chymiker über dieses zur Vollkommenheit gediehene Produkt mit ihrer chymischen Operation sich ferner hermachen, so zerstöhren sie es, und bringen körperliches ganz schlechtes Salz hervor, das seine würksame Natur als voriger Liquor oder hermetisches Produkt nun wieder verlohren hat. „Freylich verliehrt nun das Produkt seine vorige Gestalt, wenn es in seine Bestandtheile zerlegt wird. Daß aber durch diese Behandlung andere Dinge, als die Bestandtheile hervorgebracht würden, sind — Träumereyen der Unwissenden.

Ebendaselbst. Von ächter hermetischer Arzney — Antwort auf Herrn Karstens Abhandlung. — Drittes Stück. 1786. in Oktav, in fortlaufender Seitenzahl von 197 bis 384. nebst einer 1 und ½ Bogen langen Zuschrift an unpartheyische Leser.

Da der verdiente Hr. Hofrath Karsten auch einer von denen gewesen, die das Luftsalzwasser des Baron Hirschen chymisch untersucht haben, so sucht Hr. S. auch dessen Resultate zu widerlegen. Mit einer grenzenlosen Dreustigkeit behauptet Hr. S. vermöge seiner vermeynten hermetischen Weisheit, die er durch nichts verificirt, und alchymistischen wirklich etwas verworrenen Belesenheit, welche er historische Zeugnisse nennt, nicht allein die Möglichkeit der Goldmacherey, sondern er versichert sogar durch selbst gemachte Experimente so weit gekommen zu seyn, daß er die Erzeugung des Goldes aus dem daseyenden allgemeinen Stoffe würklich alle Tage vor Augen haben könne, und dieser Stoff zum Golde sey überall auf und über der weiten Erde, eben so zu haben, als er sich unter der Erde immerfort zu Golde mache. — Sollte man bey Lesung solches wunderlichen Zeuges nicht fast gezwungen werden zu glauben: es könne

der erhabene Artikel von folatio viel zu wichtig und heilig seyn u. s. w." — Auf die Aeußerung des Hrn. Meyers „vom Obercollegio medico ist meines Wissens dieses Luftsalz„wasser nicht gebilligt worden, und dann sollte sich auch nie„mand damit abgeben, es zu verkaufen," antwortet Hr. S. neben mehrern ungleichen Rückäußerungen, folgendes: S. 123. „Eigene Gesundheit ist das allerhöchste Gut; das „schäfft sich jeder wie er kann; wenn er sich irret, wird er „gewiß es ferner bleiben lassen, und hat keiner Warnung und „keines öffentlichen Befehls nöthig." Ey! ey! Hr. D. so soll also derjenige, der Quacksalbereyen braucht und nicht im Stande ist, solche zu beurtheilen, durch eigenen Schaden klug werden? Rec. dächte doch, daß jedes Orts Obrigkeit und vorzüglich ein Collegium medicum über die Verstattung des Verkaufs derley Arzneyen auch ein Wort zu sagen hätte! da Ihrer eigenen Bemerkung S. 121. zufolge, doch keiner im Staat, ein Arzt, Physikus oder Apotheker seyn darf, wenn er nicht vorher vom Collegio medico approbiret worden! Vielleicht klingt das Wort Quacksalberey zu hart, womit ist aber ein Ding wie dieses, das noch darzu für Universalarzney ausgegeben wird, zu belegen? und wie kann sich nur ein vernünftiger Mann einen Gedanken an Universalarzney einfallen lassen!

Der 2te Theil dieser Schrift ist eine Antwort wider einen Aufsatz in der Berlinischen Monatsschrift April 1786. Schon lange, sagt Hr. S. studirte ich die Natur für mich. Ehe ich den Baron von Hirschen kannte, hatte ich Experimente über Ausdünstung mancher Mineralien, die sich im Silber auffangen und zwar ohne Feuer und Kohlen, gemacht; ich betrachtete eine geheime Wirkung oder Ausströmung! Das ist fast zu armseelig! Freylich kann man es ihm nicht wehren, diese Beobachtungen zu beschreiben, und sie eine geheime bisher unerklärbare Kraft, Exhalatio, Magnet oder katholischer ausströhmender Dunst, zu nennen? Er brauche weder Kohlen noch Ofen, noch Vorlagen; habe also eine eigene Chymie für sich. — Nun noch eine eigene Erklärung des Hr. D. S. 152. „ich brauche die gemeine Chymie gar nicht zu der chymischen Untersuchung dieses chymischen Produkts. (Dieses wird ein jeder Scheidekünstler gern glauben.) Wüßte der Hr. D. nur die Anfangsgründe der Chymie, so würde er sicherlich nicht solche

aus

aus der Luft gegriffene Räsonnements niederschreiben) die ganze äußere Chymie ist ganz und gar unentbehrlich zu diesem Produkte, in Absicht der ersten Periode, bis es alle seine Erhöhungen erhalten hat, (also wird das Luftsalzwasser durch die gemeine Chymie zusammengesetzt?) Von nun an aber ist diese gewöhnliche Chymie ganz und gar zu Ende. Wenn nun aber gleichwohl Chymiker über dieses zur Vollkommenheit gediehene Produkt mit ihrer chymischen Operation sich ferner hermachen, so zerstöhren sie es, und bringen körperliches ganz schlechtes Salz hervor, das seine würksame Natur als voriger Liquor oder hermetisches Produkt nun wieder verlohren hat. „Freylich verliehrt nun das Produkt seine vorige Gestalt, wenn es in seine Bestandtheile zerlegt wird. Daß aber durch diese Behandlung andere Dinge, als die Bestandtheile hervorgebracht würden, sind — Träumereyen der Unwissenden.

Ebendaselbst. Von ächter hermetischer Arzney — Antwort auf Herrn Karstens Abhandlung. — Drittes Stück. 1786. in Oktav, in fortlaufender Seitenzahl von 197 bis 384. nebst einer 1 und ½ Bogen langen Zuschrift an unpartheyische Leser.

Da der verdiente Hr. Hofrath Karsten auch einer von denen gewesen, die das Luftsalzwasser des Baron Hirschen chymisch untersucht haben, so sucht Hr. S. auch dessen Resultate zu widerlegen. Mit einer grenzenlosen Dreustigkeit behauptet Hr. S. vermöge seiner vermeynten hermetischen Weisheit, die er durch nichts verificirt, und alchymistischen wirklich etwas verworrenen Belesenheit, welche er historische Zeugnisse nennt, nicht allein die Möglichkeit der Goldmacherey, sondern er versichert sogar durch selbst gemachte Experimente so weit gekommen zu seyn, daß er die Erzeugung des Goldes aus dem daseyenden allgemeinen Stoffe würklich alle Tage vor Augen haben könne, und dieser Stoff zum Golde sey überall auf und über der weiten Erde, eben so zu haben, als er sich unter der Erde immerfort zu Golde mache. — Sollte man bey Lesung solches wunderlichen Zeuges nicht fast gezwungen werden zu glauben: es könne

 nicht

nicht der gelehrte D. Semler, der Mann, der sonst so viel Verstand und Gelehrsamkeit zeigt, sich so vergehen; sondern es habe ein anderer ihm eine so seltsame Schrift untergeschoben. Seine Erklärung: „die Alchymie (welche er die stille Chymie nennt) nimmt nicht die schon daseyenden Corpora, und zerlegt und mischt sie nach dem Buche oder nach Belieben — sie hat es geradezu erst damit zu thun, was nicht Corpus ist, was actu primo erst ist, das beobachtet, das erwartet sie.“ — Wer kann sich bey solchem Geschwätz des Lachens enthalten? Wie kann ein Mann, welcher die Bestandtheile der Körper nicht einmal kennt, die doch den Sinnen begreiflich und den Augen sichtbar sind, auf das Subtile, und auf die Uranfänge zurückgehen? — Daher dann die chimärischen und wirklich lächerlichen Resultate! Freylich sehen die Herren dieser Art, nach Art derjenigen, welche Gespenster glauben, immer etwas, was andere vernünftige Männer nicht sehen, weil — nichts zu sehen ist — Daher sieht Hr. D. Semler im Hirschenschen Luftsalzwasser Gold und Silber entstehen; (S. 240.) er nur konnte die innere veranlaßten succesiven Veränderungen des Liquors (S. 241.) beobachten — ihm nur war es vorbehalten „die vielen Kügelchen oder Bläschen, einer bisher gar nicht entwickelt gewesenen, gleichsam geistigen Erde, gewahr zu werden, — die so eben hervorbrechenden Spitzen des unsichtbaren Goldpünctchens deutlich zu unterscheiden, so wie ihm dasselbe am weiß gelblichten Zuckerkant noch sichtbarer war!!! (was doch die Leute nicht alles sehen!) Wir sind indessen sehr begierig zu vernehmen, ob sich Hr. Hofrath Karsten durch diese und ähnliche Erklärungsarten nun überzeugt halten, und ob derselbe nun die Sichtbarwerdung des bisher unsichtbaren Semlerischen Goldes mit leiblichen Augen wird geschaut haben? Wir halten aber davor, daß Hr. Semler vermöge seiner Anhänglichkeit an Geheimnißkrämerey, und durch das Lesen verwirrter alchymischer Schriften unbekehrbar ist; denn wenn er glaubt: „daß ein gemeiner „Chymiste nicht vermögend sey dieses Luftsalzwasser, das so „bedächtig zusammengemischt werde, zu prüfen, und dessen „Gehalt zu bestimmen, weil durch eine Zerlegung die Natur „des Produkts zerstöhret würde, und nichts als einige grobe „Salztheile übrig bleiben, weil man der Substanz, die ihr „gehörigen innern Bewegung, durch diese äußerliche fremde „Bewegung (der chemischen Zerlegung) beraubte — (man

denke

„denke doch!! der gehörigen innern Bewegung beraubte. — „Man weiß in der That nicht, ob man dabey lachen oder wei„nen soll?“)

Noch eine stärkere Probe von Schiefheit findet sich im Folgenden. „Diese Substanz enthalte ein noch undetermi„nirtes allgemeines unkörperliches Salz, durch diese „(chemische) Auflösung aber werde es unumgänglich, ein be„sonder bestimmtes Salz, und dieses wären denn fremde, „von außen dem Luftsalzwasser jetzt aufgedrungene Erschei„nungen, unrechte, unzulängliche Solutiones u. s. w.“ So kann ein Mann sprechen, der selbst gestehet, daß er die gemeine Chemie nicht studirt habe! — (es wäre zu wünschen, daß er solche noch studirte, und eher nicht darüber redete.)

Um seiner Meynung ein desto größeres Gewicht zu geben, führt derselbe an, daß die verschiedenen Chemiker, so dieses Wasser untersucht hätten, nicht völlig in Bestimmung des innern Gehalts einig wären — unsers Bedünkens läßt sich hieraus ein Schluß vom Gegentheil ziehen, und ist solches vielmehr ein Beweis von des Hrn. v. Hirschen nicht allzugenauer und schmutziger Arbeit, denn anfänglich verkaufte er dasselbe wasserhelle, nach einiger Zeit setzte er etwas hinzu, wodurch dasselbe eine braune Farbe erhielt. Herr Meyer in Stettin fand in einem Glase, das er aus den Händen des Verfertigers in Dreßden selbst bekommen, fast lauter Seidlitzer Salz — und sehr wenig Glaubersalz — von diesem Wasser wich hingegen dasjenige sehr ab, was er in Stettin unter des Barons Petschaft erhielt. Hr. Thorey in Hamburg fand bey demjenigen Luftsalzwasser, welches er aus der Conradischen Handlung zu Leipzig kommen ließ, nicht allein ein schmutziges Glas, sondern auch Stroh und andere Unreinigkeiten schwimmen, ja selbst schmutzige Crystalltheilchen am Boden des Glases liegen, (waren das vielleicht die so eben hervorbrechenden Spitzen des unsichtbaren Goldpünktchens?) — Wenn also der Hr. v. H. nicht reinlicher mit der hermetischen Zusammensetzung dieser hochgepriesenen Arzney umgeht, was kann man sich davon und von der Accuratesse der so künstlichen Zusammensetzung (wie Hr. D. Semler wähnt) versprechen? — Doch dieses alles weiß letzterer vortrefflich zu vertheidigen. Weil er nun einmal auf diesem Steckenpferde sitzt, da muß die rothe Farbe einen

Be-

chymische Abhandlungen durch neuere Schriften von hermetischen Arbeiten und andere neuere Untersuchungen, veranlasset. — Erstes Heft. 208 Seiten in groß 8. 1786. Halle, in der Rengerischen Buchhandlung.

Schon seit einigen Jahren verkaufte Hr. Baron Hirschen, wie es so viele Arzneykrämer thun, welche Kräutertinkturen debitiren, sein sogenanntes Luftwasser, ohne daß es jemandem eingefallen wäre, gegen dasselbe einigen öffentlichen Widerspruch zu erheben. Nachdem es aber dem Hrn. D. Semler beliebte, durch seine Schrift: *von ächter hermetischer Arzney u. s. w.* dieses Wasser als ein ganz ander Ding, als wofür es selbst der Hr. v. H. ausgegeben, zu finden, es als die Vorarbeit des sogenannten Steins der Weisen auszugeben; mußten allerdings Naturforscher auf ein solches Produkt aufmerksam gemacht werden — besonders wurde Hr. Hofrath Karsten angereizt, dieses so hochtrabend ausposaunte Arzneymittel auf dem chemischen Probiersteine zu prüfen, und die erhaltenen Resultate durch diese Schrift dem Publikum vorzulegen. Es verdienet derselbe für diese Bemühungen gewiß den Dank eines jeden Menschenfreundes! Wie mancher Goldkoch würde nicht angelockt werden, das Luftsalzwasser sich kommen zu lassen, und mit demselben (da es durch die Semlerische Schrift als das ächte Produkt der Vorarbeit des vermeinten großen Werks angepriesen) mit neuen aufblühenden Hoffnungen belebt, die Nacharbeit anfangen, und aus diesem ächten Produkt der Vorarbeit, das so sehnlich gewünschte Produkt der Nacharbeit, den ächten philosophischen Stein, zu gewinnen? Wie mancher würde dann zu seinem Schaden erfahren, daß er sich selbst betrogen habe! Hr. K. sucht daher im erstern Theil dieser Schrift nach Grundsätzen einer aufgeklärten Physik, denen thörichten Einbildungen von solchen vermeinten Geheimnissen einer tief verborgen seyn sollenden geheimen Naturlehre nicht allein Schranken zu setzen, sondern auch das Eingebildete der hermetischen Arzneyen und namentlich des Hirschenschen Luftsalzwassers zu enthüllen — er bewürkte nicht nur die Zerlegung dieses Wassers mit aller Genauigkeit, sondern er suchte auch zugleich dem Vorwurf: als ob durch eine unternommene Scheidung auch

eine

eine Zerstöhrung vorgehen könnte, auszuweichen; deswegen wendete derselbe alle mögliche Behutsamkeit, selbst keinen größern Grad der Hitze an, als den, vom Hrn. v. H. (in der gründlichen Anweisung des Luftsalzwassers zu gebrauchen) selbst vorgeschriebenen Grad. Vier und zwanzig Doses dieser Flüßigkeit von ganz braunem Ansehen wogen 8 Unzen 10 Gran — durch langsame Abdünstung lieferte solche: 2 Unzen 3 Drachmen 1 Scrupel 10½ Gran, bald mehr bald minder gefärbter Salzcrystallen — die sich nach den damit unternommenen Versuchen völlig als Bittersalz mit etwas Glaubersalz vermischt, zeigten. — Die Erklärung des Hrn. v. H. „ich habe weder die Sachen, woraus es bestehet, noch „deren Zubereitung erfunden, es ist mir beydes auf die uneigennützigste Art von einem Freunde, zu einer Zeit, da ich „im tiefsten Unglück war, anvertrauet worden, — die gute „Wirkung des Luftsalzwassers ist aber schon seit einigen „Jahren in sehr vielen Provinzen Oesterreichs bekannt,“ leitete Hrn. K. auf die Vermuthung: es bediene sich Hr. Baron H. des nehmlichen Salzes, welches Hr. Jauschner auf dem Felsen Pruska ausgewittert angetroffen, und das schon seit mehr als zwanzig Jahren zu Prag von einem gewissen Manne unter dem Namen Luftsalz verkauft werde — vielleicht sey der Freund des Hrn. Barons eben derjenige Mann, welcher sich das auf dem Felsen Pruska auswitternde Salz zu Nutze gemacht hätte. Ohngeachtet dieses jenen den Bestandtheilen nach völlig gleich, so nimmt Hr. Karsten doch am Ende dieser Abhandlung jene Vermuthung zurück, und glaubt viel eher, daß Hr. v. H. jetzt nur das gewöhnliche käufliche englische Salz anwende. Ueber den braunen gefärbten Theil des Luftsalzwassers erklärt sich der Hr. Verf. in seinen erstern Versuchen nicht hinlänglich, ob es eine Honigbereitung oder andere Sache sey, verschiedene Erscheinungen stimmen mehr für die Wahrscheinlichkeit auf erstere. Eine anderweite Zerlegung, welche Hr. Hofrath K. unter seiner Aufsicht durch den Hrn. Provisor Lucä in der Waysenhaus Apotheke angestellet, giebt über diesen Gegenstand mehrere Aufschlüsse: 8 Unzen 1 Drachma des sogenannten Luftsalzwassers wurden einer Destillation unterworfen, das erst Uebergehende war ein helles Wasser, dem eine brandigt riechende säuerliche Flüßigkeit folgte — die nach angestellten Versuchen Spuren von Kochsalzsäure zeigte, zugleich hatten sich 18 Gran wahrer Salmiak sublimiret, — der in der Retorte befindliche Rest

wög

wog 15 Drachma, sah schwärzlich und hatte einen unangenehmen Geruch — eine halbe Drachma mit Alkali angerieben, gab keinen flüchtigen Geruch mehr; die noch übrigen 14½ Drachma wurden in einem Schmelztiegel so lange ausgeglühet, bis sie zu einer gleichförmigen weißen Masse zusammenflossen — während dem Ausglühen zeigte sich eine blaue Flamme mit erstickendem Schwefeldampf — die Masse wurde im destillirten Wasser aufgelöset, und hinterließ, nachdem die helle Flüßigkeit abfiltriret, 35 Gran einer grauen Erde und die Flüßigkeit gab durch die gewöhnliche Behandlung Bittersalz mit Glaubersalz vermischt — durch verschiedene Beweise unterstützt, tritt nun auch Hr. K. den Urtheilen der Herren Meyer und Klapproth in Betreff des braunen Bestandtheils bey und fügt S. 205. folgende Erklärung hinzu: „das alles wird mich rechtfertigen, wenn ich vor der genauern „Untersuchung dieser Materie geneigt gewesen bin, sie für „eine Honigbereitung zu halten. Der letzte Proceß scheint „allerdings mehr für die Urinbereitung zu entscheiden" ferner, „auch ist es sonst bekannt, daß Liebhaber alchymistischer Pro„cesse bey ihren Arbeiten vom Urin häufig Gebrauch gemacht, „und bald diese bald jene nöthige Materie zur Vollendung „ihres großes Werkes darinnen gesucht haben. Eine solche „Bearbeitung des Urins hat, wie es sehr bekannt ist, zur Er„findung des Phosphors Gelegenheit gegeben, und so mag „Hr. D. Semler wohl insofern ganz richtig sagen: daß nach „alchymistischen" (wie aber der Erfolg bisher noch immer gelehret hat, ganz falschen und höchst widersinnigen) „Begriffen im Luftwasser die Vorarbeit des großen Wer„kes angetroffen werde."

Die zweyte Abhandlung dieser [illegible] vom [illegible] chen Gebiet der Naturlehre wurde [illegible] en frage der Fürstl. Jablonowskischen Soc[illegible] schaften veranlaßt, „wie weit erstreckt [illegible] das eine tiche Gebiet der Naturlehre? wo verla[illegible] ihre mit den, der angewandten Mathemati[illegible] Naturgeschichte? Kann ein System der [illegible] außer Lehrsätzen, wenn dergleichen n[illegible] Sätze mit eingemischt werden, schon [illegible] ein Ganzes ausmachen? Die Socie[illegible] ihr bey Beantwortung dieser [illegible] einen eines solchen physischen [illegible]

Ausführung der nöthigen Versuche, beylege.* Zu diesen Fragen hatte eine andere Schrift des Hrn. Verf Anfangsgründe der Naturlehre die Veranlassung gegeben. Auch hier findet man alles mit einer besondern Deutlichkeit und durchgedachtem Scharfsinn vorgetragen und beantwortet, wie man es ohnehin von diesem Schriftsteller gewohnt ist. Durch eigene Erfahrung bestätiget er den Nutzen, wenn Naturgeschichte und Physik mit Chymie verbunden werden — ohngeachtet alle dreye eine jede für sich eine besondere Wissenschaft zu seyn scheinen, und nur höchstens die Physik einige Kenntnisse der beyden andern voraussetze, so machten sie doch vielmehr alle dreye ein wissenschaftliches Ganzes aus. Der Fortsetzung dieser Schrift sehen wir mit Verlangen entgegen.

Herrn Advokat Knüppels dreyzehnjährige Krankheitsgeschichte, und dessen, wiewohl noch nicht völlige, dennoch aber ganz unerwartete, und beynahe unglaubliche Genesung durch das Hirschensche Luftsalz. 1786. 32 S. 8. in Commission bey Maurer in Berlin.

Unter diesem sonderbaren Titel liefert Hr. Baron Hirschen die Krankheitsgeschichte eines Berliner Advokaten. — Zum Besten seines vermeinten Wundersalzes mußte derselbe mit der Bekanntmachung dieser Geschichte, so sehr als möglich eilen, ehe die gute Periode, in welcher der Kranke sein Luftsalz brauchte, vorübergieng; denn daß der Kranke abwechselnd vorher ganz leidlich gewesen, ergiebt sich schon aus der Geschichte selbst! Wie wäre es auch möglich, daß die Natur in einem so langen Zeitraum von dreyzehn Jahren den Schmerzen und Qualen eines ganz siechen Körpers nicht untergelegen! Wäre es nicht besser gewesen, der Herausgeber hätte erst die völlige Genesung abgewartet? Würde wohl die Wahrheit dabey verlohren haben, wenn solche nur ein paar Monathe später bekannt worden wäre? Aber da stößt sichs eben — denn nach öffentlichen Nachrichten (S. Berliner Monathsschrift Jan. 1787.) hat sich nach geendigter guten Periode, die Krankheit im Anfang des Christmonaths ebenfalls wieder verschlimmert! Er ist nichts

weniger als genesen; — und so scheint es als ob dem Kranken durch das so sehr ausgeschrieene Luftsalz und Luftsalzwasser überhaupt keine Hülfe verschafft worden sey, und daß dies sogenannte Luftsalzwasser, in die Klasse der vielen Wunderarzneyen gesetzt werden müsse, von welchen viel gerühmt und ausposaunt wird, die aber gar nichts leisten.

Unterricht zum Gebrauch des Luftsalzes, und Beweis von der Möglichkeit der hermetischen Universalarzney, aus Naturgründen und Thatsachen — von Leopold Freyherr von Hirschen. 1786. 99 Seiten in Oktav. — Leipzig, in Commission bey Crusius.

Hier werden die Leser schon ahnden, was sie in diesem Büchelchen zu suchen haben. — Ganz der unlehrreiche Posaunenton, in dem alle dergleichen Unterrichte geschrieben zu seyn pflegen; welche nichts zum Zwecke haben, als den Verkauf eines solchen Arzneymittels zu befördern. Der Grundsatz, welchen der große d'Ailhaud berüchtigten Andenkens, hegte: Alle Krankheiten kommen von Unreinigkeiten im Magen her! sind auch dieses Verfassers Naturgründe; und da sein Luftsalz eine abführende Kraft besitzt, so muß es auch Universalarzney seyn! — und nicht allein für innerliche Krankheiten — für Gicht, Podagra, Epilepsie, Schlagfluß, Blattern, Maseen, rothen und weißen Friesel, Krätze, Grind, Scharlachfieber u. s. w. wird solches angepriesen; sondern es soll sich seine Würksamkeit auch auf äußerliche Fälle, auf Verwundungen aller Art, Brand, giftige Wunden und dergleichen mehr erstrecken! Zum Beweis dessen hat der Verf. seinem Vorgänger d'Ailhaud gleich eine ganze Reihe von Briefen, welche von Kranken, die seine sogenannten Universalarzneyen gebrauchet, an ihn eingelaufen, abdrucken lassen. Gewöhnlich erfährt das Publikum durch dergleichen Bekanntmachungen nur den bisweilen gestifteten und oft nur eingebildeten Nutzen, dahingegen demselben die Unwirksamkeit und Schaden, welcher durch die vorgeblichen Universalarzneyen angerichtet wird, auf immer verborgen bleibt.

Des

Des Professors an der Ritterakademie in Liegnitz, Jetze's, Abhandlung über das Kundmannsche aus altem Fensterbley gemachte Gold; und über ganz neue Alchymisterey, besonders des Baron Hirschen vorgebliches Luftsalzwasser. 1786. 22 Seiten in Oktav. Dresden und Leipzig, in der Breitkopfischen Buchhandlung.

Da jetzt die alchymistische Schwärmerey so sehr überhand nimmt, so warnet Hr. Prof. Jetze das Publikum, sich durch das Aeußerliche eines solchen durch vorgeblich alchymistische Kunst erzeugten Metalles nicht täuschen zu lassen, und empfiehlet zu dem Ende die hydrostatische Wasserprobe anzuwenden, denn diese allein, nebst dem Feuer, und nicht der Probierstein seyen die wahren Hülfsmittel, das wahre Gold vor dem scheinbaren zu prüfen. Er erzählet, daß ein Adept in Kundmanns Beyseyn Bley geschmolzen, der zu Quecksilber nebst einem Pulver getragen, und daraus sey eine wie Gold glänzende Masse entstanden; das ganze Gemische von Bley und Quecksilber hätte 4 Unzen gewogen, und habe im Feuer nur eine halbe Drachma verlohren. Kundmann habe es seinem Lehrer, dem berühmten D. Stahl, gezeiget und ihn gebeten, solches seiner Probe zu unterwerfen; dieser habe ihm aber gezeiget, es wäre mehr als Gold, man könne bis halb so viel Kupfer zusetzen, und es würde immer noch die Probe des guten Goldes halten! Stahl urtheilte hier, wie unsere Leser sehen, blos nach der Farbe, deswegen kann sein Richterspruch in diesem Falle gar nicht entscheiden! In der zweyten Abhandlung dieser kleinen Schrift theilet Hr. J. das Schreiben des Herrn Grafen von Borke in Storgard, über das sogenannte Luftsalzwasser des Baron Hirschen mit, in welchem das Resultat der chemischen Untersuchung dieses Mittels, vom Hrn. Hofapotheker Meyer befindlich.

Dw.

Naturgeschichte der Bandwurmgattung, und ihrer Arten insbesondere, nach den neuern Beobachtungen in einem systematischen Auszuge verfaßt von

Aug. Joh. Georg Carl Batsch, D. W. und A. D. Mit 5 Kupfertafeln. Halle, bey Gebauer. Mit dem Register 298 S. 8.

Nicht Jeder, der es wünscht, wird Gelegenheit und Zeit genug haben, die zerstreueten Schriften über diese Materie, beysammen zu sehen, und zu vergleichen. Da sie nun mit theuern Abbildungen verknüpft, in ganze weitläuftige Werke verflochten, und öfters sehr kurz abgefaßt sind; so hat der V. die gute Absicht, aus allen diesen Schriften, einen brauchbaren und nützlichen Auszug zu liefern — die Beobachtungen zu vergleichen, alle Arten, mit Vermeidung unnützer Wiederholungen, zu beschreiben, das Gewisse bestimmte sowohl, als das Ungewisse, noch erst auszumachende. anzuzeigen, die Kupfer ins Kleine zu bringen; kurz, alles so zu ordnen, daß man die ganze Bandwurmsgeschichte, so weit sie jetzt ist, übersehen kann.

Ob aber der V. bey Hypothesen nicht selbst wieder zu viele Hypothesen gemacht, und oft mehr aus einem gegebenen Wink geschlossen habe, als was daraus folgt, überlassen wir dem Urtheil des Lesers. Aerzte und Naturforscher möchten doch wohl lieber zu den Quellen selbst gehen, obgleich der V. mit aller Treue die Meynung eines Jeden vorgetragen hat. Er hat es selbst gefühlt, daß man ihm manche Unvollkommenheiten zu gute halten müsse. Ist doch das Ganze über diese im Verborgenen lebende Geschöpfe nur noch ein Versuch.

Das Werkchen bestehet aus drey Abschnitten. [illegible]ste: allgemeine Kenntnisse des Bandwurm[illegible] zweyte: über die Gattung des Bandwurms, [illegible] Arten insbesondere. Der dritte: Anmerk[illegible] [illegible]zen (den) beyden vorhergehenden. Das [illegible] brauchbares Register.

Einen Auszug leidet das Werk nicht. Sonst [illegible] Ekelet werden. Eins wollen wir nur anmerken, da[illegible] die Abweichungen der Beobachter, z. B. Werners [illegible]ze, bey diesem oder jenem wesentlichen T[illegible]e des [illegible]wurms, deutlich vorgetragen hat. Alle N[illegible] Vallisnieri bis auf Götze, haben die Organen [illegible] des Bandwurms als einen doppelten [illegible] und solchen, wie die Erfahrung und der [illegible]

als ein Werkzeug zum Festhalten angegeben; Werner aber hat das Gegentheil darzuthun gesucht.

„Nach dieser Beschreibung, sagt der V. S. 8. verdiente die Krone um den Scheitel wohl den Namen des Hakenkranzes; aber Werner, der diese Theile genau untersucht (Rec. auch) und eine merkwürdige Entdeckung an denenselben gemacht hat, (haben will) geht in seiner Beschreibung von der Götzischen ab; und wir können die Ursache nicht angeben, warum dieser sorgfältige und geübte Zergliederer eine von der vorigen so verschiedene Nachricht aufgezeichnet hat."

— „Aber das Allermerkwürdigste, womit uns Werner zuerst bekannt gemacht hat, sind die Ampullen, Saugfläschchen oder Saugschildchen, davon in jeder Zacke, wie in einer Scheide, eines befindlich ist. (Tab. I. Fig. 14.) Es bestehet aus einem Bläschen, welches auf der äußern Seite in der Mitte eine punktförmige Oeffnung hat, und inwärts auf einem zarten Stielchen steht, durch welchen es zurückgezogen, und herausgestoßen werden kann. Werner hat auch diese Lage gezeichnet, und da scheint die Saugscheide doch an der Spitze etwas gekrümmt, wiewohl sie noch bey weitem nicht so krumm ist, wie die Götzischen Haken. Man muß sehr frische Bandwürmer wählen, (man merke wohl auf diesen Umstand) wenn man hoffen will, die Saugfläschchen zu erblicken, und es ist wahrscheinlich, daß man sie noch bey allen übrigen gleichfalls finden werde. (Wohl schwerlich.)"

— „Daraus ergiebt sich, daß der Kranz keinesweges zum Festhalten geschaffen sey, sondern daß die Zacken oder Haken vielmehr Scheiden von Körperchen vorstellen, welche alle Aehnlichkeit von Saugorganen haben; es sey also wahrscheinlich, daß sie dazu dienen, einen Stich zu bewirken, aus welchem das gestielte Saugbläschen den Saft desto bequemer ausziehen könne. — Also eine Aehnlichkeit mit der Larve des Ameisenlöwen. (welches wird schwer zu erweisen seyn.)"

Rec. getrauet sich, dieses zu entscheiden, da er selbst viele Jahre lang Gelegenheit gehabt hat, alle Arten des Bandwurms zu beobachten. Der sel. Werner war in den Beobachtungen des Bandwurms und seiner Organen noch nicht geübt genug, alle vorkommende Phänomene zu unterscheiden. In der Folge würde er gewiß weiter gekommen seyn. Er mußte sich mit geborgten Mikroskopen behelfen, wobey man die Handgriffe nicht so anbringen kann, als wenn

Aug. Joh. Georg Carl Batsch, D. W. und A. D. Mit 5 Kupfertafeln. Halle, bey Gebauer. Mit dem Register 298 S. 8.

Nicht Jeder, der es wünscht, wird Gelegenheit und Zeit genug haben, die zerstreuten Schriften über diese Materie, beysammen zu sehen, und zu vergleichen. Da sie nun mit theuern Abbildungen verknüpft, in ganze weitläuftige Werke verflochten, und öfters sehr kurz abgefaßt sind; so hat der V. die gute Absicht, aus allen diesen Schriften, einen brauchbaren und nützlichen Auszug zu liefern — die Beobachtungen zu vergleichen, alle Arten, mit Vermeidung unnützer Wiederholungen, zu beschreiben, das Gewisse bestimmte sowohl, als das Ungewisse, noch erst auszumachende. anzuzeigen, die Kupfer ins Kleine zu bringen; kurz, alles so zu ordnen, daß man die ganze Bandwurmsgeschichte, so weit sie jetzt ist, übersehen kann.

Ob aber der V. bey Hypothesen nicht selbst wieder zu viele Hypothesen gemacht, und oft mehr aus einem gegebenen Wink geschlossen habe, als was daraus folgt, überlassen wir dem Urtheil des Lesers. Aerzte und Naturforscher möchten doch wohl lieber zu den Quellen selbst gehen, obgleich der V. mit aller Treue die Meynung eines Jeden vorgetragen hat. Er hat es selbst gefühlt, daß man ihm manche Unvollkommenheiten zu gute halten müsse. Ist doch das Ganze über diese im Verborgenen lebende Geschöpfe nur noch ein Versuch.

Das Werkchen bestehet aus drey Abschnitten. Der erste: allgemeine Kenntnisse des Bandwurms. Der zweyte: über die Gattung des Bandwurms, und ihrer Arten insbesondere. Der dritte: Anmerkungen zu denen (den) beyden vorhergehenden. Das Beste ist ein brauchbares Register.

Einen Auszug leidet das Werk nicht. Sonst möchte es Ekelet werden. Eins wollen wir nur anmerken, daß der V. die Abweichungen der Beobachter, z. B. Werners und Götze, bey diesem oder jenem wesentlichen Theile des Bandwurms, deutlich vorgetragen hat. Alle Naturforscher von Vallisnieri bis auf Götze, haben die Organen am Kopfe des Bandwurms als einen doppelten Hakenkranz vorgestellt, und solchen, wie die Erfahrung und der Augenschein lehret,

als

als ein Werkzeug zum Festhalten angegeben; Werner aber hat das Gegentheil darzuthun gesucht.

„Nach dieser Beschreibung, sagt der V. S. 8. verdiente die Krone um den Scheitel wohl den Namen des Hakenkranzes; aber Werner, der diese Theile genau untersucht (Rec. auch) und eine merkwürdige Entdeckung an denenselben gemacht hat, (haben will) geht in seiner Beschreibung von der Götzischen ab; und wir können die Ursache nicht angeben, warum dieser sorgfältige und geübte Zergliederer eine von der vorigen so verschiedene Nachricht aufgezeichnet hat.“

— „Aber das Allermerkwürdigste, womit uns Werner zuerst bekannt gemacht hat, sind die Ampullen, Saugfläschchen oder S[illegible]ugschildchen, davon in jeder Zacke, wie in einer Scheide, eines befindlich ist. (Tab. I. Fig. 14.) Es bestehet aus einem Bläschen, welches auf der äußern Seite in der Mitte eine punktförmige Oeffnung hat, und inwärts auf einem zarten Stielchen steht, durch welchen es zurückgezogen, und herausgestoßen werden kann. Werner hat auch diese Lage gezeichnet, und da scheint die Saugscheide doch an der Spitze etwas gekrümmt, wiewohl sie noch bey weitem nicht so krumm ist, wie die Götzischen Haken. Man muß sehr frische Bandwürmer wählen, (man merke wohl auf diesen Umstand) wenn man hoffen will, die Saugfläschchen zu erblicken, und es ist wahrscheinlich, daß man sie noch bey allen übrigen gleichfalls finden werde. (Wohl schwerlich.)“

— „Daraus ergiebt sich, daß der Kranz keinesweges zum Festhalten geschaffen sey, sondern daß die Zacken oder Haken vielmehr Scheiden von Körperchen vorstellen, welche alle Aehnlichkeit von Saugorganen haben; es sey also wahrscheinlich, daß sie dazu dienen, einen Stich zu bewirken, aus welchem das gestielte Saugbläschen den Saft desto bequemer ausziehen könne. — Also eine Aehnlichkeit mit der Larve des Ameisenlöwen. (welches wird schwer zu erweisen seyn.)“

Rec. getrauet sich, dieses zu entscheiden, da er selbst viele Jahre lang Gelegenheit gehabt hat, alle Arten des Bandwurms zu beobachten. Der sel. Werner war in den Beobachtungen des Bandwurms und seiner Organen noch nicht geübt genug, alle vorkommende Phänomene zu unterscheiden. In der Folge würde er gewiß weiter gekommen seyn. Er mußte sich mit geborgten Mikroskopen behelfen, wobey man die Handgriffe nicht so anbringen kann, als wenn

man sich 12 bis 15 Jahre an ein recht gutes gewöhnt hat. Hauptsächlich gieng er darauf aus, daß er schlechterdings etwas neues entdecken wollte. Das ist schon Fehler eines unpartheyischen Beobachters. Daraus entstehen Lieblingsideen, nach denen die Natur gezwungen wird, wie dann diese von den Saugfläschchen des Bandwurms, und Ableugung der Haken, ist. Rec. kann sichs aus eigener Erfahrung erklären, wie es W. ergangen sey. Wenn man einen frischen Bandwurm aus der Villosa des Darms zieht, und ihn so stellt, daß man mit einer starken Lupe ihm gerade auf die Stirn sehen kann; so erscheint an jedem Haken ein Schleimklümpchen, wie ein Krystallbläschen, das öfters die Hakenspitze oben durchscheint. Daher sagte ich: man solle auf den Umstand aufmerksam seyn, daß sie W. blos an frischen Würmern gesehen habe. Es ist sehr natürlich, daß an den, frisch aus der Schleimhaut gerissenen Haken, die Schleimklümpchen hängen bleiben. Hätte W. nun den Kopf des Bandwurms in laulichtem Wasser rein abgepinselt, und den Kopf auch wohl unter den Preßschieber gebracht; er würde die krummen Haken in ihrer ordentlichen Reihe, unter allen Numern des Mikroskops, gewiß gesehen haben. Rec. hat diese vermeynten Saugfläschchen, besonders am Kopfe des Leberbandwurms der Mäuse, und des gezackten großen Katzenbandwurms, sehr oft gesehen; aber es waren die Schleimklümpchen, die im Wasser abgiengen. Anfänglich fiel es ihm selbst auf. Er machte aber den Versuch, den abgepinselten Kopf des Bandwurms aufs neue in den Schleim eines frischen noch warmen Darms zu stecken, daß er daran den Wurm aufziehen konnte, bis er abriß. Und da erschienen die Saugfläschchen wieder.

Unbegreiflich wäre es, daß von Vallisnieri an, so viele geübte Naturforscher diese neuen Organen, nicht so gut, als W. sollten gesehen haben. Rec. schickte nachher, da W. diese Entdeckung gemacht haben wollte, einen gezackten großen B. W. der Katze, der den größten Kopf und die deutlichsten Haken hat, an einen berühmten Zeichner, und bat um eine genaue Zeichnung der Gestalt und Lage der Haken. Die Zeichnung fiel so aus, wie Göze und andere den Kranz gesehen und abgebildet haben.

Von den Kupfern müssen wir noch sagen, daß manche darunter ziemlich entstellt sind. T. IV. F. 161. sind bey dem Hundebandwurm, die Seitenmündungen als Einschnitte, und zwar an jedem Gliede, vorgestellt, da sie doch wechselsweise, und nicht an jeder Seite stehen.

Ver-

Vermium intestinalium brevis expositionis continuatio secunda Auctore *Paulo Christ. Frid. Wernero*, Professore etc. post mortem Auctoris edita et animadversionibus atque Tabulis II. aeneis aucta a *Ioanne Leonardo Fischer*, Philos. Doct. ac liber. art. Magist. et in Theatro Anatom. Lips. Prosectore, cum Tabulis IV. ad naturam pictis. Lipsiae, apud Crusium, 1786. pagg. 96.

Die Helminthologie, besonders der noch dunkle Theil der Eingeweidewürmer, hat zeither durch die Bemühungen eines Pallas, Müller, Bloch, Leske, Göze und Werner, viele Aufklärungen bekommen, die unsern Vorfahren große Geheimnisse waren. Der sel. Werner hat besondere Verdienste um diese Wissenschaft, und wir haben um so vielmehr Ursache dem Verf. zu danken, daß er auch die letzten Bemerkungen seines sel. Freundes nicht hat verloren gehen lassen. Wir beziehen uns, was die ersten Stücke betrifft, auf die allg. D. Bibl. 69 B. S. 452.

In der Vorrede sagt der Herausgeber, daß er die Bemerkungen des sel. W. unverändert gelassen, auch keine Gelegenheit zur Bestätigung gehabt; hingegen die Geschichte der Viehbremen im Pferdemagen vollständiger, als Werner, geliefert, seine eigene Anmerkungen aber hinten beygefügt habe, die ersten beyden Tafeln zugleich noch mit W. angestellten Beobachtungen. Gehler, Leske und Ludwig hätten sie beyde unterstützt. Von letzterem das Präparat auf Tab. III. mit Oestruslarven im Magen eines Pferdes.

Die W. Beobachtungen sind, wie sie unter den Umständen seyn konnten, noch unvollkommen, welches der Herausgeber in seinen Anmerkungen zu ersetzen gesucht hat. Indessen enthalten sie doch eine der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, über die Wirklichkeit der menschlichen Finnen, welche Pallas und Göze nur gemuthmaßt hatten. Es giebt eine doppelte Drüsenkrankheit. Die eine besteht aus Wurmblasen; die andere aus blossen Hydatiden und Wassergeschwulsten, dabey Gözens Geschichte der Schweinefinnen verglichen, und zum Theil bestätiget. Ob aber die

letztern blossen Wasserblasen nicht vielleicht der Anfang der Wurmblasen sind und werden? Darüber noch kein Licht.

Die Zergliederung eines ertrunkenen Soldaten S. 7 gab zu dieser Entdeckung Gelegenheit. „Dissectis integumentis pectoris communibus, *duae vesiculae* proxime sibi adiacentes oblongae, sub pectoralis maioris musculi, ut vocatur membrana propria illi ipsi musculo adhaerentes statim in conspectum prodibant, quas cum aperirem, *aliud vesiculare corpus* convolutum et inclusum, levi opera per forcipem anatomicam extrahendum detegebam. *Hoc ipsum* vero convolutum corpusculum aquae calidae immittebam, quo facto, post breve temporis spatium *taeniam hydatigenam* esse ex intumescentia vesiculae caudatae, ab utroque latere quasi natantis, ex qua resorptionem quandam peractam esse apparebat, animadvertebam. Admirationem vero meam *vita huius vermis adhuc superstes* quam maxime movit et incitavit. Etenim vir ille, qui ante *duas septimanas* in aqua mortem invenerat, indeque submersus latuerat, fere glaciatus, aqua extractus et ita rigidus erat, ut post aliquot demum dies continuo calori expositum corpus flexile redderetur" —

Dies war wohl blosses *mechanisches Leben*, wie auch der H. hinten S. 46 L angemerkt hat. In den Fetthäuten des Kadavers keine Spur einer *Hydatigena*, wo sie sonst gewöhnlich hängen. Blos in den muskulösen Theilen; also ein *wahrer Finnenwurm*, dem die Natur diese Theile eigentlich zur Wohnung angewiesen hat. Auch der Unterschied dieses Finnenwurms auffallend. Dies leidet keinen Auszug. Die Gözischen Beobachtungen werden hier bestätiget. Auf der ersten Tafel die er Finnenwurm abgebildet, wo der Verf. abermals seiner *Lieblingsidee* gefolgt ist, daß die Kopforganen des Wurms aus keinen *Haken*, sondern aus kleinen *Saugampullen* bestünden, worüber wir uns an einem andern Orte erklären wollen.

Der zweyte Abschnitt S. 18 handelt von den Larven des Hämorrhoidalöstrus Tab. II. Hier hat sich unsers Erachtens S. 19 der Verf. nicht bestimmt genug ausgedrückt: „Inter causas morbificas — *vermes* sunt — numerandi. Ii possunt in corpus animale transferri vel per alimenta, vel per *insectorum* variorum morsus, quibus *ovula* ipsorum

pforum — reponuntur." Sind denn das aber eigentliche Würmer?

In einem Raume von 3 Zollen des Pferdemagens S. 24, 140 Oestruslarven von ziemlicher Größe. Die Larven werden aus den Eyern der Breme erzeugt, die sie unter dem Schwanz des Pferdes neben dem Sphinkter, besonders, wenn das Pferd mistet, in die Falten des Mastdarms legt. Dadurch kommen wohl einige, aber nicht alle in den Magen. Dem Verf. ist es wahrscheinlicher, daß die meisten aus den in den Nasenschleim gelegten Eyern hernach in solcher Menge in den Magen übergehen.

Wir kommen nun zu den Anmerkungen des Herausgebers. Erst die Geschichte der Finnenwürmer. S. 48 hat es der H. gefühlt, daß die Organen des Wurms schwerlich Saugampullen seyn könnten. Unbegreiflich ist es auch, wer nur einmal den Bandwurmskopf mit einem guten Mikroskop gesehen hat. Er hat dem sel. W. seine Zweifel entdeckt, sed remere et sine fructu. So kann man auch durch eine Lieblingsidee dahin gebracht werden, den Sinnen zu widersprechen. Wären es Respirationsorganen, wie der H. nachher muthmaßt; so müßten sie irgendwo offen seyn.

S. 50 ein sechsfacher Unterschied des menschlichen Finnenwurms von denen in den Schweinen. Daß der Schweinefinnenwurm eben eine solche Hakenreihe am Kopfe hat, wie der menschliche Kürbiswurm, und Göze solchen ganz richtig abgebildet hat, worüber sich der H. S. 62 so sehr wundert, kann Rec. aus eigener Erfahrung versichern.

Der H. hat nach 3 Wochen noch über 30 Finnenwürmer aus dem Kadaver geschnitten, und urtheilet ganz richtig, daß nur durch die Wärme das Leben derselben mechanisch restituirt sey. Was von den Scheidekapseln und von der Transferirung des Saamens gesagt wird, müssen wir zum Nachlesen empfehlen. Aus den Finnenwürmern läßt sich das Angeborne am stärksten beweisen S. 73.

Nun die Oestrusgeschichte: so gut und vollständig, als wir sie noch nicht gehabt haben. Die Schriftsteller. Sechs besondere Arten. Es giebt noch mehrere. Oestrus bovis von Linne', Geoffroi und Blumenbach mit haemorrhoidali verwechselt. Des erstern Larven wohnen unter der

Haut; des zweyten im Magen der Pferde. Die Geschwülste, welche die erstern verursachen, heißen an einigen Orten Dasselbeulen. Die Larven des Oestrus haemorrhoidalis von denen des Oestrus bovis im Habitus, in Organen und in der Oekonomie ganz verschieden S. 86. Schön auseinander gesetzt. Das Kopfende von den meisten, selbst von Werner, für das Schwanzende angesehen. Die Haken Tab. II. F. 1. b am Schwanzende, dienen ihnen zur Bewegung; sie hängen sich damit in der Magenhaut vest. Bey Tab. IV. F. 8. 9. 10. S. 32 eine offenbare Verwechselung vorgegangen; aber nicht angezeigt.

Wir hätten doch gewünscht, daß der Verf. den Schröterschen Fehler bey dem Oestrus bovis mit vier Augen, zwey größern und zwey kleinern, gerügt hätte, da die beyden vermeynten größern nichts, als die Vertiefungen sind, worin die kurzen Fühlhörner stehen. Die illuminirten Abbildungen sind vortrefflich und der Natur sehr getreu.

S. 94. Mittel gegen diese Plage. Drastika thun nichts, weil sie mit den Haken zu fest hängen. Besser Oele, dadurch sie ersticken. Diese vorzüglich den Oekonomen zu empfehlen. Einige pflegen auch den Pferden Schwefeldunst in die Nase gehen zu lassen. Eine starke Solution von Küchensalz, wie Pallas schon gerathen, that auch gute Dienste. Rec. hat einmal einem Schafe, das Oestruslarven in dem sinu frontali hatte, eine starke Prise Rappetaback in die Nase gerieben. Es fieng an zu niesen, und es sprangen auf 6 Larven heraus. Das Schaf wurde besser.

Wu.

Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge von dem Verfasser des Nomenclator entomologicus. Erster Theil von den Tagschmetterlingen oder Faltern. Halle, in der Hemmerdeschen Buchhandlung. 1787. 282 Seiten in 8vo. (mit einer Kupfertafel eines illuminirten Schmetterlings, und einiger schwarz gestochener Raupen und Puppen, welcher auf dem Titel nicht gedacht ist).

Die-

Dieses Werkchen erschien bereits 1785, Dessau und Leipzig, in der Buchh. d. Gel. Wir können nicht sagen, warum es einer andern Buchhandlung übergeben sey. Der ungenannte Verf., der sich nur in Norden von Deutschland unterschreibt, (aber in Stralsund wohnen soll) hat die löbliche Absicht, zum Gebrauch der Anfänger, welche mit Nutzen Schmetterlinge sammeln wollen, ohne kostbare Werke und Kupfer nöthig zu haben, alle europäische Arten genau und vollständig zu beschreiben. Recensent hat immer gewünscht, daß bey der ungeheuren Menge entomol. Bücher ein Werkchen nach dieser Einrichtung erscheine, welches in der That noch fehlte. Um so mehr sind nicht nur Anfänger, sondern alle Entomologen dem Verf. für seine so nützlich angewandte Mühe Dank schuldig, da dieses Studium bisher theils durch so viele kostbare Kupfer, theils durch ewige Wiederholungen und Kopien von Kopien, theils durch unnütze, und auf Minutien auslaufende Anhäufung der Varietäten, so erschwert ist, daß mancher, der darin schon etwas gethan hat, aus Familiensorge es hat aufgeben müssen.

Bey der Eintheilung hat sich der Verf. nach dem Verzeichniß der Wiener Schmetterlinge gerichtet. Auch dabey hat er sich als einen der erfahrensten Entomologen unserer Zeiten bewiesen, und hin und wieder Verbesserungen angebracht. Die von Esper gebrauchten Trivialnamen sind meistens beybehalten; doch auch andere Namen angegeben, und immer auf die besten in Deutschland befindlichen ausgemalten Abbildungen nachgewiesen. Rec. dachte anfänglich: wie werden sich Anfänger ohne Kupfer in die Beschreibungen finden können; allein zur Ehre des Verf. muß er gestehen, daß seine Besorgniß gänzlich vereitelt, und alle Beschreibungen so ungemein vollständig und genau ausgefallen sind, daß man die Abbildungen gänzlich entbehren kann. Wir merken noch an, daß der Verf. auch auf das kostbare, und in Deutschland wenig bekannte Werk: Papillons d'Europe vom Engramolle, nachgewiesen hat.

Dieser erste Theil enthält 182 Arten. Dazu gehört eine Kupfertafel mit dem ausgemalten Pap. Laodice S. 175, dessen Lepechin nur in seinen Reisen gedacht hat. Anfängern kann das Werk nicht genug empfohlen werden. Der Verf. besitzt in der Entomologie so große Erfahrungen, daß wir uns nicht enthalten können, einige seiner vortrefflichen Anmer-

Anmerkungen in der Einleitung auszuziehen, davon verschiedene gewiß vielen noch unbekannt seyn möchten. S. 2. Lepidoptera, Insekten mit bestäubten Flügeln: Staubflügler. Besser Schuppenflügler. Denn λεπις heißt eine Schuppe. S. 7. No. 8 wird das wirkliche Sehen der Raupen bezweifelt. Lyonet hat doch aber durch die Anatomie die Sehorganen deutlich dargelegt. S. 9. No. 11. Die Puppe eines Seidenspinners, und der Schmetterling ganz entwickelt, aber in einer völlig verkehrten Lage, mit dem Kopfe unter der Schwanzspitze, daß er nicht durchbrechen konnte. Ein ausserordentlich sonderbares Phänomen, wenn es nicht ein zusammengetrockneter Ichneumon gewesen ist. Eben so sonderbar S. 10. No. 12 die Erklärung der Zwitter, welche daher entstanden seyn sollen, daß sich zwo Raupen verschiedenes Geschlechts von ungefähr in ein Gespinnst eingesponnen haben, und in eine Puppe zusammengeschmolzen sind. Dies wäre ein wahres Wunder, und wider alle Naturgesetze. Hat es Zwitter gegeben — wirkliche Zwitter ohne Betrug und Einbildung — so hat der Grund dazu in den ersten Keimen der Eyer gelegen, und in dieser Absicht wäre die Ausbildung beyder Geschlechter an einem Körper möglich, wie man Beyspiele von solchen zusammengewachsenen Körpern zweyerley Geschlechts bey Thieren und Menschen hat: im Kabinet des Erbpr. zu Rudolstatt zween mit den Leibern zusammengewachsene Hasen beyderley Geschlechts. Wo geschahe dieses aber? Das Zusammenschmelzen hingegen zwoer Raupen, die schon völlig ausgewachsen, und völlig isolirt sind: wie will man das beweisen? Meines Erachtens ist dies bey zwo ausgewachsenen Raupen so unmöglich, als bey zween sich noch häutenden Fröschen.

S. 11. Die Begattung der Tagfalter kurz und hitzig, oftmals gar im Fluge. Das eigentliche Geschäft derselben wohl schwerlich im Fluge. Hängen sie erst zusammen, so pflegen beyde in dieser Stellung oft davon zu fliegen, wenn sie gestört werden; trennen sich aber bald, wie Rec. oft gesehen hat. S. 13 Mordraupen einiger Nachteulen fressen ihres Gleichen, wenn sie ihnen beykommen können, und ziehen diesen Fraß ihrer ordentlichen Nahrung vor. Dies wäre ganz neu. Alle bisherigen Erfahrungen lehren, daß sie es nur aus Noth und Hunger, nie aber aus Appetit thun. Anm. 15. daß die befruchteten und unbefruchteten

Eyer

Eyer in der Farbe verschieden sind. Die meisten Eyer aber, befruchtet und unbefruchtet, haben einerley Farbe, daß man sie nicht unterscheiden kann. S. 22. No. 35 eine artige und wichtige Anmerkung über die, mit den bewohnten Gegenständen der Schmetterlinge ähnliche Farben. S. 25. No. 40 vortrefflich, daß der Verf. den richtigen Unterschied zwischen sexus, Geschlecht, genus, Gattung und species, Art, festgesetzt hat, daher so viele Verwirrungen entstehen. III. Unruhen. Zygaena. Richtig abgetheilt, hier hätten wir aber einen andern Namen gewählt, da diese Bastardschmetterlinge sowohl zu den Tag- als Nachtvögeln gehören. S. 29. No. 44. Die Puppen der Geom. grossulariata hängen zuweilen senkrecht, mit einigen Fäden umhüllt — (auch Syringariae.) N. 46. Sehr richtig, daß man bey der Eintheilung nicht blos, wie Linné, auf den Habitus des Schmetterlings, sondern auf die ganze Oekonomie des Insekts, besonders der Larven sehen müsse. S. 58. Die Raupe des Machaon in der Jugend mit Dornen, nach der letzten Häutung ganz glatt. Eine völlig neue Bemerkung. Große Entomologen können aus diesem nützlichen Buche gewiß noch lernen.

Die Bergsträßerische Nomenclatur hat der Verfasser zu spät bekommen; doch ist hinten noch das Nöthige daraus angeführt. Kann dies für den würdigen Verfasser Ermunterung seyn, so wolle er uns den zweeten Theil nicht lange vorenthalten.

St.

John Cuthbertsons Abhandlung von der Elektricität, nebst einer genauen Beschreibung der dahin gehörigen Werkzeuge und Versuche. Aus dem Holländischen. Mit eilf Kupfertafeln. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1786. groß 8. 321 Seiten.

Wenn man auch gleich in der Theorie der Elektricität nichts aus diesem Buche lernt: so bleibt es [illegible] schätzbarer, als viele die Zeit her über diese Materie zum Vorschein gekommene Bücher. Hr. Cuthbertson, ein Mann, der die Franklinische Hypothese durch eine Menge sinnreicher und wohlgeordneter

Anmerkungen in der Einleitung auszuziehen, davon verschiedene gewiß vielen noch unbekannt seyn möchten. S. 2. Lepidoptera, Insekten mit bestäubten Flügeln: Staubflügler. Besser Schuppenflügler. Denn λεπις heißt eine Schuppe. S. 7. No. 8 wird das wirkliche Sehen der Raupen bezweifelt. Lyonet hat doch aber durch die Anatomie die Sehorganen deutlich dargelegt. S. 9. No. 11. Die Puppe eines Seidenspinners, und der Schmetterling ganz entwickelt, aber in einer völlig verkehrten Lage, mit dem Kopfe unter der Schwanzspitze, daß er nicht durchbrechen konnte. Ein ausserordentlich sonderbares Phänomen, wenn es nicht ein zusammengetrockneter Ichneumon gewesen ist. Eben so sonderbar S. 10. No. 12 die Erklärung der Zwitter, welche daher entstanden seyn sollen, daß sich zwo Raupen verschiedenes Geschlechts von ungefähr in ein Gespinust eingesponnen haben, und in eine Puppe zusammengeschmolzen sind. Dies wäre ein wahres Wunder, und wider alle Naturgesetze. Hat es Zwitter gegeben — wirkliche Zwitter ohne Betrug und Einbildung — so hat der Grund dazu in den ersten Keimen der Eyer gelegen, und in dieser Absicht wäre die Ausbildung beyder Geschlechter an einem Körper möglich, wie man Beyspiele von solchen zusammengewachsenen Körpern zweyerley Geschlechts bey Thieren und Menschen hat: im Kabinet des Erbpr. zu Rudolstatt zween mit den Leibern zusammengewachsene Hasen beyderley Geschlechts. Wo geschahe dieses aber? Das Zusammenschmelzen hingegen zwoer Raupen, die schon völlig ausgewachsen, und völlig isolirt sind: wie will man das beweisen? Meines Erachtens ist dies bey zwo ausgewachsenen Raupen so unmöglich, als bey zween sich noch häutenden Fröschen.

S. 11. Die Begattung der Tagfalter kurz und hitzig, oftmals gar im Fluge. Das eigentliche Geschäft derselben wohl schwerlich im Fluge. Hängen sie erst zusammen, so pflegen beyde in dieser Stellung oft davon zu fliegen, wenn sie gestört werden; trennen sich aber bald, wie Rec. oft gesehen hat. S. 13 Mordraupen einiger Nachteulen fressen ihres Gleichen, wenn sie ihnen beykommen können, und ziehen diesen Fraß ihrer ordentlichen Nahrung vor. Dies wäre ganz neu. Alle bisherigen Erfahrungen lehren, daß sie es nur aus Noth und Hunger, nie aber aus Appetit thun. Anm. 15. daß die befruchteten und unbefruchteten

Eyer in der Farbe verschieden sind. Die meisten Eyer aber, befruchtet und unbefruchtet, haben einerley Farbe, daß man sie nicht unterscheiden kann. S. 22. No. 35 eine artige und wichtige Anmerkung über die, mit den bewohnten Gegenständen der Schmetterlinge ähnliche Farben. S. 25. No. 40 vortrefflich, daß der Verf. den richtigen Unterschied zwischen sexus, Geschlecht, genus, Gattung und species, Art, festgesetzt hat, daher so viele Verwirrungen entstehen. III. Unruhen. Zygaena. Richtig abgetheilt, hier hätten wir aber einen andern Namen gewählt, da diese Bastardschmetterlinge sowohl zu den Tag- als Nachtvögeln gehören. S. 29. No. 44. Die Puppen der Geom. grossulariata hängen zuweilen senkrecht, mit einigen Fäden umhüllt — (auch Syringariae.) N. 46. Sehr richtig, daß man bey der Eintheilung nicht blos, wie Linne', auf den Habitus des Schmetterlings, sondern auf die ganze Oekonomie des Insekts, besonders der Larven sehen müsse. S. 58. Die Raupe des Machaon in der Jugend mit Dornen, nach der letzten Häutung ganz glatt. Eine völlig neue Bemerkung. Große Entomologen können aus diesem nützlichen Buche gewiß noch lernen.

Die Bergsträßerische Nomenclatur hot der Verfasser zu spät bekommen; doch ist hinten noch das Nöthige daraus angeführt. Kann dies für den würdigen Verfasser Ermunterung seyn, so wolle er uns den zweeten Theil nicht lange vorenthalten.

St.

John Cuthbertsons Abhandlung von der Elektricität, nebst einer genauen Beschreibung der dahin gehörigen Werkzeuge und Versuche. Aus dem Holländischen. Mit eilf Kupfertafeln. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1786. groß 8. 321 Seiten.

Wenn man auch gleich in der Theorie der Elektricität nichts aus diesem Buche lernt: so bleibt es [illegible] schätzbarer, als viele die Zeit her über diese Materie zum Vorschein gekommene Bücher. Hr. Cuthbertson, ein Mann, der die Franklinische Hypothese durch eine Menge sinnreicher und wohlgeordneter

neter Versuche zu bestätigen sucht, ist zugleich Mechanikus, und hat so viele Maschinen von dieser Art unter Händen gehabt, daß man gern eine bessere Einrichtung der Maschinen und Werkzeuge dieser Art von ihm annehmen wird. So hat er z. B. gefunden, daß es völlig unnütz ist, an den gläsernen Elektrisirscheiben, deren er sich bedient, den Leiter so anzubringen, daß eine Gabel die elektrische Materie von beyden geriebenen Seiten sammelt. Man bekömmt eben so viel, wenn die beyden Arme des Leiters nur an einer Seite der Scheibe stehen, weil die elektrische Materie der andern Seite dazu dient, die Materie von dieser Seite abzustoßen, und in den Leiter zu bringen. Da er gefunden, daß 2 Scheiben an einer gemeinschaftlichen Scheibe lothrecht gestellt, und auf allen Seiten gerieben mehr Wirkung thun, als 2 einzelne Scheiben von gleicher Größe und Güte: so bedient er sich derselben zu seinen Versuchen, und stellt an jedem Arme des Leiters ein paar gabelförmige Röhren mit einem Knopfe. (Bey der großen Teylerschen hat er dies indeß wieder geändert. Hier ist statt derselben eine Röhre mit Spitzen zwischen beyden Scheiben gewählt.) Um die Abströmung nach der Axe hin zu verhüten, bestreicht er den innern Kreis der Maschine mit einem elektrischen Firnisse, wie an der Teylerschen. Man wird aber vergeblich im Buche suchen, was er dazu für eine Masse nimmt. Der Hr. Uebersetzer hat dafür in der Vorrede den Preis angezeigt, um welchen man einen vollständigen Apparat bey ihm bekommen kann. Der vollständigste mit allen hier beschriebenen Werkzeugen ohne Elektrisirscheiben kostet 1062½ holl. Gulden, die Maschine mit doppelten Scheiben von blauem Glase und 19 Zollen im Durchmesser 195 Gulden, beydes also zusammen 1157½ holl. Gulden, oder 673 deutsche Thaler. Eine Elektrisirscheibe von 9 Zoll im Durchmesser mit dem allernöthigsten Apparate 41 Gulden oder 23½ Thaler. Für das Geld schafft man sich hier etwas mehr an.

Von Elektrisirkugeln oder Cylindern, vom Weberschen Luftelektrophor, der Voltaischen Pistole und andern hier durchgehends bekannten Werkzeugen findet man nichts. Unter verschiedenen neuen Instrumenten ist auch ein neues Elektrometer an seinen Batterien angebracht, aber höchst unvollständig beschrieben.

Sein

Sein Elektrophor ist ein Harzkuchen zwischen zwey Metallplatten, welche zur Belegung dienen, davon die oberste den Deckel abgiebt, also nach der Lichtenbergschen Angabe gemacht, aber nicht so erklärt. Der Hr. Uebersetzer, der verschiedene nicht unnöthige Anmerkungen beygebracht, handelt auch noch am Ende etwas von Volta's Condensator, von den (so wie sie hier erzählt sind) nichts beweisenden Versuchen des Hrn. Quinquets, Regen, Schnee, Hagel und Glatteis durch Electricität hervorzubringen, und einer sogenannten künstlichen Vegetation aus angezündetem Kampfer auf dem ersten Leiter, wenn die Elektrisirmaschine nicht über die gehörige Zeit wirkt; aber zu unvollständig. Die Kampferblumen, welche die positive Atmosphäre des Leiters bildet, können so wenig eine künstliche Vegetation genannt werden, als die Sterne, welche durch die positive Elektricität auf dem Harzkuchen des Elektrophors in dem Staube des präparirten Bernsteins gemacht werden.

Pt.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Jacob Benignus Bossuet, Bischofs von Meaux, Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion, fortgesetzet von D. Johann Andreas Cramer, Kanzlern der Universität Kiel. Siebente Fortsetzung oder siebenter Theil. Leipzig, bey Breitkopf, 1786. 920 Seiten.

Dieser Theil, welcher dem vorhergehenden an Wichtigkeit nichts nachgiebt, besteht aus zwanzig Abschnitten, und drey Anhängen.

I. Abschnitt. Von der Ketzerey des Nihilianismus, dessen Peter der Lombarde, und Petrus von Poitiers beschuldigt worden sind, und von einigen andern denselben beygemessenen irrigen Meynungen. (S. 1—42.) Die philoso-

losophischen und theologischen Schulen dieser Zeit machten sich nämlich mit dem Aliquid und Nihil viel zu schaffen. Nun hatten Peter der Lombarde, und Peter von Poitiers von Abälarden und Gilberten die Sätze, daß Christus nicht Ein Mensch (aliquis, eine Person) und nicht etwas (aliquid d. i. nicht die Substanz Gottes selbst) sey — wo nicht angenommen, und für die Ihrigen erklärt, doch mit vieler Schonung als Meynungen, die einen guten Sinn haben konnten, zu begünstigen geschienen. Daraus zogen ihre Freunde — Johann von Cornwall, Walther, ein Mönch aus dem Kloster des h. Victor, und Geroch, Propst von Reichersperg in Deutschland, allerhand gefährliche Folgen — und gaben ihnen den Namen der Nihilianisten. Der ganze Verlauf dieses unnutzen Streits wird hier aus den Akten erzählt, und im Vorbeygehen auch von einem Angriff des Abts von Flora, Joachim, auf des Lombardus Lehre von der Dreyeinigkeit Nachricht gegeben.

II. Abschnitt. Von dem Streite des Propstes Geroch von Reichersperg, mit dem Propste Folmar von Traufenstein über das Abendmal und die Herrlichkeit des Menschensohnes. (S. 43 — 77.) Folmar, der ein Scholastiker war, wurde von dem positiven Theologen, Geroch, des Nestorianismus beschuldiget, und mußte widerrufen. Gerochs Schrift wird hier nach ihrem Hauptinhalt vorgelegt.

III. Abschnitt. Von einigen Sententiariern des ersten scholastischen Zeitalters, welche als Ausleger, oder als Freunde und Beförderer der Lombardischen Lehrsätze berühmt geworden sind. (S. 78 — 98.) Ob Petrus Cantor darunter zu rechnen sey, bleibt unentschieden — weil Hr. C. seine Werke nicht zum Durchlesen erhalten konnte — doch dünkt es ihm wahrscheinlich, daß er mehr unter die biblischen Theologen, als unter die Sententiarier zu rechnen sey. Gewiß gehören hieher — Wilhelm von Seignelay. (S. 80.) (Hier ist S. 81. Papst Hadrian II. der seine Versetzung zum Bisthum von Paris befördert habe, wohl ein Druckfehler — es sollte Honorius III. heißen.) Der Cardinal Robert von Corceon, Gilo oder Wilhelm Präpositivus — Wilhelm aus Auvergne — Robert aus Strasbrook, mit dem Beynamen Großkopf, welcher insonderheit in England viel zur Empfehlung der scholastischen Theologie

logie beytrug, und auch wegen seiner Freymüthigkeit merkwürdig ist, mit welcher er sich als Bischof von Lincoln, den Eingriffen des römischen Stuhls und der Mönche in die Vorrechte der Bischöfe widersetzte. —

IV. Abschnitt. Von einigen Theologen im ersten Zeitalter der scholastischen Theologie, welche grober Vergehungen wider die Religion und atheistischer Meynungen beschuldigt worden sind. (S. 98—110) Hieher rechnet man Simon von Tornay, oder vielmehr Therway, einen Engländer, der zu Paris lehrte, einen eifrigen Verehrer des Aristoteles, dem man eben das Schuld gab, was man zu diesen Zeiten auch dem K. Friedrich II. und seinem Canzler, Peter von Vineis, andichtete, daß er nämlich Mosen und Christum als Betrüger geschildert habe — den Almaricus oder Amalricus von Bena, einen Sonderling sowohl in philosophischen und theologischen Meynungen, als auch in der Art des Vortrags — seinen Schüler David von Dinanto, einen Realisten, wie sein Lehrer war, von welchen es ungewiß ist, ob sie aus dem Aristoteles oder aus neuplatonischen Quellen geschöpft haben.

V. Abschnitt. Von den Schicksalen der aristotelischen Philosophie unter den Christen; besonders im zweyten Zeitalter der scholastischen Theologie. (S. 110—131) Zuerst ein angenehmer Excursus über die Ursachen, warum von jeher Plato bey den Christen beliebter, als Aristoteles war — hernach von den Versuchen des Victorinus und Boethius, die platonische und peripatetische Philosophie mit einander zu vereinigen, und von der Wirkung, die dieses hatte, seinen Zeitgenossen mildere Gedanken vom Aristoteles beyzubringen. Auch der Orient fieng noch vor dem sechsten Jahrhundert an, gelinder über die peripatetische Philosophie zu urtheilen, und Johann Philoponus und Johann von Damascus gewonnen ihr nachher viele Liebhaber; und selbst im Occident schützten sich die Freunde des Aristoteles mit dem Ansehen des Damisceners. Indessen konnte doch Aristoteles vor dem Augustin, der ihn haßte, nicht aufkommen. Erst im zwölften Jahrhundert erschien Abälard als ein erklärter Bewunderer des Stagiriten, und der Beyfall, den seine Vorlesungen zu Paris erhielten, reizte, ungeachtet alles Widerspruchs der biblischen Theologen, viel zur Nachfolge seines Beyspiels ohne den Text des Aristoteles selbst gelesen zu ha-

 ben —

Universität nicht durch eine schriftliche Urkunde zwo theologische Lehrstellen zugestünde. Nach erhaltner Genugthuung faßten sämmtliche Lehrer den Schluß, daß in der Folge niemand zur Würde eines Magisters oder Doctors zugelassen werden sollte, er hätte dann vorher eidlich versprochen, alle Beschlüsse und Statuten der Universität zu halten. Damit die Dominicaner keine Schwürigkeit machen sollten, diesen Eid zu leisten, so wurde auch hinzugesetzt: „Falls in diesen „Beschlüssen und Statuten nichts enthalten wäre, was der „Regel der Brüder des Predigerordens zuwider, oder unanständig wäre, und mit dem Heil der Seelen, mit götlichen „und menschlichen Rechten, mit dem allgemeinen Nutzen und „den Vorschriften der h. Kirche nicht bestehen könnte." Auch diesen Eid wollten sie nicht unterschreiben, wofern ihnen der Besitz von zwo öffentlichen Lehrstellen nicht durch eine Acte versichert würde. Da sie nach dem Verfluß der eingeräumten Bedenkzeit bey ihrer Weigerung beharrten, so schloß sie die Universität durch ein Dekret von ihrer Gesellschaft aus. Nachdem die Dominikaner durch eine solche Auflage der Universität während der Gefangenschaft K. Ludwigs IX. bey der Königin Blanca die Aufhebung des Dekrets vergeblich zu bewirken gesucht hatten, so wendeten sie sich an den P. Innocentius IV. welcher dem Bischof von Evreux befahl, die Wiedereinsetzung der Dominicaner allenfalls auch durch den Gebrauch der Excommunication zu bewirken. Die Dominikaner bewogen den Bischof, seine Vollmacht, die Universität zu excommuniciren, an einen Canonicus, welcher die Universität bitter haßte, zur Vollziehung zu übertragen, welcher auch den Lehrern sogleich alle Amtsverrichtungen untersagte, und, ungeachtet ihrer Appellation an den Papst, dennoch das Dekret öffentlich bekannt machte. Als sich die Universität an die Französischen Bischöfe wendete, und sie um Schutz anflehete, und der Papst selbst gelinder zu denken anfieng, so schienen auch die Dominicaner mehr Mäßigung anzunehmen. Aber unter ihrem Gönner Alexander IV. wirkten sie Bullen über Bullen bey ihm aus, welche zur Absicht hatten, ihnen so viele theologische Lehrstühle zu Paris zu verschaffen, als sie nur verlangen würden. Ein Concordat, welches die Bischöfe im J. 1256. vermittelten, nach welchem den Dominikanern auf immer zween theologische Lehrstühle zugestanden wurden, doch unter der Bedingung, daß sie von den weltlichen Lehrern und Scholaren abgesondert bleiben,

und

auch allen den Bullen, welche sie bereits erlangt hätten, oder noch erlangen könnten, entsagen, und die Widerrufung der bereits erhaltenen zu bewirken suchen sollten — schien die Ruhe auf der Universität herzustellen. Allein Alexander genehmigte den Vergleich nicht, und drang auf die Vollziehung seiner vorhergehenden Bullen. Zugleich forderte er den König auf, dem Bischof von Paris, der die päpstlichen Befehle vollziehen sollte, wenn die canonischen Strafen nicht zureichen würden, allenfalls mit dem weltlichen Arme beyzustehen. Auch wurden Wilhelm von St. Amour und andere Mitglieder der Universität, als Urheber der Rebellion gegen die päpstlichen Befehle, aller ihrer Aemter, Würden und Einkünfte verlustig erklärt, ihnen alle Vorlesungen, „und „den Studierenden der Besuch derselben untersagt," auf ihre Verweisung aus dem Reiche gedrungen, und alle übrigen mit eben der Strafe bedroht, wenn sie nicht binnen vierzehn Tagen, von der Bekanntmachung dieser Bulle angerechnet, gehorchen würden. In der That war Wilhelm von St. Amour ein würdiger Doctor der Sorbonne und einer von den lebhaftesten und feurigsten Vertheidigern der Rechte der Universität. Dies war schon genug, die Dominicaner gegen ihn aufzubringen; aber er schrieb auch das berühmte Buch von den Gefahren der letzten Zeiten, worin die Bettelmönche nach dem Leben geschildert werden — und das war ein zweytes Verbrechen. Alexander verwies ihn bey Strafe des Bannes aus Frankreich, untersagte ihm auf immer alles Predigen und Lehren, und erklärte sein Buch für verabscheuungswürdig. Er begab sich auch wirklich, um dem Ungewitter auszuweichen, nach seinem Geburtsort in der Franche-Comte, wo er bis an den Tod des Papstes blieb. Der Streit währte, auch nach seiner Entfernung noch lange. Endlich siegten die Dominikaner, besonders durch das Ansehen, in welchem sie bey den Päpsten stunden, über die Rechte der Universität. Die Dominicaner und hernach auch die Minoriten, erhielten die Lehrstühle, nach denen sie unermüdet gestrebt hatten, und mit ihnen siegte in den Schulen ihr Abgott, Aristoteles. „Ihr Geschmack, ihre Vorurtheile, und ihre Sitten brach„ten in kurzer Zeit, wie ein Sauerteig, die ganze Gelehr„samkeit, alle Wissenschaften, und besonders die Theologie, „in eine neue, ihr aber sehr nachtheilige Gährung. Sie „ward ganz mönchsartig, despotisch und kriechend." Zugleich Licht und Finsterniß war auf eine wundersame Weise darinnen

 wie

mit einander vermischt. Doch wir können die treffliche Schilderung, (S. 160.) so viel Versuchung wir auch dazu haben, nicht ganz abschreiben.

VII. Abschnitt. Ueber den Zustand der scholastischen Theologie in ihrem zweyten Zeitalter, was besonders ihre Vorstellungen von Gott, seinem Wesen, seinen Eigenschaften, und seiner Vorsehung betrifft, vornemlich von des Alexander von Hales theologischen Summe. (S. 161—308.) Wenn gleich die meisten diesen noch zum ersten Zeitalter der Scholastiker rechnen; so hat doch Hr. C. Grund gehabt, mit ihm das zweyte Zeitalter anzufangen. Er war wirklich unter den Baumeistern des grossen Gothischen Gebäudes, welches die Scholastiker nach der Vorzeichnung der philosophischen Schriften des Aristoteles aufführten, der erste; und auf ihn folgten Albrecht der Grosse, Thomas von Aquino, Bonaventura, Joh. Duns Scotus. Da dieser ihre Schriften meistens einerley Inhalt und Lehrart haben, so ist hier nur des Erstern Summe ausgezogen, der ganze Plan seines grossen Werks vor Augen gelegt, und, wo sich zwischen ihm und seinen Nachfolgern einige Verschiedenheit zeigt, bemerkt worden. Auch sind gemeiniglich die Stellen citirt, wo Thomas, Bonaventura und Scotus mit Alexandern die nemliche Materie abhandeln, welches für die, welche alle diese Scholastiker mit einander vergleichen wollen, sehr bequem ist. Ueberhaupt, wer sich nur ein wenig in den Schriften der Scholastiker umgesehen hat, der wird die eiserne Geduld des Mannes bewundern, der es gewagt hat, die finstern Gänge der scholastischen Theologie zu durchwandern, und auch da für andere, die ihm nachfolgen wollen, ein Licht aufzustecken, das ihnen wohlthätig werden kann. Man sieht aus diesen Untersuchungen, daß durch Alexandern von Hales alles, was die natürliche und geoffenbarte Religion in der Lehre von Gott, seinen Wesen und Eigenschaften mit einander gemein hat, eine systematische Gestalt gewonnen habe, die sie vorhin nicht hatte — ein Vorzug, den Thomas von Aquino nicht immer in gleichem Grade, Albertus der Grosse aber und Bonaventura in weit geringerm Grade haben.

VIII. Abschnitt. Ueber die Vorstellungen und Lehrsätze des zweyten Zeitalters der scholastischen Theologie von der göttlichen Dreyeinigkeit, vornemlich nach Alexanders von Hales Summe. (S. 309—328.) Auch wieder vornemlich

aus

aus den Schriften Alexanders von Hales, aber zugleich mit Hinweisung auf die Gedanken des Thomas Bonaventura und Scotus. Recens. war insonderheit S. 319. auffallend, woraus man sieht, daß, was Lessing in seinem theologischen Nachlaß S. 221. gesagt hat, nicht ganz neu, sondern schon vorher von Scholastikern gesagt worden sey. Zeugen, sagten sie, heißt bey Gott soviel, als sich eine Vorstellung von sich selbst machen. Da aber Gott sich immer und ohne Aufhören denkt, so ist auch in Gott immer ein Zeugender und ein Gebohrner, allezeit ein Vater und ein Sohn u. s. w. Auch Lessings Vorstellung vom h. Geist, daß er die Harmonie zwischen Vater und Sohn sey, ist von dem, was Hales sagte, nicht sehr unterschieden. Nach seiner Vorstellung geht der h. Geist durch die Liebe vom Vater und Sohn aus — und weil er als die Liebe von beyden betrachtet werden kann, so ist er gleichsam das Band des Vaters und des Sohnes. (S. 330.)

IX. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze und Meynungen der scholastischen Theologie im zweyten Zeitalter derselben, von der Schöpfung und von den Geschöpfen nach Alexanders von Hales Summe. (S. 288 — 423.) Doch werden auch hier die Gedanken des Thomas und Bonaventura mit den Gedanken Alexanders verglichen.

X. Abschnitt. Ueber die Lehre der scholastischen Theologie in ihrem zweyten Zeitalter von den Engeln. (S. 424 — 455.) Eine Menge von unnützen Speculationen, die aber doch lehren, welchen Scharfsinn und wie viel Witz und Imagination Gelehrte verschwenden können, Lehrgebäude aufzuführen, die, so sehr sie auch den Augen eines gewissen Zeitalters schmeicheln, dennoch, weil sie keinen festen Grund haben, mit der Zeit entweder von selbst einstürzen, oder von andern wieder niedergerissen werden.

XI. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze und Meynungen der scholastischen Theologie im zweyten Zeitalter derselben von dem ursprünglichen Zustande der menschlichen Natur. (S. 455 — 502.) Hier sind die Gedanken der Scholastiker von der menschlichen Seele dargestellt, und dabey bemerkt, daß dieselben angefangen haben, sehr ordentlich und zusammenhängend über diese Materie zu denken; Thomas lasse sich auch nicht selten in die Geschichte der Philosophie ein, und verglei-

che die verschiedenen Meynungen der alten Weltweisen, besonders des Plato und Aristoteles, mit einander. Doch verliete der erste fast immer bey dieser Vergleichung. Scotus bringe selten einen neuen Gedanken bey; aber in dem Schwarm von Schlussen, die er immer, wie Kriegsheere gegen einander streiten lasse, eine Menge neuer barbarischer Kunstwörter, welche den in römischen Sold genommenen Barbaren glichen, und mehr durch ihre Tracht, als durch ihre Starke fürchterlich und unüberwindlich seyen.

XII. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze der scholastischen Theologie im zweyten Zeitalter derselben von der göttlichen Regierung aller Dinge. (S. 503 — 521.) Ist ganz aus dem Thomas genommen, weil dieser zuerst diese Materie in einem besondern Artikel abgehandelt hat, da seine Vorgänger ihn sonst nur bey der Lehre von den göttlichen Eigenschaften mitnahmen.

XIII. Abschnitt. Ueber die Lehre der scholastischen Theologie in ihrem zweyten Zeitalter von dem Sündenfalle der ersten Menschen und den Folgen desselben. (S. 522 — 550.) Hier verdient insonderheit das erwogen zu werden, was der Verf. über die schädlichen Folgen der scholastischen Lehre von Erlaßsünden angemerkt hat.

XIV. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze der scholastischen Theologie des zweyten Zeitalters von der Erlösung der Menschen durch Christum. (S. 551 — 600.) Hier werden aufmerksame Leser manche Bestimmungen von der Erlösungslehre finden, die in den Köpfen der Scholastiker entstunden, und aus ihren Büchern selbst in die Lehrbücher derjenigen Kirchen übergegangen sind, die sich von der römischen abgesondert haben z. E. von der Nothwendigkeit der Menschwerdung Christi, von dem hohenpriesterlichen, prophetischen und königlichen Amte Christi, welchen Artikel Thomas zuerst in das System einführte. Auch werden sie einen auffallenden Beweis von der Gewalt des herrschenden Aberglaubens auch über den Verstand großer Männer in dem Lehrsystem des Thomas antreffen, als welcher zwar dem Gottmenschen die höchste Anbetung, (die Latrie) seiner menschlichen Natur aber nur einen geringern Grad derselben (die Dulie) zuerkannte, zugleich aber behaupten konnte, daß alle Bilder und Gemälde Christi, weil das Gemüth dadurch auf ihn gerichtet würde, mit der Anbetung der Latrie verehrt werden; daß man diese Ehre der Latrie auch seinem Kreuz erweisen müsse, theils weil

weil es ihn vorstelle, theils weil es ihn berührt habe; daß er diese abergläubische Verehrung selbst aus dem Aristoteles zu bestätigen suchte; und daß er endlich zugleich eine Hyperdulie annahm, eine Anbetung, die nicht ganz die höchste, aber doch höher, als die Ehre der Dulie seyn sollte, um die gottesdienstliche Verehrung der Mutter Christi derjenigen, womit Gott zu verehren ist, so nahe zu bringen, als nur mit noch einigem Scheine der Vermeidung der Abgötterey geschehen konnte.

XV. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze der scholastischen Theologie in ihrem zweyten Zeitalter vom Gesetze überhaupt und besonders vom Gesetze Mosis und vom Gesetze des Evangelii. (S. 601—629.) Hier ist Thomas wegen seiner vorzüglichen Deutlichkeit und Bestimmtheit in Bearbeitung dieser Materie, die Quelle, woraus geschöpft wird.

XVI. Abschnitt. Ueber die Lehrsätze der scholastischen Theologie in ihrem zweyten Zeitalter, besonders der Thomisten von der Gnade und ihren Wirkungen zur Seligkeit. (S. 630—679.) Lombardus machte den Anfang, die Lehre von der Gnade aus seinem Augustinus zu bestimmen; Peter von Poitiers behandelte diese Materie noch philosophischer. Alexander von Hales und Albertus Magnus trugen schon mehr Fragen und Entscheidungen darüber zusammen. Thomas von Aquino aber und Bonaventura bildeten den Artikel völliger aus, und des Ersten Meynungen und Vorstellungen davon wurden einige Theile ausgenommen, in welchen Scotus und seine Anhänger von ihm abwichen, die herrschende Lehre der Kirche, wenigstens bis auf die tridentinische Kirchenversammlung; denn nach derselben hat sie in den Streitigkeiten der Jansenisten, der Molinisten und der Jesuiten mit einander mancherley neue Veränderungen erfahren, gleichwie es auch in den verschiedenen protestantischen Kirchen und ihren Lehrbüchern, aus Misverstand des vieldeutigen Wortes Gnade in der h. Schrift bis auf unsere Zeiten viele Abwechselungen der Vorstellungen darüber gegeben hat. Zuletzt wird hier gezeigt, wie Alexander Hales, hernach, wie Albertus M. und zuletzt, wie Thomas diese Materie bearbeitet habe. Im Vorbeygehen wird S. 644. bemerkt, daß Luther und Melanchthon in Ansehung der beyden Sätze: der Mensch kann nach dem Fall das Gesetz weder quoad substantiam operum, noch quoad modum

die Theologen zu Löwen aus seinen Auslegungen des vierten Buches von Lombardus Sentenzen verfaßt haben.

XIX. Abschnitt. Ueber die Lehrmeynungen der scholastischen Theologie — vom Zustande der Menschen nach dem Tode und von den vier letzten Dingen. (S. 770 — 790.) Aus dem Thomas und Scotus.

XX. Abschnitt. Ueber das dritte Zeitalter der scholastischen Theologie bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften im funfzehnten Jahrhunderte. (S. 791 — 852.) Da die scholastische Theologie in diesem Zeitalter eher ärmer und ungestalter, als reicher und ausgebildeter oder schöner wurde, so ist dieser Abschnitt ziemlich kurz ausgefallen; aber desto angenehmer ist er für den Leser, der sich sehnt, über diese traurigen Einöden sobald als möglich in frohere Gegenden hinübergeführt zu werden. — Zuerst wird vom Roger Baco geredet, der mit der Theologie seiner Zeit, und mit den Mönchen, die daran arbeiteten, sehr unzufrieden war, und sein Misvergnügen öffentlich äußerte, aber auch dafür gelästert und eingesperrt wurde. Hier heißt es, (S. 793.) die auf auf seinen physikalischen und mathematischen Ruhm eifersüchtigen Mönche hätten ihn für einen Schwarzkünstler erklärt, der Zauberey beschuldiget, und, weil er selbst ein Franciscaner war, es bey dem Generale seines Ordens, dem Hieronymus von Esculo dahin gebracht, daß er das Lesen seiner Schriften verbot, und ihn einzusperren befahl, welches selbst von dem Papste Nikolaus IV. gut geheißen worden sey. — Hier muß sich entweder Chaufepied, auf dessen Dictionnaire sich Hr. C. beruft, welches R. jetzt nicht bey der Hand hat, oder der Verf. versehen haben. — Dieser Hieronymus von Esculo ist ja mit dem nachmals sogenannten Papst Nicolaus dem IV. einerley gewesen — folglich wird es entweder heißen müssen — welches von ihm, als Papst Nikolaus IV. bestätiget wurde — oder es sollte statt Nikolaus Honorius IV. gesetzt seyn; welches vermuthlich richtiger wäre. Nach diesem ist die Rede von andern nicht unberühmten Scholastikern — dem Heinrich Gurhels von Gand, dessen theologische Werke der Verf. nicht zu Gesicht bekommen konnte — von Aegidius von Columna, dem Schüler des Thomas, und von andern weniger berühmten Thomisten. — Hernach von den Scotisten, welchen vorzüglich der große Verfall der scholastischen Theologie im 14ten und

15ten

15ten Jahrhunderte zugeschrieben wird, weil sie glaubten, um so viel gerechtere Ansprüche auf Tiefsinn und Theologie zu haben, je weniger sie Geschmack hätten, und je unverständlicher und barbarischer ihr Ausdruck wäre. — S. 800. kommt unter den Scotisten Franciscus Mayron von Digne vor, der, wie es scheint, mit dem S. 836. vorkommenden Franciscus Mayron einerley Person ist, und den ersten Namen von dem Orte seiner Geburt, den andern aber von seinem Kloster hat, (er war ein Franciscaner) dessen scriptum super primum librum Sententiarum (Basel. 1489. fol.) und Passus super Universalia et praedicamenta Aristotelis (Venedig, 1489. fol) Rec. eben vor sich liegen hat. Auch Mich. von Cesena kömmt doppelt vor — S. 800. wo er unter die Scotisten — und S. 837. wo er unter die Thomisten gerechnet wird. Von Durandus und Occam und S. 801. und S. 812. umständlich gehandelt. Auch Raimundus Lullus wird mit seiner Schwatzkunst S. 828 – 836. geschildert. Dann werden die übrigen Scholastiker des 14ten und 15ten Jahrhunderts aufgeführt, unter welchen einige Eklektiker waren, wie Durandus Capreolus und Gabr. Biel. Aber auch diesen legte nicht nur das Ansehen der Kirche und die Macht der Inquisition Sclavenketten an, sondern auch die Maximen oder Glaubensregeln, die als unstreitige Axiomata in allen theologischen Unterweisungen zum Grunde gelegt werden mußten, welche S. 848. beschrieben sind.

Der erste Anhang liefert diese Maximen aus Mingarelli Fasciculo Anecdotor. in Extenso (S. 855 — 866.) Der zweyte einige Stücke aus Joh. Salaberts philosophia nominalium vindicata — worin die Wirklichkeit der Universalien, als außer dem Verstande bestehender Dinge, mit Rücksicht auf die Theologie bestritten wird. (S. 867 — 914.) Der dritte liefert einige Lehrsätze des Aegidius von Rom, vom Abendmahle, aus seinen Contemplationibus LX. de sanctissimo Eucharistiae sacramento. (S. 915 — 920.)

So haben wir also jetzt (das wenige ausgenommen, was Hr. T. aus Mangel der ihm noch fehlenden Werke erst im folgenden Theile liefern wird) eine ziemlich vollständige Geschichte der subtilsten scholastischen Untersuchungen und Träume über wahre und eingebildete Lehren der Religion, dergleichen sich keine Nation in dieser Vollständigkeit rühmen kann. Etwas mehr Allegationen, als in den vorigen Theilen zu finden sind, werden gewiß die Brauchbarkeit des Werkes

ver-

vermehren. Wir wünschen dem hochverdienten Verf. Munterkeit und Kräfte, um bald auch die noch wenigen fehlenden Theile nachliefern, und dadurch seiner mühsamen Arbeit die Krone aufsetzen zu können.

Yf.

Reisen und Begebenheiten eines Kavaliers in Diensten Gustav Adolphs, Königs von Schweden, und Karl des Ersten, Königs von England, herausgegeben von Daniel Defoe, Verf. des Robinson Crusoe. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Schwickert. Zwey Theile. 1 Alph. 18 Bog. in kl. 8.

Historische Romane waren eine Zeitlang sehr Mode. Ein solcher ist auch gegenwärtiges Buch. Ob Defoe wirklich der angebliche Herausgeber oder Verf. ist, können wir nicht sagen. Zu verwundern ist es alsdann gewiß, daß es so lange unsern Uebersetzern entgangen sey. Es läßt sich ganz gut lesen; aber auf die darin enthaltenen Anekdoten zu bauen, wäre kindisch; da das Gepräge eines Romans überall sichtlich ist. Daß derjenige, der aus Selkieles Geschichte den Robinson Crusoe schuf, auch aus der Nachricht, daß einmal ein englischer Cavalier, erst in Gustav Adolphs Armee, und hernach in der Königl. in England gedient habe, diesen Roman geschaffen hat, ist nicht unwahrscheinlich, zumal da Styl und Denkungsart ziemlich übereinstimmen, so viel dieß bey der Verschiedenheit der Materie empfunden werden kann. Indeß ist daran wenig gelegen. Denn für Kriegswissenschaft und Geschichte ist hier nichts zu schöpfen. Wäre auch manche Anekdote wahr, die der Verf. durch Tradition oder Handschriften erfahren hätte; wer könnte sie aus den übrigen herauswickeln? Die bekannten historischen Thatsachen lassen sich aber aus andern Büchern erlernen. Die Uebersetzung ist bis auf Kleinigkeiten recht gut. S. 14. die Herren von der hohen Straße, muß heißen, die Herren Straßenräuber, oder doch wenigstens von der Landstraße. S. 59. hätte auch können der Ausdruck Frauenzimmer von der Stadt, durch Freu-

dem

denmädchen, oder Courtisane, statt durch Beysetzung de englischen, Woman of the town, erklärt werden.

Pb.

Geschichte der Maratten bis auf den letzten Frieden mit England den 17ten May 1782. Von Matthias Christian Sprengel, Prof. der Geschichte in Halle. Nebst einer Charte. Halle, bey Gebauer. 1786. 16 Bog. 8.

Endlich haben wir nun eine Geschichte von diesem so merk würdigen Volke, das schon über ein Jahrhundert als Räu berhorde die merkwürdigsten Revolutionen in Ostindien b wirkt, ohne daß es dem Namen nach uns bekannt war, un endlich uns als ein großer Staat genannt wird, der über d Hälfte der Malabarischen Küste und den ganzen nördlich Theil von Decan, und selbst sehr wichtige Provinzen von de eigentlichen Hindustan besitzt. Nicht eher, als 1782. fa sich unter den Engländern, die doch schon so viel von dies Nation gelitten, ein Schriftsteller, Hr. James Kerr, d eigentlich von diesem Volke handelte. Es war aber nur ei Probe von Geschichte, voll von Unrichtigkeiten und Mängel Aber auch in eben diesem Jahre lieferte unser fleißiger Hr. in den Hällischen wöchentlichen Nachrichten und dem 25st Stücke der vom sel. Freylingshausen herausgegebenen Neue Missionsgeschichte, einen ansehnlichen Entwurf von den M ratten und dem Kriege, welchen die Ostindische Kompag der Engländer von Bengalen und Bombay aus führte M wußte nun ungefähr den Sitz und die Beschaffenheit die Volks. Aber noch war dies keine eigentliche Geschichte, u wir vermutheten gleich, daß Hr. Spr. der uns bey der Am rikanischen Geschichte gezeigt, wie unverdrossen er seinen G genstand verfolge, bey diesem ersten Versuche es nicht las würde. Diese Erwartung ward schon durch einen ausfüh chern Aufsatz im Portefeuille 1783 erfüllt. Dies war sc eher Geschichte des Volks; aber noch lagen die fehlerhaf Angaben des Kerr dabey zum Grunde. Rumba, Fürst v Udapus, wird als erster Heerführer im Anfange des vori Jahrhunderts angegeben, dessen Sohn Sumba und E Sewagie seyn soll. Dieser eigentliche Stifter des Marat

sta

denmädchen, oder Courtisane, statt durch Beysetzung des englischen, Woman of the town, erklärt werden.

Pb.

Geschichte der Maratten bis auf den letzten Frieden mit England den 17ten May 1782. Von Matthias Christian Sprengel, Prof. der Geschichte in Halle. Nebst einer Charte. Halle, bey Gebauer. 1786. 16 Bog. 8.

Endlich haben wir nun eine Geschichte von diesem so merkwürdigen Volke, das schon über ein Jahrhundert als Räuberhorde die merkwürdigsten Revolutionen in Ostindien bewirkt, ohne daß es dem Namen nach uns bekannt war; und endlich uns als ein groser Staat genannt wird, der über die Hälfte der Malabarischen Küste und den ganzen nördlichen Theil von Decan, und selbst sehr wichtige Provinzen von dem eigentlichen Hindustan besitzt. Nicht eher, als 1782. fand sich unter den Engländern, die doch schon so viel von dieser Nation gelitten, ein Schriftsteller, Hr. James Kerr, der eigentlich von diesem Volke handelte. Es war aber nur eine Probe von Geschichte, voll von Unrichtigkeiten und Mängeln. Aber auch in eben diesem Jahre lieferte unser fleißiger Hr. S. in den Hällischen wöchentlichen Nachrichten und dem 25sten Stücke der vom sel. Freylingshausen herausgegebenen Neuern Missionsgeschichte, einen ansehnlichen Entwurf von den Maratten und dem Kriege, welchen die Ostindische Kompagnie der Engländer von Bengalen und Bombay aus führte. Man wußte nun ungefähr den Sitz und die Beschaffenheit dieses Volks. Aber noch war dies keine eigentliche Geschichte, und wir vermutheten gleich, daß Hr. Spr. der uns bey der Amerikanischen Geschichte gezeigt, wie unverdrossen er seinen Gegenstand verfolge, bey diesem ersten Versuche es nicht lassen würde. Diese Erwartung ward schon durch einen ausführlichern Aufsatz im Portefeuille 1783 erfüllt. Dies war schon eher Geschichte des Volks; aber noch lagen die fehlerhaften Angaben des Kerr dabey zum Grunde. Rumba, Fürst von Udapus, wird als erster Heerführer im Anfange des vorigen Jahrhunderts angegeben, dessen Sohn Sumba und Enkel Sewagie seyn soll. Dieser eigentliche Stifter des Maratten-

staats

Staats ward nicht nur vom Könige von Visiapour, sondern auch vom großen Mogul Schah Gehangir und dessen Sohn Aurengzeb angegriffen, und letzterer nahm ihm 1685 (5 Jahr nach seinem Tode) gefangen, und entließ ihn erst wieder nach 3 Jahren. Er läßt ihn endlich als Privatmann sterben. Sein Sohn heißt Sow Rajah, unter dem Canagie Angria sich unabhängig macht. Er wird hier Sewagies Admiral genannt. Alles dieses und noch mehreres, das wir des Raums wegen übergehen müssen, hat Hr. Spr. in diesem neuen Buche aus einer Menge anderer, vorzüglich englischer Schriften verbessert. Nun wird als Stammvater der Marattenfürsten Rana Bhem Rajah von Udipur zu Anfange des 16ten Jahrhunderts angegeben. Dieser hatte 2 Söhne Ram Sing und Bagh Singh zu Nachfolgern. Letzterer war der Vater des Maluji und Bambaji. Maluji, der Dowlatabad besaß, ist der Vater des berühmten Shaji, der schon den Grund zu der Macht legte, wodurch sich sein noch größerer Sohn Sewagie zum Oberhaupte und Großfürsten aller Maratten erhob. Sewagies Vorfahren hatten als Anführer einzelner Marattischen Räuberhorden bisher wenig Aufsehen in der Geschichte gemacht. Ihre Länder in Chandes und Berar waren verlohren gegangen. Dagegen hatten sie als Vasallen des mächtigen Königs von Visapour ansehnliche Besitzungen in Mysore, welches damals zum Carnatik gerechnet wurde, und selbst in Cuncan bekommen. Schaji hatte 3 Söhne, Sewagie und Sambaji von der ersten Gemahlin, und Eccoji von der 2ten, nachdem er die erste verstoßen. Sambaji starb jung, Sewagie empörte sich aber in Cuncan, weil der Vater den Eccoji ihm vorzog; und der Vater sah sich genöthigt ihm nicht nur zu verzeihen, sondern auch seine Herrschaft in Cuncan 1646. zu bestätigen. Sawagie war damals erst 17 Jahre alt, regierte selbst, und zwar uneingeschränkt, hatte auch schon einen Peischwa und andere an indischen Höfen gewöhnliche Hofbediente. Seine Eroberungssucht verwickelte ihn in beständige Kriege mit seinen Nachbarn, und selbst dem großen Mogul, der mehr als einmal starke Armeen gegen seine Räuberschaaren ins Feld stellte, und den Verdruß hatte, geschlagen zu werden, und einen festen Platz nach dem andern zu verlieren. Endlich ward er durch Verrätherey eines seiner Anführer Saberow gefangen; er entkam aber durch List und setzte seine Plünderungen aufs neue fort. 1674 nahm er mit allem indischen Gepränge auf seiner Bergfestung Rairi den Titel Maha-

hara-

harajah (Großfürst) an, und machte ferner neue Eroberungen. 1677 führte er die Maratten zuerst nach dem Carnatik und eroberte Velore, Gingi und andere Festungen. Auch unterwarfen sich die meisten Zemindars und kleinen Vasallen des Königs von Visapour oder Golconda. Unter diesen die 3 Naiques von Tanjore, Madure und Gingi, worin er Statthalter setzte, worauf er 1678 nach seiner Hauptfestung Rairi zurückkehrte. Auch Tanjore ward auf diesem Zuge durch seinen jüngern Bruder Eccoji erobert, und ist seit der Zeit bis 1690 unabhängig vom Eccoji und dessen Sohne Sahuji beherrscht worden. Nachher aber ist es wieder bis jetzt der Mohrischen Nabobs von Carnatik zinspflichtig geworden. Hier scheint noch eine Unrichtigkeit vorhanden zu seyn, die auch schon Hennings im 2ten Theile seines gegenwärtigen Zustandes von Ostindien berührt, und Hr. Spr. in der Note selbst bestätigt. Im Texte sagt Hr. Spr. die Zeit dieser Eroberung fällt zwar nicht gerade in die Jahre, da Sewagie im Carnatik umherstreifte. Dies muß man allerdings aus dem vorigen schließen. Auch steht in der Note: daß Eccoji Tanjore zwischen 1674 und 1677 bezwang, wie sein Bruder im Carnatik hausete (also 1677, oder, wie Hennings angiebt, 1674.) ließe sich aus Tanjorischen Archivnachrichten erweisen. Tanjore hat unterdeß zwar wenig Verbindung mit dem großen Marattenstaate gehabt, aber doch nahmen sich die Maratten dieser Fürsten im Nothfalle, wie 1740 an, ja sie trugen Eccojis Nachkommen 1777 die großfürstliche Würde an, als mit Ram Rajah Sewagies Linie ausstarb. Sewagie starb 1680 am Blutsturze, den er sich durch eine zu hitzige Erjagung eines Mogolischen Geldtransports zugezogen hatte. Sein Sohn Sambaji folgte ihm als Maharaja, und trieb das Handwerk seines Vaters fort. Aurengzebe, der mit Gewalt nichts gegen ihn hatte ausrichten können, bekam ihn endlich durch Verrätherey seines Generals in seine Gewalt. Sambaji raubte auch gern Weiber. Eine schöne Braut ward ohnweit seines Lagers vor Pamela, welches er einsetzen wollte, vorbeygeführt. Er wollte sie rauben, ward aber durch den ausgestellten Hinterhalt gefangen. Aurengzebe wollte ihm das Leben schenken, wenn er seinem Glauben entsagen und den Koran annehmen wollte. Da er aber dieses verwarf, und noch dazu auf den Propheten und den Koran schmähete: so ward er 1689 aufs grausamste getödtet. Von der Zeit an hörte der Marattenstaat bis ungefähr 1709 auf,

wo

wo Sambajis Sohn Sahu oder Sow Rajah durch Vermittelung des Sumpatrow seiner Mutter Bruders von den Häuptlingen der Maratten, als Maharajah wieder angenommen wurde. Die Räubereyen giengen wieder an. Der Hof zu Dehli versuchte aber gegen sie den Weg der Unterhandlungen. Sumpatrow ward zu dem Ende nach Dehli eingeladen. Weil er aber Bedenken trug, dahin zu gehen, so ward Bajerow, ein Bramine, der Stammvater der jetzigen Peischwahs dahin geschickt. Bajerow legte durch diese Reise den Grund zu seiner Macht, die so weit stieg, daß, als Sahu seine lange Regierung beschloß, Sewagis Familie seit 1740 von der Regierung ausgeschlossen ward. Sahu hatte die Gewohnheit, mit dem besten Theile der neuen Eroberungen seine Anführer zu belohnen. So erhielt Guzuratte, so weit es dem Sahu unterworfen war, ein gewisser Fermuk Row, und als dieser in einer Fehde gegen Bajerow blieb, so erhielt es die jetzige Familie der Guicawars, und so wurden mehrere durch die erhaltenen Länder regierende Fürsten, die zum Theil jetzt unabhängig vom Peischwa sind. Sahu, der keine Kinder hatte, wollte einen Sohn des Rajah von Berar an Kindes Statt annehmen, aber Bajerow, der die Macht dieses Rajah fürchtete, bewirkte die Annahme des Ramrajah an Kindes Statt, und stellte den Rajah von Berar durch die Ertheilung der Unabhängigkeit von Maharajah zufrieden. Bajerow machte die Peischwawürde in seiner Familie erblich, versetzte den Hauptsitz des Reichs von Setterah nach Puna, und hielt den jungen Ram Rajah an seinem Orte gefangen, wie etwa die Majores domus in Frankreich ihre Könige oder Tippo Saib den alten König von Mysore in seinem Schlosse. Einmal im Jahre ward er mit aller asiatischen Macht seinen Unterthanen gezeigt. Aber schon vor des Ram Rajah Tode 1777. ist es den Peischwas nicht besser ergangen. Die Großen haben sich seit 1761 um diese Würde gestritten, und jetzt ist es ein unmündiges, höchst wahrscheinlich untergeschobenes Kind, das die vornehmen Braminen für den Peischwa ausgeben, nachdem der rechtmäßige Besitzer, Ragobo davon verdrängt, und die Engländer, seine Bundesgenossen, in den Friedensschlüssen genöthigt worden sind, seine Parthey zu verlassen. Hastings hatte 1777 bey dem Tode des alten Ram Rajah (im Buche steht vermuthlich durch einen Schreibfehler Sahu) die ehrgeitzige Absicht, dem Rajah von Berar zur Würde eines Maharajah zu verhelfen. Die Regierung von Bombay

 hatte

hatte ein gleiches für den Rajoba unternommen. So leicht hätten Engländer gegen Engländer in Streit gerathen können; doch der Rajah von Berar lehnte die Würde von sich ab und Rajoba ward unterstützt, wodurch die Engländer in den gefährlichsten Krieg verwickelt wurden, welcher sie leicht aus Ostindien hätte verdrängen können, hätte Hastings nicht durch seine Klugheit es zu verhindern gewußt. Der Friede mit den Maratten 1782 war indeß auf alle Weise nachtheilig für die Engländer. Außer den ungeheuren Summen, die der Krieg gekostet, verlor Bombay ein ansehnliches Gebiet, das Rajoba ihnen abgetreten und sie selbst erobert hatten. Dabey mußten sie mit Verlassung des Rajobah den jungen Peischwa in seiner Würde erkennen. Der Marattenstaat ist indeß durch die Theilungen und innere Gährungen auch sehr geschwächt. Jetzt sind folgende Häupter dieser Nation vorzüglich zu merken. Der Peischwa, die Rajahs von Berar, Guzuratte, Ugrin und Endore, als die mächtigern, ferner der Morarirow an den Grenzen von Mysore und der kleine Bonsolo in Süden, an den nördlichen und östlichen Grenzen dieses Landes, aber der Rajah von Calpi und Sagur, als die bekanntesten, deren Gebiete sämmtlich auf der vom Hrn. Prof. Forster gezeichneten Karte ausgedruckt und durch Illumination unterschieden sind.

Ein Wunsch ist Recensenten bey Lesung des Buchs häufig aufgestiegen, daß nämlich die Begebenheiten mehr chronologisch geordnet und nicht so oft spätere Geschichten früher vorangesetzt oder durch sie unterbrochen worden wären.

P.

Geographie, Geschichte und Statistik der vornehmsten Europäischen Staaten. Frankreich. Vierter Band. Lemgo, bey Meyer. 1786. 334 S. in 8. ohne die Vorrede.

Bisher, sagt der Verf. sey er nicht so glücklich gewesen, sich von den Journalisten belehrt zu lesen. Wir wissen nicht, was er unter Belehren verstehe; allein wir haben schon bey der Anzeige der ersten Bände gezeigt, daß dieses Werk eine sehr mittelmäßige, hin und wieder auch fehlerhafte Compilation sey. Sollen wir es auch bey diesem Bande beweisen?

Es

Es würde wenigstens die Mühe nicht belohnen, uns lange dabey aufzuhalten.

In der Vorrede (S. XXI.) gesteht er selbst, daß bey Ausarbeitung dieses Theils, in der französischen Geschichte, hauptsächlich Henault, Daniel, Mezeray, Rossel, Meusel, die Heilbronner Staatengeschichte, rc. seine Führer gewesen wären. Also kein einziges Werk, das man eigentliche Quelle nennen könnte! alles aus Neuern zusammengeschrieben. Und selbst von diesen ist gerade der beste, Velly, nicht gebraucht.

Gleich auf der ersten Seite der Geographie von Frankreich schreibt der V. zur Zeit des Julius Cäsar habe es sich bis in das heutige Italien erstreckt, und noch Belgien begriffen. Was heißt dieses letztere Wort? Hoffentlich doch nicht die gesammten jetzigen Niederlande? oder etwan das Belgische Gallien? Vermuthlich hat der V. gar nichts Bestimmtes dabey gedacht.

Auf der folgenden Seite wird gesagt, die Franken hätten dieses Land im fünften Jahrhunderte erobert. Es ist doch bekannt, daß die Westgothen noch lange nachher einen beträchtlichen Theil davon besessen haben.

Daß, wie S. 33 erzählt wird, die Päpste blos wegen der Unruhen in Rom, seit dem J. 1305 bis 1377. zu Avignon residirt hätten, möchte dem Verf. schwer zu beweisen fallen.

Der Marschall Fouquet S. 65. ist der berühmte Marschall Belleisle.

Was war das vor ein Reich, das Probus, wie einige melden, in siebzehn Provinzen theilte, und Trier zur Hauptstadt davon erklärte? S. 122.

Die Vermuthung, daß Theodosius deswegen von den Geschichtschreibern der Grosse genennt werde, weil er sich vor dem Ambrosius so sehr gedemüthigt habe, (S. 125.) ist ganz verfehlt.

Pothinus, nicht Plotinus, wie es S. 130. steht, hieß der erste Bischof zu Lugdunum. Plotinus war ein berühmter heydnischer Philosoph in der Folge. Auf den nächsten Seiten folgen mehrere seichte und verworrene Dinge über den Hieronymus, Cassianus u. s. w.

So viel zur Probe. Die Französische Geschichte ist in diesem Bande bis zum Abgange des Capetingischen Hauses (1328) erträglich zusammengetragen.

Rz.

Gilbert Stuarts, D. der Rechte, und Mitgliede der Gesellschaft der Alterthumsforscher in Edinburg, Geschichte der Reformation in Schottland. Aus dem Englischen. Altenburg, bey Richter, 1786. 244 Seiten in 8. ohne 76 Seiten der Urkunden.

Unter den neu übersetzten Büchern hat das gegenwärtige die darauf gewandte Bemühung vorzüglich verdient. Es fehlte bisher der so merkwürdigen Schottländischen Reformation an einem Geschichtschreiber, der, ohne mit kirchlicher Partheylichkeit zu straiten und zu widerlegen, bloß Wahrheitliebend untersuchte, und gelassen erzählte; in einem wohl abgemessenen Umfange vollständig schrieb, ohne weitschweifig zu werden; die politische Geschichte Schottlands mit der Reformationsgeschichte nach den wichtigsten Gesichtspunkten vereinigte, und auch die übrigen Fähigkeiten eines Schriftstellers von dieser Bestimmung nicht minder in seiner Gewalt hatte. Wir glauben versichern zu können, daß Hr. Stuart in diesen Rücksichten zusammengenommen, seine Vorgänger, nicht nur die Verf. ausführlicher Werke über diese Geschichte, einen Knox, Motwood u. a. sondern auch diejenigen, welche, wie Burnet und Robertson, die Schottl. Ref. Gesch. gelegentlich in ihren Geschichtbüchern mit Beyfall bearbeiteten, übertroffen habe. Er ist unter uns bereits durch seinen übersetzten „Abriß des gesellschaftlichen Zustandes in Europa," vortheilhaft bekannt; hat sich aber insonderheit in seiner „Geschichte von Schottland, seit der Reformation, bis auf den Tod der Königinn Maria," nicht allein als Kenner dieser Geschichte, sondern auch durch neue erhebliche Aufklärungen derselben, gezeigt. Wir wollen damit nicht sagen, daß er im gegenwärtigen Buche gar nichts zu wünschen übrig gelassen habe. Es wäre z. B. nützlich gewesen, die ganze Verfassung Schottlands beym Anfange der Kirchenverbesserung,

rung, in einem kurzen Abrisse voranzuschicken. Dadurch würde es auch noch einleuchtender geworden seyn, was eigentlich die Reformation in diesem Reiche befördert habe; und die allgemeinen etwas flüchtigen Bemerkungen S. 3. fg. ingleichen S. 85. fg. würden weit bestimmter geworden seyn.

Der Gang seiner Geschichte selbst, und jeder Hauptschritt derselben, braucht nicht umständlich angezeigt zu werden. Sie fängt mit Jacobs V. Religionsgesinnungen an, und endigt sich mit der Gründung der Presbyterianischen Kirche seit dem Jahr 1561. mit welcher auch die letzte Zerstörung der Klöster und der übrigen Denkmäler des Papstthums verbunden war. Von den vier und zwanzig beygefügten Urkunden, ist die Acte des J. 1542. durch welche erlaubt wurde, daß die Bibel in der Landessprache gelesen werden könne, nebst ihrer Proclamation, die erste; in der letzten aber ist der Schluß des Edinburger Parlament vom J. 1560. enthalten, durch welchen die Herrschaft des Papstes abgeschafft ward. Der Uebersetzer C. W. B. der sein Amt gut verwaltet hat, unterdrückte die Neigung, erläuternde Anmerkungen hin und wieder beyzusetzen, durch den Gedanken, daß die Leser einer Reformationsgeschichte, keine Neulinge im Fache der Geschichte seyn würden. Allein dieses läßt sich doch bey weitem nicht von allen solchen Lesern voraussehen; und an gar manchen Orten wären überhaupt einige Erläuterungen um des Zusammenhangs oder um der Folgen der Begebenheiten willen, nützlich gewesen.

Ub.

Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, von Friedrich Nicolai. Siebenter Band. Berlin und Stettin. 1786. 1 Alph. 7 Bog. in gr. 8.

Der Verf. liefert in diesem siebenten Bande nur die Hälfte seiner Nachrichten von Augsburg, nebst verschiedenen Beylagen. Den Rest jener Nachrichten, betreffend die Nahrung, Handlung, Gelehrsamkeit, Künste und Sitten dieser so merkwürdigen Reichsstadt verspart er auf den folgenden Band.

Wegen vieler andrer Arbeiten, besonders wegen seiner so mühsamen als verdienstvollen Umarbeitung der Beschreibung von Berlin und Potsdam, konnte er dießmal nicht mehr, als diesen Einen Band liefern, der indessen doch mehr Reisebeschreibung enthalten hätte, wenn nicht ein Theil desselben einer hernach anzuführenden Vertheidigungsschrift hätte gewidmet werden müssen. Uebrigens erklärt er in der Vorrede dieses Bandes abermals die Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe, und Entschlossenheit zur fernern Bekämpfung der Vorurtheile, des Aberglaubens, und der Schwärmerey, die man schon als einen unterscheidenden, und gewiß sehr achtungswürdigen Hauptzug seines Charakters kennt. — Unmittelbar nach der Vorrede findet man hier abermalige Berichtigungen und Zusätze zu allen sieben Bänden.

Das hier gelieferte Stück der Reisebeschreibung selbst fängt mit dem dritten Abschnitte des dritten Buches an, welcher die Reise von Nürnberg nach Augsburg über Nymphenburg erzählt. In der Beschreibung dieses Schlosses findet man Nachrichten von verschiednen dort befindlichen Gemälden, meistens baierscher Künstler: von dem dazu gehörigen Garten, einem der ersten in Deutschland, und den darin liegenden vier kleinen Lustschlössern; von den dortigen beyden Klöstern; und der Porzellanfabrik. Die Kultur der naheliegenden Gegend ist noch sehr schlecht. Dann noch von Dachau, einem Marktflecken, zwey Meilen von München, und endlich von dem letzten baierschen Städtchen Friedberg, in welches sich von Augsburg aus eine in Baiern sonst ungewöhnliche Industrie verbreitet hat.

Der folgende vierte Abschnitt begreift den Aufenthalt unsrer Reisenden in Augsburg. Den Anfang macht der V. auch hier mit der Topographie dieser Stadt, die in so vielem Betracht höchst merkwürdig ist; unter andern auch durch den Reichstag 1530, auf welchem das berühmte augsburgische Glaubensbekenntniß dem Kaiser und dem Reiche vorgelegt wurde. — Bey Erwähnung dieses Umstandes macht der V. S. 33 ff. eine ziemlich ausführliche Anmerkung über die sehr einseitigen Aeusserungen des Hrn. Hofraths Schmidt in Wien über die Wirkungen der Reformation. — Die geographische Lage Augsburgs ist bisher noch nicht ganz genau bestimmt. Auch von ihrer Größe giebt es verschiedne abweichende Angaben, die hier geprüft und berichtigt werden. Die

äußere

äussere Form der Häuser ist mannigfaltig; sehr viele haben noch die Form der Häuser vornehmer Leute im sechszehnten Jahrhundert, hoch steigende Geschosse, spitzige deutsche Dächer, und die Fronte an der Giebelseite. An vielen aber findet sich eine Eurythmie, welche dem Auge Vergnügen giebt. Die Anzahl der Einwohner dieser Stadt wird sehr verschieden angegeben. Der Verf. glaubt der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn er sie zwischen 34,000 und 35,000 annimmt. Die Einwohner von Augsburg haben etwas sehr auffallendes Unterscheidendes in ihrer Physiognomie; sie ist gleichsam aus der schwäbischen und baierschen gemischt. Sonderlich der katholische gemeine Mann ist äusserst von dem protestantischen gemeinen Manne unterschieden. Die Regierungsform ist aristokratisch; aber dennoch sind die Bürger in A. mit ihrem Rathe viel zufriedner, als z. B. die Bürger in Nürnberg oder in Ulm. Die Bürgerschaft hat den Sinn republicanischer Freyheit, der in Nürnberg ganz fehlt. Die eigentlichen Steuern sind sehr mässig; das Ungeld, oder die Konsumtionsaccise macht die vorzüglichste Einkunft der Stadt aus. Auch das Bürgerrecht wird hier einem Fremden sehr leicht gemacht. Die Polizey ist in A. in ganz gutem Stande. Während der Anwesenheit des Verf. machte man den Anfang mit Numerirung der Häuser, zur Einrichtung einer neuen Armenanstalt, wovon hier weitere Nachricht gegeben wird. Bey dieser Gelegenheit gedenkt der Verf. auch der Fuggerey, und andrer wohlthätigen Anstalten in Augsburg. Ihre ganz besondere Lage nöthigt die Stadt zu beständigen sehr kostbaren Wasserbauen, und, hier näher beschriebenen Wasserleitungen. Zu den alten Polizeyanstalten gehört auch der sogenannte Einlass, eine mechanische Oeffnung eines kleinen Thors, wodurch man des Nachts mit völliger Sicherheit in die Stadt gelassen werden kann, ohne dass ein Mensch dabey erscheint. Jetzt wird er nicht mehr gebraucht. — Der Protestantismus ward in Augsburg schon früh eingeführt. Aber erst nach unsäglichen Schwierigkeiten ward es festgesetzt, dass die katholische und protestantische Religionspartheyen gleiche Rechte haben, und dass bey allen Aemtern eine gleiche Anzahl von beyden bestellt wird; woraus aber freylich manche Beschwerlichkeiten entstehen. Der dortige protestantische Gottesdienst ist sehr viel simpler, und nicht mit so vielen katholischen unnützen Cäremonien befleckt, wie in Nürnberg, indem Augsburg das unselige Interim nicht angenommen hat. Die Anzahl

zahl der Predigten ist ungebührlich groß. — S. 91. kommt der Verf. auf die vom Hrn. Urlspeeger vor einigen Jahren errichtete deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit, die sich allen redlichen Protestanten durch ihr öffentliches Betragen schon verdächtig genug gemacht hat. Der Verf. hält sie mit andern für eine protestantische Jesuitengesellschaft, und gedenkt des nun schon so allgemein ruchbaren Aergernisses, welches der Provinzialdirector dieser Gesellschaft in Nürnberg, der Prediger Dreykorn, durch seine Empfehlung der katholischen Messe gegeben hat. — Seit der Reformation haben die Jesuiten den katholischen Theil von Augsburg ganz regiert, und von hieraus beständig den größten Einfluß auf die umliegenden katholischen Länder gehabt. Es giebt schwerlich in irgend einer andern Reichsstadt so viele Iesuites de robe courte, so viel blindergebene Anhänger der Jesuiten und des ultramontanischen harten Katholicismus, als in Augsburg. Am deutlichsten entdeckten sich die Gesinnungen desselben im J. 1782. bey der dortigen Anwesenheit des Pabstes, dem nirgends so kriechende Ehrenbezeugungen erzeigt wurden, und den man in der Augsburgischen Zeitung sogar den sichtbaren Mittler zwischen Gott und den Menschen nannte. Auch machten sich bey dieser Gelegenheit zwey dortige protestantische Gelehrte durch kriechende Schmeicheleyen gegen den Pabst verächtlich, nämlich ein gewisser Hr. Hofrath Zapf, der ohnedieß schon als ein Erzkomplimentarius bekannt ist, und der Rektor des protestantischen Gymnasium, Hr. Mertens, der kniend eine sehr kriechende Anrede an den Pabst hielt. — Die Kontroverspredigten des berüchtigten Jesuiten P. Merz, und seines eben so berüchtigten Vorfahren, des P. Neumayrs, sind bekannt, und werden hier in ihrer ganzen Unwürdigkeit geschildert. Auch beschreibt der Verf. eine von ihm angehörte Jesuiterpredigt zu St. Moritz, und das Predigtwesen in den deutschen katholischen Ländern überhaupt. Auch zeichnen sich die katholischen Uebersetzungen durch einen vorzüglichen Grad des Schlechten aus. Dann noch die Beschreibung einer Messe, Kommunion und Konfusion zu St. Moritz. Zugleich rührend und widerlich war dem Verf. der Anblick der Nonnen im Chore in dem Kloster der Dominikanerinnen; und possirlich und widerlich zugleich der Anblick eines läppisch aufgeputzten Marienbildes in der Kirche zum heil. Kreuz. Aehnliche Eindrücke machte auf ihn eine Prozession, bunt geziert,

fort; wie ein Nilsonscher Kupferstich. S. 141. ff. gedenkt er des Hirtenbriefes, welchen der Kurfürst von Trier, als Bischof von Augsburg, im J. 1780. drucken ließ, und dessen größten Theil wider die Protestanten gerichtet war. Aus dem Inhalt und den Wendungen desselben, mit mehrern bedenklichen Umständen jetziger Zeit zusammengehalten, scheint dem Verf. zu erhellen, daß die katholische Hierarchie noch immerfort Absichten auf uns habe, und daß sie Mittel von sehr verschiedner Art ins Werk zu setzen wisse, um dieselben auszuführen.

Die Beylagen zu diesem siebenten Bande sind: Kirchenlisten von Augsburg. Geburts- Hochzeit- und Sterbensregister dieser Stadt vom J. 1701 bis 1783. Auszug zweyer Briefe eines Reisenden von daher. Schreiben eines andern Reisenden über die Schweiz, besonders über den Kanton Appenzell. Auszug aus dem Schreiben eines Reisenden über die Stadt St. Gallen, und über den Kanton Appenzell. Ein lächerliches Jesusbild in Augsburg gestochen. Schöne Grüß zu der heiligen Mutter Anna. Geschichte der wahrhaften Erscheinung zweyer armer Seelen, welche in Kühbach sind gesehen, und von Johanna des Meßners Magd erlöset worden, den 5ten Dec. 1785.

Den übrigen Theil dieses Bandes füllt die schon oben erwähnte Vertheidigungsschrift des Verf. deren Ausführungen und Erläuterungen mit den Materien, die er in den letztern Theilen seiner Reisebeschreibung, und auch in dem gegenwärtigen, abgehandelt hat, in der genauesten Verbindung stehen. Er hat indeß, um allen Schein des Eigennutzes zu vermeiden, diese Bogen seinen Pränumeranten gar nicht mit in Rechnung gebracht. Sonst ist diese Schrift auch einzeln zu haben, und hat den Titel:

Untersuchung der Beschuldigungen des Herrn Prof. Garve wider meine Reisebeschreibung durch Deutschland und die Schweiz. Nebst einigen Erläuterungen, die nützlich, auch wohl gar nöthig seyn möchten. Von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin. 1786. 12 Bog. in gr. 8.

Es konnte dem Verf. nicht gleichgültig seyn, [illegible]
von so allgemein anerkannten und geschätzten La[illegible]
so seltnem philosophischem Scharfsinne, wie Hr. G[illegible]
in zwey Aufsätzen der Berlinischen Mona[illegible]
Julius und December 1785. seine öftern A[illegible]
die Machinationen der Jesuiten und des Kat[illegible]
haupt zum Nachtheil der Protestanten, nicht nur für [illegible]
thig und übertrieben, sondern sogar für schädl[illegible]
schien; und so fand er sich verbunden, diese Be[illegible]
näher zu beleuchten. Zuvörderst bemerkt er, [illegible]
suchungen, die er über die wahre [illegible]
cismus zu unsern Zeiten, angestellt [illegible]
Natur sind. Auch ist die patrioti[illegible]
schende Vorurtheile und Misbräuche in ihrer [illegible]
stellen, überhaupt so beschwerlich und [illegible]
aber so gemeinnützig, daß man wohl er[illegible]
Philosoph würde dazu aufmuntern, würde [illegible]
erleichtern, nicht ihn versperr[illegible] In Un[illegible]
Dinge, die sich auf Thatsachen gr[illegible]n, ist es [illegible]
unangenehme Lage für ihren sorgfält[illegible] Sam[illegible]
tersucher, wenn jemand, der nicht [illegible]teln,
chen mag, doch darüber entscheidet [illegible]
nichts übrig, als zu zeigen, daß dieser [illegible] nicht [illegible]
he, nicht untersucht habe, vielleicht nicht zu[illegible]
hig, folglich nicht glaubwürdig sey. Und dies [illegible]
einen, wenn gleich falschen, Anschein einer gem[illegible]
Und doch kam hier alles auf Thatsachen an. [illegible]
sonst noch in Hrn. G. Aufsätzen bemerkt zu ha[illegible]
ein gewisses seltsames faux air du bon ton, [illegible]
d'un homme de monde, das in Schriften, wo [illegible]
Sachen ernsthaft untersucht werden sollen, freylich nich[illegible]
lich ist. Dazu kömmt, daß Hr. G. selbst sagt, er [illegible]
sich vielleicht die Dummheit und Unwissenheit, die un[illegible]
ter den Menschen herrscht, vielleicht nicht groß g[illegible]
stellen, und daß er selbst gesteht, nicht den Mu[illegible]
Geduld zu haben, sich alle daraus vorkommende Pro[illegible] voll-
ständig bekannt zu machen. Uebrigens aber protestirt [illegible] N.
daß seine Absicht gar nicht seye, Hrn. G. einen bösen
Schuld zu geben. Seine Partheylichkeit für die Ka[illegible]
kann durch einen ihm selbst unmerklichen Einfluß bewirkt [illegible]
den seyn. Daß sie aber wirklich da ist, diese Par[illegible]

scheint Hrn. N. daraus schon zu erhellen, daß er von den Katholiken so gar wenig, und von den Protestanten alles fodert, selbst mehr fodert, als sie leisten können. Alles sollen wir von der Billigkeit der Katholiken erwarten; nicht das geringste soll uns an ihnen bedenklich seyn. Bey uns soll gerechter Eifer tadelhaft seyn; bey jenen ungerechter Eifer Entschuldigung verdienen.

Ehe der Verf. nun zu den eigentlichen Erläuterungen und Bestätigungen übergeht, welche den Hauptinhalt dieser Schrift ausmachen, die auch nicht Streitschrift, sondern blos Erläuterungsschrift seyn soll, zeigt er S. 26 ff. die Veranlassung an, die Hr. G. hatte, sich auf diese Materie einzulassen; und dann geht er fort, um zu zeigen, daß Hr. G. wirklich von Dingen entscheidend urtheilt, die er nicht gehörig untersucht hat, und daß er sich die offenbarste Partheylichkeit zu Schulden kommen lasse. Hr. N. und andere hatten z. B. gezeigt, daß der Pabst und überhaupt die katholische Hierarchie ihre Herrschaft durch alle mögliche List zu befestigen, und, wenn es möglich wäre, noch weiter auszudehnen suche. Hr. G. glaubt dagegen, alle Anmassungen des Pabstes wären nichts, als ein alter Kurialstyl, der nur so fortdaure, aber gar nichts bedeute. Dies zu beweisen, führt er einen ihm bekannt gewordenen Fall an, der hier S. 35 ff. umständlich geprüft, und als sehr unzulänglich, selbst als Beweis vom Gegentheile dargestellt wird. Hierauf kömmt unser Verf. auf die Prüfung und Widerlegung des Garvischen Vorgebens, daß der Pabst zu ohnmächtig, und unsre Fürsten zu mächtig seyn, um von jenem irgend etwas fürchten zu dürfen. Eben so wenig findet er einigen Grund in der vom Hrn. G. mit vielen Wendungen vorgetragenen Meynung, der jetzige Katholicismus sey nicht mehr der ehemalige, welches sich doch wohl nicht aus Gründen a priori entscheiden ließ, sondern blos aus Beobachtungen und Thatsachen, dergleichen hier von Hr. N. angeführt werden. Hr. G. gesteht auch selbst, daß die Bekehrungssucht der Katholiken nach den Lehrsätzen ihrer Dogmatik groß gewesen, daß sie sich zu dem Ende auch Gewaltthätigkeiten und Betrug erlaubt haben; und da nun die Lehrsätze der Dogmatik der Katholiken noch eben dieselben sind und bleiben müssen, so werden sie auch wohl fortfahren, eben so zu handeln wie ehemals. Unbestimmt und zwecklos findet unser Verf. auch die Beruhigung,

welche Hr. G. seinen Lesern aus der Veränderung zu geben suchte, daß die monarchische Regierungsform des römisch katholischen geistlichen Staats, nach den Febronischen Grundsätzen in eine aristokratische verwandelt werde. Hr. N. zeigt, daß dieß lange noch nicht der Fall sey, selbst im Oestreichischen nicht. So ist es auch, wie S. 62 ff. dargethan wird, mit der noch fortwährenden festen Verbindung der Jesuiten kein bloßes Hirngespinst; und der Grund, daß die Jesuiten deswegen nicht viel wirken könnten, weil sie jetzt eine geheime Gesellschaft wären, ist auf alle Weise ganz unstatthaft. Auch ist das Proselytenmachen, besonders das geheime Proselytenmachen der Katholiken, weder unwahrscheinlich, noch unglaublich; folglich ist es auch allerdings wohl nöthig, auf alle die Bemühungen und Kunstgriffe aufmerksam zu seyn, die dahin abzielen. Was Hr. N bey dieser Gelegenheit S. 79 ff. über Sailers Lesebuch für katholische Christen sagt, bringt ihn auf die Empfehlung desselben durch Hrn. Lavater, und auf die geheimen Zirkelbriefe über diesen letztern, bey welchen, der Sage nach, Hr. Pfenninger die Feder führt, und die sehr bequem sind, allerhand Ideen, welche in öffentlichen Schriften allzu leicht möchten widerlegt werden, fürerst unter der engen Verbindung auszubreiten, und ihnen Freunde zu machen. — Daß auch in Schlesien, wo Hr. G. lebt, noch ein so starker Eifer für die Ausbreitung der vermeinten allein seligmachenden katholischen Kirche herrsche, wird hier aus verschiednen Gründen, und besonders durch eine der hernach anzuführenden Beylagen dieser Schrift, dargethan. — Mit eben so wenigem Grunde will Hr. G. zweifelhaft machen, ob die Vereinigungsplane, welche jetzt unter so mancherley hinterlistigen Gestalten hervorkommen, von der Seite der Katholiken ihren Ursprung haben. Dies erhellt selbst daraus schon, daß bey dieser Vereinigung auf der Seite der Katholiken ein wichtiges Interesse, auf unserer Seite aber gar nicht ist. Aber mehrere hier erwähnte Thatsachen bestätigen es augenscheinlich. — Hr. G. setzt sein Vertrauen, daß nichts vom Katholicismus zu befürchten sey, auf den Geist der Zeiten, auf die gegenwärtige Beschaffenheit der politischen und literarischen Welt, auf die jetzt herschenden Sitten und Leidenschaften, die er mit dem Pabstthum für unverträglich hält. Aber auch hier möchten seine Vorstellungen wohl nicht die wahrsten und treffendsten seyn. — Wenn er glaubte, Hr. N. stelle sich alle katholische Gebräuche, Anstal-

ten und Absichten viel zu wichtig und fürchterlich vor; die katholischen Lehren könnten auch bey den Katholiken keine so schädliche Wirkung thun, weil sie derselben gewohnt wären; Hr. N. habe die Reformation in Oestreich viel zu unbeträchtlich vorgestellt u. s. f. so weiß sich unser Verf. wider alle diese Vorwürfe nicht etwa mit allgemeinem Raisonnement, sondern mit historischen Gründen und Thatsachen zu vertheidigen, und zur Genüge seine völlige Kompetenz, über diese Gegenstände zu urtheilen, und den richtig gefaßten Gesichtspunkt seiner Urtheile, darzulegen. Auch schützt er sich wider die Besorgniß seines Gegners, daß seine wahren Schilderungen des Katholicismus katholischen Lesern wehe thun, den Haß der Partheyen rege machen, und ein zu großes Mistrauen unter ihnen erregen werde. Er schließt endlich seine Schrift mit einer überaus glücklichen Parabel, deren Allegorie uns sehr treffend zu seyn scheint, die aber nicht wohl eines Auszugs fähig ist. — Denn überhaupt nur Auszug, nicht Urtheil, wollte der Rec. von dieser Schrift des Hrn. N. geben, ohne irgend in dieser Sache Parthey zu nehmen; aber freylich konnte er bey mehrern Stellen, wo ihm die Wahrheit und das Recht auf der Seite ihres Verf. zu hell einleuchtete, nicht umhin, den Ton dieses Auszuges etwas bestimmter anzugeben, als ihn der bloße Referent eigentlich angeben darf. Mit Vergnügen und ohne alle partheyische Eingenommenheit geht er aber nun auch zu der Anzeige des vielen Wahren und Guten in folgender Schrift über:

Schreiben an Herrn Friedrich Nicolai von Christian Garve, über einige Aeußerungen des erstern, in seiner Schrift, betitelt: Untersuchung der Beschuldigungen des P. G. gegen meine Reisebeschreibung. Breslau, bey Korn. 1786. 7 Bog. in 8vo.

Gleich Anfangs erklärt der Verf. die Absicht, warum er diesen Brief schreibe, sey nicht den Streit zu erneuern, oder abermals Gründe den Gründen des Hrn. N. entgegen zu setzen; auch sey in seinen vorigen Aufsätzen seine Absicht gewesen, die Größe der Gefahr, welche uns die Intrigen der Katholiken drohen, nicht alle die Sachen selbst, woraus Hr. N. diese

diese Gefahr schloß, zu prüfen. Sein eigentlicher Angriff sey nicht gegen die Thatsachen, sondern gegen die Schlüsse daraus gerichtet gewesen; diese habe er daher auch durch Schlüsse bestreiten müssen. Nur sein ganzes Verfahren, seine Bewegungsgründe, seinen Charakter könne er nicht ganz in einem falschen Lichte vorstellen lassen. Um nun das Urtheil über seine Motive so viel, als möglich zu erleichtern, zieht er zuvörderst die Reihe der Hauptsätze, aus welchen seine beyden Briefe in der Berliner Monatsschrift bestehen, kürzlich aus; und gesteht am Schlusse dieses Auszuges, daß diese deutliche Erinnerung an das, was er über diese Materie geschrieben habe, indem sie ihm zugleich die Gemüthsfassung, in der er schrieb, und die Absichten, die er hatte, lebhafter eingedenk mache, ihn wegen der nachtheiligen Urtheile, welche es ihm zugezogen hat, beruhige. Die allgemeinste Klage wider ihn sey, daß er Fakta durch Raisonnement widerlegen wolle; aber es sey doch, um den Werth der Thatsachen zu schätzen, nicht nothwendig, die Vernunft in Absicht ihrer gar nicht mehr zu gebrauchen. An sich verdiene das also keinen Tadel, daß er Faktis Vernunftgründe entgegensetze; sondern nur dann verdiene er ihn, wenn er seine Vernunft schlecht dabey gebraucht habe, wenn sein Raisonnement seicht sey, welche er falsche Gesetze der Natur zur Beurtheilung des Wahrscheinlichen anwende. Hr. G. gesteht, er sey weder so belesen über die streitigen Punkte, noch in solchen Verbindungen, wie seine Gegner; und dieß müsse man eigentlich seyn, wenn man in historischen Sachen andern widersprechen wolle. Indessen habe er das gebraucht, was er von Hülfsmitteln hatte, um zu urtheilen, und weil ihm der Gegenstand wichtig schien, so habe er bekannt gemacht, was er auf seinem Wege fand. Dieß, glaubt er, verdiene keine Vorwürfe. — Auf den Vorwurf, er habe Hrn. N. beleidigt, seine Arbeiten herabgesetzt, er habe gespottet, erwiedert er: es sey schwer, die Gränze zu bestimmen, wo bey der öffentlichen Beurtheilung irgend eines Autors, oder bey der Bestreitung seiner Meynungen, die Freymüthigkeit aufhört, und die Beleidigung anfängt. Alles das scheine ihm erlaubt zu seyn, einem Schriftsteller öffentlich zu sagen, was man kein Bedenken tragen würde, ihm selbst ins Gesicht zu sagen, wenn man sich mit ihm über sein Buch unterredete; und es scheine ihm, daß er sich in den Schranken dieser Regel gehalten, und daß Hr. N. sie überschritten habe. Auch lehnt Hr.

G.

S. den Verdacht von sich ab, daß er in seinen Briefen einen Ton affektirt, oder den Schein von etwas angenommen habe, was er nicht war, sondern versichert, hier, so wie bey allen seinen Aufsätzen, hingeschrieben zu haben, was er wußte, was er dachte, und was er empfand. Daß er also nicht mehr von der Sache gesagt habe, daß er nicht tiefer ins Detail eingegangen sey, das liege nicht im Ton, sondern entweder in seinen Kenntnissen, oder in seiner Absicht; und daß er sich nicht heftiger ausgedrückt habe, liege zum Theil in der Natur seiner Empfindungen, zum Theil in seinen Begriffen von dem, was recht ist. Auch sey er nicht davon überzeugt, daß wir über keinen Gegenstand unser Urtheil, wenn es mit vernünftigen Gründen unterstützt ist, dem Publikum vorlegen dürfen, als von dem wir den historischen und literarischen Theil ohne Ausnahme kennen. In gewissen Gegenständen sey es sehr wohl möglich, von einem Theile auf das Ganze zu schließen. Das Lesen werde ihm schwer, er könne nicht anders als langsam lesen, und habe von Jugend auf nicht verstanden, was Durchblättern heißt. — S. 38. kömmt der Verf. auf die von Hrn. N. erzählte Geschichte seiner Briefe, die er, wie gesagt, mit Erstaunen gelesen hat; und S. 40 ff. setzt er es auseinander, wie es sich eigentlich mit seiner Bekanntschaft und seinem Umgange mit Katholiken verhält, von denen, wie er versichert, nicht einer je mit ihm zuvor über irgend einen Gegenstand gesprochen, der mit dem Inhalte seiner Briefe Zusammenhang hat. Dem größern Haufen der Katholiken könnten seine Aeußerungen vielleicht nicht anders als anstößig seyn, und man habe ihm auch versichert, daß sie es mehrern wirklich gewesen sind. Mit den Mitgliedern der geheimen Gesellschaften sey es gerade der nämliche Fall. Von S. 43. an rechtfertigt sich der Verf. wegen seiner Aeußerungen über das Buch Des Erreures et de la Verité. Da uns ein Auszug hieraus zu weit führen würde, so überlassen wir es dem Leser, die Schrift selbst darüber zu Rathe zu ziehen, und machen ihn vornehmlich auf das aufmerksam, was der Verf. S 60 ff. zur Beantwortung der Frage sagt, ob es wahrscheinlich sey, daß bey einem großen Theil der Protestanten die Irrthümer der katholischen Kirche Eingang finden, und diesen Eingang durch Mysterien und durch theosophische Schriften bekommen werden? So findet man auch S. 63 ff. einige andere Stellen der ehemaligen Aufsätze des Verf. mit seinem bekannten Scharfsinn lehr-

reich

nissen davon nicht fehlt; nur scheinen uns doch hin und wieder die Lobeserhebungen mit zu reichlicher Hand ausgestreut. Doch dazu möchte der Herausg. seine guten Ursachen haben. Wir können, zur Ersparung des Raums, daraus nichts anführen, und glauben, daß jeder sie gern ganz in dem Werke selbst lesen wird. Nur das müssen wir bemerken, daß S. XI ohne allen Zweifel durch ein Versehen, ein Geheimerrath Hofmann genannt wird, welcher nie vorhanden gewesen ist. Die Leser können diesen Namen daher nur sicher ganz wegstreichen. Am Schlusse der Vorrede thut der Herausgeber noch den Vorschlag, Provinzialkammern, denen zugleich die Polizey untergeben wären, in den dänischen Staaten zu errichten. Die Geschäffte derselben würden, meynt er, mit den Geschäfften der preußischen Landräthe einige Aehnlichkeit haben, und man könnte bey Entwerfung ihrer Instruction die neulich bekannt gemachte Instruction jener Landräthe mit Nutzen vor Augen haben. Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Einrichtung von großem Nutzen seyn würde. Wie viel vortreffliche Einrichtungen würde die Regierung zu machen im Stande seyn, wenn sie von dem Zustande des ganzen Landes nach einem solchen Plane, als hier angegeben ist, unterrichtet wäre, und wie viele Gebrechen würde sie gewahr werden, welche ihr jetzt vielleicht gänzlich oder doch größtentheils unbekannt blieben! Möchte doch der Herausgeber im Stande seyn, die Aufmerksamkeit darauf so erregt zu haben, daß sein Vorschlag die gewünschten Folgen hervorbrächte!

Doch nun zu dem Inhalte des Buches selbst. Um die Reichhaltigkeit desselben unsern Lesern zu beweisen, müssen wir wohl etwas weitläuftiger werden, als wir es sonst gewohnt sind. Zuerst **Aelterer Zeitraum.** Briefe Friedrich des IV. Die meisten davon sind an den Großkanzler Grafen von Holstein, des Königs größten Vertrauten, und theils französisch, theils deutsch. Man wird es einem so trefflichen Könige leicht verzeihen, daß er ein schlechter Stylist war, und sowohl in den Deutschen, als auch noch mehr in den Französischen häufige Sprachfehler begeht, da auch diese Briefe seine Frömmigkeit, Eifer in den Geschäfften des Staats, Gerechtigkeit und Liebe gegen seine Unterthanen beweisen. **Instructionen und Verordnungen.** Zuerst zwey Instructionen Christian V. und Friedrich IV. für die Mitglieder des Conseil, die letzte vom 9ten Jan. 1703. Alsdann

dann eine Instruction für den Obersekretär in der deutschen Kanzley, Christian Sehestedt. Verordnung, wie die Sachen in der deutschen Kanzley vorgenommen und expediret werden sollen, vom 19ten Jan. 1706. Peter des Großen General-Reglement für die Collegia, wie auch die sämmtlichen Bedienten in den dazu gehörigen Canzleyen und Comtoiren. Diese für die russische Staatsgeschichte wichtige Verordnung betrifft die damals von Peter dem Großen zuerst errichteten Canzley-, Cammer-, Justiz-, Revisions-, Kriegs-, Admiralitäts-, Commerz-, Staatscontoir- und Berg- und Manufacturcollegia. Auswärtige Angelegenheiten. Die hier mitgetheilten Stücke sind vorzüglich wichtig. I. Friedrich IV. Schreiben an den Grafen von Holstein vom 12ten Aug. 1718. In diesem Briefe verlangt der König den Rath des Grafen, wie der Krieg mit Schweden, welches damals sehr geschwächt war, am vortheilhaftesten durch einen Frieden zu endigen sey? und woher man allenfalls die Mittel zur Fortsetzung des Krieges nehmen sollte. II. Antwort auf den vorstehenden Brief. Der Graf räth, daß man auf Bahuslehn, als eine Schadensersetzung, dringen, als ein Aequivalent etwa das eroberte Schwedische Pommern anbieten, den Kaiser zum Bundesgenossen annehmen, England's und Preußens Verbindung suchen, und endlich, wenn die Fortsetzung des Kriegs schlechterdings nothwendig wäre, in Holland Geld gegen sichere Hypothek leihen sollte. III. und IV. Concept des englischen und deutschen Tractats, wie es abseiten Ihro Königl. Maj. zu Dennemark in einigen Artikeln auf dasjenige, so dem Geh. Rath und *Min. plenip.* Grafen von Holstenburg in England zugestellet, und bey seiner Relation vom $\frac{7}{18}$ April 1719. eingesandt worden, geändert ist. Ersteres Französisch, letzteres Deutsch. Jenes Bündniß scheint mit dem Könige von England, als Könige, dieses mit ebendemselben, als Kurfürsten, geschlossen zu seyn. Vermöge derselben versprechen beyde Contrahenten nur gemeinschaftlich mit Schweden einen Frieden oder Waffenstillstand einzugehen. Dänemark soll 4 bis 5000 Mann Infanterie für Großbritannien bereit halten, und dieses 8 bis 12 Kriegsschiffe in die Ostsee schicken, auch jährlich 60 bis 70,000 Pf. St. Subsidiengelder zahlen. Wenn die deutschen Provinzen des Königs von England angegriffen werden, so soll Dänemark denselben 8,000 Mann zu Hülfe senden; da hingegen denn auch diesem von jenem, in

einem ähnlichen Falle, mit 6,000 Mann beygestanden werden soll. V. Tractat zwischen Großbritannien, Frankreich und Dänemark, geschlossen zu Copenhagen den 16ten April 1727. Die Separatartikel, welche zu diesem Tractate gehören, sind durch ein Versehen besonders gezählt, ohne daß ihnen doch eine Zahl vorgesetzt wäre; daher entsteht hier in den Zahlen eine kleine Verwirrung. Denn es folgt VII. Note des Großbritannischen Gesandten, welche zu dem vorhergehenden Tractate gehöret, der das Herzogthum Schleswig und dessen Erhaltung bey der Krone Dänemark betrifft, wozu Frankreich und Großbritannien mit Geld und Truppen zu helfen versprechen. VIII. Schreiben des Französischen Gesandten am dänischen Hofe an den Grafen von Holstein. Nicht erheblich. IX. Schreiben des Ministers Walpole an ebendenselben. Er rechtfertigt sich wegen allerhand Beschuldigungen. X. Handschreiben Wilhelm III. an Friedrich IV. vom 20sten Aug. 1700. Enthält Freundschaftsversicherungen bey Gelegenheit des geschlossenen Friedens. XI und XII. Handschreiben des Fürsten von Ostfriesland an den Grafen von Holstein, vom 16ten und 30sten April 1726. Sie betreffen die Emder Rebellion und den Schutz, welchen der Fürst deshalb bey dem Könige von Dänemark suchte.

Nun folgen von S. 141 bis 166. Schriften die Königin Anna Sophia von Dänemark, gebohrne von Reventlow, betreffend. Sie sind meistens von Originalen oder vidimirten Copien genommen, und sehr interessant. Denn das Schicksal dieser Königin nach dem Tode ihres großen Gemahls wird dadurch mehr, als bisher geschehen war, aufgeklärt. Zwar gereicht es dem Andenken des Königs Christian VI. nicht zur Ehre, daß er, welcher so viel Religion haben wollte, seiner Stiefmutter und der Wittwe eines so vortrefflichen Königs und Vaters, als Friedrich IV. war, so hart begegnete, und das Vermächtniß desselben umstieß; aber auch das ist gut und lehrreich für künftige Regenten, wenn sie sehen, daß ihre Handlungen doch endlich in der Geschichte in ihrem rechten Lichte erscheinen. Am ärgerlichsten ist dabey der frömmelnde Ton, welcher in dem hier abgedruckten Rescripte an den Grafen von Holstein und die Geheimenräthe Graf zu Ranzau und Blome herrscht. Die Königin heißt in denselben immer die bisherige Königin,

welches mit dem quondam regina, das noch heutzutage auf ihrem Sarge steht, übereinstimmt. Uebrigens erlaubt ihr Christian VI. zwar diesen Titel; aber sie soll sich nicht Königin zu Dänemark und Norwegen nennen, auch nichts von den übrigen Königlichen Titeln annehmen.

Als ein Anhang zu dem ältern Zeitraum wird noch beygefügt: I. Windbeutel Müller, ein Muster von Niederträchtigkeit und Frechheit, in drey Briefen an K. Friedrich IV. Ein echtes und würdiges Gegenstück sey, meynt der Herausgeber, Grossinger; und er empfiehlt denen, welche Vergleichungen lieben, mit diesen Briefen einige Stellen im Damenjournal zu vergleichen. II. Etat de Revennes, Dépenses et de l'Armée de Danemarc 1726. Von der Hand des Grafen von Holstein, also ohne Zweifel zuverlässig. Die sämmtlichen Einkünfte werden zu 3,074,573 und die sämmtlichen Ausgaben zu 2,937,994 Reichsthaler angegeben. Dänemark und Holstein hatten 33 Regimenter, welche aus 35,670 Mann bestanden, und die jährlich 1,186,583 Reichsthaler kosteten. In Norwegen waren 18 Regimenter, die 22,546 Mann ausmachten, und 264,559 Reichsthaler kosteten.

Neuerer Zeitraum. Staatsverhandlungen. I. Thronbesteigungsmanifest der jetzigen Kaiserin von Rußland. II. Acten, die von den im Meklenburgischen im Jahr 1762 gestandnen K. dänischen Truppen verursachten Kosten und Schäden betreffend. Der Schaden betrug zusammen 91,714 Rthlr. 31 Schill. welche auch bezahlt worden sind. III. Tractat zwischen Dänemark und Meklenburg, betreffend die Aufnahme der Meklenburgischen Truppen in die dänischen Staaten, vom 20sten Febr. 1763. Diese Truppen sollten, wenn es erfordert würde, in die Städte Husum, Schleswig und Eckernförde aufgenommen werden. IV. Copia des zwischen Friedrich V. und dem Thronfolger in Schweden Adolph Friedrich den 25sten April 1750. zu Kopenhagen geschlossenen Definitivtractats. Eine sehr wichtige Urkunde. Der Thronfolger leistet hier für sich und seine Erben auf alle Ansprüche an das Herzogthum Schleswig Verzicht, und der König verbindet sich dagegen, ihm oder seinen Erben, wenn die Succession in dem Gottorfischen Antheil von Holstein an sie käme, 200,000 Rthlr. auszuzahlen. In

diesem Falle vertauscht zugleich der Thronfolger diesen Antheil gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Dies sind die hauptsächlichsten Puncte, auf die sich alles übrige nur bezieht. Wichtiger aber noch als dieser Vertrag sind die beyden folgenden, aus denen man bisher ein großes Geheimniß machte, und welche nun, da sie öffentlich bekannt gemacht sind, die Neugierde vieler Leser, welche vielleicht weit mehr hier suchen, nicht befriedigen werden. Es sind dies: V. Copia des zwischen Ihro K. Maj. zu Dänemark und Ihro K. Maj. von Rußland zu Kopenhagen geschlossenen provisorischen Tractats von $\frac{11}{22}$ April 1767 und VI. Copia des zwischen Ihro K. Maj. zu Dännemark und Sr. K. Hoheit dem Großfürsten zu Zarsko-Selo den $\frac{\text{21sten May}}{\text{1sten Juni}}$ 1773. geschloßnen und den 2ten Juli desselben Jahres zu Friedensburg ratificirten Definitivtractats. Da diese Verträge über die Vertauschung des Großfürstl. Antheils an Holstein gegen die damaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst die allgemeine Aufmerksamkeit vorzüglich reizen werden, so wollen wir kürzlich den Inhalt einiger Hauptartikel anführen. Der König übernimmt alle Schulden des Gottorfischen Hauses bis zum Jahr 1720. welche von einer Commission bis auf 200,000 Thaler abgehandelt worden, vom 1sten Jenner 1774. an in zehn Jahren zu bezahlen. Auch verspricht der König für die Forderungen der jüngern Linie dieses Hauses in fünf nach einander folgenden Jahren 60,000 Rthlr. zusammen also 300,000 Rthlr. an den Bischof von Lübek zu bezahlen. Ferner macht sich der König für sich und seine Nachfolger anheischig, jetzt und künftig alle gerechte Mittel anzuwenden, um den Besitz des Bisthums Lübek der jüngern Linie des Gottorfischen Hauses auf die Zukunft beständig zu versichern. — Die Separatartikel fehlen bey diesen Verträgen; indessen mögen sie auch wohl von keiner großen Erheblichkeit seyn. — Nun folgen Finanzsachen. Das wichtigste in diesem Abschnitte sind: die Berechnung und Ueberschlag der Königl. Einnahmen und Ausgaben vom 1sten Jun. bis letzten December 1771. in den Königreichen Dänemark und Norwegen, den Herzogthümern Schleswig und Holstein, und den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, so wie man vermuthet, daß sie richtig einkommen werden; ingleichen: Verzeichniß der sämmtlichen

Activ-

Activ- und Passivschulden beym Ausgange des Jahres 1770. Die Handelsbalanz der dänischen Staaten vom Jahr 1768 hätte füglich hier wegbleiben können, da sie schon im 17ten. Theile des Büschingischen Magazins abgedruckt steht. — Militärsachen. Man findet hier die Fundamentaleinrichtung des Generalkriegsdirectorii, von 1764. eine Verordnung die Jurisdiction über Militärpersonen betreffend, aus eben diesem Zeitraum; ingleichen Berechnungen über die Militär- Witwen- Pensions- Hospitals- und Landcadettenkassen. Mehrern Lesern möchte der folgende Abschnitt: zur dänischen Landwirthschaft, wichtiger seyn. Hier kommen vor: I. Bericht über die Kolonisten und deren Etablissement im Schleswigschen. II. Auszug eines Berichts des Geheimenraths von Plessen, die Theilung und Einfriedigung der Gemeinheiten betreffend. III. Nachricht von der Einkoppelung der bis 1760. in Gemeinheit gelegenen Felder verschiedener Dorfschaften im Amte Traventhal. IV. Gedanken über die Verordnungen von 1766. die Aufhebung der Gemeinheiten betreffend. V. *Pro memoria* über denselben Gegenstand. VI. Plan des Grafen von Holstein zur Einkoppelung der Wallöer Ländereyen. VII. Auszug einer politisch ökonomischen Beschreibung des Amts Tondern. Alle diese Aufsätze enthalten viel Unterrichtendes; besonders aber haben wir den letzten mit lebhaftem Vergnügen gelesen. Schade, daß er nicht ganz geliefert wurde. Wie viel würde für die Landeskunde der Herzogthümer Schleswig und Holstein gewonnen seyn, wenn man von allen Gegenden desselben so zuverläßige und umständliche Beschreibungen hätte, als diese ist! Und welch ein Nutzen würde nicht selbst der Regierung daraus erwachsen, wenn sie solche beförderte! — Nun folgen: Schriften, die Stadt Kopenhagen betreffend, denen am Schlusse des Werks noch einige beygefügt sind. Sie sind größtentheils aus den Zeiten der Struenseeischen Administration, und zum Theil Muster vortrefflicher Polizeyanstalten, welche Nachahmung verdienen. Sie rechtfertigen das Andenken dieses unglücklichen schnell gestiegenen, und schnell gefallenen Ministers, der in der kurzen Zeit seiner Verwaltung nicht wenig Gutes that. — Ferner: Projecte zur Verbesserung des Commerzwesens, zu besserer Einrichtung der Städtischen Wirthschaft, zur Einrichtung des Forstwesens, zur Aufnahme der Bevölkerung,

zur Verbesserung der Justiz, und zur Hebung des nachtheiligen Courses der Wechsel, des Geldes, und besonders der Banknoten, alle Dänemark betreffend. In diesen Projecten ist viel Gutes, dessen Ausführung zu wünschen wäre, was wir hier aber nicht umständlicher durchgehen können. Ein Anhang enthält endlich noch folgende Stücke: I. Das verwandelte Dänemark, oder unpartheyische Gedanken über die neuern Veränderungen. Aus dem Dänischen, mit Anmerkungen. Ist sonst nie gedruckt, und enthält manches Wissenswürdige. II. Statuten des Mathildenordens. — Den zweyten Band dieses interessanten Werks erwarten wir mit Verlangen.

Philosophische Schilderung der gegenwärtigen Verfassung von Island, nebst Stephensens zuverlässiger Beschreibung des Erdbrandes im J. 1783, und andern authentischen Beylagen. Mit einer neuen Charte dieses Landes, und zweyen Kupfertafeln. Altona, 1786. Leipzig, in Commission bey Heinsius. 464 S. in 8. und 12 Tabellen.

Der Verfasser dieser Schrift sey wer er wolle, wenn gleich der freymüthige Ton, welcher wirklich der Preßfreyheit in den dänischen Staaten große Ehre macht, und viele andere Umstände ihn leicht errathen lassen: so soll er unsern herzlichen Dank dafür haben. Wer Island will kennen lernen, wer sehen will, wie dieses Land, welches, weise regiert, längst eine sehr einträgliche und blühende Provinz des dänischen Staats seyn könnte, durch abscheuliche Handelsmonopolien, und durch die unverzeihlichste Vernachlässigung zu Grunde gerichtet werde, wer von den neuesten Unglücksfällen, welche diese arme Insel trafen, genau unterrichtet seyn will, der nehme dieß vortreffliche Buch zur Hand, und er wird es nicht eher weglegen, bis er es ganz durchgelesen hat. Hier kann man aber zugleich die Wahrheiten bestätigt finden, daß der geringste Theil des Uebels in der Welt der Natur beyzumessen ist, und daß die Menschen sich selbst das meiste schaffen; ingleichen, daß ein Volk ohne einen gewissen Grad der bürgerlichen Freyheit weder aufgeklärt, noch glücklich seyn kann. Leider aber wird man zugleich daraus erkennen, daß die neuliche unglückliche

liche Hungersnoth, welche dieß arme Land traf, und deren höchst traurige Folgen der Verf. noch nicht einmal alle kannte, als er dieß Buch schrieb; indem erst ganz neuerlich noch schreckliche Nachrichten davon eingegangen sind, den verkehrten bürgerlichen Einrichtungen einzig und allein zugeschrieben werden muß. Eine Wahrheit, welche zwar bey jedem Menschenfreunde inniges Mitleiden erweckt, welche aber auch nicht laut genug gesagt werden konnte, um alle diejenigen zu erschrecken und zu schleuniger Hülfe aufzufordern, denen es obliegt, solchen Uebeln ein Ende zu machen. Wir zweifeln nicht, daß eine, soviel es der Raum verstattet, umständliche Anzeige dieses sowohl dem Statistiker und Politiker, als auch dem Physiker, sehr wichtigen Werkes, unsern Lesern angenehm seyn wird.

Der erste Abschnitt enthält die gegenwärtige Verfassung Islands. Die geringe Anzahl der Einwohner hat verhältnißmäßig zu viel Land für ihren Unterhalt, um auch nur den mindesten Fleiß anzuwenden, der Natur mehr abzugewinnen. Die sehr nützlichen Viehhäuser der Alten, Säter, (ungefähr eben das, was in der Schweiz Sennen heißt,) hat man eingehen lassen, ein Beweiß, daß die Viehzucht ehemals besser, und der Fleiß größer war, als itzt. Der bey Weitem größte Theil des Landes, sogar manche große Thäler, liegt wüste: so daß in keiner Provinz unter ⅔ des Bodens wüste, und gewiß in allen ⅞ ungenutzt bleiben. Von dem Flächeninhalte, welcher 1400 Quadratmeilen beträgt, sind höchstens nur 450 Quadratmeilen bewohnt, und auf diesen lebten im Jahre 1783 beynahe 48,000 Menschen. Und doch waren hier schon im eilften Jahrhunderte sicherlich über 100,000 Seelen. Freylich raffte die Pest im 15ten Jahrhunderte einen großen Theil hinweg; aber doch war die Anzahl 1703 wieder 50,000 groß. Die Kinderblattern wütheten 1707 und 1708, und die harten Jahre von 1750 und 1758 verminderten auch die Zahl beträchtlich: so daß 1769 dieselbe 46,000 betrug, welche seitdem zugenommen hat. Nach dieser Rechnung würden also ungefähr 106 Einwohner auf jede Quadratmeile des bewohnten Landes, und nur 34 auf jede Quadratmeile des ganzen Landes kommen. (Aber nach den neuesten unglücklichen Jahren muß selbst diese geringe Zahl noch sehr verringert werden.) Im Jahr 1760 war die Zahl aller bewohnten Höfe und Hausmannsstellen 6,674,

Neuerung, weil sie ihnen selten interessant genug ist, und weil sie Ursache haben, ein Mistrauen in die zu setzen, welche sie damit bekannt machen wollen. Blos der Erziehung und der bürgerlichen Verfassung ist es beyzumessen, wenn sie in der Philosophie und in der Naturkunde nicht mit den neuern Zeiten fortgeschritten sind. Abergläubig sind sie nicht mehr, als andere Nationen. Man hat seit 1690 keine Hexen mehr verbrannt, und seit der Zeit, also noch vor Thomasius, hat niemand mehr ernsthaft an Hexerey geglaubt. Wären diese Insulaner nicht stehen geblieben, wo sie im dreyzehnten Jahrhunderte waren; wären sie seitdem immer fortgerückt; wären sie nicht eines Theils der persönlichen Freyheit beraubt, welche der Mensch eigentlich in keiner Regierung verlieren sollte: so würden sie vielleicht, ja vermuthlich, itzt das erste und glücklichste Volk in der Welt seyn. Auch so, wie sie nun leben, leben sie im Ganzen in ihren Häusern glücklicher, sind weniger böse, und mehr aufgeklärt, als der weichliche und entnervte Mensch in den meisten Gegenden Europens. Sicher sind in Island unter 50,000 Menschen mehr mittelmässig aufgeklärte Gelehrte u. s. f., als unter einer gleichen Anzahl Menschen in einem andern Lande. Die Ehen sind gewöhnlich fruchtbar, und es ist nicht selten, daß zehn bis funfzehn Kinder aus einer Ehe gebohren werden. Gegen Krankheiten, besonders gegen die scheusliche Krankheit, welche sie Leikthra, Spetatsked, nennen, und welche vermuthlich die wahre Elephantiasis ist, hat das Land eine Menge der heilsamsten Kräuter. Eine Beschreibung dieser Krankheit findet man hier S. 47. Erst 1760 bekam das Land einen Physikus, und erst 1766 zwey Wundärzte und eine Apotheke! Die Sprache der Isländer ist noch die alte kraftvolle, und dabey so sehr biegsame skandinavische Mundart, welche in den andern nordischen Ländern bald mehr, bald weniger, abgeändert ist. Auch hier fängt sie an, nach und nach sehr verändert zu werden. Indessen versteht der gemeine Mann noch überall die Sagen des grauen Alterthums, und das gemeinschaftliche Lesen derselben ist noch eine der vorzüglichsten Vergnügungen hier. Ehedem hatten die Einwohner auch ihre feyerlichen nationalen Tänze; aber die Geistlichen, welche aus misverstandener Frömmigkeit so viel Gutes in der Welt dem Menschen entzogen haben, haben auch diese unschuldige Freude abgeschafft. Das Schachspiel spielen sie noch immer gern, und mit mehrern Veränderungen, als es in andern Ländern geschieht.

geschicht. Aber dieß und andere Spiele spielen sie nie um Geld. — Die meisten Kinder sterben sehr jung, und davon liegt der Grund in einer fehlerhaften Behandlung derselben, in Ansehung der Nahrung. Wenige Mütter geben ihren Kindern die Brust, sondern man giebt ihnen Kuhmilch, die sie oft, wegen des Futters der Kuhe, ungesund macht. Die Aeltern unterrichten ihre Kinder selbst, und man findet nicht leicht einen Isländer, welcher nicht sehr gut lesen und schreiben könnte. Sie sind Bauern, Handwerker und Künstler zugleich, und verfertigen sich fast alles, was zur Haushaltung gehört, selbst. Die gewöhnlichen jährlichen Ausgaben einer Haushaltung, welche aus zehn Menschen besteht, werden etwa auf 220 Rthlr. gerechnet. Vor 20 Jahren konnte man noch eine Tonne Goldes annehmen, welche in Island im Umkauf war Aber die nachherigen harten Jahre und die besondere Industrie der dortigen Kaufleute, den Bauern das Silbergeld gegen Bancozettel aus den Händen zu spielen, haben diese Summe mehr als die Hälfte vermindert. Diese Bancozettel von 1 und 5 Rthlr. sind 1778 eingeführt worden. Die Absicht war unstreitig gut; aber der Erfolg ist sehr schlimm gewesen. Diese Münze ist nur bey einer Lebhaftigkeit der Geschäffte nöthig, welche hier gar nicht vorhanden ist; und bequem sind sie wahrlich weder für den Fischer, noch für den Bauern. Ueberdem sind sie auch dem Privatvermögen gar nicht angemessen. Der Kaufmann muß sehr oft wechseln; und übervortheilt daher den Bauern, unter dem Vorwande, daß es ihm an klingender Münze fehle. Die Reisen geschehen alle zu Pferde, und sonderbar genug ist es, daß man keine Schlitten gebraucht. Die Fischerey wird zum Nachtheil des Ackerbaues getrieben, woran allein der monopolische Handel Schuld ist. Das Verzeichniß der Isländischen Produkte wird jeden hinreichend überzeugen, daß es nur die Schuld der Menschen ist, wenn die Einwohner Mangel leiden, und daß dieß Land bey einer weisen Regierung sehr blühend werden kann. Nur der Mangel an ökonomischen Kenntnissen und Fleiß hindert, sie so zu benutzen, wie sie benutzt werden könnten und sollten. Die Höfe sind zu groß, die Grenzen selten bestimmt; die Vorrechte beruhen auf blossen Sagen; die Verträge darüber sind schwankend und unbestimmt; die Landmatrikeln nichts weniger als vollständig und zuverlässig. Die meisten Höfe gehören ihren Besitzern nicht eigenthümlich, und dieß ist eine der Hauptursachen des Verfalls

falls der Landwirthschaft. Die S. 124 f. angeführten Versuche und Anordnungen lassen indessen eine Verbesserung derselben für die Zukunft mit Zuverlässigkeit hoffen. Die Fehler bey der Fischerey und beym Fischhandel, ingleichen bey der Verarbeitung der Wolle und der Häute, sind sehr gut gezeigt; wir müssen sie aber, wie vieles andere Merkwürdige, übergehen. Der Handel ist im allereigentlichsten Verstande passiv. Er wird seit 1774 von einer Administration für königliche Rechnung getrieben. Man hat auch, besonders in neuern Zeiten, diesen Handel den Einwohnern so sehr zu erleichtern gesucht, als es bey einem monopolischen Handel möglich ist. Aber es hat nicht geholfen; die Kaufleute wissen tausend Mittel, die Einwohner zu drücken und zu vervortheilen. Sie betrachten den Isländer als ein ihnen untergeordnetes dummes Geschöpf, das man sklavisch behandeln müsse. Mit völligem Rechte nennt man sie daher die Blutigel des Landes. Und doch verliert der König bey diesem Handel! Dieß ist die beste Leichenrede, welche man einem solchen monopolischen Handel halten kann, bey welchem alle Theile leiden. Die Einkünfte des Königs wiegen nicht den zehnten Theil des Verlusts auf. Der Stiftsamtmann und Justizrath Thodal gehört zu den würdigen Männern, deren Namen die Geschichte der Nachwelt aufbewahren muß. Die Polizey wird sehr vernachlässiget. Noch ist keine Post im Lande. Die Prediger haben sehr beschwerliche Dienste, und sehr mittelmäßige Einkünfte. Von den pietistischen Verordnungen Christian VI, die hier noch gelten, findet man S. 192 ff. einige Nachricht, welche sehr befremden muß. —

Im zweyten Abschnitte stellt der Verf. **Betrachtungen über den Handel, und die Mittel, dem Lande aufzuhelfen,** an. Island bedurfte zu der Zeit, da es mit Norwegen vereint ward, (1264) nichts, als eine bessere Staatseinrichtung, um in jedem Betracht ein glücklicher, vielleicht sogar ein mächtiger Staat zu werden. Aber es erfolgte gerade das Gegentheil. Die Einschränkung des Handels und die Macht der Bischöfe schwächten die Kräfte des Landes; und sobald die Einwohner ihre Freyheit verlohren hatten, erstarb auch größtentheils ihre Wirksamkeit. Nützliche Einrichtungen anderer Länder verbreiteten sich nun auch nicht mehr hieher, weil die Freyheit des Handels gehemmt war. Die Hansestädte fiengen den Handel hieher im 15ten Jahr-

hunderts

hunderte mit einigem Nachdruck an, und behandelte
wie sie die Oberhand bekamen, das Land immer kauf
scher. Christian IV. untersagte, auf Vorstellungen d
länder, endlich 1602 diesen Handel gänzlich, und 161
den die Kaufleute der Hansestädte aus dem Lande ge
Dieß war das Ende alles fremden Handels nach
Doch die folgenden Einrichtungen des Handels wurde
noch ungleich schädlicher, als es diese gewesen waren.
hatte sich schon daran gewöhnt, den Handel dieses Lan
verpachten, und die Einwohner des Rechts der nat
Freyheit zu berauben, eigene Schiffe zu haben. Kein
der daher, daß selbst Dänemarks größter König, Christ
nach der Aufhebung des Handels der Hanse, statt de
Compagnie dänischer Kaufleute dazu octroirte. Di
Octroy vom 18ten April 1602 ward gewissen Bür
Kopenhagen, Malmöe und Helsingör, auf 12 Jahr
let. Diese ward in der Folge verschiedentlich erneu
die Compagnie 1662 aufgehoben wurde. Nun wu
Handel in eben diesem Jahre vier Hauptheilnehm
4,000 Rthlr. auf 20 Jahre verpachtet, wobey zug
Taxe für die Waaren, welche schon 1619 verfertigt w
gesetzt wurde, die man aber 1684 änderte. Die Kl
Isländer über alle diese Einrichtungen waren zwar
sten Anfange an lebhaft, aber vergeblich. Das Land
diesen 80 Jahren, während welcher es den dänischen
gnieen verpachtet war, merklich tiefer gefallen; un
achtet in dieser Zeit das Land keinen schweren Unfälle
setzt war, so bezeugen doch seine Schriftsteller, daß
rend derselben mehr verarmte, als in der ganzen Zeit
dere Fremde dahin gehandelt hatten. Möchte die
es für eben so unglaublich halten, als wir es itzt f
zweifelt wahr erkennen müssen, daß hundert Jahr
chen, nachdem man den elenden Zustand des Landes
hen hatte, ehe etwas wesentliches geschah! Im J
befahl Christian V. ein neues Gesetzbuch für Islan
chen; verlangte, daß die Einwohner die Mittel an
ten, wie dem Lande aufzuhelfen wäre, von dessen
nem Elende man sich damals überzeugt hatte, und
dieses Verlangen namentlich auf die Handelseinrichtun
Jahr 1783 hat Island noch kein Gesetzbuch erhalt
hat die Mittel, dem Lande aufzuhelfen, schriftlich u
den Druck bekannt gemacht, vieles gewollt, und

freylich die Isländer besser; aber der Handel blieb immer monopolisch, und der König hatte keinen Vortheil dabey. Dennoch konnte man sich nicht entschließen, dem Lande die Handelsfreyheit zu geben. Vergebens schrieb Balle zum Vortheil derselben, vergebens klagte Island, vergebens erhuben Vernunft und Erfahrung ihre Stimme. Es ward vielmehr 1763 die allgemeine Handelscompagnie berechtigt, bis 1783, also 20 ganzer Jahre lang, Island aufs neue auszusaugen. Der Verf. begleitet diese neue Octroi mit bittern, aber richtigen Anmerkungen. Die Uebel vermehrten sich dadurch immer stärker. Endlich trat 1768 der vortreffliche Isländer, Conferenzrath Erichsen, auf, und führte in einer Schrift die Sache seines Vaterlandes. Kurz darauf erhielt Dänemark die wohlthätige Preßfreyheit, und 1770 trat ein Schriftsteller auf, welcher laut sagte: die Compagnieen hätten aus Island und Finmarken einen Sitz der Sclaverey gemacht. So deutlich war die Wahrheit noch nie gesagt worden, und eine Menge von Schriftstellern schrieb nun für und gegen die Sache, aber keiner so gründlich, als Philocosmus, unter welchem Namen sich, wie man allgemein glaubt, der würdige Etatsrath Marrfeldt versteckte. Dieß machte den Isländern Muth, lautere Klagen zu erheben, und es geschah, was man kaum würde für möglich gehalten haben: die Compagnie wurde, wegen schlechten Mehls, das sie dahin gesandt hatte, 1769 in 4,400 Rthlr. Strafe verurtheilt. Diese wurden zu einem ökonomischen Fond für das Land angewandt, und die Regierung fieng an, sich doppelt wirksam zu beweisen. Man befahl 1770, daß der Stiftsamtmann immer im Lande seyn sollte, der bisher nie da gewesen war, und schickte eine Commission dahin, welche untersuchen sollte, wie dem Lande sein ehemaliger Wohlstand wiedergegeben werden könnte. Es sind darauf auch von 1774 an manche Verbesserungen ins Werk gesetzt, welche der Verf. anführt. Der Handel wurde in eben diesem Jahre abermals für königliche Rechnung übernommen. Man hat dadurch einen freyen Handel von Westem verbreiten wollen, aber man hat solche Umwege, und solche gefährliche Mittel gewählt, daß das Land itzt unglücklicher geworden ist, als jemals. Die königliche Casse hat dabey zugleich seit 1774 über 600,000 Rthlr. verlohren. Gleichwohl erschien 1781 ein neues Reglement, worin ein sogenannter königlicher Handel abermals auf 30 Jahre monopolische Gerechtsame erhielt. Es ist doch wahrhaftig traurig, daß man

auch

auch noch damals nicht überzeugt war, sondern noch immer die Meynung hegte, das Land könne nicht bestehen, ohne Handelsmonopol. Unter den traurigen Umständen, worunter das Land durch alle diese fehlerhaften Maßregeln gerathen war, konnten denn freylich die Empörungen der Natur im Jahre 1783 das Land in ein so großes Elend setzen, daß dieß endlich allen die Augen öffnen mußte. Eine große Anzahl von Einwohnern, die man auch itzt, da Recensent dieß schreibt, noch nicht bestimmt angeben kann, sind Hungers gestorben, und im höchsten Grade unglücklich geworden. Schrecklich muß es das Herz eines jeden Menschenfreundes empören, wenn er dabey bedenkt, was gar nicht abgeleugnet werden kann, und was klar bewiesen ist, daß dieß die Folgen jener monopolischen Handelseinrichtungen, daß die Tausende von Menschen, welche die letztern Jahre in dem unglücklichen Island getödtet und unglücklich gemacht haben, Schlachtopfer schlechter bürgerlicher Einrichtungen geworden sind. Welch ein Abstand zwischen dem Gemälde des Inländers im 13ten, und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Jener war aufgeklärt, thätig, munter, wohlhabend; dieser ist bey gleichgünstigen Naturanlagen unwissend in den Kenntnissen unserer Zeit; muthlos, unwirksam, und im höchsten Grade arm. Jener bauete vorzüglich sein Feld, aber er stellte auch Reisen an, und handelte selbst mit Fremden; dieser muß sein ganzes Leben damit hinbringen, sich Eßwaaren zu verschaffen, womit er Bedürfnisse eintauschen kann, welche die Natur seinem Lande versagte, und welche Menschen ihm nicht erlauben, selbst abzuholen. Welche unselige Wirkung einer falschen Politik!

Bey den Mitteln, welche der Verf. vorschlägt, dem Lande wieder aufzuhelfen, dürfen wir uns nicht lange aufhalten, da Jeder aus dem Vorhergehenden schon wissen kann, worin sie vorzüglich bestehen. Die Hauptsache ist ein uneingeschränkt freyer Handel mit allen dänischen Staaten in Europa. Dieser Wunsch des Verf. und aller aufgeklärten Männer ist auch nun schon in Erfüllung gegangen; denn die Freygebung des Handels ist im August 1786 wirklich erfolgt, und zugleich sind sechs Handelsplätzen in Island Stadtrechte zugestanden worden. So hat also endlich der höchste Grad des Unglücks dem Joche, unter welchem Island bisher seufzte, ein Ende gemacht, und die itzt im höchsten Grade thätige Vorsorge des

 däni-

dänischen Regierung für Island läßt hoffen, daß sich dasselbe erholen, und dem Wohlstande immer näher kommen wird, dessen es, nicht blos zu seinem eigenen Glücke, sondern auch zur allgemeinen Wohlfarth des ganzen dänischen Reiches, fähig ist.

Der dritte Abschnitt besteht aus zwey Abtheilungen. I. Magnus Stephensen Beschreibung des Ausbruches eines neuen Vulkans in Vestriskaftafellssyssla im Jahre 1783. Der Verfasser, ein gebohrner Isländer, stellte im Jahr 1784 auf königliche Kosten, eine Reise nach den durch diesen Unfall verwüsteten Gegenden an, und 1785 erschien, gleichfalls durch Unterstützung der k. Rentekammer, die Beschreibung dieser Reise dänisch, wovon nun hier eine vollständige, und, wie Recens. nach einer Vergleichung mit der Urschrift versichern kann, treue Uebersetzung geliefert ist. Wir wollen nur einiges daraus anführen. Kein Feuerausbruch in Island hat zwar so betrübte Folgen gehabt; aber unmittelbar waren seine Verwüstungen nicht die größten. Die Zerstörungen im 14ten und 15ten Jahrhunderte waren viel größer. Es herrschte 1783 ein ungewöhnlich milder Winter, und ein schöner Frühling. Aber gegen das Ende des May machte ein dünner, bläulicher Rauch, der auf der Erde schwebete, kundige Personen aufmerksam. Darauf folgten vom 1 Juni an starke Erderschütterungen, und den 8ten Juni zog von Norden ein dunkles, schwarzes Gewölk auf, mit dem sich unzählige Rauchsäulen, welche in fernen Norden von der unbewohnten Berggegend aufstiegen, vereinigten. So wie dieß herannahete, ward es immer finsterer, und als es endlich den Himmel einnahm, fiel eine Menge Sand und Asche herab, welche die Erde bis zur Höhe eines Zolls bedeckte, und wie die Asche von ausgebrannten Steinkohlen aussah, jedoch durchaus mit einer besondern grauen, glänzenden, haarigen Materie vermischt war. Erderschütterungen mit harten Donnerschlägen und unterirdischen Knallen und Pollern begleitet, nahmen immer mehr überhand. Am 10ten Jun. sah man zuerst deutlich Feuersäulen auf dem nördlichen Gebirge empor kommen. Der Fluß Skaptau, ein schneller und reissender Strom, schwoll sehr an, und vertrocknete am 11ten Jun. in zwölf Stunden so ganz und gar, daß man da zu Fuße hinübergehen konnte, wo sonst die Ueberfarth mit Böten beschwerlich gewesen war. Jtzt rinnt hier

daher

daher nur ein mäßiges Wasser, das sich aus vielen kleinen Bächen sammelt, und von dem ehemaligen Wasser der Skaptau ganz unterschieden ist. Den folgenden Tag brach ein erschrecklicher Feuerstrom, wie ein brausendes Meer zwischen den Felsen, hervor, und füllte mit der größten Heftigkeit das Bette der Skaptau. Die Tiefe dieses Flusses betrug an vielen Orten 5 bis 600 Fuß; und doch überschwemmte der Feuerstrom noch hie und da zu beyden Seiten das Land, und nur an einzelnen Stellen sieht man die höchsten Spitzen der Berge am Ufer des alten Flusses aus der neuen Lava hervorragen. Ein fürchterliches schwarzes Gewölk streuete eine Menge Asche, Sand, Schwefelstaub, und graue haarige Materie umher; ein übelriechender Nebel umhüllte die Erde; die Sonne war nur selten als eine blutfarbige Scheibe zu sehen; und die Erderschütterungen dauerten, mit Gewittern und dem Rauschen des Feuerstromes, fort. Dieser füllte erst einen großen Schlund, in den er sich einige Tage lang mit Getöse hineinstürzte, und dann weiter floß. Wo er Hügel und Klippen untergrub, da wurden diese mit der größten Heftigkeit 120 bis 180 Fuß in die Höhe geworfen, wobey man sich den Lermen, den dieß verursachte, denken kann. Den 18ten Jun. kam ein neuer Feuerguß vom Gebirge, und den 21sten fiel ein Platzregen, welcher die Kirche und die übrigen Gebäude zu Skaul überschwemmte, und des folgenden Morgens schon im starken Kochen war. Ein Arm des Feuerstroms überschwemmte Kirche, Häuser und Ländereyen zu Holmasel. Und so gieng es westlich und östlich fort. Der östliche Feuerstrom brach erst den 9ten August los, nachdem auch hier den 3ten der Fluß Hverfisfliot, welcher der Skaptau an Größe wenig nachgab, und seines heftigern und reissendern Stroms und unsichern Grundes wegen noch gefährlicher war, vertrocknete. Alles dieses aber war kein Erdbrand, wie man es unrichtig genannt hat, sondern ein Feuerspeyen. Der Verf. entschloß sich, so sehr man ihm auch abrieth, die Quellen desselben aufzusuchen, und ein alter braver Isländer war sein Gefährte. Aber die Hitze der Lava und der Rauch ließen es nicht zu, ihr nahe zu kommen. Man kann indessen nach seinen Beobachtungen als sicher annehmen, daß ein kleiner rundlicher Berg, dem Blongur gegen Norden, der feuerspeyende Ort gewesen ist. Ob dieß schon ehemals ein Berg war, oder ob er es erst durch Anhäufung der vielen ausgeworfenen Körper geworden ist, kann er nicht entscheiden. Der Verf. war einmal

gemal in Gefahr lebendig gebraten oder verbrannt zu werden. So groß indessen der Schaden ist, welchen diese Verwüstung des Feuers angerichtet hat, so ist er doch bey Weitem so groß nicht, als er anfangs gemacht, und in einer elenden Schrift, welche auch in Deutschland, dem Verf. und der dänischen Literatur zur Schande, unter dem Titel: **Vom Erdbrand in Island, von Holm, Kopenhagen 1784**, bekannt geworden ist, angegeben wurde. Nur acht Höfe sind ausgebrannt, welche nie wieder bewohnt werden können. Ausserdem sind 29 unmittelbar vom Feuer, mehr oder weniger beschädigt worden; und 15 davon sind vor der Hand öde, 14 aber werden noch bewohnt. Viele große und kleine Flüsse hat die Lava verstopft und angefüllt. Leider ist zu fürchten, daß diese zum Theil mit der Zeit noch großes Unheil erregen werden. Das Feuer fand der Verf. allenthalben erloschen; aber die Hitze der Lava und der Rauch, den er für Dünste hält, worin die heiße Lava das ausgetretene Wasser auflöst, waren noch stark. Die Beschaffenheit der Lava, und die verschiedenen Arten derselben, welche er gefunden hat, beschreibt er sehr genau. Fast alle neuen Ausbrüche des feuerspeyenden Ortes begleitete ein ungewöhnlich großer Hagel, wie Sperlingseyer. Die starken Schlagregen stifteten noch größeres Unheil an; denn sie vermischten sich mit dem zuvor niedergefallenen Sande und der schwefeligen Asche, und überzogen daher die Felder mit einem schwarzen Schlamm, welcher das Gras vergiftete, und das Wasser stinkend machte. Ja, der Regen selbst war mit Schwefel und Asche versetzt, brannte in die Augen, erregte Schwindel im Kopf, und verursachte große Schmerzen, wo er auf den bloßen Leib fiel. Der Miswachs des Grases und die Vergiftung aller Pflanzen, welche eine Folge dieser Unfälle waren, mußten nothwendig eine große Niederlage unter dem Vieh nach sich ziehen. Natürlich mußte aber auch die ungesunde Luft, das stinkende Wasser, und der von dem Verluste des Viehes unzertrennliche Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten unter den Menschen veranlassen. Ein im hohen Grade bösartiger Scharbock wüthete im Winter und Frühling 1784 fast auf jedem Hofe in der Nachbarschaft des Feuers. Schrecklich ist die Beschreibung des grausenvollen Zustandes, welcher dadurch an einigen Orten erfolgte. Von der Theurung und dem Elende, ja der wahren Hungersnoth, welche hier herrschte, hat die Geschichte des Landes kaum ein Beyspiel aufzuweisen. Die

neue

neue Insel, welche in der Nähe von Island entstanden war, hat man im folgenden Jahre nicht wieder finden können. Vermuthlich ist sie daher auf eben die Weise wieder gesunken, wie sie empor gekommen war.

II. Anmerkungen zu den zwölf Tabellen, welche nähere Erläuterungen und die Gründe enthalten, worauf die Berechnungen beruhen. Diese Tabellen betreffen die Bevölkerung; die Anzahl der bewohnten und unbewohnten Höfe, der Land- und Küstenbauern, ihres Viehes und ihrer Böte; den Ertrag der Grundsteuer und der Domainen, ingleichen verschiedener Fabrikanlagen; die Summe der aus- und eingeführten Waaren; die Berechnung des Einkaufs- und Verkaufspreises der eingeführten Waaren nach der Taxe von 1702; den Betrag des Gehalts der Handlungsbedienten; die Balanz der Aus- und Einfuhr, wie auch der Handelsgesellschaften. Die Tabellen sind mit vielem Fleiße aus verschiedenen Schriften und Nachrichten gezogen, und die beygefügten Anmerkungen geben alle nöthige Erläuterungen. Sie bestätigen zugleich vieles von dem, was oben von dem Verf. erinnert war, und geben mit dem ganzen Buche die beste und zuverlässigste Nachricht von dem Zustande des Landes.

Noch sind hier beygefügt: 1) eine neue Charte von Island vom Hrn. Pontoppidan, welche von diesem schon durch mehrere Arbeiten rühmlichst bekannten dänischen Künstler nach den besten Hülfsmitteln verfertigt, und von Herrn Fridrich recht schön gestochen ist. 2) die zu Stephensen's Beschreibung gehörige Charte von der im Jahre 1783 verwüsteten Gegend, von Hrn. Stephensen selbst aufgenommen, und von Pontoppidan gestochen. 3) Abbildung der ausgeworfenen Lava, gleichfalls aus Stephensen's Beschreibung. Zu bedauern ist es nur, daß die beyden letztern nicht, wie in der dänischen Urschrift, illuminirt worden sind.

Einige geringe Fehler, welche uns bey der Durchlesung dieses Buchs aufgefallen sind, gereichen dem Ganzen keinesweges zum Nachtheil. Aber die große Menge der Druckfehler, welche besonders der deutsche Leser nicht so leicht entdeckt, ist sehr unangenehm, und man hätte wenigstens eine Anzeige derselben beyfügen sollen. Wir wollen doch einige, welche wir bemerkt haben, zum Besten deutscher Leser anführen. S. 13. n. 40. lies Gradual st. Ritual. n. 42, Kongslevs st.

Kongsbergs. S. 14. N. 59. Troils st. Trals. S. 204. Arngrim Jonsen st. Arngrum Jasen. Bryngjolph Svenson st. Brynolphr Svenson. S. 238. Z. 3. v. u. 1779. st. 1776. Von der S. 183. angeführten Sammlung der Verordnungen des Sysselman Ketilsen ist der dritte Theil längst fertig, wird aber, weil man Mangel an Absatz fürchtet, nicht gedruckt. Von den S 206. angeführten Schriften der Isländischen Literaturgesellschaft sind, so viel wir wissen, schon sechs Bände heraus.

Tf.

9. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Litteratur, besonders des sechszehnten Jahrhunderts: Freunden der Kirchen- Gelehrten- und Bücher- Geschichte gewidmet von Georg Theodor Strobel, Pastor zu Wöhrd. Zweyten Bandes Erstes Stück. Nürnberg und Altdorf, bey Monath. 1786. 17 Bog. 8.

Noch immer bleibt diese Sammlung ein nützliches Archiv literarischer Merkwürdigkeiten von mancherley Art, die besonders dem Forscher und Liebhaber der Kirchengeschichte theils erheblich, theils unterhaltend seyn müssen. In dem gegenwärtigen Stücke liefert der Verfasser: I. Miscellaneen zur Geschichte des Bauernkrieges vom J. 1525. die man als eine Ergänzung dessen ansehen kann, was Hr. Geh. J. R. Häberlin in seiner sonst sehr umständlichen deutschen Reichshistorie über diesen immer noch wichtigen Gegenstand zu kurz und unzulänglich gesagt hat. Unser Verf. liefert zuerst die Hauptartikel der Bauerschaft; dann die Ordnung und Instruction derselben; hieher gehörige Stellen aus Luthers und Melanchthons Briefen; und zuletzt ein beurtheilendes Verzeichniß von mehr als funfzig, zum Theil sehr seltenen, Schriften, die während dieses Bauernkrieges, und bald nach demselben, ans Licht getreten sind. Sie sind zum Theil historischen, zum Theil dogmatischen Inhalts. Der Verf. hat sie

sie fast alle selbst vor Augen gehabt, und daraus manches Merkwürdige ausgezeichnet. II. Beytrag zur Geschichte der Osiandrischen Streitigkeit von der Rechtfertigung. Sie bestehen in bisher ungedruckten Briefen, die noch manches Dunkle in der von Salig am besten abgehandelten Geschichte dieses Streits aufklären. Hr. St. hat sie aus dem Bande genommen, der die geschriebenen Briefe Melanchthons an Veit Dietrich enthält, wovon er bereits im ersten Bande dieser Beyträge geredet hat, und aus welchem er in Zukunft noch mehrere nicht unwichtige Briefe zu liefern gedenkt. III. Wilhelm Landgrafens zu Hessens Schreiben an D. Cölestin. Ersterer überschickt dem letztern ein Exemplar der spanischen Polyglotte, und zugleich zwey Brillen, um zu versuchen, ob er und seine Kollegen durch deren Hülfe einige Lehrsätze, besonders den von der Ubiquität Christi nach seiner menschlichen Natur, in dieser Bibel finden könne, die man in dem damals zu verfertigenden Konkordienbuche dem guten Landgrafen aufdringen wollte. IV. Melanchthons zwey Testamente vom J. 1540 und 1560. Beyde sind zwar nicht vollständig, aber immer doch merkwürdig genug. V. Einzelne literarische Bemerkungen vermischten Inhalts. Auch diese betreffen zum Theil den eben genannten Lieblingsschriftsteller unsers Verfassers; zum Theil Luthern u. a. V. Etwas von Georg Wicels Leben und Schriften. Blos vorläufige Probe einer weitläuftigern Nachricht, die der Verf. in der Folge von dem gewiß sehr merkwürdigen Leben eines bisher zu unbekannt gebliebenen Mannes zu geben verspricht. Die hier abgedruckte Historie seines Lebens ist aus der seltenen Schrift des Justus Jonas: Wilch die rechte Kirche, und dagegen wilch die falsche Kirche ist u. s. w. genommen. Von seinen Schriften giebt der Verf. sehr genaue Nachricht, und fast durchgängig aus eigner Ansicht.

Fr.

Erster Nachtrag zu der vierten Ausgabe des Gelehrten Teutschlandes von Johann Georg Meusel — — Lemgo, im Verlage der Meyerschen Buchhandlung. 1786. 2 Alph. 3 B. gr. 8.

Mit unermüdeter, und in ihrer Art überaus verdienstvoller und gemeinnütziger Thätigkeit setzt Hr. M. noch immer sein Repertorium itztlebender deutscher Schriftsteller und ihrer Schriften fort; und man muß in der That die darin überall sichtbare Geduld und Aufmerksamkeit des fleißigen Sammlers bewundern und mit Dank erkennen. Gegenwärtiges Supplement ist nicht blos Nachtrag der seit dem Abdruck der vierten Auflage neu hinzugekommenen Autoren und Schriften, sondern zugleich Berichtigung mancher dort befindlichen Artikel, und Ergänzung der darin vorkommenden Lücken. Auch die bey der Anzeige dieser vierten Auflage im 65sten Bande unsrer Bibliothek gemachten Erinnerungen und mitgetheilten Beyträge sind in den angehängten Zusätzen zu diesem Nachtrage benutzt worden. Zuletzt nennt Hr. M. noch die Namen der Beförderer desselben, deren fünf und vierzig sind, unter welchen sich aber, wie er bemerkt, nur sechs katholische befinden. Traurig genug, setzt er hinzu, daß noch immer so wenig literarisches Einverständniß und Mittheilungsgeist unter diesen christlichen Glaubensgenossen herrscht! „Aus dem großen, weiten **Wien**, wo es Schriftsteller zu Hunderten giebt, ist ihm nicht ein einziger Beytrag zugekommen; denn des Hrn. v. **Beris** Büchlein, die **Wiener Autoren**, war ihm so fehlervoll und mangelhaft geschildert worden, daß er es nicht kaufen, geschweige denn benutzen mochte. In **Berlin** hingegen haben sich, wie er rühmt, mehrere ehrwürdige, auf vielfache Art sehr beschäfftigte Männer die Mühe nicht verdrießen lassen, zahlreiche Beyträge eigenhändig niederzuschreiben und mitzutheilen. Wir wünschen mit ihm für den zweyten Nachtrag, dem auch das topographische Register umgearbeitet beygefügt werden soll, mehr Willfährigkeit von Seiten katholischer Städte und Gegenden.

Gr.

---

10. Phi-

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Charakteristik der alten Mysterien, für Gelehrte und Ungelehrte, Freymaurer und Fremde, aus den Originalschriftstellern. Frankfurt und Leipzig. 432 S. in 8. 1787.

Ein mit Sorgfalt, Genauigkeit, größern Reichthum an Autoritäten, als man sonst vorfindet, mit Scharfsinn in Berichtigung mancher von den Vorgängern übersehener Umstände, durchgängig ausgearbeitete, und schon deshalb, noch mehr aber darum lesenswerthe Schrift, weil sie zur genauern Bestimmung des Werths oder Unwerths der Mysterien bey Vergleichung mit den Vorgängern sehr vieles beytragen kann. Zwey entgegengesetzte Extreme nemlich gegen einander gestellt, lassen das in der Mitte liegende richtiger ins Auge fallen, geben mithin sonst nicht genug beachtete, oder auch mehr gedachte, dann ausgedruckte Unterschiede an die Hand. Bisher giengen unpartheyische Schriftsteller darauf aus, in den Mysterien reinere Religion und bessere Moral versteckt zu finden, als dem großen Haufen sonst durch seine Religion gelehrt wurden. Diesem liefen die Geheimnißkrämer mit hellem Haufen nach, die nun auch von Seiten des Alterthums sich ehrwürdig zu machen, zwischen ihrer und der Mysterienlehre aller alten berühmten Völker genaue Verwandschaft behaupteten, wodurch in der That manchem blos nach dunkeln Begriffen Denkenden Staub in die Augen geworfen ward, als die nicht bemerkten, daß Verwandschaft einer alten Lehre, die man nicht kennt, mit einer heutigen, die man eben so wenig kennt, weil sie als durchaus von Menschen unaussprechbar angegeben wird, nothwendig leeres Hirngespinnst seyn muß. Unser Verf. nimmt alle von den Mysterien handelnde Stellen, so viel er deren nur auftreiben konnte, aufs neue in Untersuchung, und zieht das Resultat, es seyn darin keine auf Moral und natürliche Religion Bezug habende Lehren vorgetragen worden, man habe blos dramatisch die Fabeln von Göttern, und zwar meistentheils schändliche Dinge vorgestellt, Nichtigkeit der Vielgötterey nicht gezeigt, vielmehr die Göt-

ter als sterblich aufgeführt. Die allegorischen Erklärungen seyn entweder erdichtet, oder führen doch nicht auf reine Naturreligion und würdige Begriffe von Gott; auch habe man die Natur der Dinge darin nicht untersucht, abstrakte Begriffe zwar personificiert, aber doch der Materie die Ewigkeit gelassen; Moral endlich sey in den Mysterien nicht gelehrt worden, alle Vorschriften haben sich blos auf die darin üblichen Gebräuche erstreckt; die Eingeweihten bildeten sich blos ein, besser geworden zu seyn, dachten aber an Erfüllung der den Menschen als Menschen obliegenden Pflichten nicht; auch sah man nicht, daß sie rechtschaffnere oder bessere Menschen als andere geworden wären. Hier wird also geradezu geleugnet, was man nur bisher von den Mysterien vortheilhaftes auf die Bahn gebracht hatte. Daß dies Extremum nicht haltbar seyn kann, läßt sich ohne Mühe einsehen, so ganz grundlos haben denn doch die Vertheidiger nicht in die Welt hineingeschrieben; dennoch unterstützt es der Verf. mit vielem Scharfsinn, und es gelingt ihm würklich manche Waffen seiner Gegner unbrauchbar, oder unbedeutend zu machen. Bey genauer Aufmerksamkeit aber, auf seine Schlüsse sieht man bald, daß subtile Verwechslung von Begriffen ihn manchmal täuscht. Unter reiner Sittenlehre, bessere Religion und Deismus versteht er Anfangs, was man in diesem Falle muß, und die Gegner auch stillschweigend scheinen vorauszusetzen, Moral und Religion, welche besser sind, als der gewöhnliche Volksglaube, und da kömmt er natürlicherweise nicht selten ins Gedränge, vornehmlich wenn er ableugnen will, es haben in den Mysterien keine allegorische Auslegungen Platz gehabt, wovon doch manche seiner angezogenen Stellen sehr deutlich sprechen. Immerhin mögen diese Deutungen erst späterhin, bey mehrer Ausbreitung der Philosophie, und grösserer dadurch verbreiteter Aufklärung seyn aufgenommen worden, so ist doch Tendenz der Mysterien zur Aufhebung des groben Volksaberglaubens daraus ersichtlich; immer ist es doch vernünftiger unter dem göttlichen Wesen sich mächtige Naturkräfte, als menschenähnliche Schattenbilder vorzustellen. Freylich suchen die Kirchenväter diese Allegorien zu bestreiten und als Erfindungen von Philosophie vorzustellen, freylich enthalten sie auch, ins Detail zu sehr verfolgt, Ungereimtheiten nesterweise; allein daß selbst in der Volksreligion Stoff dazu enthalten war, und die Gottheiten ursprünglich Naturkräfte vorstellten, läßt sich doch vermöge der Denkungsart

aller

aller unaufgeklärten Völker schwerlich leugnen. Von dieser Seite also dünkt uns diese Behauptung zu weit getrieben, so wie auch von der nemlichen die, daß nichts auf die Sitten sich beziehendes in den Mysterien vorgekommen sey. Man mußte doch, um eingeweiht werden zu können, von Mord, und andern der Gesellschaft verderblichen groben Verbrechen frey seyn, und das war in jenen rohen Zeiten schon mächtiger Antrieb zur Geselligkeit und Menschenschonung. Die Reinigungen ferner, die Vorstellung von Strafen und Belohnungen in der Unterwelt, der nähere Umgang mit den Göttern, deren Anblicks man glaubte gewürdigt zu werden, der besondere Schutz der Götter, welchen man dadurch hoffte zu erlangen, erhoben doch die Seele zu feinern und größern moralischen Gesinnungen, erweckten erhabene Gefühle, und trugen so zur moralischen Besserung viel bey, wenn auch kein reineres Moralsystem wörtlich vorgetragen wurde. Beyde diese Uebertreibungen scheint der Verf. zu fühlen, deshalb zieht er sich in die letzte Verschanzung zurück, man habe doch in den Mysterien keine solchen Begriffe von Gott vorgetragen, als unsere natürliche Theologie enthalte, keine solche Moral empfohlen, als die unsrige gegenwärtig ist. Das werden billig denkende Vertheidiger der Mysterien auch schwerlich behaupten wollen, und die etwa gegen alles, was man von der Geschichte des menschlichen Verstandes weiß, darauf ausgehen sollten, finden hier hinlängliche Abfertigung. Die Geheimnißkrämer wenigstens, welche wer weiß welche erhabne Kenntnisse aus dieser Quell sich einbilden erhalten zu haben, werden hier ihren Wahn, wie Schuppen von den Augen wegdemonstriret finden.

axz.

Tertullians Geistesfähigkeiten, Religionskenntnisse und Theologie. Ein Versuch in drey Abhandlungen. Von Heinr. Christ. Ballenstedt, Predigern der Gemeine zu Bornum. Helmstädt, bey Kühnlin. 1786. 80 S. 8.

Unter den Gelegenheitsschriften zeichnet sich diese auf eine sehr vortheilhafte Art aus, und sie kann als eine Einleitung zur Lesung der Schriften des Tertullian angesehen werden.

Seine Geschicklichkeit im Disputiren wird durch seine Schutzschrift der Christen wider die Heiden bewiesen. Er sucht darin das Anstößige des christlichen Systems aus dem Wege zu räumen, zeigt die Würde, Vernünftigkeit und Heilsamkeit dieser Religion, und im Gegensatze das Abgeschmackte und Vernunftwidrige des Heidenthums. In der Lehre drang er auf den klaren Sinn der Worte Christi und der Apostel, und entfernte davon alles, was nicht von dem gemeinen Menschenverstand begriffen werden konnte. Da er die Untersuchung über die Aechtheit oder Verfälschung der Urkunde an die Seite setzte, so gründete er seinen Beweis auf die mündliche Ueberlieferung und Uebereinstimmung der Originalkirchen. Hierin kommen alle Kirchenväter des apostolischen Zeitalters mit einander überein. Als Schrifterklärer zeigt er viele Blößen; nicht allein dadurch, daß er das Forschen in der Schrift überhaupt für unnöthig zu halten scheint, sondern noch mehr durch die vielen verunglückten Auslegungen. Seine Theologie wird vornämlich aus seiner Schrift gegen den Praxeas beurtheilt. Die Vorstellung, die er sich von dem göttlichen Wesen macht, wie dasselbe denke, ordne, schließe, und die Begriffe, die er mit den Wörtern Ratio, Logos, Sophia verbunden hat, werden entwickelt. Seine Grundsätze sind ungefähr folgende. Vor allen Erschaffenen ist Gott allein gewesen, in ihm war Vernunft. Dieser ewige Gott bediente sich der Sprache λογος zum vernünftigen Denken, Ordnen, Schließen, sie war also das Instrument seiner Vernunft, bey ihm, und führet verbunden mit der Vernunft den Namen Weisheit, gieng aus von Gott oder wurde gezeugt, da die in ihm verborgen liegenden Ideale zur Wirklichkeit gelangen sollten.

Bw.

Justins philippische Geschichte, aus dem Lateinischen übersetzt von M. Christian Friedrich Schmidt, Konrektor in Jernau. Lemgo, in der Mayerschen Buchhandlung. 1786. 1 Alph. 3 Bog. in 8.

Was Hrn. Schmidt auf den unglücklichen Einfall brachte, Justins Geschichte, die doch erst vor einigen Jahren vom Hrn. Oster-

Osterlag übersetzt worden ist, abermals zu verdeutschen, läßt sich in der That schwer begreifen, um so mehr, da er seinem Vorgänger, an Statt ihn zu übertreffen, in den meisten Stellen nicht einmal beykömmt. Seine Arbeit verräth Seite für Seite die Sprache, aus der sie gemacht ist, und drückt den Sinn der Urschrift, wo nicht ganz falsch, doch größtentheils unvollkommen und schief aus, der undeutschen Wendungen und schlechten Verbindungen der Perioden nicht zu gedenken. Wir wollen, um nicht weitläuftig zu seyn, die erste beste Stelle ausheben und unsern Lesern beyde Uebersetzungen zur Vergleichung vorlegen. Es sey das 2 Kapitel des 8. B.

Hr. Schmidt. „Wider diesen (den Onomarch) wählten „die Thebaner und Thessalier keinen Heerführer aus ihren „Landsleuten, damit sie dann, wenn er Sieger würde, seine „Macht nicht zu fürchten hätten, (wie schleppend!) sondern „den Philipp, König in Macedonien; und so unterwarfen sie „sich freywillig einer fremden Herrschaft, die sie unter den „ihrigen (nicht geradezu falsch, aber doch gewiß sehr schief!) „gefürchtet hatten. Philipp befahl, eben als wenn er nicht „die Thebaner, sondern den Tempelraub rächen wollte, daß „alle Soldaten Lorbeerkränze aufsetzen sollten, und zog so, gleich„sam unter der Anführung der Gottheit, ins Treffen. Die „Phocenser, da sie die Zeichen des Apolls erblickten, wurden „von dem Bewußtseyn ihrer Verbrechen in Schrecken gesetzt, „(wie ungewöhnlich und gesucht!) warfen die Waffen weg, „ergriffen die Flucht und bezahlten die Strafe für die beleidigte Religion (ein unverkennbarer Latinismus!) mit ihrem „Blute und Tod. Sie sagten, er sey für würdig erfunden „(befunden) worden, der Rächer des Tempelraubs, (Tem„pelraubs) er der Retter der Ehre Gottes zu seyn; er allein „das Versöhnopfer zu bringen, welches die ganze Welt hätte „bringen sollen; (in Wahrheit, sehr nach Dogmatik schme„ckend!) derjenige müsse für den nächsten (Nächsten) nach „den Göttern gehalten werden, durch den die Ehre der Göt„tin wäre gerettet worden.“

Hr. Osterlag. „Diesem stellen die Thebaner und Thessa„lier nicht etwa einen von ihren Mitbürgern, dessen, als „Siegers Macht, für sie hätte gefährlich werden können, son„dern Macedoniens König, als Feldherrn, entgegen, und „unterwarfen sich also unvermerkt einer fremden Herrschaft, „indem sie einer einheimischen zu entgehen suchten. Philipp, „gleich

„gleich als sollte er nicht sowohl die Thebaner, als vielmehr „den geplünderten Tempel rächen, läßt seine Soldaten Lor„beerkränze aufsetzen, und in diesem Aufzuge rückt er, gleich„sam unter Apolls Anführung, dem Feinde entgegen. Die „Phocenser geriethen bey dem Anblicke dieser dem Apoll heili„gen Zweige, zu dem sich das Bewußtseyn ihrer Gottlosigkeit „gesellte, dergestalt in Bestürzung, daß sie die Waffen weg„warfen, die Flucht ergriffen und durch eine völlige Nieder„lage die Schuld ihres gottlosen Frevels bezahlen mußten. „Dieser Vorfall brachte dem Könige einen allgemeinen Ruhm; „ihn pries man als den Bestrafer des Tempelraubs, ihn als „den Rächer der Religion; er allein sey würdig gewesen, eine „Unthat zu ahnden, deren Rache billig der ganze Erdkreis „hätte übernehmen sollen. Ihn setzte man also in den Rang „der Götter, deren Majestät durch ihn gerächt worden sey.“ Wie viel besser und treffender, das undeutsche dessen, als Siegers Macht abermals abgerechnet.

Wir wollen es bey diesem Beyspiele bewenden lassen, da es instar omnium dienen kann. Nur eine Lächerlichkeit können wir nicht übergehen, da sie sich gleich in die justinische Vorrede eingeschlichen hat. Hr. Schmidt giebt in einer Anmerkung nicht undeutlich zu verstehen, er halte den Kayser Markus Antonin für denjenigen, dem Justin sein Buch zueigne. Demohngeachtet übersetzt er: „Ich habe dir diese Ar„beit nicht sowohl zum Lesen, als vielmehr zum Verbessern „zugesandt.“ Fürwahr eine Zumuthung, die vielleicht die einzige ihrer Art ist! Freylich stehe im Texte emendandi causa, aber entweder mußte er den lateinischen Ausdruck mildern, oder, wie wir an seiner Stelle würden gethan haben, sich wider die gemeine beweislose Meynung erklären. Fast noch abgeschmackter ist der Schluß: „Jetzt ist mir dein Ur„theil hinreichend; wie die Verläumdung verbannt seyn wird, „dann werden mir auch die Nachkommen das Zeugniß des „Fleißes nicht versagen.“ Wem dieß ohne seinen Justin zur Hand zu nehmen, verständlich ist — erit nobis magnus Apollo.

Zh.

Das Hohelied begleitet mit einem vollständigen Commentar und historisch kritischen Untersuchungen von Johann Caspar Velthusen. Braunschweig, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1786. gr. 8. 526 S.

J thyst. Beytrag historisch kritischer Un- hu n über das Hohelied in näherer Beziehung die Geschichte der Menschheit, von demſ. Verf. Ebendaſ. 130 S.

es Werk ist auch unter dem Titel:

Schwesterhandel, eine morgenländische Idyl- ette

kon l. Hr. Conſ. R. Jacobi in Zelle hat zwar
o Gesichtspunkt gezeigt, aus welchem das Hohe-
zu rachten iſt, wenn man es als ein zuſammenhängen-
e erklären will. Indessen hat er doch so viel eige-
ihm allein gehöriges, daß man ſein Buch nicht als
ihrung und Beſtätigung der Jacobiſchen Gedanken
cem Hohenlied anſehen muß. Auf eine Einleitung folgt
e me e, obgleich reimfreye Ueberſetzung, der weitläuf-
e Unter ungen nach Anlaß und Ordnung der Kapitel
eilungen angehängt ſind. Der Plan des Ge-
, e ei ei zur Lehre erſonnene Fabel enthält,
ſcheint d fol ſeyn. Eine in Libanon wohnhaf-
te in die aut eines Hirten, den ſie zuerſt in
Wüſte geſehen hatte. Ihre Stiefbrüder
, die leben des Vaters ſich über Mutter und
hweſter r anmaßten, verhandelten ſie für 200 Se-
ckel, die ih 1000 Seckel Pachtzins für einen Wein-
berg erl rden, in das Harem des Königes Salomo,
der ſie vo , aber vergebens, durch Liebe hatte zu ge-
ge . Aus dem Harem entläuft ſie nach Engeddi
zu tigam. Die Scene iſt zuerſt im Harem, wo
von Zärtlichkeit gegen den von ihr Geliebten die
n des Königes, und die Ermahnungen des
verachtet, und ihre Unſchuld und Tugend un-
gekränkt

gekränkt erhält. Der Schauplatz wird darauf in die Balsamgebirge in der engeddischen Wüste verlegt, und der Dichter läßt uns den Apfelbaum sehen, unter dem das verliebte Paar sich zuerst erblickte. Der Schlüssel des Gedichtes ist am Ende; und da auf die Erklärung desselben der so eben angegebene Plan beruhet, so wollen wir ihn hier nach der Velthusenschen Uebersetzung hersetzen, weil er auch als Probe dieser Uebersetzung, die vor allen vorigen so viele Vorzüge hat, und im wahren Geiste des Originals geschrieben ist, dienen kann.

Die Stiefbrüder.

Die kleine Schwester wächst heran;
Die Liebe schwellt ihr bald den Busen.
Sagt, Brüder, was beginnt man jetzt
Um reiche Käufer anzulocken?

Entweder zeigt das Mädchen sich
Als Mauer, spröd und unbezwinglich;
Verziert mit Silberzinnen, muß
Die Mauer in die Augen blitzen.

Und wäre sie der Pforte gleich
Die sich beym ersten Klopfen öffnet,
So fehlts an Cederbohlen nicht
Den Eingang fester zu verwahren.

Die Schwester, mit einem verachtenden Seitenblick auf die niederträchtige Art sie zu behandeln.

Als Mauer zeigt' ich mich indessen,
Der Busen schwoll, und hieß ein Thürmchen Ihm:
Mehr braucht es nicht, um seiner hohen Gnade
Gewürdiget zu seyn.

Erzählung

Einer aus dem Hirtenchore.

Hoch auf dem Libanon, ohnweit des Sonnentempels
Von Balben, wo das Volk mit heilgem Wahnsinn schwärmt
Und zu den schändendsten Gebräuchen

In

In Bädern, hinter Myrten, sich
Des Mondes angestauntem Bilde weicht;
Lag in der traubenreichen Ebne
Ein Landsitz Salomons; alljährig trug
Ihm jeder Weinberg tausend Seckel Pacht.

Die Schwester.

Mein Erbgut — war ein Weinberg — der vor Augen
Mir allenthalben schwebte —

Morgenländischer Schwesterhandel.
Die Stiefbrüder.

„Giebt Salome Tausend?"

Fortgesetzte Erzählung.
Einer aus dem Hirtenchore.

Zwey hundert wurden drauf vom Käufer baar gezahlt;
Und Sie, die dieses Weinbergs — Früchte
Bewachen sollten — — nahmens hin, das Geld.

Die Lehre oder Warnung.
Eilfter Gesang.
Der Bräutigam.

O die ihr die Gärten der Reichen bewohnt,
Hier schleichen die lauschenden Städter euch nach.
Drum stimmt in die Töne der Treuen mit ein,
Ihr Hirtinnen alle vereint euch, und singt:

Das Chor der Hirtinnen wiederholt den Schluß
des 2ten Gesanges.

„Flieh, mein Geliebter, mit mir, der Gazelle, dem
„Reh gleich
„Schnell über die Balsamgebirge weg!"

Eine Menge Personen treten hier nacheinander auf. Erst die Stiefbrüder. Und warum gerade Stiefbrüder, und warum will man nicht lieber unsere Schwester für eine vertrauliche Anrede des Liebhabers an seine Braut, wie, wie

Schwesterchen zu gebrauchen pflegen, und wie er oben IV. 9. 10. seine Geliebte meine Schwester angeredet hatte, wodurch gewiß keine Verwandschaft angezeigt wird, annehmen: Auf die Stiefbrüder folgt die Schwester. Die Erzählung der Person, die zum Hirtenchore gehört, wird erst durch die Schwester, darauf durch die Stiefbrüder unterbrochen. Der Bräutigam macht endlich den Beschluß. Wer dieses von uns abgeschriebene Stück bloß in der Uebersetzung, ohne es mit dem Hebräischen zu vergleichen, lieset, wird den Zusammenhang für sehr gezwungen und unnatürlich halten, zu geschweigen, daß die Abwechselung der verschiedenen Personen, ohne den mindesten Fingerzeig dazu in dem Texte zu finden, schon Verdacht gegen sich erweckt. Wenn man aber das Original mit Aufmerksamkeit erwäget, so wird man noch mehr Schwierigkeiten finden, den von dem Verf. bemerkten Gang der Ideen darin zu erkennen. Vom Schwesternhandel oder dem Verkauf einer Schwester ins Harem, ist meines Bedünkens nicht die mindeste Spur. In der Uebersetzung steckt er in den Worten: **Giebt Salomo Tausend?** Im Hebräischen können die Worte האלף לך שלמה VIII. 12. unmöglich diesen Sinn haben. Sie heißen vielmehr: **Du, Salomo, sollst Tausend haben.** In den Anmerkungen wird kein Beweis für die Uebersetzung geführt, und in diesem Kapitel, wo der Verf. seine neue Hypothese mit Beweisen hätte unterstützen sollen, ist er weit kürzer als in andern, wo er eher zu freygebig als zu sparsam mit Gründen ist. Daß Schwestern von Brüdern ins Harem des Despoten verkauft sind, wird auch nicht mit Exempeln aus der alten oder neuen Geschichte belegt. Niebuhr in seiner Beschreibung von Arabien S. 74. sagt ausdrücklich: **Man beschuldiget zwar in Europa die mohammedanischen Väter, daß sie ihre Töchter verkaufen; aber dies geschiehet bey den vernünftigen eben so wenig als bey uns. Der Mohammedaner giebt freylich seine Tochter lieber einem vornehmen und reichen Mann als einem geringen. Er bekömmt alsdann mehr Geld.** Sollen die letzten Worte mit den ersten nicht in einem offenbaren Widerspruch stehen, so sind sie von den freywilligen Geschenken, die der Vater von dem Schwiegersohne nach bekannter morgenländischer Sitte erhält, von der Erbschaft, die ihm dadurch zufallen kann, von den Reichthümern, die auf die Weise in seine Familie kommen, zu verstehen. Wir wollen sehen, wie

geschickt

geschickt ist Welt zu wenden weiß, damit sie seiner Meynung nicht entgegengesetzt werden. Eine Stelle im Niebuhr, die beym ersten Anblicke die ganze Fiction unwahrscheinlich zu machen schiene, bestätigt vielmehr, verglichen mit dem bey I, 6. über das brüderliche Vormundschaftsrecht angemerkten die Hauptsache, daß, wenn gleich selten, doch der Hausvater sich es anmaßen kann, was er billig nicht thun sollte: „Vernünftige Väter verkaufen ihre Töchter nicht. Von einem Reichen und Vornehmen bekömmt der Vater mehr Geld; kann er es aber, so giebt er ihr eine Aussteuer, und die bleibt dann ihr Eigenthum." In dem A. T. findet man auch sonst keine Spur, daß Brüder ihre Schwester in das Harem des Monarchen verkauft hätten. Er scheint vielmehr ein Recht gehabt zu haben, sich seine Sclavinnen auszusuchen, 1 Sam. VIII. 13. das auch David in Ansehung der Abisag in Ausübung brachte, 1 Kön. I. Die beyden schweren Verse, v. 11. 12. möchte ich so verstehen: v. 11. Salomo besitzt einen Weinberg zu Baal Hamon, den er Hütern anvertraut, und der Ertrag mag ihm 1000 Silberstücke einbringen. 12. Mein Weinberg kömmt mir nicht aus dem Sinn. Du, o Salomo, magst die Tausende; und ihr, o Hüter desselben, die 200 Silberstücke zum Lohn haben. (Ist mein Weinberg gleich nicht sehr ergiebig, bringt er mir gleich wenig ein, so ist er mir doch nicht minder wichtig und schätzbar.) Sie klagt zwar über das harte Betragen der Brüder gegen sie, die sie zur Weinbergshüterin gemacht hatten; I, 6. aber wo wird es gesagt, daß sie sie in den Harem verkauft hätten?

So wenig es aber auch von dem Verf. erwiesen ist, daß ein Schwesternhandel den Stoff zu dem Gedichte hergegeben hat, und so wenig ich auch geneigt bin, den ganzen Plan, wornach, wie er behauptet, das Gedicht ausgearbeitet ist, gelten zu lassen: so hat er doch ohnstreitig hin und wieder Theile des Gedichts besser mit einander verbunden oder von einander getrennt, als seine Vorgänger, auch viele Wörter richtiger und vollständiger erklärt, die vorkommenden Specereyen genauer beschrieben, und in den Ursprung des Aberglaubens tiefer eingedrungen, als vor ihm geschehen ist. Gleich zu Anfange beweiset er mit einer Gründlichkeit, die einem jeden Philologen genugthun wird, daß שיר השירים אשר לשלמה zu

übersetzen sey, eine Kette oder Schnur von solchen an einander gereiheten Gesängen, die ihre Beziehung auf Salomo haben. Er hat es auch augenscheinlich dargethan, daß der König I. 12. u. f. und der Liebhaber zwey entgegengesetzte Personen sind, daß die Heldin des Gedichts dem erstern entfliehen, dem letztern in die Arme rennen will; und es ist gar wohl möglich, daß eine in den Harem wider ihren Willen Eingekerkerte die Hauptperson sey, ob es gleich nicht aus den Worten des Gedichtes wahrscheinlich wird, daß sie durch einen Handel, den ihre Brüder mit ihr getrieben haben, in diese Lage gekommen ist. Der Anfang wird so übersetzt: **Er kennt nur Scherz und Kuß; doch Deine Freundschaft ist süßer mir als Wein.** Der, von dem in der dritten Person geredet wird, ist Salomo, in dessen Harem die Hirtin aufgenommen war, und der, den sie als gegenwärtig sich gedenkt und anredet, ist der glückliche Liebhaber. Von dem Worte נגילה V. 4. soll sich ein Bewillkommungslied der Neuaufgenommenen von den Sklavinnen im Harem gesungen anfangen, und משרים wird in כי שרים **Fürsten schenken dir ihr Herz** geändert. Wird aber wohl im Harem von mehrern Liebhabern die Rede seyn, und wird nicht die Idee von Einem, der über viele singet, und der Besitzer ihrer Herzen ist, alle Gedanken von andern, die diese Liebe mit ihm theilen oder sie ihn streitig machen wollen, verdrängen? Wird nicht Eifersucht und Despotie des Sultans beleidiget, wenn man andere Fürsten als Mitbewerber um die Gunst der Braut sich vorstellet, und pflegt ein orientalischer Fürst um die Liebe seiner Schöne zu werben? Alle diese Umstände machen die sinnreiche Conjectur des Verf. sehr zweifelhaft. Der gleich folgende 5te Vers gehört nicht zu denen, deren Sinn der V. am glücklichsten getroffen hat. **Schwarz sind des Hirten ruhige Gezelte. Und doch wie angenehm dem freyen Manne; Vielmehr sein Weib! Behängt mit Salomons prachtvollen Decken wird wohl meine Haut nie feiner, als sie war.** So viel mir bekannt ist, wird יריעה nie von männlicher oder weiblicher Kleidung gebraucht, kann auch hier wegen des Gegensatzes [illegible] nicht so erklärt werden. Der naive Gedanke des Originals ist von dem Verf., der die Schönheiten der Gedichte mit Gefühl, das auf richtige Interpretation gegründet ist, sonst so vortrefflich zu entwickeln weiß, nicht bemerkt. **Schwarz bin ich, aber doch anmuthig, ihr Schönen von Jerusalem,**

lem, mit auch nicht minder zu vergleichen, wie Kedarenische Hütten den Gezelten Salomons nichts nachgeben. Die Uebersetzung der Schlußworte des 6ten V. כרמי שלי לא נטרתי Und meinen Weinberg — sollte ich jetzt, mein Kleinod, (ihre Unschuld und Tugend gegen die Angriffe ihres jetzigen Gebieters) nicht weit ängstlicher bewachen? ist freylich der Hypothese des Verf. sehr angemessen, kann auch nach der Grammatik statt finden. Allein natürlicher und ungezwungener ist es doch, die Worte so zu verstehen, wie sie auch Paulus (s. Repert. Th. XVII.) erklärt hat. Da ich zur Weinbergshüterin von meinen Brüdern gesetzt wurde, habe ich meinen eigenen Weinberg darüber versäumet. Nachher sagt sie am Ende des Gedichts, daß sie ihres Weinbergs wieder eingedenk seyn, und den bestellen, sich auch nicht durch den hohen Lohn, der den Hütern zu Theil werde, bereden lassen wolle, einen fremden Weinberg, selbst nicht den salomonischen, zu bewachen. VIII. 12. Es würde zu weitläuftig seyn, auf die Weise meine Gedanken über den ganzen Commentar, den ich mehr als einmal durchgelesen habe, und zu dem ich noch oft wegen seines großen Reichthums an neuen und einer genauen Prüfung würdigen Ideen zurückzukehren gedenke, niederzuschreiben. Ich begnüge mich, hin und wieder eine Blume abzupflücken. (Man vergönne mir diese Vergleichung bey einem Buche, worinn so viele Pflanzen, als Narde, Myrrhen, Hennablumen, Balsam, Tulpe, Lilie, Orangenfrucht vorkommen.) Im Emendiren des Textes behält der Verf. eine glückliche Maaße, und wenn er ihn gleich nicht für fehlerfrey erklärt, so hat er zu viele Geschicklichkeit in der Kunst Schwierigkeiten zu heben, jederzeit bewiesen, als daß diese ihn allein zur Aenderung der Lesarten im Texte bewegen sollten. Der Stellen nicht zu gedenken, wo das Keri vorgezogen wird, als I. 17. oder eine andere Aussprache der Lautbuchstaben vorgeschlagen wird, als II. 4. הֱבִיאַנִי bringt mich, דִּגְלוֹ spiegelt mir Liebe vor, im Unwillen gesagt, so viel, als täuscht mich nicht mit falschen Liebesermunterungen, lassen sich die von dem Verf. vorgeschlagenen Verbesserungen des Textes leicht aufzählen. I. 4. sind מישרים nach einer kritischen Conjectur כי שרים, wovon schon gehandelt ist. II. 7. für בתר, nach dem Syrer בשמים Balsam. V. 13 ist סמדר verdächtig. III. 6. will er מן המדבר auslassen. Ebend. תִּמְרוֹת. IV. 11. für לבנון vermuthet er לבונה und V. 14. לבונה umgekehrte לבנון

[illegible], so daß diese beyden Lesarten mit einander verwechselt sind. V. 12. für גל will der Verf. um einer zu dreisten, nicht bescheiden genug scheinenden Vergleichung auszuweichen, גן lesen. Allein die Wiederholung des Bildes eines verschlossenen Garten würde Armuth verrathen, und die Erwähnung der Rosenknospe, wenn גל gelesen wird, und des versiegelten Brunnen zu dem Garten, dessen vorher gedacht wird, sich recht gut schicken. Ein versiegelter Brunnen scheint die Delikatesse, auf die man ohnehin selbst nach dem Commentar des Verf. bey einigen Stellen Verzicht thun muß, nicht mehr zu beleidigen, als eine verschlossene Rosenknospe. Der Verf. hat auch jene Vergleichung unerläutert gelassen. Die bey v. 13. erwähnte Veränderung in den Puncten לְחָיָיו ist durch die in den Hexapla angeführte Anmerkung [illegible] veranlaßt. Diese scheint mir aber mehr zur Interpretation, als zur Kritik brauchbar zu seyn. Das Präfix ש für אשר hat hier eine sehr unschickliche Stelle, und לחייך würde hinreichend gewesen seyn, wenn Kinn, Wangen oder die Gegend um den Mund hätte ausgedrückt werden sollen. Zudem ist die Vergleichung des Mundes mit einem Pare zu riesenmäßig. Der Verf. übersetzt zwar um den Mund duften. Allein von dem Duften finde ich nichts im Texte. V. 15. theilt er ab בני אבני. Eben diese Muthmaßung hat auch Paulus im Repert. V. 4. שלי anstatt des gedruckten עליו. VIII. 6. שלהבת יה in zwey Wörtern.

Eine der vornehmsten Absichten des Gedichts soll nach dem Verf. diese seyn, daß das Volk von dem zu Balbek herrschenden Sonnendienste und den damit verbundenen Begriffen zurückgebracht werde. Er glaubt sie in VIII. 11. zu finden, so wie seiner Meynung nach VII. 3. Mondesverehrung deutlich gelehrt wird. Daß auf die Verehrung des Mondes oder der Sonne irgendwo im Buche gezielt sey, scheint mir noch sehr zweifelhaft. Der Verf. hat indessen seine Hypothese genützt, um eine Menge gelehrter Anmerkungen über die Entstehung des Aberglaubens, und der den Steinen, worin Sonne und Mond zu funkeln schienen, beygelegten Kräfte anzubringen. Hätte es dem Verf. beliebt, alles zu dieser Materie gehörige, was in seinem Buche zerstreut ist, zu sammlen und so zu stellen, daß man das Ganze auf einmal hätte übersehen können: so würde dadurch dem Leser ein größer Gefallen geschehen seyn, der anjetzt durch die

Zerstü-

Zerstückelungen und Einschaltungen, die in diesem Buche so häufig sind, sehr aufgehalten wird. Das Register, das am Ende des Amethysten angehängt ist, ist zu kurz, als daß es diesem Fehler abhelfen könnte, und wenn man erst im Register nachschlagen muß, um den Faden, den man hat fallen lassen, wieder zu finden, so kann man sich von dem Zusammenhange keine deutliche Vorstellung machen. Mit dem Mondendienste, der zur Verehrung der Venus oder Isis Gelegenheit gehabt hat, hängt der mit den Amuleten getriebene Aberglaube genau zusammen. Daß dieser in dem hohen Gedichte mehrmalen erwähnt werde, ist eine ausgemachte Sache. Zuerst verfiel man darauf, gewissen Pflanzen, die man als Angebinde nützlich befunden hatte, besondere Kräfte, die nur in den Phantasieen des Volkes ihren Ursprung hatten, zuzuschreiben. Nachher wurden auch Steinamulete gewöhnlich. Dem grünen Jaspis wurden sogar von Galen, der sich sonst dem Aberglauben und der Unwissenheit muthig entgegensetzte, allerhand Wirkungen zugeschrieben. Solche Steine wurden am Leibe, insbesondere an dem Nabel, worauf V. 14. VII. 3. zu gehen scheint, getragen. In Thonerde wurden Sternzeichen und andere Hieroglyphen gegraben; und nun war der Grund zur Astrologie gelegt. Auch die Beutel, worin die Steine gesteckt wurden, sollten magische Kraft haben. Rothe, und überhaupt lebhafte Farben, wurden am meisten vorgezogen. Der Aberglaube scheint von Alexandrien aus sich nach andere Weldgegenden verbreitet zu haben. Die indianischen Ideen insbesondere verriethen viele Neuheit. Dieses sind einige von den vornehmsten Sätzen, die in dem Buche sehr weitläuftig ausgeführt sind. Die hier gewagten Conjecturen, um den Gang der menschlichen Phantasieen und Vorurtheile von einem Lande zum andern zu erklären, sind nicht allemal auf historische Gründe gebaut, sondern beruhen oft auf Etymologieen. Z. E. Zimmt war eine von den Ingredienzien des Nestes, das sich der Vogel Phönix erbaute, wie Plinius versichert. Phönix war das Symbol der Sonne, nach der Aussage des Horapollo. Das hebräische קנמון, cinnamomum, Zimmet, ist durch Phönixnest zu übersetzen, weil das zweyte Wort, woraus es zusammengesetzt ist, (das erste קן Nest ist bekannt genug,) אמון das oberägyptische Sonnenidol Amon von Theben Jer. XLVI. 25. ist. Die Ableitungen sind so sehr in einander verwickelt, daß sie dadurch viel von ihrer Wahrscheinlichkeit verlieren.

Wenn der Verf. die Namen Mexico, Peru, Chili, und andere zu phönicischen oder hebräischen machet, (S. 292. Ameth. S. 12.) so werden ihm wohl wenige Beyfall zu geben geneigt seyn. Merkwürdig ist indessen die Aehnlichkeit, die er zwischen dem Aberglauben der alten und neuen Welt bemerkt.

Noch müssen wir eines dritten Buches erwähnen, das als eine Beylage zu den beyden vorher angezeigten anzusehen ist.

Catena Cantilenarum in Salomonem, duplici interpretatione, altera liberiore, strictiore altera expressit et modulationis hebraicae notas apposuit *Io. Casp. Velthusen.* Helmstadi typ. Vid. Schnorr. S. 68. 8.

Der hebräische Text ist mit lateinischen Lettern abgedruckt, und die Quantität der Sylben, aber wie uns vorkömmt, ziemlich willkührlich, mit den gewöhnlichen Zeichen für kurz und lange Sylben bemerkt.

Bw.

Ovids Verwandlungen, metrisch übersetzt, von Johann Ge. Karl Schlüter. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1786.

Dieß wär in kurzer Zeit die zwote elende Uebersetzung der Ovidischen Verwandlungen. Der arme Naso hat also für die Sünden seines üppigen und schwelgerischen Witzes noch nicht genug im Exil gelitten, er muß sie auch noch nach dem Tode unter den Händen seiner Uebersetzer büßen. Herr Schlüter hat einen ziemlich langen, aber elend geschriebenen Vorbericht vorausgesetzt, welcher eine nothdürftige Compilation über des Ovids Leben, Schicksale und Uebersetzungen enthält, und welche, nach des Verfassers eigenem Urtheile, dem Halbgelehrten vielleicht schon entbehrlich seyn kann, seine Hypothese über den Grund der Verbannung mit eingerechnet, wodurch die Sache nicht um einen Grad heller oder gewisser wird, als vorher. Aber je weniger er vom Ovid zu sagen hat, desto mehr weiß er, nach wohlhergebrachtem Schriftstel-

lerrechte, von sich selbst zu sagen. Rec. sieht immer die Vorreden der Bücher für das an, was an dem Menschen das Gesicht ist. Und da glaubt er sich nicht zu irren, wenn er ohne Lavaterische Schwindeley, den Verfasser für einen Menschen ansieht, welcher seinen Kopf viel höher trägt, als andre, weil er nicht so schwer und voll ist, und welcher eben deswegen andere zu übersehen glaubt, weil er seinen Kopf höher trägt. Ich übergehe den ganzen Mischmasch von bekannten Sachen, an deren Anordnung die Philosophie keine Schuld hat. Denn er thut ja selbst das Geständniß, er habe nicht für Gelehrte, sondern nur für die übersetzt, welche es selbst nicht besser können, das heißt also, für Sekundaner auf guten Schulen. Denn Primaner verstehen wahrlich diesen Dichter besser. Nach eben diesem Vorberichte hat Hr. H. Heyne sich geäussert, der Witz Ovids werde dem Hrn. Uebersetzer oft Mühe gemacht haben. Ich sollte es kaum glauben, denn in den meisten Fällen hat er ihn ja nicht gefühlt. Eben so wenig möchte ich der Mann seyn, unter dessen Aufsicht diese Uebersetzung entstand. Doch zur Sache selbst. Sollte man nicht von einem Uebersetzer dieses Dichters verlangen können, daß er sein Original verstünde, es nach dem richtigsten Texte, in seiner so hinreissenden Harmonie, mit seinen so vielfachen, oft blend..den, oft noch so fein aufgetragenen Farben des Witzes uns im Deutschen wieder gäbe, kurz, daß er mit dem Geiste seines Dichters durch längern Umgang vertraut geworden seyn möchte. Von alle diesem findet Rec. bey aller Bescheidenheit, welche Hr. Schlüter von seinem Kunstrichter fordert, überaus seltene Spuren; dagegen desto mehr elende und holprige Versifikation, desto mehr matte und durchwässerte Stellen, desto mehr Fälle, wo der anspielende Witz oder das Bild untergegangen ist, desto mehr Worte ohne poetische Auswahl, desto mehr, entweder gar nicht, oder ganz falsch verstandene Stellen. Rec. leugnet dabey nicht, daß nicht auch viele Stellen getroffen, und ziemlich gut übersetzt seyn sollten. Denn welcher Acker kann so verwildert seyn, welcher nicht auch hin und wieder einige gute Halme aufweisen könnte. Zur Rechtfertigung unsers Urtheils wollen wir einige Stellen ausheben, so wie sie dem flüchtigen Auge auffallen, nicht Stellen, wo aus Weine Wasser ward, (denn wer könnte diese alle abschreiben?) sondern nur solche, wo der Mangel des Verständnisses und des Dichtertalents zu sehr am Tage liegt. Qua terra patet, fera regnat Erinnys, so weit nur

Länder sich breiten, herrscht die Sünde, (sehr theologisch, aber desto schlechter poetisch,) so wie auch, Opiferque per orbem dicor, die Erde nennt mich Heiland. In hac *radii* fractarum parte rotarum, und hier die Strahlen zerbrochener Räder. Successurumque Mineruae indoluit, es schmerzt ihm, daß er der Göttin folgen soll. Ums Himmels willen, Herr Schlüter, welch ein abscheulicher Donatschnitzer! Die Rede ist vom Neide, Inuidia, und der ist, unter uns gesagt, generis foeminini, und daß vom Neide die Rede sey, zeigt ja alles vor und nach. Aber auch welch ein Schnitzer wider die Vernunft! Denn wie? oder warum soll dann der Neid der Göttin folgen? Etwa sie zur Thüre hinaus begleiten? Dieß hieße Lateinisch sequi, oder besser, prosequi, und diese Begleitung würde die Göttin, welche, um ihm ja nicht zu nahe zu kommen, postes extrema cuspide pulsat, sehr verbeten haben. Oder an ihre Stelle, oder in ihrer Würde und Amte? welches eigentlich succedere heißt, welcher Nonsens! Und doch hätten Sie die Ehre der Grammatik, der Vernunft und Ovids so leicht erhalten können, wenn Sie nur, wie jeder Anfänger im Latein wissen muß, gesetzt hätten: es schmerzt ihm, daß es der Göttin gelingen sollte. Stemus, ait, pacto velox Cyllenius isto, Erhebe dich also, erwiederte ihr der schnelle Merkur. Daß stemus heißen soll: erhebe dich, wer könnte sich dieß einfallen lassen? Ueberdem ist hier wieder kein Blick auf das Ganze und auf Ovids Manier. Aglauros vom Neide vergiftet, will Merkur in das Zimmer ihrer Schwester nicht einlassen, hic, sagt sie, ego me non sum nisi te motura repulso. Gut, sagte sogleich Merkur, so wollen wir denn hier stehen, und sogleich nahm die Versteinerung der Aglauros den Anfang. Dieser naive Gedanke wird immer herauskommen, man mag entweder velox auf pacto isto ziehen, der sich diesen Vorschlag gleich gefallen ließ, oder stemus pacto zusammen lesen, welches heißen kann: einen Vertrag halten. Obstantes proturbat pectore syluas, zerreisset die sie hindernden Wälder. Si sum regina Iouisque et soror et coniux, *certe soror*, hier ist die feine Ironie nicht gefaßt. Atque oculos idem qui decipit, incitat error, ihn reizet oft der vor seinen Augen schwebende täuschende Irrthum. *Positura* morte dolores, wenn er die Schmerzen mir lindert, statt endet. Est et mihi fortis in unum hoc manus, *est et amor*, hierzu hat diese Hand auch

Kräf-

Kräfte genug, und ich fühle Liebe, wie matt und unnatürlich! Wie viel besser ist der Sinn: hierzu nur fehlt auch meiner Hand die Kraft nicht, nicht meiner Liebe, (nämlich zum Tode. Per *mare*, *fallaces*, perque omnia numina iurant, sie schwören bey dem betrüglichen Meere. Ey, ey, Herr Schlüter! Manant penetralia tabo, das Zimmer floß von ekelnder Gauche. Amnis Acarnanum laetissimus hospite tanto, Achelous — trennt *Acarnanum* von Aetolien. Wie er hier gelesen haben müsse, kann ich nicht einsehen. Stet mihi ne magno tua gloria, daß du den Ruhm nicht theuer erkaufest, corpus — *quale meum*, vel *quale tuum*, si foemina fias, wie groß wäre mein, wäre dein Glück, wäre deine Gemahlin sie. Daß ich hier weder Sinn, noch auch Uebereinkunft mit der lateinischen Sprache finde, wird Hr. S. mir nicht übel nehmen, ob ich es gleich ihm auf der andern Seite nicht vergebe, daß er einen so leichten und guten Sinn nicht sah. Venus erzählt doch ihrem Adonis die Geschichte der schönen Atalanta. Als nun, fährt sie fort, Hippomenes ihren Leib sah, so schön, als meinen, oder deinen, wenn du ein Weib würdest, da rc. Non erit inuidiae victoria nostra ferendae, unerträglich wird dem Neide mein Sieg seyn. Nicht doch, Hr. Schlüter! Mein Sieg wird den Neid, oder auch Haß, nicht ertragen können. Die Construction geht so: victoria non erit par ferendae inuidiae, so wie auch in der Redensart: non est soluendo flagrat vitio gentisque suoque, so ward seine Begierde noch stärker, und er entschloß sich. Seque indoluisse *notatam*, zu beklagen, daß ihr gedrohet sey. Wir müßten die Geduld unserer Leser sehr ermüden, wenn wir nicht abbrechen wollten. Alle Fehler anzuzeigen, wär unmöglich, und zur Probe sind es genug. Da aber der Herr Verfasser im Vorberichte uns gar noch mit einem 3 Bände starken Commentar über den Ovid bedroht, so rathe ich ihm nicht nur mehr Studium beyder Sprachen an, sondern auch daß er sich bemühe mehr Dichterfassung zu bekommen, damit nicht einer, der nach mir kommt, ihm gar die letzte Oelung gebe.

Dz.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses ex recensione *Burmanni*. Varietate lectionis et notis perpetuis illustravit *Theophilus Erdmann Gierig*, Professor Philosophiae et Archigymnasii Tremoniensis Prorector. *Tomus II.* Lipsiae, sumtu Schwickerti. 1787. gr. 8.

Der Herausgeber ist seiner Manier durchgängig treu geblieben, ohne etwas hinzuzuthun oder wegzunehmen, was man dem Dichter zum Nutzen wünschen mochte. Er sieht blos auf den Ausdruck, und geht nirgend auf die griechischen Quellen der Verwandelungen und Erzählungen oder auf die erste natürliche oder moralische Veranlassung darzu zurück, obgleich noch neulich Hr. Mellmann gezeigt hat, in welchem vortheilhaften Lichte Ovids Genie und Erfindungskraft erscheint, wenn man die griechischen Quellen derselben Erzählungen vergleicht. Unterdessen hat der Herausgeber fortgefahren, gebräuchliche Phraseologien und sogenannte Nachahmungen zu sammeln, welche nur selten zur Erläuterung dienen, sehr oft aber ganz falsch oder erdichtet sind. Bey einem Dichter, dessen Einbildungskraft so lebhaft, und unermüdet alle und selbst die kleinsten unbedeutendesten Eigenschaften der Dinge und Umstände zu fassen wußte und zu malen suchte, wird eine genaue Kenntniß der Seele des Menschen und der Natur überhaupt eine sehr wesentliche Erforderniß eines Auslegers; aber diese vermissen wir immer noch an vielen Stellen. Einige Proben werden unser Urtheil bestätigen. XIV. V. 90. Die Cercopes werden als ein betrügerisches meineidiges Volk in Affen verwandelt, und bey dieser Gelegenheit die Affen beschrieben. Hierbey hätte doch wenigstens die sich selbst so leicht darbietende Bemerkung gemacht werden können, daß die Veranlassung zu der erzählten Verwandelung von dem griechischen Worte κέρκωψ herkomme, welches einen Affen bedeutet. Nur bey den Worten: membraque contraxit hat er aus dem Ammianus XXII. V. 14. die Stelle angeführt ridebatur ut Cercops, homo brevis. welche doch wenigstens den noch späterhin fortdauernden Sprachgebrauch beweiset. Das Kennzeichen der Affenart: naresque a fronte resimas contudit, beruhet zwar nur auf einer Muthmaßung von Saumaise, aber ist ganz untrüglich. Wir begreifen

him-

hingegen gar nicht, was folgende Erklärung heißen soll, welche der Herausgeber von der gemeinen Lesart remissas giebt: nares hominum elatiores et cum fronte coeuntes a fronte remisit et contudit. Die beyden andern Kennzeichen, des runzlichten Gesichts und des fogelblichten zottichten Haares am ganzen Leibe, hat er weiter nicht berührt, oder bestimmt, was für eine Affenart gemeynt sey, da er doch sonst bereit ist, so oft er in der neuern Nomenklatur der Naturgeschichte ein gleichlautendes oder dasselbe Wort findet, daraus sogleich eine Identität der Thiere herzunehmen und diesem Wahne gemäße Erläuterungen beyzufügen. XV. 372. quaeque solent canis frondes intexere filis ferali mutant cum papilione figuram. Wenn der Herausgeber jemals auf dem Lande oder in einem Garten Raupengespinnste auf einem Baume gesehen hätte, so würde er sich nicht haben einfallen lassen, folgende Note beyzusetzen: male auctor argumentorum de bombycibus cogitavit. Imo intelliguntur insecta, quae Linneo phalaenae lucernariae Lichtflieger dicuntur. Also kannte er außer den Seidenwürmern keine Raupen, welche auf den Bäumen sich einspinnen? Und deswegen mußte Ovid eben so wenig davon wissen als er? Die Stelle des Plinius und andere hier nicht angeführte beweisen, daß papiliones den Römern alle Schmetterlinge hießen, es mochten Tag- oder Nachtvögel seyn. Solche Ausleger sollten doch ja den Linne nicht anführen wollen! Eben so sagt er, daß haud dubie der Stoff der Fabel vom Vogel Phönix von den Palmen hergenommen sey. XV. 413. wo die lynces als indianische Thiere im Zuge des Bacchus wie bey so vielen andern alten Schriftstellern genennt werden, macht der Herausgeber eine eben so unnütze als falsche Anmerkung, welche niemand von ihm verlangte: lyncas terrae septemtrionales alunt, non India. Verum poetae et pictores Bacchi currui jungunt. Also bedeutet ihm lynx allemal einen Luchs, weiter weiß er nichts zu erklären, als worzu die gemeinen Wörterbücher den Stoff liefern! In der Fabel von der Niederkunft der Alkmene hat der Herausgeber manches unerklärt gelassen. IX. 322. quia mendaci parientem juverat ore. Wie dieses zu verstehen sey, und womit die Frau Galanthis die Göttin Lucina belogen und betrogen habe, wird nicht erklärt. Diese hatte weiter nichts zu ihr gesagt, als: quaecumque es, dominae gratare V. 312. Hierbey ist aber nichts bemerkt. Überhaupt aber liegt in dieser ganzen ohne Zweifel uralten

Fabel

Fabel sehr viel von dem kindischen Sinne und Aberglauben des rohen Menschen zum Grunde, welcher hier nicht gehörig erläutert wird. Wenn es V. 320 heißt: nec tergo colorem amisere suum und in der Note: quia mustelae dorsum canis colorem refert, so begreifen wir nicht, wo der Herausgeber seine Augen und Gedanken hatte. Denn V. 307. heißt die Galanthis flaua comas. Fleischfarbene Wiesel hat auch wohl niemand gesehen. Daß die X. V. 215. erwähnte Blume, Hyacinthus, mit den Sylben ai ai auf den Blättern sine dubio der türkische Bund sey, ist ganz falsch, wie schon die Bemerkung von Schreber den Herausgeber lehren konnte, wenn er sie wirklich angesehen hätte. Doch wir hören auf. Für Anfänger behält die Ausgabe immer ihren Werth und Vorzug vor den bisher gewöhnlichen. Die Correctur des Textes ist zwar nicht ganz nachläßig, aber auch nicht ganz genau besorgt worden. Erygdupus, Smynthea und dergleichen mehr halten wir nehmlich für bloße Druckfehler.

Specimen Emendationum in Autores veteres cum graecos tum latinos. Epistola Critica ad virum celeberrimum *Chr. G. Heyne*, autore *F. Iacobs*. Gothae, sumtibus Ettingeri. 1786. kl. 8. acht Bog.

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir diese Schrift eines jungen Schulmannes, eines Schülers von Stroth und Heyne, an, welcher eine ungewöhnliche Gabe von kritischem Scharfsinn und von dem so seltenen Geiste, verstellte, und verdorbene Lesarten zu errathen und zu verbessern verräth und unserm Deutschlande einen Musgrave und Thyrwitt verspricht. Wenigstens wünschen und hoffen wir, daß er sich keine andre Muster zur Nachahmung vorstellen, und dabey nie Bescheidenheit und die Achtung für andre Kenntnisse und Wissenschaften vergessen möge. Bis jetzt scheint seine Neigung noch nicht für griechische oder lateinische Litteratur entschieden, sondern noch zwischen beyden getheilt zu seyn. Wir finden wenigstens über beyderley Art von Schriftstellern, (natürlich sind es größtentheils solche, die dem jetzigen Alter des Verf. mehr angemessen sind, also Dichter) hier manche schöne Verbesserung beygebracht, der wir unsern Beyfall nicht versagen

können. In andern erkennet man wenigstens das Bestreben in den Sinn der Schriftsteller einzudringen; bey einigen wenigen bedauert man die Lage des Verfassers, daß er sich nicht in dem erforderlichen Ueberflusse von Ausgaben und Büchern befindet. Denn so ist die S. 20. im Longus vorgeschlagene Lesart bereits in der Ausgabe des Hrn. Villoison aufgenommen. Die Verbesserung im Sophokles Ajax v. 683. λαίων statt δεινῶν wird durch folgende Stelle des Eustathius über die Iliade S. 972. Basl. Ausgabe bestätiget, wo er sagt: ὅτε κοιμίζεται καὶ στένων πόντος κατὰ Σοφοκλέα γαλήνης κατευναζούσης αὐτόν. Die Einfälle über den Theokrit wollen uns am wenigsten gefallen; bey manchen andern eilte der Verfasser zu sehr. Z. B. S. 60. im Euripides: τέχνη μέλει σοι τὴν τέχνην, wo bleibt da die Grammatik? Das Original, wovon S. 65. die lateinische Uebersetzung verbessert wird, steht bey Hr. Brunk I. p. 32. Wir möchten im letzten Verse lesen: sejunctus qui fit ignis et urit adhuc. Die griechische Anthologie hat ebenfalls einige schöne Verbesserungen erhalten, welche eines Brunk würdig sind, aber S. 107. bedachte Hr. J. nicht bey der Stelle: ἐν δὲ πνοαῖς, daß die erste Sylbe in πνοαῖς lang ist. Mit Anführung aller einzelnen Stellen können wir uns nicht befassen; und eine Probe beweiset bey dergleichen Arbeiten so viel als hundert. Wir schließen also mit dem herzlichen Wunsche, daß der junge Verfasser doch nie diesem seinem schätzbaren Talente den Vorzug vor der Interpretation einräumen, sondern seinen ganzen Fleiß auf beyde angetheilt wenden möge.

Sw.

Homeri Hymnus in Cererem ad Codicem Moscoviensem diligentissime expressus. Goettingae, apud Brose. 1786.

Wir haben bis jetzt blos 3 halbe Bogen vor uns, welche den griechischen Text enthalten. Freylich haben wir in diesem Abdrucke einige Abweichungen bemerkt, welche in der ersten Ausgabe nicht angeführt werden; aber wozu diese Lesarten führen sollen, können wir noch nicht absehen, weil weder Vorrede noch Noten beygefügt sind. So viel wir hören, ist der Herausgeber Hr. Pr. Mitscherlich, welcher auch die neuern deutschen und italiänischen Versuche über dieses Gedicht

dicht sammlen und mit neuen Bemerkungen in dem noch zu hoffenden Kommentar vermehren wird. Nur bitten wir ihn, darinne mehr auf die Zeit und Bedürfniß der Leser Rücksicht zu nehmen, als man sich nach seinen Lectionibus in Catullum versprechen sollte.

Th.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, mit ungedruckten Stücken aus der Escurialbibliothek und andern. Erstes Stück. Göttingen. 1786. 14 Bogen in 8.

Diese Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, deren Herausgeber der Prof. Tychsen zu Göttingen ist, soll sich an die nunmehr erloschene Philologische Bibliothek gewissermaaßen anschließen, und mit einiger Veränderung des Plans in deren Stelle treten. Der Inhalt jedes Stücks ist jedesmal in drey Rubriken vertheilt. Sie enthält nemlich I. Abhandlungen. II. Recensionen. III. Inedita et Observationes criticas.

Unter den Abhandlungen dieses Stü
ste von dem Processe des Socrates. Es
auf den ersten Anblick befremdend, daß ein so
gendhafter Weise wie Socrates, in einem so
te wie Athen, in pleno eines Gerichtes förm
brecher zum Tode verurtheilt werden ko ... Die gü
gen Nachrichten von ihm, auch insofern
berühren, sind fast alle einseitig, Schrift
Apologieen seiner Schüler. Der Verf. des
satzes sucht diese angeführten Quellen mit
partheylichkeit zu benutzen, und zeichnet
ben und den Charakter des Socrates in einer
uns zwar nichts Neues darüber sagt, aber d
angenehmen und interessanten Darstel
zweyten Abschnitte des Aufsatzes findet
sachen entwickelt, welche einem so bewun
Manne Feindschaft, Haß und Verläu
Hierhin rechnet der Verf. mit Recht den A
phischen Orakels, welches ihn für den ... weisten
Sterblichen erklärte; des Socra

den Demagogen, Sophisten und Dichtern seiner Zeit durch seine verfänglichen Gespräche seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen; auch der Beyfall und die Anhänglichkeit, die er unter der Athenienfischen Jugend fand. Alle die Verläumdungen, die er sich hiedurch zuzog, waren gewissermaßen schon lange durch den Aristophanes vorbereitet worden, der allen seinen comischen Witz aufgeboten hatte, um den Socrates auf der Bühne von einer lächerlichen und verächtlichen Seite darzustellen. Daß Aristophanes in seinem Gemälde nicht so ganz sein Original verfehlt haben, nicht so ganz alles blos zur Verläumdung erdichtet haben könne, zeigt der V. mit vieler Wahrscheinlichkeit. Wenigstens mußte etwas treffen, in den damaligen jüngern Jahren des Socrates zutreffen, weil auch Socrates wahrscheinlich nur nach und nach der geworden ist, der ganz seinen eignen Weg zur Vollkommenheit gieng. Bey dieser Zergliederung der einzelnen Beschuldigungen des Aristophanes gegen den S. bricht hier der Aufsatz ab, und läßt uns in den folgenden Stücken die Fortsetzung hoffen; ein Gebrauch, durch den man freylich in periodischen Schriften jedem Stücke mehrere Mannichfaltigkeit zu verschaffen sucht, der aber für den Leser große Unbequemlichkeit hat, wenn er den Anfang ohne gänzliche Befriedigung, und die Fortsetzung nach geraumer Zwischenzeit außer ihrem Zusammenhange oder mit jedesmaliger Wiederholung des schon Gelesenen durchlesen muß.

Die zweyte Abhandlung handelt von den Skolien der Griechen. Hr. Cludius, ihr Verfasser, bestimmt hier zuerst den Begriff und die Etymologie von dergleichen Skolien. Hatte nemlich ein Lied eine bestimmte Versart, so hieß es ὀρθὸν, nemlich ἔπος oder μέλος; im entgegengesetzten Falle hies es σκόλιον. Diese Ableitung erwähnt schon Athenäus, ob er sie gleich verwirft. Hernach zergliedert und erklärt Hr. C. die Skolie auf den Harmodius und den Tyrannenmörd, die beym Athenäus aufbehalten ist, und liefert eine gut gerathene metrische Uebersetzung dieses kleinen Liedes.

In dem dritten Aufsatze theilt Hr. Siebenkees eine Nachricht mit, von einer merkwürdigen Handschrift der Iliade in der St. Marcusbibliothek zu Venedig. Die Handschrift besteht aus 318 Pergamentblättern in Folio, scheint aus dem 10ten oder 11ten Jahrhunderte zu seyn, und ist bis auf drey von einer neuern Hand ersetzte Stellen im 5ten, 11ten und 19ten Buche unverstümmelt erhalten. Sie enthält die ganze Ilias, mit zwischen den Versen geschriebe-

 nen

theilt hatte, kein ineditum, sondern im Hegesipp de excidio urbis Hierof. nachzulesen sey. Nr. 5. enthält eine genauere Abschrift einer alten Inscription zu Verona, die Hr. T. in seiner Abhandlung de Quinto Smyrnaeo aus dem Montfaucon angeführt hatte.

Die Liebhaber der älteren Literatur sehen gewiß alle der Fortsetzung dieser so gut angefangenen Bibliothek mit dem Wunsche entgegen, daß es ferner dem Hrn. Herausgeber glücken möge, sich solcher bereichernden Beyträge zu versichern.

Aw.

---

11. Erziehungsschriften.

Gotthilf Samuel Steinbarts — — Nachricht von der jetzigen Verfassung der Erziehungsanstalten zu Züllichau, nebst einer Anzeige seiner Grundsätze über den Unterricht und die Erziehung auf Schulen. 1786. Züllichau. 40 S. 8.

Zu Züllichau sind zwey, von einander abgesonderte und unabhängige, Institute, welche beyde unter der Direction des Hrn. Consistorialraths Steinbart zu Frankfurt an der Oder stehen. Das eine, ein Waisenhaus, das seine Voreltern im J. 1719 stifteten; das zweyte ein Pädagogium, das der Hr. CRath selbst 1762. anlegte, das er beym Antritt seines Professorates zu Frankfurt 1774. eingehen ließ, und nunmehr seit zwey Jahren wieder erneuert hat. Um der Direction willen, pflegt er jährlich zweymal selbst nach Züllichau zu reisen, Prüfungen dann anzustellen und die Lectionen anzuordnen. Man findet hier in der Kürze angezeigt, in welchen Wissenschaften auf dem dasigen Pädagogium unterrichtet wird, ferner die vornehmsten Principien der Erziehung, insofern sie auf der Schule fortgesetzt wird, und eine Nachricht von den erforderlichen Kosten und von den Bedingungen der Aufnahme. Die eingestreueten Grundsätze über Unterricht und Erziehung enthalten sehr fruchtbare Bemerkungen, welche dem R. und gewiß auch manchem guten und aufmerksamen Schul-

 mann

manne meistens wie aus der Seele geschrieben sind. So bekannt sie auch grösserentheils seyn mögen, so kann doch R. sich nicht enthalten, ein paar derselben zur allgemeineren Beherzigung auszuheben. Viele sind der Meynung, daß eine Schule um so mehr leiste, je mehr Stunden täglich zum förmlichen Unterrichte ausgesetzt sind. Allein man irret hierin, sagt Hr. St. „Junge Leute müssen selbst denken, selbst studieren, sich selbst beschäfftigen und arbeiten lernen. Dieses „wird durch zu viele Lehrstunden mehr gehindert als befördert. „Bey den Lectionen verhält sich der Schüler mehr leidentlich „als selbstthätig. Seine Aufmerksamkeit und Geschäfftigkeit „wird durch die äußere Einwirkung des Lehrers bewirkt, und „sein Verstand immerfort wie am Gängelbande geleitet. Dadurch kann kein einziger fester Gedanken ganz in ihm befördert werden. Weit vortheilhafter ist es, bey wenigen Lehrstunden die Jugend zum Privatfleiß und zu einer Geistesbeschäfftigung zu veranlassen u. s. w. — Eine andre sehr bewährte Erfahrung ist angehenden und nicht mit umherschauender Kaltblütigkeit begabten Schullehrern, besonders in den oberen Classen, sehr zu empfehlen. „Man muß die Ehrliebe „der jungen Leute äusserst schonen, und nicht nur alles Beschimpfen derselben, sondern auch alles Schelten und Strafen in öffentlicher Gegenwart der übrigen so viel möglich „vermeiden. Hält man einem jungen Menschen insgeheim „seine Vergehungen vor, so wird er sich bescheiden und demüthig bezeigen; greift man ihn dagegen öffentlich hart an, so „wird er empfindlich, und suchet eine Ehre darinne, in Gegenwart seiner Mitschüler dem Lehrer zu trotzen, und die „Strafe mit Gleichgültigkeit und Verachtung derselben auszustehen."

Sw.

Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik, welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geschrieben ist. Herausgegeben von C. P. Moritz. Mit sieben Kupfertafeln von D. Chodowiecky. Berlin, bey Mylius. 1786.

Der Verf. gesteht es in der Vorrede selbst, was jeder beym Durchlesen findet, daß ihm diese kleine praktische Kinderlogik

theilt hatte, kein ineditum, sondern im Hegesipp de excidio urbis Hierosl. nachzulesen sey. Nr. 5. enthält eine genauere Abschrift einer alten Inscription zu Verona, die Hr. T. in seiner Abhandlung de Quinto Smyrnaeo aus dem Montfaucon angeführt hatte.

Die Liebhaber der älteren Literatur sehen gewiß alle der Fortsetzung dieser so gut angefangenen Bibliothek mit dem Wunsche entgegen, daß es ferner dem Hrn. Herausgeber glücken möge, sich solcher bereichernden Beyträge zu versichern.

Dw.

---

11. Erziehungsschriften.

Gotthilf Samuel Steinbarts, — — Nachricht von der jetzigen Verfassung der Erziehungsanstalten zu Züllichau, nebst einer Anzeige seiner Grundsätze über den Unterricht und die Erziehung auf Schulen. 1786. Züllichau. 40 S. 8.

Zu Züllichau sind zwey, von einander abgesonderte und unabhängige, Institute, welche beyde unter der Direction des Hrn. Consistorialraths Steinbart zu Frankfurt an der Oder stehen. Das eine, ein Waisenhaus, das seine Voreltern im J. 1719 stifteten; das zweyte ein Pädagogium, das der Hr. CRath selbst 1762 anlegte, das er beym Antritt seines Professorates zu Frankfurt 1774 eingehen ließ, und nunmehr seit zwey Jahren wieder erneuert hat. Um der Direction willen, pflegt er jährlich zweymal selbst nach Züllichau zu reisen, Prüfungen dann anzustellen und die Lectionen anzuordnen. Man findet hier in der Kürze angezeigt, in welchen Wissenschaften auf dem dasigen Pädagogium unterrichtet wird, ferner die vornehmsten Principien der Erziehung, insofern sie auf der Schule fortgesetzt wird, und eine Nachricht von den erforderlichen Kosten und von den Bedingungen der Aufnahme. Die eingestreueten Grundsätze über Unterricht und Erziehung enthalten sehr fruchtbare Bemerkungen, welche dem R. und gewiß auch manchem guten und aufmerksamen Schul-

mann meistens wie aus der Seele geschrieben sind. So bekannt sie auch grösserentheils seyn mögen, so kann doch R. sich nicht enthalten, ein paar derselben zur allgemeineren Beherzigung auszuheben. Viele sind der Meynung, daß eine Schule um so mehr leiste, je mehr Stunden täglich zum förmlichen Unterrichte ausgesetzt sind. Allein man irret hierin, sagt Hr. St. „Junge Leute müssen selbst denken, selbst studieren, sich selbst beschäfftigen und arbeiten lernen. Dieses „wird durch zu viele Lehrstunden mehr gehindert als befördert. „Bey den Lectionen verhält sich der Schüler mehr leidentlich „als selbstthätig. Seine Aufmerksamkeit und Geschäfftigkeit „wird durch die äußere Einwirkung des Lehrers bewirkt, und „sein Verstand immerfort wie am Gängelbande geleitet. Dadurch kann kein einziger fester Gedanken ganz in ihm befördert werden. Weit vortheilhafter ist es, bey wenigen Lehrstunden die Jugend zum Privatfleiß und zu einer Geistesbeschäfftigung zu veranlassen u. s. w. — Eine andre sehr bewährte Erfahrung ist angehenden und nicht mit umherschauender Kaltblütigkeit begabten Schullehrern, besonders in den oberen Classen, sehr zu empfehlen. „Man muß die Ehrliebe „der jungen Leute äußerst schonen, und nicht nur alles Beschimpfen derselben, sondern auch alles Schelten und Strafen in öffentlicher Gegenwart der übrigen so viel möglich „vermeiden. Hält man einem jungen Menschen insgeheim „seine Vergehungen vor, so wird er sich bescheiden und demüthig bezeigen; greift man ihn dagegen öffentlich hart an, so „wird er empfindlich, und suchet eine Ehre darinne, in Gegenwart seiner Mitschüler dem Lehrer zu trotzen, und die „Strafe mit Gleichgültigkeit und Verachtung derselben auszustehen."

Gw.

Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik, welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geschrieben ist. Herausgegeben von C. P. Moritz. Mit sieben Kupfertafeln von D. Chodowiecky. Berlin, bey Mylius. 1786.

Der Verf. gesteht es in der Vorrede selbst, was jeder beym Durchlesen findet, daß ihm diese kleine praktische Kinderlogik

unter den Händen das geworden sey, was sie eigentlich nicht hätte werden sollen, und daß also der letzte Theil gar keine praktische Kinderlogik mehr sey. Schade drum! Nach dem Anhange zu urtheilen, scheint Hr. P. M. der Mann zu seyn, der uns eine brauchbare praktische Logik für die Schulen hätte liefern können. Ob aber selbst dieser Zuschnitt eine Kinderlogik gegeben hätte, ob sich überall für Kinder eine Logik schreiben lasse, das wäre noch wohl erst zu untersuchen. Es wird hier immer viel darauf ankommen, wie alt und mit welchen Kenntnissen versehen man sich die Kinder denkt, und auch darauf, wie eng oder weit man den Begriff der Logik faßt.

Neuer Orbis Pictus für Kinder in fünf Sprachen. Viertes, fünftes und sechstes Heft. Tab. XIII — XXIV. Leipzig, bey Beer.

Ich beziehe mich auf mein Urtheil über die erstere Hälfte. Die gegenwärtigen haben dieselbe Einrichtung und denselben Werth.

Hz.

Deutsche, italiänische, französische und englische Benennung aller Hauptdinge (aller Hauptdinge?) der Welt; ein Lesebuch für die Jugend. Nürnberg, bey Grattenauer. 1786. 1 Alph. 3 Bog. in gr. 8.

Obgleich die Idee nicht übel wäre, eine richtige Nomenklatur in diesen vier Sprachen zu verfassen und unter gehörige Rubriken zu vertheilen, um dem Gedächtniß junger Leute zu Hülfe zu kommen, die diese Sprachen gelernt haben, und nicht eine oder der andern wieder vergessen wollen; so ist doch dieses vorliegende Gemengsel in Frag und Antwort, keine Realisirung davon. Das Buch ist unter der Kritik, und wir setzen, nur um die Leser zu belustigen, einige Fragen und Beantwortungen her.

S. 6. Was ist in der Zeit?
Der Augenblick,
Die Weil,
Die Jahrszeit,
Das Mahl (la volta)
Die Ewigkeit.

Wie mancherley ist ein Ding?
Der Leib,
Der Geist,
Das Gespenst.

S. 8. Wie viel Theile hat die Welt?
Der Himmel,
Die Hölle,
Das Element.

S. 148. Was ist die Weisheit?
Die Heilige - Schriftskundigkeit. (la Teologia.)

S. 274. Was gehört zu der Historie?
Die Chronik,
Die Jahrbücher,
Das Tagbuch,
Die neue Zeitung,
Das Geschrey.

S. 332. Welche sind Handwerker in nützlichen Handwerken?

Deren werden nur 8 angegeben; unter diesen streng auserwählten haben auch die Ehre zu stehen:

Der Balbierer, der Postreuter, der Dolmetscher,
Der Wandersmann und der Wirth.

Ueberall wird man gewahr, daß der Verf. kein Deutscher, sondern ein Ausländer, (vielleicht ein Italiäner) ist, der die Sprachmeisterey treibt. In der Naturgeschichte sollte er doch einigen Unterricht nehmen, ehe er wieder ein Lesebuch drucken läßt. Denn es steht nicht fein, das Hirn unter die fleischichten Theile des Menschen zu setzen, wie S. 68, und noch weniger das Elfenbein unter die Edelgesteine, wie S. 19.

Bedenklich ists auch, daß die Jesuiten unter den Bildersleuten und zwar oben an stehen. Wer gleichwohl das Lesebuch kaufen will, kann manchen Spas damit haben.

Sa.

Katechisationen von Georg Friedrich Treumann, Prediger in Schönerlinde. Erster Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1786. 182 Seiten in 8.

Wer aus Erfahrung weiß, wie schwer die Kunst ist, der Jugend durch einen guten katechetischen Unterricht deutliche, richtige und zusammenhängende Begriffe von der Religion beyzubringen; wie manche Hindernisse diese überaus nützliche Bemühung erschweren; und wie wenig Anleitung Prediger und Schullehrer in den Jahren der Vorbereitung zum Amte zu diesem ihren künftigen Hauptgeschäffte haben; dem muß es eine rechte Freude seyn, daß einsichtsvolle Männer jetziger Zeit sichs angelegen seyn lassen, diesen Mängeln nicht sowohl durch theoretische Anweisungen, deren wir in alten und neuern katechetischen Lehrbüchern so viele ohne Nutzen gehabt und noch haben, als vielmehr durch gute Muster abzuhelfen. Rec. der Hrn. T. bereits aus mehrern Proben als einen vorzüglichen Jugendlehrer kennt, gesteht, daß er diese Katechisationen mit einem günstigen Vorurtheile zur Hand genommen habe, und daß seine Erwartung vollkommen befriedigt worden sey. Der Verf. hat die sogenannten fünf Hauptstücke des Lutherschen Katechismus gewählt, und also besonders den Schullehrern und Predigern, die hierüber noch unterrichten müssen, ein sehr brauchbares Hülfsmittel verschafft, dieß unsern Zeiten nicht mehr angemessene Lehrbuch zu erläutern und der Jugend nützlich zu machen. Aber auch ohne diese Rücksicht würden seine Katechisationen schon als glückliche Beyspiele der sokratischen Lehrart schätzbar seyn. Vorzüglich hat es uns gefallen, daß sie bloß aus Fragen ohne Antworten bestehen. Die Letztern hinzuzusetzen wäre auch wirklich überflüßig gewesen, da nicht nur das Buch blos für Lehrer geschrieben ist, sondern auch (wenige Stellen ausgenommen) die Antwort der Frage immer so nahe liegt, daß sie von dem einfältigsten Kinde fast nicht verfehlt werden kann. Und ge-

nde so zu fragen, daß die Antwort dadurch genau bestimmt und die Schüler von Idee zu Idee fortgeleitet wird; daß aus der Unterredung mit ihm, ohne Seitensprünge auf Nebendinge, ein gewisses Ganzes herauskömmt; daß es nicht — wie in unsern gewöhnlichen Catechismen — eines vorhergehenden Auswendiglernens langer, künstlicher Definitionen, Distinctionen u. s. w. bedarf; daß sich die Begriffe von selbst entwickeln, und die Wahrheit sich auch dem ungeübten Kinderverstande leicht darstellt. — Dazu können wir Hrn. T. Buch allen angehenden Lehrern als das beste Uebungsmittel empfehlen. Sehr glücklich hat der Verf. allenthalben Beyspiele aus dem gemeinen Leben, besonders aus dem Erfahrungskreise der Kinder angebracht, und eben so auch (ganz nach Rec. Wunsch) die Fragen vielfältig so eingerichtet, daß der Schüler zwischen Wahrheit und Unwahrheit wählen muß. Nur hätten wir gern gesehen, daß dies noch öfter geschehen wäre. Vorgelegte Alternativen fordern die Jugend schon mehr zum Nachdenken auf, als Fragen, die mit bloßem Ja und Nein beantwortet werden können; zumal, da dieß Letztere gemeiniglich schon aus der Stellung der Frage, aus dem Tone, oder auch blindlings gerathen zu werden pflegt. Die Sprache ist, ohne niedrig zu seyn, so populär, daß sie gewiß jedes Kind versteht. Wir wollen, um das Gesagte zu belegen, nur eine Stelle, so wie sie uns auffällt, hersetzen. S. 38. Die Erklärung des vierten Gebots.

Wer ist euch lieber, der euch viel oder wenig, oder gar nichts Gutes thut?
Wer thut euch mehr Gutes, eure Aeltern oder andre Menschen?
Wen habt ihr also lieber?
Und warum eure Aeltern?
Was thun sie denn an euch?
Was heißt das: ihr habt eure Aeltern lieb?
Sieht man den gern und denket an den gern, den man hasset?
Was muß man thun, wenn man jemand lieben will?
Muß man sich freuen oder betrüben? (wenn man ihn sieht oder an ihn denkt)
Wenn liebt ihr nun eure Aeltern?
Ist das genug, um einen zu lieben, wenn man ihn gern sieht und gern an ihn denkt? u. s. w.

Von einem so brauchbaren Buche erwarten wir sehr ge[r]
die Fortsetzung.

Yg.

Hebe. Ersten Bandes, 1stes Stück. 126 Seit[en]
2tes Stück. 126 S. 3tes Stück. 129 Se[it.]
4tes Stück. 126 Seit. in 8. Gera, bey Be[ck-]
mann. 1785 und 1786.

Was wir an so vielen andern für die Jugend angefange[nen]
Sammlungen und Monatsschriften tadeln, das müssen [wir]
auch an der Hebe tadeln. Fast alle haben einen zu weit a[us-]
gedehnten Plan und werden damit, daß sie für Erzieher [und]
Zöglinge und für Zöglinge von jedem Alter, von jedem St[an-]
de nützlich werden sollen, bey allem Guten, was sie in [sich]
fassen, für jeden Theil unbefriedigend. Der Verf. und H[er-]
ausgeber der Hebe sagt es zwar in der Vorerinnerung [des]
3ten Stücke selbst, „daß diese Schrift nicht Kindern al[lein,]
„sondern auch Lehrern und Erziehern zur Erleichterung i[hres]
„Unterrichts bestimmt sey — — so daß, wenn die Umst[ände]
„es erlaubten, vielleicht einmal ein vollständiges System [dar-]
„aus erwachsen, und der Lehrer den Faden zu seiner Un[ter-]
„weisung in demselben finden könne." So wenig er diese [letz-]
tere Aeußerung als eine leere Pralerey angesehen haben [will,]
so sehr zweifeln wir doch, ob er sie in einer Monatss[chrift,]
wie dieser, in welcher alles zerstückt und in ganz kleine [Por-]
tionen zertheilt zu verschiedenen Zeiten mitgetheilt wird; [wir]
sagen nicht, zu seiner, sondern zur Befriedigung seiner [Leser]
ausführen kann und wird. Es würde würklich eine sehr [unbe-]
queme und aufhältliche Unterweisung werden, zu welche[r der]
Faden so theilweise aufgesucht und erst mühsam wieder [zu-]
sammengesetzt werden soll, ehe sie unterrichtende Unte[rwei-]
sung werden kann! Sollte sich der Erzieher eine so müh[same]
Unterweisung gefallen lassen, so müßte sie ihm das äu[ßerste]
Bedürfniß seyn, das sie ihm doch in unsern Zeiten gar [nicht]
mehr ist, da er den ganzen pädagogischen Unterricht, [in so]
weit er die Lehr- und Erziehungsmethode angeht, in so [vielen]
gut geschriebenen mit einem Blick zu überschauenden Bü[chern]
mit weit leichterer Mühe auffinden kann. Allemal muß [man]
dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er b[ey]

Von einem so brauchbaren Buche erwarten wir sehr gern die Fortsetzung.

Yg.

Hebe. Ersten Bandes, 1stes Stück. 126 Seiten. 2tes Stück. 126 S. 3tes Stück. 129 Seit. 4tes Stück. 126 Seit. in 8. Gera, bey Beckmann. 1785 und 1786.

Was wir an so vielen andern für die Jugend angefangenen Sammlungen und Monatsschriften tadeln, das müssen wir auch an der Hebe tadeln. Fast alle haben einen zu weit ausgedehnten Plan und werden damit, daß sie für Erzieher und Zöglinge und für Zöglinge von jedem Alter, von jedem Stande nützlich werden sollen, bey allem Guten, was sie in sich fassen, für jeden Theil unbefriedigend. Der Verf. und Herausgeber der Hebe sagt es zwar in der Vorerinnerung zum 3ten Stücke selbst, „daß diese Schrift nicht Kindern allein, „sondern auch Lehrern und Erziehern zur Erleichterung ihres „Unterrichts bestimmt sey — — so daß, wenn die Umstände „es erlaubten, vielleicht einmal ein vollständiges System dar„aus erwachsen, und der Lehrer den Faden zu seiner Unter„weisung in demselben finden könne." So wenig er diese letztere Aeußerung als eine leere Praler
ey angesehen haben will, so sehr zweifeln wir doch, ob er sie in einer Monatsschrift, wie diese, in welcher alles zerstückt und in ganz kleine Portionen zertheilt zu verschiedenen Zeiten mitgetheilt wird, wir sagen nicht, zu seiner, sondern zur Befriedigung seiner Leser ausführen kann und wird. Es würde wahrlich eine sehr unbequeme und aufhältliche Unterweisung werden, zu welcher der Faden so theilweise aufgesucht und erst mühsam wieder zusammengesetzt werden soll, ehe sie unterrichtende Unterweisung werden kann! Sollte sich der Erzieher eine so mühsame Unterweisung gefallen lassen, so müßte sie ihm das äusserste Bedürfniß seyn, das sie ihm doch in unsern Zeiten gar nicht mehr ist, da er den ganzen pädagogischen Unterricht, in so weit er die Lehr- und Erziehungsmethode angeht, in so vielen gut geschriebenen mit einem Blick zu überschauenden Büchern mit weit leichterer Mühe auffinden kann. Allemal muß man dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in die-

ser

ten Monatsschrift, zwar keine neue, aber recht gute, bewährte, aus der Erfahrung abgezogene und für einen Anfänger in dem Erziehungsstudium, dem gerade dieses Buch als das erste in die Hände fällt, sehr brauchbare Erziehungsgrundsätze mittheilt; daß sie aber in der Hebe, die nicht für Erzieher allein, sondern auch für die Jugend bestimmt ist, am unrechten Orte stehen, das wollen wir ihm gleich mit einem Beyspiele nach seinen eignen Grundsätzen aus seiner Schrift darthun. Er sagt im 3ten Stück S. 97. über den Vorschlag einiger neueren Erzieher, daß man den jungen Leuten beyderley Geschlechts, um einem gewissen entnervenden Laster vorzubeugen, aus den Dingen, die zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts und zur Kenntniß ihres eignen Körpers gehören, nicht mehr wie sonst, ein Geheimniß machen müsse, so: „Sie haben vollkommen recht. Aber es sind damit beynahe „unüberwindliche Schwierigkeiten verbunden. Auch diese haben sie überschaut, haben daher zur Hebung derselben Preis„aufgaben gegeben. — — — Aber Euch, ihr menschen„freundlichen Aerzte und ihr weise Erzieher, euch, ihr für „das Wohl der Menschheit besorgten Jünglinge, gestehe ich „hiemit, was ich davon denke. Die Sache ist gar zu be„denklich, und kann, wenn nur der geringste Fehler „zugelassen wird, unendlich größern Schaden als „Nutzen stiften. Erstern fürchtet ein Jeder, der auch et„was noch theoretischer Kenntniß und Menschenliebe genug „besäße. Wie man von natürlichen Dingen die Jugend be„lehre, ohne daß sie Zunder des Lasters fange — hoc opus, „hic labor.“ Unserm Urtheile nach denkt der Verf. über diese wichtige Angelegenheit vollkommen richtig, aber wenn er jede nicht mit der größesten Vorsicht der Jugend gegebene Mittheilung derselben für nachtheilig hält, warum berührt er sie dennoch hier in einer Schrift, die eigentlich für die Jugend geschrieben ist, warum fordert er sogar die für das Wohl der Menschheit besorgten Jünglinge auf, daß sie seine Bedenklichkeiten beherzigen sollen, da dieses doch nur eine Sache der Aeltern und Erzieher seyn kann und seyn muß? Freylich wird es leichter, so eine Erziehungsmonatsschrift zu schreiben, wenn sie mit Rhapsodien für Erzieher und für Lehrlinge zugleich angefüllt wird; aber dann trifft sie auch im gewissen Verstande dasselbe Urtheil, was der Verf. im 4ten Stücke S. 114. niedergeschrieben hat: „Unter den vielen „Schriften, sagt er da, die auf den Aussenseiten der Jugend

„bestimmt werden, entspricht gewiß kaum die Hälfte ihrer
„Absicht ganz. Theils der Plan, der vielleicht nicht über-
„dacht genug ist, theils die Begriffe, welche das junge Er-
„kenntnißvermögen nicht ganz fassen kann (auch nicht zu fas-
„sen braucht) theils auch die Sprache machen dieses und jenes
„sonst gute Buch, der Jugend unbrauchbar."

Der Verf. ordnet das, was er den Erziehern und der Jugend durch seine Hebe zum Geschenke giebt, unter die vier Rubriken. I. Beyträge zur Bildung des Verstandes. II. Beyträge zur Bildung des Herzens. III. Beyträge zur Kenntniß des geschäfftigen Lebens. IV. Bekanntmachung neuer Jugendschriften. Daß in allen diesen Abschnitten viel Gutes und für die Jugend Brauchbares vorkomme, ist unleugbar; aber allemal behaupten die Beyträge zur Bildung des Herzens und die Beyträge zur Kenntniß des geschäfftigen Lebens vor den andern einen Werth, einestheils weil sich der Unterricht in diesen Theilen leichtrer in einzelnen Bruchstücken mittheilen läßt, und anderntheils weil die moralische Erziehung das vorzügliche Fach des Verf. zu seyn scheint. Wirklich enthalten die Beyträge zur Bildung des Herzens manche Aufsätze, die besonders von der früheren Jugend mit vielem Vortheil gelesen werden und auch Unterhaltung gewähren können. Indessen hat es uns befremdet, daß der Verf. in diesen Beyträgen so sparsam mit dem Unterrichte aus der wirklichen Geschichte gewesen ist. Die Beyspiele der Ehrbegierde aus der alten Geschichte im 3ten Stücke — die schon so oft und in manchen Jugendschriften so gut bearbeiteten Charaktere aus der biblischen Geschichte, dergleichen der Verf. einige in dem erstern Stücke gegeben hat, kommen hier gar nicht in Betrachtung — sind das Einzige von der Art und diese Beyspiele sind so kurz und so mager vorgestellt worden, daß das Anschauen derselben der Jugend zu keiner vorzüglichen Belehrung dienen kann. Verschiedene moralische Aufsätze, wie der Aufsatz von der Thätigkeit, vom Gewissen sind für die erwachsene Jugend und doch auch nicht faßlich und anziehend genug für sie geschrieben. Unter den Gedichten, die der Verf. in diese Rubrik verwiesen hat, haben wir wenige so gute gefunden, daß sie der Jugend zur Bildung des Geschmacks empfohlen werden könnten. Hier nur einige Beyspiele. In dem Gedichte, der Orden, 1stes Stück S. 77. heißt es:

„Geht

„Geht nur in dieses Zimmer nein,
„Der Kammerdiener wird euch schöne
„Bekleidung weisen, ich lasse euch die Wahl.
„Doch merket dieses: Auf einmal
„Darf sie der eine nur besehen,
„Dann kann der andre auch hingehen.

as Gedicht, die beste Welt, im 4ten Stücke, S. 65.
ht sich so an:

Ob diese Welt die beste sey?
Darüber streitet Thor und Weise;
Doch ob sich der des Daseyns freu,
Der von dem Jüngling bis zum Greise
Die Schönheit dieser Welt nicht sieht,
Wer ist, der sich darum bemüht?

das Gedicht, der May, im 1sten Stück:

Komm, holder May, laß dich hernieder,
Nimm von uns die geweihte Lieder
Und das Zujauchzen aller Welt.

el besser würde es seyn, wenn der Verf. sobald er mit Ge-
ten Abwechslung geben wollte, anerkannt gute Arbeiten
erer Dichter in seine Hebe aufnehmen würde.

Die Beyträge zur Bildung des Verstandes sind ohnstrei-
, man mag sie nach ihrem inneren Gehalte oder nach ihrer
ren Form prüfen, der unbedeutendeste Theil der ganzen
natsschrift. Sie machen zusammen einen in sehr kleine
le zerstückelten Unterricht aus der Erdbeschreibung, der
schichte, der Naturkunde, der Philosophie, den schönen
ssenschaften aus. So wie er hier gegeben ist, so kann er
iß nicht für die erstre Jugend, sondern für die reiferen
nglinge, die der Verf. so oft anredet, niedergeschrieben
den seyn. Und für diese Jünglinge sind schon so gute
cher geschrieben, aus welchen sie den Unterricht in diesen
ssenschaften nach seinem ganzen Umfange überschauen kön-
, daß ein so zerstückelter Unterricht eine ganz überflüßige
che für sie ist. Sind sie wißbegierig genug, um eine Sa-
nicht halb, sondern ganz wissen zu wollen, so kann ihnen
in ganz kleine Theile und oft gerade zur Unzeit abge-
ilte Mittheilung der gesuchten Kenntnisse weder Unter-
ung noch Belehrung werden. Wirklich haben wir auch
diesen Beyträgen zur Bildung des Verstandes hie und da
Mangelhaftes angetroffen; wir wollen nur einiges an-
ren. In dem Aufsatze über das Genie im 4ten Stücke

sagt

sagt der Verf. dieser Mensch hat Genie, heißt: er hat viele gute natürliche Gaben. Nach dieser Erklärung müßten überaus viele Menschen für Genies angesehen werden und kein Mensch wüßte noch, was eigentlich ein Genie sey, weil der Verf. in dem ganzen Aufsatze nirgends einen Begriff von demselben gegeben hat, den er doch in so mancher Theorie der schönen Wissenschaften, wir wollen nur die Eschenburgische nennen, hätte auffinden können. In dem Aufsatze, die Erdbeschreibung Deutschlands, nennt der Verf. unter denen Büchern, welche von dem jetzigen Deutschland Nachricht geben, Bünaus und Maskovs deutsche Reichsgeschichte; warum aber nicht lieber die Pütterischen und Schmidtischen Bücher, die doch gewiß für Jünglinge lesbarer, als jene, sind? und wenn alle hieher gehörigen Bücher bemerkt werden sollten, warum mußte Häberlins Reichsgeschichte vergessen und doch der vom Herrn Hausen bearbeitete IXte Theil des Guthrieschen Werks genannt werden? Verschiedene Aufsätze z. B. über die menschliche Sprache, vom Schauspiel, sind sehr unvollkommen bearbeitet und die Materien bey weitem nicht so weit erschöpft, daß sie vielen Unterricht geben könnten. Einer der besten Aufsätze ist Chiron der erstre Erzieher im 4ten Stücke.

Die Sprache, die Erzählungsart des Verf., hat nicht durchaus das Leichte, das Gefallende und Schöne, das den Jugendschriften eigen seyn sollte. Hier eine Probe aus dem Aufsatze von den feuerspeyenden Bergen S. 56. [illegible] Stücke: „Sie werden hoffentlich nicht zweifeln, [illegible] „mir dafür halten, daß oben genannte Früchte des [illegible] „den Einwohnern dasiger Gegenden sehr wohl zu statten kom„men und ihnen gar sehr gefallen. Wie glauben sie aber „wohl, daß sich dieselben stellen, wenn er zornig ist, „und mit Feuersfluthen auf ihre Wohnplätze unverschonend „losstürmt und ihre Fluren verheert? Glauben sie etwa, daß „die Nachbarn des Vesuvs durch ein unablässiges Gebet und „einen beständig erbaulichen Lebenswandel dieser Plage be„gegnen und sie als ein Unglück von Gott betrachten? Hier „irren sie." — In dem Aufsatze von dem Schauspiele S. 56. heißt es: Zeit und Umstände, die Leute, die sich der Schauspielkunst widmen und größtentheils Nothwendigkeit und Zufall zusammengebracht hat. (sollte stehen und die) In dem Gespräche auf dem Gottesacker, 11tes Stück läßt der

der Verf. die Louise mit der Frage: diese Leute müssen gewiß die ihrigen (die Todten) nicht lieb gehabt haben, weil sie solche so weit von sich entfernt haben, oder kommen sie etwa bisweilen in die Stadt zum Besuch? zu albern für ein Kind von Todten reden.

Für Kinder von früherem Alter, für junge Leute, die sich nicht sowohl dem Studieren, als den Kenntnissen des geschäfftigen Lebens widmen wollen, enthält diese Hebe viel Gutes. Wenn sie für diese allein zugeschnitten und geschrieben würde, so würde sie auch bey der großen Menge unsrer Erziehungsschriften doch eine nützliche Lectüre ausmachen.

VI.

Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend. Gotha, bey Ettinger, 1786. 261 S. 8.

Sehr wahr bemerkt Hr. Herder, der Herausgeber dieser Erzählungen, daß wir im Frühlinge unsers Lebens, wenn unsre junge Einbildungskraft aufwacht, ungemein geneigt sind, uns eine Welt zu denken, die nicht um uns ist, und daß dieser Hang zu den wohlthätigsten Anlagen unsrer Natur zu rechnen ist. Es ist Pflicht des Erziehers, von dieser Neigung zweckmäßigen Gebrauch zu machen, und die jugendliche Phantasie auch von dieser Seite gehörig zu lenken. Die Beyspiele des Guten und Edeln sind in der Welt, die uns umgiebt, so gar häufig nicht; mit Sittensprüchen und Regeln kann man nicht mäßig und vorsichtig genug haushalten; lieber setze man also die Sittenlehre in Handlung. Ein bekanntes Vehikel dazu ist die äsopische Fabel, die aber auch, wie alle dichterische Einkleidungen, ihre engen Grenzen und einen sehr beschränkten Spielraum hat. Der Mensch ist des Menschen vorzüglichster Lehrer; und die unterrichtendsten Beyspiele des Menschen wären freylich wohl aus der Geschichte zu nehmen; wenn nur die gewöhnliche Geschichte viele dergleichen lieferte. Man hat sich daher mit historischen Romanen zu helfen gesucht, an denen man aber ehedem mehr Geschmack fand, als jetzt. Wer erdichten will, sagt Hr. H. der dichte ganz; wer Geschichte schreiben will, habe das Herz,

die

die Wahrheit nackt zu zeigen. Unter allen erdichteten moralischen Begebenheiten aber hat ohne Zweifel die morgenländische Erzählung für die meisten jungen Leser einen vorzüglichen Reiz. Nicht nur der Glanz des Wunderbaren, sondern auch der reine Umriß, die hohe Simplicität der in ihnen vorkommenden Gestalten und Wahrheiten selbst, macht sie ungemein anziehend. Außerdem empfehlen sie sich auch durch eine ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte. Die Idee zu einer Sammlung, wie die gegenwärtige, war also ohne Zweifel sehr glücklich; und ihrer Ausführung ist es nicht weniger. Herr Herder hat nur dazu Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten aber ist der Leser, wie er sagt, einem andern Verfasser schuldig; und diesem giebt er das Zeugniß, dem Recensent vollkommen beystimmt, daß er diese Geschichten für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladen habe, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. Dabey ist für Beobachtung des Sittlichen und Unanstößigen aufs strengste gesorgt. Und so können wir diese sehr unterhaltende Lektüre für die Jugend allen Aeltern und Erziehern ohne Bedenken, und vor so manchen andern mittelmäßigen Versuchen dieser Art sehr vorzüglich empfehlen.

Bk.

Summe von Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien in den gelehrten Schulen und auf den Universitäten, von D. Gottlieb Schlegel, Pastor, wie auch Inspector der Domschule zu Riga. Riga u. Königsberg, bey Hartung. 1786. 8. 24½ Bog.

Wir sind gegenwärtig so sehr mit pädagogischen Schriften überladen, und doch fehlt es uns fast ganz an solchen, welche eigentlich den besten Grund zu dem Erziehungsgebäude abgeben sollten — an einer Sammlung von richtigen Erfahrungen einsichtsvoller Schulmänner, die weder die Köpfe ihrer Schüler, wie Maschinen, aufziehen, und dann abschnurren, noch sich durch modische Theorieen und luftige Ideale verblenden lassen, den Menschen, wie er in der gegenwärti-

gen

gen bürgerlichen und häuslichen Gesellschaft wirklich ist, seyn kann und seyn soll, zu verkennen. Herr Schlegel thut zwar keines von beyden; aber seine Schrift enthält auch das nicht, was, dem Recensenten wenigstens, der Titel zu versprechen schien; denn die Hauptabsicht des Verf. ist, „die Mittel zu beschreiben, wie die Elemente der Sprachen und Wissenschaften der Jugend am füglichsten beygebracht werden können, um ihr den Eintritt auf die gelehrte Bahn zu erleichtern, ingleichen die Verbindung der alten und neuen Literatur in den Schulen darzustellen, die Einfügung der Schulzubereitungen in die Studien der Universitäten zu befördern, und über die Abstellung einiger Mängel auf den letzteren Vorschläge zu thun.“ — Es enthält also diese Schrift nicht sowohl eigentliche Erfahrungen und Beobachtungen, sondern vielmehr vermischte Gedanken über verschiedene Methoden beym Schulunterricht, und über eine bessere Einrichtung des akademischen Lebens. Vieles davon ist nicht neu, und vieles hätte, wie Rec. weiter unten zeigen wird, besser wegbleiben können. Das Buch zerfällt in zwey Abschnitte; der erste enthält Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien in gelehrten Schulen, und der zweyte Erfahrungen und Beobachtungen zur Beförderung der Studien auf den Universitäten. Zuerst redet Hr. S. von der Absicht und den Arten der Schulen, (S. 3 giebt er den Rath, die untersten Klassen, weil manche Aeltern ihre Kinder nicht gern in die untersten Klassen gehen lassen, Unterprima und Untersecunda zu nennen, — einen Rath, der erstlich nichts sagt, und zweytens etwas possierlich ist,) von dem Umfang der Wissenschaften und der daraus entspringenden Nothwendigkeit, eine nützliche Eintheilung und Auswahl der zu erlernenden für die Jugend zu machen. Er zeigt dann mit Recht die nothwendige Verbindung der alten und neuen Litteratur, und unter andern den Gebrauch der philosophischen Schriften des Cicero zur Uebung des Verstandes. (Dabey wird es nöthig seyn, sich, so viel als möglich, auf den Gesichtskreis junger Leute einzuschränken. Man wähle zu logischen oder andern Uebungen nur solche Materien, die sie zu durchschauen im Stande sind, und die sie aus ihrer eigenen Erfahrung von einer oder mehreren Seiten kennen, sonst entstehen daraus Schwätzer oder verwirrte Köpfe.) Ueber den lateinischen Sprachunterricht wird viel Gutes gesagt, und bey Gelegenheit des Streits über das Lateinischschreiben auf Schulen zwischen Stuve und

Gedike mit Recht die Parthey des letztern genommen. Sehr wenig wird vom Unterricht in der Naturgeschichte und Geographie gesagt, welcher doch, wie Rec. aus der Erfahrung weiß, auf vielen Schulen mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist. In Ansehung der Anleitung zu einer guten Schreibart stimmt Rec. dem Verf. vollkommen bey; nur möchte er nicht „einen Brief des Plinius nach dem rhodischen Stil erweitern lassen," weil er befürchten müßte, den Stil der jungen Leute dadurch zu verderben. Das Abkürzen und Epitomiren ist ihnen nützlicher. Hr. S. entwirft auch den Plan zu einer Poetik für Schulen, welche aber wohl überflüßig seyn möchte; denn es giebt nicht nur das Lesen der alten Dichter (es sind auch Schulen, wo Lehrer von Geschmack ramlerische Oden, Fragmente aus dem Meßias u. dgl. ihren Schülern erklären,) Gelegenheit genug an die Hand, das dichterische Gefühl zu bilden, sondern es bleibt doch das Sprüchwort noch immer wahr: Poeta non fit, sed nascitur. Sehr unbestimmt oder vielmehr unrichtig heißt es S. 67. „Schildert der Dichter die Sitten der Vorwelt, und zwar so, als wenn er ein Genosse derselben wäre, so werden es Barden- oder Skaldenlieder." — Ziemlich weitläuftig untersucht dann der Verf. wie die Verbindung des Studiums der alten und neuen Literatur erleichtert werden könne. Wenn Hr. Sch. S. 139 sagt: „durch das Merkwürdige verstehe ich dasjenige, welches seiner Größe, Wichtigkeit und Nützlichkeit wegen, unsere Erwägung verdient; durch das Denkwürdige aber das, was durch das Sonderbare unsere Aufmerksamkeit reizt:" so möchte diese Distinktion theils unnöthig, theils unnatürlich seyn. Wollte man aber ja eine Distinktion anbringen, so könnte man vielleicht, der Etymologie gemäß, sagen: das Merkwürdige bezieht sich auf Fakta, das Denkwürdige auf allgemeine Begriffe und Wahrheiten. Der Anhang des ersten Abschnitts handelt 1) von der Erziehung derer, die dem Studieren gewidmet sind; 2) von der Vorbereitung derer, die sich der Theologie widmen, wo der Verf. vorzüglich gute Gedanken über die Erleichterung des Unterrichts in der hebräischen Sprache äußert. Nach S. 164 sind schon zweymal an der Domschule zu Riga Juristen als Lehrer angestellt worden. Es herrscht also nicht überall das Vorurtheil, daß Schullehrer gerade Theologie studirt haben müssen; 3) von der Vorbereitung derer, die sich der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunst widmen. (Sehr kurz

... der Aufmerksamkeit auf die Sitten de-
... Universität ziehen sollen. Mit Vergnü-
... daß in den nordischen Gegenden die Bey-
...ckung weit seltener sind, als sie nach
... in einigen Provinzen Deutschlands
... kann Rec. auch von der Provinz, in
...n. Ueberhaupt scheinen die Klagen
...s übertrieben zu seyn, zumal wenn sie, die Aerzte
Zimmermann ausgenommen, aus dem Munde
...elehrten kommen, die etwas stark phantasiren, und
... Dosis vom Weltreformationsgeist erhalten ha-
... ist nicht für die Meynung, daß man mit der
... sache und voreilig von dem Zweck der Scham-
...ngsglieder rede, und sie vor der Vergehung
... Worten warne, ehe sie etwas davon weiß;
... und Versuch sind die Urheber vieler Versün-
...n Anhang giebt Rathschläge an einige Jüng-
... ihrem Abzuge zu den Akademieen und in die Welt,
...n vor vielen Jahren entworfen und gedruckt
... In dem zweyten Abschnitt spricht Hr. Schl.
...em Zweck der Universitäten. Hier kommen viele
... akademischen Lehrern vor, unter welchen aber
...ägig sind. Um die Nützlichkeit der intuiti-
... beym akademischen Unterrichte zu zeigen,
... daß D. Lilienthal zu Königsberg ein Mo-
...sten oder Schiff Noah's nach der Beschrei-
... nach seinen Vorstellungen habe verfertigen
... Behältnissen auch die Hauptgattungen der
... aufgestellt waren. — Weiter nichts, als
...ielwerk, das besser in einer Kinderstube bey
...rk, als in einem akademischen Lehrsal ge-
...re. — Hierauf beschreibt er einige Mittel zur
des Fleißes und der Wissenschaften der Studie-
...ter rechnet er Examinatorien, Disputirübun-
... aber besser als gewöhnlich seyn. Rec. hat
...no Inauguraldisputationen mit angehört, bey
...spondens nicht einmal die lateinischen Kompli-
lesen können.) Aufgegebene Ausarbeitungen,
...den Vorlesungen gehörige, theils auch in besondern
...itungen. Das geistliche Collegium Clinicum wür-
... oft Gelegenheit zum Lachen geben, wenn, nach dem
... gemachten Vorschlag, die Studierenden auf dem

Stegreif vor dem Professor reden müßten, als wenn er die beichtende, kranke, leidende, bekümmerte, rathfragende Person wäre. — Die deutschen Gesellschaften, von welchen jetzt fast die meisten, (ohne daß die Musen darüber sehr zu trauren Ursache gehabt hätten,) eingegangen sind, haben größtentheils weit weniger Nutzen gestiftet, als Hr. Schl. hier glaubt. An manchen Orten bestanden sie aus den geschmacklosesten Aufsehern und Mitgliedern. Es wurden Exercitia vorgelesen, deren sich ein halbgeschickter Schüler geschämt hätte. Aus gelehrten Privatverbindungen unter jungen Akademikern hat Rec. mehr Nutzen entstehen gesehen; da zögen gute Köpfe einander selbst an, Aemulation konnte da mehr wirken, und eines jeden Genie hatte freyern Spielraum, der in einer öffentlichen Gesellschaft durch die Gravität oder durch den einseitigen, oft auch schlechten Geschmack des Vorstehers zu sehr eingeengt worden wäre. Den Beschluß machen Anmerkungen über die Sorgfalt für die Sitten und die Haushaltung der Studierenden. Viele der hier gegebenen Rathschläge sind gut gemeynt; aber viele sind bey der gegenwärtigen Lage der Sachen auch unausführbar. Manchen Aeltern, besonders Müttern, würde vielleicht gar nicht damit gedient seyn, wenn das junge Herrchen auf Akademien in dem Aufwand und der ganzen Disciplin stärker eingeschränkt seyn sollte, als in dem väterlichen Hause, wo man auf keinem so pedantischen Fuß zu leben pflegt. Man muß auch gestehen, daß eine allzustarke Einschränkung auf Universitäten vieles von dem so unentbehrlichen Geiste des Lebens, den der todte Geist der Schule nicht aufwiegt, erstickt werden kann. S. 326 wünscht der Verf. daß auch auf den deutschen Universitäten, wie auf den englischen, ein Mantel getragen werden möchte. Wenn derselbige nicht zu einer anstößigen Nachlässigkeit in der übrigen Kleidung Anlaß würde, so möchte es gut seyn; aber sonderbar würde es aussehen, wenn, nach des Hrn. Schl. Vorschlag, die Studenten zu einem ausschließenden Unterschiede eine Medaille mit dem Wappen der Universität vorne auf dem Mantel hängen hätten. — So findet man in dem ganzen Buche gute und mittelmäßige, auch oft unausführliche Rathschläge durch einander gemischt. Die häufigen und meistens wenig interessanten Anekdötchen hätten, so wie Lobethans Charakter eines guten Professors, wegbleiben können. Die Schreibart ist oft sehr nachlässig und undeutsch, welches wir durch folgendes Muster beweisen wollen:

len: „S. 78. Ein jedweder Künstler brennt, die Meisterstücke seiner Kunst überall zu kennen: und jene alten Schriftsteller sind Ueberbleibsel größtentheils von Genies, die auf dem Parnaß als Halbgötter betrachtet wurden, und ihr Werth ist durch die Empfindungen der Menschen während fast dreytausend Jahrhunderten (sage dreytausend Jahrhunderten,) durch die bittersten Kritiken der Zoile und Bave, und durch die Vernünftlinge der Systematiker erprobet.“ —

Hhm.

Nachrichten aus Schnepfenthal für Aeltern und Erzieher. Erster Band, Leipzig, 1786. 8. 202 Seiten.

Diese Nachrichten, welche zu unbedingten Zeiten fortgesetzt werden sollen, sind niedergeschrieben, um das Publikum von dem Daseyn, Bestehen und Wirken eines neuen Erziehungsinstitutes zu belehren, und um diesem Institute Vertrauen zu erwerben. Sie sollen jedesmal in drey Hauptabschnitte zerfallen, davon der erste die Geschichte der Anstalt, der zweyte die gegenwärtige Verfassung derselben, der dritte pädagogische Erfahrungen enthalten wird. Herr Salzmann und seine Mitarbeiter werden sie ausfertigen, und von Zeit zu Zeit noch eine neue periodische Kinderschrift folgen lassen, unter dem Titel: „Nachrichten aus Schnepfenthal, ein Lesebuch für Kinder,“ in welche sie ökonomische Nachrichten, beobachtete Naturbegebenheiten, Familienscenen und dergleichen Auftritte, aufnehmen wollen, die sich in ihrem kleinen Kreise zutragen, und die billigerweise bey einer neuen Anstalt für so merkwürdiger angesehen werden.

In diesem Bande nun findet man, dem Plane gemäß:

I. Die Geschichte dieser Erziehungsanstalt, von H. selbst verfasset. Es gehört freylich nach R. Vorstellung ein nicht gewöhnlicher Enthusiasmus, und — Hr. S. verzeihe es mir — ein mit einer Dose Schwärmerey tingirtes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung darzu, ein Werk zu unternehmen, das eine große Kostenanlage erfordert, ohne sich der Quellen dieser Kosten vorher versichert zu haben, und,

 wie

wie der seel. Franke mit einigen Thalern, den Grund zu einem Gebäude zu legen, dessen Ausführung tausende kosten soll. Der kaltblütig calculirende wagt sich in so etwas nicht leicht. Hr. Salzmanns Grundsatz: der Mensch kann alles, was er will, das heißt nach seiner eigenen Auslegung, „worzu er Kraft und Trieb fühlt, und wovon er Gott und seinem Gewissen Rechenschaft geben kann," paßt auch mit dieser Erklärung nicht ganz hieher. Freylich, der Mensch kann alles, worzu er Kraft fühlt, nämlich eigne Kraft, Kraft des Strebens und Kraft zur glücklichen Bestreitung der Hindernisse von außen. Aber kann er deswegen auch alles, worzu er erst die Kraft anderer Menschen, auf Wegen, die nur in den seltensten Fällen gut einschlagen, in seine Gewalt und zu seiner Disposition bekommen muß?

Doch diese Hülfe lag freylich hier näher, als beym seel. Franke. Se. Durchl. der Herzog von Sachsen-Gotha hatten dem Hrn. S. bereits die gnädigste Versicherung ertheilt, ihm eine ansehnliche Summe zur Ausführung seines Plans zu schenken. Von dieser Summe wurde der größere Theil zum Ankaufe des Landgutes Schnepfenthal verwendet. Funfzehnhundert Thaler blieben übrig, wovon nun neben den Wirthschafts- und Wohnungsgebäuden ein besonderes geräumiges neues Gebäude zur Erziehungsanstalt angelegt werden sollte. Diese mäßige Summe wurde bald durch ein Geschenk von zweyhundert Pistolen vermehrt. Im Junius 1784 wurde der Grundstein gelegt, wobey Hr. S. eine, hier eingeschaltete, Anrede hielt. Hr. André, dem der Fürst von Waldek das Prädicat eines Educationsrathes ertheilte, mußte seinen Plan, ein ähnliches Institut zu Waldek anzulegen, aufgeben, und vereinigte sich nun mit Hr. S. So wie sich die Gesellschaft durch einige Erzieher und Zöglinge verstärkte, so begieng Hr. S. dieß als ein Fest mit einer feyerlichen Rede, die man abermals wörtlich eingerückt findet.

Es folgt hierauf unter der zweyten Nummer die Nachricht von den gegenwärtigen Umständen der Anstalt. Das Institut hat jetzt neun Zöglinge zwischen sechs bis zehn Jahren, die hier alle namentlich characterisirt werden, und die Anzahl der Erzieher ist überhaupt sieben stark. Die täglichen Beschäfftigungen der Kinder werden ausführlich, von der Stunde des Aufstehens an, bis zum Schlafengehen, erzählt. Die Kost ist frugal und gesund, des Mittags Suppe,

Gemü-

Gemüse und Fleisch; des Abends, kalte Speise. Unter ihre ausgezeichnetesten und wirksamsten Erziehungsmittel werden hier gezählt: 1) beständige Aufsicht der Zöglinge, welche bey dem jetzigen Verhältnisse der Zahl der Aufseher und Kinder um so leichter statt haben kann. 2) das Bemerken aller merkwürdigen Sitten, Gesinnungen und Handlungen der Zöglinge. Hierzu dienet eine besondere, hier umständlich beschriebene Einrichtung von Marken und Prämienbillets. Jedes Kind hat sechs Marken in Verwahrung, von denen ihm bey jeder freywilligen Verdrossenheit und Unlust zum Guten, bey jeder Unfolgsamkeit eine abgefordert wird. Jeden Abend wird ihre Anzahl revidirt, und der Verlust daran in einem Buche bemerkt. Hingegen beym Fleiß und löblichen Verhalten bekommen sie von einem Aufseher oder Lehrer ein Billet. Hat ein Kind nach Berechnung und Abzug der negativen Marken funfzig Billets aufzuweisen, so wird bey seinem Namen auf der Meritentafel alsdann ein gelber Nagel eingeschlagen, und funfzig solcher Nägel erheben dann den Knaben in den Rang eines Jünglings.

Man behandelt ferner 3) alle Kinder gleich, ohne Rücksicht auf den Stand und die Verhältnisse ihrer Aeltern, als Eine Familie, und man nennt sie daher alle im väterlichen Tone Du. Kurz — denn es wäre hier wider den Endzweck mehreres anzuführen — man studirt auf alle Nebenvortheile, um die Kinder zum Guten zu gewöhnen, und man benutzt dazu alle Umstände, die bey Kindern wenigstens zu Ermunterungen gemacht werden können, und die in einem so abgesonderten Institute sehr gut anwendbar sind, wo alle sich mit einander einverstehen, um jedes Mitglied der vereinigten Erzieher zu unterstützen, der irgend einen geringfügigen Umstand mit dem Gepräge eines Erziehungsmittels stempeln kann. Hierzu gehört auch die abwechselnde Wahl und Erhebung zu vervielfältigten sogenannten Aemtern vom Kammerherrn und Historiograph an, bis zum Trommelschlägeramte.

Unter dem dritten Abschnitte, Erfahrungen betitelt, (doch wohl meistens Wiederhohlungen längstgemachter Erfahrungen,) findet man folgende Rubriken: von der Güte der dort üblichen Gesundheitspflege. Gebrechliche Kinder nimmt man gar nicht auf, und schwächliche und kranke vorerst auf sechs Wochen zur Probe, und nach ausgestelltem Revers der Aeltern, daß sie den Hrn. Erziehern keine Vorwürfe

 machen

machen wollen, falls ihre Kurmethode mislänge. — Wie gut es sey, seine Kinder das Gehen selbst (von-selbst) lernen zu lassen — Wie nützlich es sey, Sach- und Sprachkenntnisse zugleich zu erlernen. — Von dem Nutzen und der Möglichkeit, sich anschauende Erkenntniß zu erwerben. — Von der Möglichkeit und dem Nutzen der Reisen mit Kindern. — Wie die Lectüre ein sehr wirksames Besserungsmittel werden könne. — Die pädagogische Metapher ist von nicht minderer Wirksamkeit, als die oratorische. Das Beyspiel einer pädagogischen Metapher, aus welchem man sich etwa den Begriff dieses neugepaarten Ausdrucks selbst abstrahiren kann, ist dieses: Man vereiniget sich, einen Knaben, der auf seinem Gesichte oft eine falsche Empfindlichkeit zeiget, mit komischer Aengstlichkeit grausamer Absichten gegen uns zu beschuldigen, bis es ihn zum Lächeln reizt, u. s. w. — Kinder werden die ihnen verschafften Vort[illegible]ile Bequemlichkeiten besser schätzen und in Acht [illegible] wenn man sie einen Theil der Beschwerde [illegible] läßt, welche mit der Erwerbung desselben ve[illegible] ist. Gewiß eine sehr richtige und nützliche Bemerk[illegible] ren versäumte Benutzung besonders die Kinder vor[illegible] Häuser an der richtigen Schätzung der niedern [illegible]stän[illegible] an der Humanität ihres Charakters hindert. [illegible] weiß, wie manche Aeltern von Stande die fr[illegible] Bildung der Kinder, an der doch so viel gele[illegible] aus Verzärtelung und Stolz verhunzen, und [illegible] Anfange ihres Lebens zu kleinen eigensinnigen [illegible] bilden, so sollte man wünschen, daß [illegible]igstens [illegible] die Kinder in früheren Jahren [illegible] einer Ku[illegible] hungsanstalt, wie dieser, anz[illegible] [illegible] möchten.

Aus dem Vorberichte muß Rec. hier n[illegible] [illegible] berühren, welches eine von dieser Erziehun[illegible] [illegible] worfene Preisfrage betrifft. Die Preisfr[illegible] [illegible] gentlich aus zwey Aufgaben besteht, ist schon [illegible] unserer [illegible]bliothek im ersten Stücke des 64sten Bandes [illegible] S. 303 führt, und auch im ersten Stücke des 67sten [illegible] nem Ungenannten sehr präcis beantwortet. [illegible] Büsching hatte sie in seinen wöchentlichen Nachr[illegible] gemacht, und sich über den zweyten Theil der [illegible]

„ist wohl von der Möglichkeit, Nothwendigkeit und Nützlich„keit des Projekts, ein neues Glaubensbekenntniß für Ka„tholiken und Protestanten aufzusetzen, zu halten?“ so geäußert:

„Unmaßgeblich antworte ich: nichts! So wird ein „jeder Mann von Erfahrung und Einsicht überhaupt, „und von Menschenkenntniß insonderheit, urtheilen: „und wer nicht schon bey der Frage so urtheilt, den „wird die Beantwortung derselben nicht erleuchten, wenn „sie gleich ein Alphabet stark ist.“

Dieses Urtheil nun findet man zu Schnepfenthal anstößig, und deswegen glaubt man sich über die Frage und ihre Absicht näher erklären zu müssen. Man macht nämlich drey Classen von Leuten: die erste, Männer von Erfahrung und Einsicht und Menschenkenntniß, die freylich gleich bey Erblickung der Frage mit Hr. B. antworten würden: nichts. Für diese sey die Frage gar nicht aufgeworfen. Ganz recht: denn für solche ist diese Frage gar nicht problematisch, wie doch Preisfragen gemeiniglich seyn müssen. Aber das hätte hübsch gleich bey der Anfrage bemerkt seyn sollen. Und dann, wie ist das zu verstehen: für diese wurde wahrlich die Frage nicht aufgeworfen! Sollen sie etwa sich gar nicht mit Beantwortung der Frage abgeben? Unmöglich sollen doch Männer von Erfahrung, Einsicht und Menschenkenntniß von der Beantwortung excludirt seyn. Ist das aber nicht, wie können sie anders, als mit Hr. B. antworten? Also ist sie nur nicht zu ihrer Belehrung, zu ihrem Nutzen aufgeworfen.

„Es giebt ferner eine andre Classe, die von der Noth„wendigkeit und Wichtigkeit der Glaubensbekenntnisse so über„zeugt zu seyn glaubet, daß nicht viel Nutzen für sie von „der Beantwortung dieser Frage zu erwarten steht.“ Gut: also auch für diese ist wohl die Frage eben nicht aufgeworfen.

„Aber es giebt auch eine dritte Classe, die nach unserer „Meynung bey weitem die stärkste ist, die nicht selbst urthei„len kann, und deswegen dem Urtheile derer beystimmt, die „sich durch vieles Geräusch ein Ansehen zu verschaffen wissen.“ Und um dieser Klasse willen ist also die Frage aufgegeben. Als Beyspiele dieser Classe werden nun diejenigen angeführt, welche in den Preußischen Landen nach Erscheinung des neuen Berliner Gesangbuches doch das schlechte Porstische noch vorziehen konnten. Aber was hätte dieser Klasse von Leuten die Beantwortung der Preißaufgabe: ob das neuere Gesangbuch

 dem

dem ältern vorzuziehen sey: genutzet? Gesetzt, sie wäre auch mit noch so viel Mäßigung und Gründlichkeit erörtert? Haben nicht viele rechtschaffene würdige Männer in und außer Berlin, gewiß auch mit Mäßigung und Gründlichkeit, ihr Publikum darüber aufzuklären gesucht? Hätte bey der Klasse, die nicht selbst urtheilen kann, und die nur dem Urtheile derer beystimmt, die sich durch vieles Geräusch ein Ansehen zu verschaffen wissen, eine Preisfrage mehr würken können? Männer von gründlicher Einsicht wissen sich selten darzu zu erniedrigen, durch vieles Geräusch sich ein Ansehen zu verschaffen. Folglich ist ihr Einfluß bey dieser Klasse geringer und unwirksamer, als der Einfluß von Apizsch und Consorten. Folglich bleibt Hr. B. Zusatz, als Rechtfertigung seiner kurzen kategorischen Entscheidung, ebenfalls wahr: Wer nicht schon bey der Frage so urtheilt, den wird die Beantwortung derselben nicht erleuchten, wenn sie gleich ein Alphabet stark wäre: und wo bliebe also der große Nutzen für diese dritte Klasse?

Dw.

Geschichte aus Obersachsen für einen deutschen Knaben. Geschichte des schwärmerischen Pfarrers und Bauern-Feldmarschalls Thomas Münzer in Thüringen. In der Vandenhökschen Buchhandlung. 1787. 6 Bogen in 12.

Im Jahr 1784 gab Hr. Hofr. Schlözer, ohne seinen Namen, ein Neujahrsgeschenk aus Westphalen für einen deutschen Knaben. I. Stück. Geschichte des Schneider- und Schwärmerkönigs, Jan van Leyden, in Münster, A. 1535. heraus. Die Aehnlichkeit des Titels der gegenwärtigen Schrift, ihrer Bestimmung und Einkleidung, in dem nämlichen Format und in der nämlichen Verlagshandlung, verleitete uns den nämlichen Verfasser zu vermuthen, zumal da derselbe in der Vorrede seiner Fortsetzung Hoffnung gemacht hatte; allein der Schluß der Zuschrift an den deutschen Knaben: „Schrieb's in Auleben, einem Dorfe in Thüringen,“ riß uns aus diesem angenehmen Irrthum; und der Verf. unterschreibt sich A. R. Warlich, (Hofmeister bey dem Herrn von Rüxleben.) Aber auch ohne dieses Bekenntniß

als würde der Leser leicht von seiner Vermuthung zurückgekommen seyn. Denn so sehr sich auch der Verf. Mühe giebt, Schlözers launichte Schreibart, wodurch er sich auch als Kinderschriftsteller auszeichnet, in allen Kleinigkeiten, selbst in den Ueberschriften der Kapitel, nachzuahmen: so bemerkt man doch gar bald, daß, bey einzelnen beybehaltenen Schlözerischen Ausdrücken, Schlözers Geist fehlt. Wir wollen und können es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er das Muster seines berühmten Vorgängers nicht ganz erreicht hat, wünschten aber jedoch, daß er sich, wenn er seine Arbeit fortsetzen sollte, in Gründlichkeit, Ordnung, Gleichförmigkeit der Erzählung und Läuterung des Witzes genauer an dasselbe anschließen, und weniger Raum zu Stellen gleichzeitiger Schriftsteller und zu moralischen Nutzanwendungen verwenden möchte. Sollte Hr. Schlözer selbsten Willens gewesen seyn, diese Parallelgeschichte zu seiner Geschichte des Schneiders von Leyden zu liefern; so hätte man doch Ursache, die Voreiligkeit des Verf. zu bedauren. Von der Geschichte selbst brauchen wir keinen Auszug zu geben: sie kann keinem unserer Leser unbekannt seyn; aber doch die Kapitel, in die der Verf. seine Erzählung getheilt hat, wollen wir hersetzen. 1) Ursprung des Bauernkrieges vom J. 1502—1525. 2) Ursachen dieser Bauernunruhen, Tyranney der Herren und Pfaffen, — die Reformation und die Wiedertäufer. S. 27. 3) Anfang der Wiedertäufer in Sachsen. S. 40. 4) Thomas Münzer, Schwärmer und Pfarrer in Altstädt. S. 46. Allein die Geschichte seiner Schwärmerey war schon im vorhergehenden Abschnitt angefangen worden; daher ist die Abtheilung nicht recht richtig. 5) Thomas Münzer, Apostel und Bürgermeister in Mühlhausen, im J. 1525. S. 63. Hier schreibt der V. „die Bauern haben die Bibliotheken verbrannt, weil sie glaubten, sie enthielten die Documente ihrer Knechtschaft, hätten aber hierdurch den Fürsten einen Weg gebahnt, die Klostergüter in der Folge einzuziehen.“ — als wenn bey Einziehung der Klostergüter in den Oesterreichischen Erblanden davon die Frage wäre, ob die Donations- und Stiftungsbriefe vorhanden sind? 6) Thomas Münzer, Bauernfeldmarschall zu Frankenhausen, vom Freytag vor Jubilate, bis zum 15 May 1525. S. 89. Der Bauernfeldmarschall hat seine Existenz dem Schlözerschen Schneiderkönig zu danken: übrigens ist die Epoche des Anfangs willkührlich angenommen; der 15te May aber war der Tag der Frankenhäuser Schlacht.

Schlacht. 7) Th. Münzer, nicht mehr Pfarr und Apostel, nicht mehr Rathsherr noch Feldmarschall, sondern Inquisit des Grafen Ernst von Mansfeld, vom 15ten May bis zum Montag nach Exaudi. S. 112. Warum nicht lieber: bis zum 19ten May? Die Kürze der Periode, die ohnedem auf einen blos willkührlichen Theilungspunkt beruht, wäre zu sichtbar geworden. 8) Th. Münzers und seines Consorten, Heinr. Pfeifers, letztes Schicksal, und des Bauren Krieges Ende, von 20sten May bis zum 18ten Jun. 1525. Die Gründlichkeit hätte erfordert, die Zeit genau anzugeben, wenn die Stadt Mühlhausen nach und nach von den harten Bedingungen befreyt wurde, unter denen sie sich an die Fürsten ergeben mußte. Sehr wohl hat der Verf. gethan, daß er ein Verzeichniß der, sowohl gebrauchten als nicht gebrauchten, Quellen dieser Geschichte, das sich aber noch stark vermehren ließ, angehängt hat.

Ag.

Genealogisch-historisches Lesebuch für die Jugend zur Kenntniß der Europäischen Regenten, ihrer Häuser und Länder. Göttingen, bey Dietrich. 1787. 21 Bog. in 8.

Ein wirklich gut geschriebenes und sehr nützliches Buch für unsre Jugend, dergleichen wir bisher bey der großen Menge von Büchern zum jugendlichen Unterricht, noch nicht gehabt haben, und deswegen seinen Platz in jedem Erziehungszimmer verdient. Da es unter die anständigsten Kenntnisse der Kinder und junger Leute gehört, von den Personen und häuslichen Verhältnissen großer Herrn Red' und Antwort zu geben, und zugleich auch die verschiednen Länder zu kennen, die ihrem Scepter unterworfen sind, so ist es wirklich zu verwundern, daß das Bedürfniß mancher Erziehungsschriftsteller, Stoff zu neuen Büchern für die Jugend zu finden, sie nicht schon längst auf den Gedanken gebracht hat, zu deren Gebrauch ein genealogisch geographisches Handbuch herauszugeben. Zwar können sich Erwachsene über die genealogischen Umstände der regierenden Häuser in jedem Kalender Raths erhohlen; allein diese enthalten nur blos Namen und Zahlen, und sind zum ersten Unterricht zu trocken; überdem fehlt die

die Geschichte dieser Häuser, die daher der Verf. kurz aber gewiß zureichend mit der genealogischen Beschreibung eines jeden Hauses verbunden hat. Auch die geographische Beschreibung der ihnen gehörenden Länder kann zwar jeder, der sie nicht schon kennt, aus den gewöhnlichen Geographien lernen, aber hier findet man nicht die verschiedenen Länder, so wie sie unter Einem Herrn verbunden sind, zusammengestellt, sondern jedes wird da beschrieben, wo es seiner Lage nach hingehört. Der Verf. hat daher seinen Lesern die Bequemlichkeit verschafft, nach der genealogischen Beschreibung und Geschichte eines Hauses auch zugleich alle die Länder hinter einander übersehen zu können, die demselben zugehören, welcher Vortheil sonderlich bey den vielerley Ländern der Preußischen Monarchie und des Churfürsten von Pfalzbayern, die in allen Geographien, nach ihrer Lage zerrissen sind, in die Augen fällt. Bey jedem Lande ist die Geschichte angegeben, wie es an das Haus gekommen ist, ingleichen Flächenmaaß, Volkszahl, Ertrag und Produkte, daß also zu einer allgemeinen Uebersicht der europäischen Regenten, ihrer Häuser, deren Geschichte und Länder, zum Gebrauch der Jugend, die sich daraus unterrichten will, gar nichts übergangen worden ist. Es enthält aber das Buch auf die beschriebene Art, außer den christlichen Kaysern und Königen von Europa noch die beyden Churfürsten von Sachsen und Pfalzbayern. Allenfalls hätte der V. auch noch eine kurze Beschreibung der Wappen mitnehmen können. Wir glauben, eine Fortsetzung von den vornehmsten Fürstenhäusern Deutschlandes auf gleiche Art behandelt, würde nicht ohne Beyfall bleiben, da wir lange kein nützlicheres Buch für die Jugend angezeigt haben, als es dieses ist.

A.

12. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

J. D. von Reichenbachs Patriotische Beyträge zur Kenntniß und Aufnahme des Schwedischen Pommerns. Greifswald. 1786. Fünftes Stück. 12½ Bog. Sechstes Stück. 13 Bog.

Der

Der Herausgeber dieser nützlichen Schrift läßt sich durch die widrigen Sensationen, welche dadurch bey einem Theile seiner Landesleute erregt worden, nicht abhalten, die Gebrechen seines Vaterlandes nach einander weiter zu untersuchen, und heilsame Mittel zu deren Vertilgung anzurathen.

Das fünfte Stück beschäfftiget sich mit einer allgemeinen Uebersicht des Pommerschen Erziehungswesens, dessen im vielen Betracht höchst elende Verfassung man nicht ohne Mitleid betrachten kann. Insonderheit wird dieses Gefühl bey der Schilderung der ganz kläglichen Schulanstalten für die geringeren Volksklassen erweckt, die sich oft mit Lehrern behelfen müssen, welche kaum das Lesen, und sonst gar nichts verstehen. Einige Erholung schöpft man jedoch wieder bey der hierauf folgenden Beschreibung des Stralsunder Gymnasii, und dortigen Waisenhauses. Aber alles das wird aufs Neue verleidet, wenn man die Schilderung der Academie zu Greifswalde erreicht, die letztverwichenen Ostern, eine gänzliche Verlassung der gegenwärtig gewesenen 50 Studenten zu besorgen gehabt hat. Wahrlich eine solche titulair Akademie verdient nicht den Aufwand von 20000 Rthlr. Und dennoch mochte Hr. v. R. unter seinen Verbesserungsvorschlägen auch den mit thun, daß Landeskinder keine Beförderung erhalten müssen, wenn sie nicht dorten zwey Jahr mit Fleiß studieret hätten? Wenigstens dürfte doch wohl dieser Vorschlag erst dann zur Ausübung zu bringen seyn, wenn alle übrigen befolgt und eingeschlagen wären. Besser aber ist es doch wohl in jedem Falle, kein Monopolium mit irgend einer Lehranstalt zu verbinden, und nie Wissenschaften, sie mögen herkommen aus welchem Lande sie wollen, zu Contrebande zu machen. Das sechste Stück handelt von Pommerns Polizeyverfassung, sowohl in Beziehung auf die Städte als das platte Land, in welchem Fache dann auch vieles aufzuräumen und zu verbessern seyn würde, wenn Pommern jemals andern Ländern von Seiten einer gut eingerichteten Polizey ähnlich werden sollte.

Pt.

Bestimmung des Werthes der bekanntesten ein- und ausländischen Gold- Silber- Kupfer- und fingirten oder Rechnungs-Münzen in der Welt, nach ihrer

ihrer Würdigung in Schrot und Korn und nach Maaßgabe ihres Courses auf vierfache Weise im Werth der Louisd'ors a 5 Rthlr. oder des 20 Gulden Fußes; im Werth der Louisd'ors a 4¾ Rthlr. oder in Cassengeld; und im Werth der Louisd'ors a 6 Rthlr. und à 9 Gulden oder des 24 Gulden Fußes, reducirt. Leipzig, bey Fritsch. 1786. 4. 10 Bog.

Der Titel bestimmt zur Gnüge, was man in diesem Buche zu suchen hat, und was man finden kann. Des Hamburgischen Krusens Contorist ist eigentlich der Grund, worauf der Verf. baute Da aber in gedachtem Kruse nur Schrot und Korn angegeben ist, und zur Bestimmung des wahren Werths einer unbekannten oder ausländischen Münze auch wenigstens etwas Rechnen gehört, welches manchem Kaufmann nicht allemal so geläufig, so hat sich der Verf. die Mühe genommen, solche zu berechnen. So weit nun Kruse vorgearbeitet hat, so weit geht ihm der Verf. getreulich nach, so daß die ganze Krusische Sammlung in diesen Tabellen aufgeführt ist. Er hat zwar hin und wieder goldene, silberne, kupferne und fingirte Münze mit eingeschoben; da aber dieselben im Krusens Contoristen nicht befindlich waren, so konnte auch der Verf. Schrot und Korn wenigstens von den wahren Münzen nicht angeben, und die Plätze darzu sind in den Rubriken in blanco geblieben, um selbige gelegentlich auszufüllen. Dieses Buch muß dem Kaufmanne gute Dienste leisten können, und wenn es auch, nach gemachter Calculation nur zur Probe nachgesehen würde; aber auch den Herren Gelehrten dürfen wir es empfehlen, denn gemeiniglich haben sich die Herren eben in der Arithmetik nicht hoch verstiegen, und gleichwohl muß es verdrießlich seyn, wenn man sich bey vielen Vorfällen gar keinen Begriff von ein und der andern ausländischen oder fingirten Münze machen kann.

Rz.

Carl Gottlob Rössigs, der Philosophie öffentlichen Lehrers zu Leipzig — Lehrbuch der Polizeywissenschaft.

schaft. Jena, in der akadem. Buchhandlung. 1786. in 8. 539 Seiten ohne Dedication und Inhalt.

Je mehr eine Wissenschaft in Systemen und Compendien bearbeitet wird, um so mehr, sollte man glauben, müsse die Bestimmung ihres Begriffs, die Festsetzung ihrer Theile und des Verhältnisses derselben gegen einander, die Herstellung einer natürlichen Ordnung ihrer Grundsätze, und die Absonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen gewinnen. Das versprachen wir uns auch von diesem neuen Lehrbuch der Polizeywissenschaft; allein wir fanden nichts, was unsern Hoffnungen Genüge leistete. Die Stufe, auf der die Wissenschaft bisher stand, ist wenigstens nicht überschritten worden, und in manchen einzelnen Stücken möchte wohl der V. sogar noch hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben seyn.

Gleich das erste, wornach wir suchten, der Begriff der Polizey, ist so unbefriedigend, als alle diejenigen, welche von ältern Schriftstellern aufgestellt worden sind. Nach dem Verf. S. 2. §. 1. ist sie „das Ordnungswesen in einem Staate in Rücksicht auf innere Sicherheit, Schönheit, Bequemlichkeit, Bevölkerung, Sittlichkeit und den Nahrungsstand." Man sieht sogleich, woran es dieser Definition fehlt. Indem sie die Gegenstände der Wissenschaft hernennt, ohne sie unter einem Gesichtspunkt zu fassen, sündigt sie wider die ersten Gesetze der Logik. Alles, was dieser Begriff nennt, sind einzelne Theile des Wohlstands, vom Staate. Der Ausdruck „Ordnungswesen" giebt eben so wenig einen bestimmten Begriff. Die Grundsätze der bürgerlichen Rechte enthalten auch ein Ordnungswesen, das sich auf innere Sicherheit, die Lehren der Baukunst, ein solches, das sich auf Schönheit und Bequemlichkeit bezieht. Es fehlt also diesem Begriff noch an einer Bestimmung, welche die Polizey von diesen Wissenschaften unterscheidet. Rec. dünkt, diese darinne zu liegen, daß die Vorsorge der Polizey für den Wohlstand seiner einzelnen Theile immer auf den Wohlstand des Ganzen Rücksicht nimmt, dahingegen Oekonomie, Rechtswissenschaft, Baukunst, und andre Wissenschaften, die sich auch mit Sicherheit, Nahrungsstand u. s. w. beschäfftigen, nur Individuen dabey vor Augen haben. Ueber die Sätze des Verf. S. 3. §. 4. vom Unterschied der hohen und niedern oder [illegible]

terpolizey, ließ sich ebenfalls noch vieles erinnern. Wenigstens darf jene, die hohe Polizey, gewiß nicht mit dem Polizeyregal verwechselt werden, wie hier geschieht. Dieses besteht allerdings in dem der Majestät zukommenden Hoheitsrecht, die Polizey sowohl des ganzen Landes (und dieses ist nach gewissen Bestimmungen die hohe Polizey) als die ihr untergeordnete niedere oder Lokal-Polizey (diese nimmt also der Verf. selbst für einerley) zu lenken u. s. w. Hieraus sieht man schon, in wieferne sich hohe Polizey und Polizeyregal, so wie hohe und niedre Polizey unterscheiden, und es beschäfftigt sich nach diesen Grundsätzen die Polizeywissenschaft keinesweges mit der untern Polizey allein, deren Grundsätze keine andern, als die der hohen Polizey sind, nur daß sie ihre Anwendung in einem beschränkten Wirkungskreis finden. — Der Verf. giebt S. 8. fg. sich viel Mühe, die Grenzen der mit der Polizeywissenschaft zusammentreffenden Wissenschaften genau zu bestimmen. Allein so lange er in Ansehung des Begriffs der Polizey, noch Einwürfen unterworfen war, konnte er auch hier nicht ganz glücklich seyn. Daher hat er z. B. S. 10. §. 7. in Ansehung des Unterschieds zwischen Justiz- und Polizeysachen den allgemeinen Gesichtspunkt nicht getroffen, und die Sache durch die vielen einzeln Bestimmungen mehr dunkel gemacht, als aufgeklärt. Uns scheint das Wesentliche des Unterschieds darin zu liegen, daß die Justizsachen allein das unmittelbare Interesse der Individuen, die Polizeysachen aber auch das unmittelbare Interesse des Staats angehen. Es kann daher ein und eben dieselbe Sache Justiz- und Polizeysache seyn, nach ihren verschiedenen Rücksichten. Z. B. die Verdämmung eines öffentlichen Flusses, Kauf und Verkauf eines Grundstücks u. s. w. — So viel von dem Begriff dieser Wissenschaft, und dessen Auseinandersetzung, mit welchem sich das Iste Kap. der Einleitung, so wie das IIte mit dem Unterschied der Polizey und andrer Wissenschaften beschäfftigt. Die übrigen Kapitel der Einleitung sind III. Geschichte und IV. Litteratur der Polizeywissenschaft. V. Von den Vorsichtsregeln bey der Polizeywissenschaft. VI. Allgemeine Uebersicht des Systems. Die Anordnung der Abhandlung selbst ist folgende: Erste Abtheilung. Von der Bevölkerung und Volkreichheit eines Staates. II. Abtheilung Polizey der Sittlichkeit. III. Abth. Polizey der Sicherheit. IV. Abth. von der Gewerbpolizey. V. Abth. über Wohlstand des Landes und Mangel desselben, auch über die An-

 stal-

schaft. Jena, in der akadem. Buchhandlung. 1786. in 8. 539 Seiten ohne Dedication und Inhalt.

Je mehr eine Wissenschaft in Systemen und Compendien bearbeitet wird, um so mehr, sollte man glauben, müsse die Bestimmung ihres Begriffs, die Festsetzung ihrer Theile und des Verhältnisses derselben gegen einander, die Herstellung einer natürlichen Ordnung ihrer Grundsätze, und die Absonderung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen gewinnen. Das versprachen wir uns auch von diesem neuen Lehrbuch der Polizeywissenschaft; allein wir fanden nichts, was unsern Hoffnungen Genüge leistete. Die Stufe, auf der die Wissenschaft bisher stand, ist wenigstens nicht überschritten worden, und in manchen einzelnen Stücken möchte wohl der V. sogar noch hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben seyn.

Gleich das erste, wornach wir suchten, der Begriff der Polizey, ist so unbefriedigend, als alle diejenigen, welche von ältern Schriftstellern aufgestellt worden sind. Nach dem Verf. S. 2. §. 1. ist sie „das Ordnungswesen in einem Staa„te in Rücksicht auf innere Sicherheit, Schönheit, Bequem„lichkeit, Bevölkerung, Sittlichkeit und den Nahrungsstand." Man sieht sogleich, woran es dieser Definition fehlt. Indem sie die Gegenstände der Wissenschaft hernennt, ohne sie unter einem Gesichtspunkt zu fassen, sündigt sie wider die ersten Gesetze der Logik. Alles, was dieser Begriff nennt, sind einzelne Theile des Wohlstands, vom Staate. Der Ausdruck „Ordnungswesen" giebt eben so wenig einen bestimmten Begriff. Die Grundsätze der bürgerlichen Rechte enthalten auch ein Ordnungswesen, das sich auf innere Sicherheit, die Lehren der Baukunst, ein solches, das sich auf Schönheit und Bequemlichkeit bezieht. Es fehlt also diesem Begriff noch an einer Bestimmung, welche die Polizey von diesen Wissenschaften unterscheidet. Rec. dünkt, diese darinne zu liegen, daß die Vorsorge der Polizey für den Wohlstand seiner einzelnen Theile immer auf den Wohlstand des Ganzen Rücksicht nimmt, dahingegen Oekonomie, Rechtswissenschaft, Baukunst, und andre Wissenschaften, die sich auch mit Sicherheit, Nahrungsstand u. s. w. beschäfftigen, nur Individuen dabey vor Augen haben. Ueber die Sätze des Verf. S. 3. §. 4. vom Unterschied der hohen und niedern oder Un-

der-

terpolizey, ließ sich ebenfalls noch vieles erinnern. Wenigstens darf jene, die hohe Polizey, gewiß nicht mit dem Polizeyregal verwechselt werden, wie hier geschieht. Dieses besteht allerdings in dem der Majestät zukommenden Hoheitsrecht, die Polizey sowohl des ganzen Landes (und dieses ist nach gewissen Bestimmungen die hohe Polizey) als die ihr untergeordnete niedere oder Lokal-Polizey (diese nimmt also der Verf. selbst für einerley) zu lenken u. s. w. Hieraus sieht man schon, in wieferne sich hohe Polizey und Polizeyregal, so wie hohe und niedre Polizey unterscheiden, und es beschäfftigt sich nach diesen Grundsätzen die Polizeywissenschaft keinesweges mit der untern Polizey allein, deren Grundsätze keine andern, als die der hohen Polizey sind, nur daß sie ihre Anwendung in einem beschränkten Wirkungskreis finden. — Der Verf. giebt S. 8. fg. sich viel Mühe, die Grenzen der mit der Polizeywissenschaft zusammentreffenden Wissenschaften genau zu bestimmen. Allein so lange er in Ansehung des Begriffs der Polizey, noch Einwürfen unterworfen war, konnte er auch hier nicht ganz glücklich seyn. Daher hat er z. B. S. 10. §. 7. in Ansehung des Unterschieds zwischen Justiz- und Polizeysachen den allgemeinen Gesichtspunkt nicht getroffen, und die Sache durch die vielen einzeln Bestimmungen mehr dunkel gemacht, als aufgeklärt. Uns scheint das Wesentliche des Unterschieds darin zu liegen, daß die Justizsachen allein das unmittelbare Interesse der Individuen, die Polizeysachen aber auch das unmittelbare Interesse des Staats angehen. Es kann daher ein und eben dieselbe Sache Justiz- und Polizeysache seyn, nach ihren verschiedenen Rücksichten, z. B. die Verdämmung eines öffentlichen Flusses, Kauf und Verkauf eines Grundstücks u. s. w. — So viel von dem Begriff dieser Wissenschaft, und dessen Auseinandersetzung, mit welchem sich das Iste Kap. der Einleitung, so wie das IIte mit dem Unterschied der Polizey und andrer Wissenschaften beschäfftigt. Die übrigen Kapitel der Einleitung sind III. Geschichte und IV. Litteratur der Polizeywissenschaft. V. Von den Vorsichtsregeln bey der Polizeywissenschaft. VI. Allgemeine Uebersicht des Systems. Die Anordnung der Abhandlung selbst ist folgende: Erste Abtheilung. Von der Bevölkerung und Volkreichheit eines Staates. II. Abtheilung Polizey der Sittlichkeit. III. Abth. Polizey der Sicherheit. IV. Abth. von der Gewerbpolizey. V. Abth. über Wohlstand des Landes und Mangel desselben, auch über die An-

 stal-

stalten gegen das Bettelwesen. VI. Abth. von Polizeygesetzen, den Polizeyeinrichtungen, und Polizeycollegien des Landes. — Man wird bey diesen Abtheilungen sogleich einen Mangel gewahr. Der Wohlstand des Landes nemlich ist als ein eigner besonderer Gegenstand der Polizey angesehen worden, da er doch der Hauptgegenstand derselben ist, und die übrigen Gegenstände als seine einzelne Bestandtheile unter sich begreift. Dieses muß der Verf. gefühlt haben, als er §. 2. S. 506 auf die vorhin erklärten Grundsätze zurückwies, und von dem Wohlstand selbst hier wenig zu sagen wußte, um sich nicht zu wiederholen. Hätte er den Wohlstand, als den Inbegriff aller von uns obengenannten und von ihm selbst angegebenen Gegenstände der Polizey angesehen, so würde er freylich zu manchen fruchtbaren allgemeinen Sätzen den Weg gefunden haben, die eigentlich hier ihren Platz finden konnten. Eben so unrichtig ist die Armuth und Betteley allein im Gegensatz des Wohlstands aufgestellt. Mit mehrerem Rechte steht sie der Vollkommenheit des Nahrungsstandes entgegen und wird dort abgehandelt. Die schicklichere Ordnung der Schrift dürfte daher wohl die gewesen seyn, daß zuerst vom Wohlstand des Landes überhaupt (wo die Mittel das Land in Rücksicht desselben, kennen zu lernen, die richtigen und scheinbaren Kennzeichen, wodurch sich sein Daseyn und Mangel verräth, die Bestandtheile desselben, allgemeine Sätze der Polizey vorzüglich die Lehre von Collisionsfällen u. s. w. ihre Stelle hätten finden sollen) dann Bevölkerung, Sicherheit, Nahrung, Sittlichkeit, Schönheit und Bequemlichkeit (welche beyde letztern unschicklich mit dem Bevölkerungszustand verbunden worden sind, auf welchen sie eben nicht mehr, ja noch weit weniger Einfluß haben, als alle übrigen Theile des Wohlstands) abgehandelt. Nach dieser Reihe, glaubt Rec. stünden die Theile in der natürlichsten Verbindung. Einwohner müssen zuerst da seyn. Diese müssen sicher seyn, um sich ungestört und vortheilhaft nähren zu können. Wenn ihre Nahrung hinlänglich ist, wird ihre sittliche Bildung statt haben, und nach diesem allen werden sie auf Bequemlichkeit und Schönheit denken können. Aehnlichem Tadel ist die Anordnung und Verbindung der Unterabtheilungen an vielen Orten unterworfen. Allein, dieses übergehen wir, um für einige Bemerkungen über die Bearbeitung der einzelnen Rubriken, noch Platz zu behalten. Wir finden hier die Begriffe nicht allemal bestimmt, die aufgestell-

gestellten Sätze nicht immer geprüft genug; die Folge der Sätze und ihren Vortrag oft etwas verworren, und die Seitenzahl mit Ausschweifungen, die nur eine entfernte Beziehung auf den behandelten Gegenstand haben, unnöthig erweitert. S. 51. §. 7. theilt der Verf. die Mittel zur Bevölkerung in gute und verwerfliche. Zu den letztern rechnet er Hurerey, Ausschweifungen außer der Ehe, Vielweiberey, und sagt, daß sie eine nachtheilige Bevölkerung geben. Allein dieses ist unrichtig. Sie geben (wie der Verf. S. 72. §. 15. selbst anerkennt) keine Bevölkerung, sondern schaden ihr vielmehr, und können daher keine Mittel zur Bevölkerung genennt werden. S. 55. §. 4. und 5. bey Anführung des Streits über die Anzahl der jährlich Sterbenden hätte billig die Erfahrung erwähnt werden sollen, die man aus Vergleichung der bekannten Volksmenge mit der bekannten Todtenzahl machte, und die zum Vortheil der süßmilchischen Behauptung, daß in Städten immer ein größerer Theil der Einwohner sterbe als auf dem Lande, ausfiel. — S. 64. §. 8. u. f. hätte unter den Hindernissen der Bevölkerung, Gemeinheiten und Brache nicht vergessen werden sollen, deren Aufhebung dem Staate einen Drittheil der producirenden Classe mehr verschaffen muß. — Im Kap. V. der ersten Abth. von der Vorsorge für die Gesundheit des Volks, sind die Brunnenanstalten übersehen worden, und die Aufsicht für Gesundheit der Nahrungsmittel durfte nicht davon getrennt werden. — S. 116. Die Unschädlichkeit des französirten Rindviehs ist nach den graumannischen Beobachtungen, und nach dem, was in mehrern Ländern dieserhalb geschehen ist, als entschieden, anzusehen. — S. 133. §. 5. sagt der V.: „Man wache sonderlich über die Empfindsamkeit eines Volks. „Der Regent muß über diese, gleich einem Helligthum halten, sie richtig zu leiten und klüglich zu benutzen wissen, „aber ja nicht unüberlegt selbige zerstöhren.“ Hier und noch mehr in der Folge redet der Verf. der Empfindsamkeit auf Kosten der Aufklärung das Wort, und zwar auch aus dem Grund, weil das Volk desto kälter für Empfindsamkeit werde, je aufgeklärter es werde. Denn die meisten, besonders die starken Empfindungen beruhten auf dunkeln Begriffen. — Allein helle Begriffe können dunkeln, folglich der Verstand unmöglich der Empfindung nachstehen. Hier wäre der größte Streit zwischen Bestimmung des Menschen und des Bürgers. Die Empfindung läßt immer in Ungewißheit, ob sie

recht handle oder nicht, weil sie die wahren Bewegungsgründe der Handlung nie im ganzen Licht ihrer Vortheile und Nachtheile übersieht, sondern allein Rücksicht auf einen dunkeln trügerischen Reiz nimmt. Der Verstand ist dieser Ungewißheit nicht unterworfen, weil er seinen Weg nur im hellen Licht deutlicher Erkenntniß verfolgt. — In der ganzen Reihe von Sätzen über die Aufklärung giebt der Verf. überhaupt viele Blößen. — So stellt er S. 139. als Folgen einer uneingeschränkten Aufklärung dar: Schwächung des moralischen Gefühls, Hartsinn, Egoismus, Irreligion, Anarchie, Ueppigkeit, Gleisnerey, Weichlichkeit, Aberglauben. Man halte dargegen den Begriff, den unsere vorzüglichern Aufklärer von Aufklärung geben, daß sie in richtiger Erkenntniß unserer Verhältnisse bestehe, (s. Beckers Versuch über Aufklärung) auf welchen Entzweck allein sie hinarbeiten, und man sieht sogleich, daß der Verf. einen ganz unrichtigen Begriff mit Aufklärung verbunden hat. — Wenn der Verf. S. 142. §. 23. behauptet, daß Volksvorurtheile dann, wenn sie die Vollkommenheit eines Volks in Rücksicht auf seine Cultur, d. i. praktische Vollkommenheit hindern, schädlich, und im Gegentheil unschädlich wären, und zugleich in der Anmerkung den sehr richtigen Satz aufstellt, daß Cultur (in obiger Bedeutung für praktische Vollkommenheit genommen) sich zur Aufklärung verhalte, wie Praxis zur Theorie, so macht er sich, sowohl in Rücksicht dieses, als der vorhererwähnten Sätze einer großen Inconsequenz schuldig. Denn, wenn die Theorie fehlerhaft ist, muß nothwendig auch die Praxis fehlerhaft seyn. Vorurtheile können die Theorie nicht anders als mangelhaft machen, folglich müssen sie auch in jedem Fall einen schädlichen Einfluß auf Ausübung haben, und können in keinem Fall unschädlich seyn. Auf der andern Seite: je vollkommener die Theorie ist, desto vollkommener ist die Praxis; je vollkommener also (d. h. zugleich je uneingeschränkter) die Aufklärung, desto vollkommener (und uneingeschränkter) die Cultur des Volkes. Nach dieser eignen Voraussetzung des Verf. fallen alle von ihm angeführte fürchterliche Folgen uneingeschränkter Aufklärung weg. — S. 163. §. 30. Schulmeister-Seminarien wären zu geldsplitternd für die Polizey? — Darf sie aber zu ökonomisch seyn, wenn es auf das allgemeine Wohl ankömmt? Bey dem vom Verf. geschehenen Vorschlag bleiben immer noch viele Unvollkommenheiten übrig. — Die Litteraturpolizey S. 169. §. 43.

gehört

gehört nicht in das Capitel von der Erziehung. — S. 184. §. 13. giebt der Verf unter den Endzwecken des öffentlichen Gottesdienstes dem Gebet den Vorzug vor dem Religionsunterricht. Rec. ist gerade der entgegengesetzten Meynung. — S. 260. Industrie soll der ganze Fleiß des Volks, die ganze Gewerbsamkeit seyn. Dieses ist unrichtig. Fleiß erstreckt sich nur auf Quantität. Industrie auf diese und zugleich auf Qualität. Sie sucht so viele und so gute Produkte, als möglich, zu liefern. — Um den Beweiß des Daseyns vieler außerwesentlichen Ausschweifungen nicht schuldig zu bleiben, verweist Rec. auf S. 87. wo eine rhetorische Tirade an die Pfarrer steht. S. 114. etwas von Mutterkorn. S. 123. die Benennung der schicklichsten Bäume zu Alleen. S. 124. über den Geschmack in der Gartenkunst. S. 149. von der öffentlichen Belohnung guter Erziehung. Alle diese Sätze gehören in andre Wissenschaften. Vorzüglich häufig werden diese Auswüchse in der Gewerbspolizey, Proben davon geben, S. 289. 294. 339. 344. 346. 424. wo überall in das Gebiete der ökonomischen Wissenschaften gegriffen ist. — In Ansehung der Litteratur kann man den Gesichtspunkt des Verf. nicht fassen. Vollständig, sieht man wohl, soll sie nicht seyn. Allein sie schränkt sich auch nicht allein auf die besten Bücher ein. Denn oft fehlen manche der wichtigsten, und oft sind wieder manche unbedeutende genannt. So sollten S. 26. §. 1. unter den Bibliotheken: Beckmanns physikalisch ökonomische Bibliothek; S. 29. das hannöverische Magazin, Bemerkungen der physikalischökonomischen Gesellschaft zu Lautern. 16 Bde. 1769—1785. Abhandlungen der kön. schwedischen Akad. der Wiss. S. 63. Tetens Einleitung zu Berechnung der Leibrenten; mit mehrern Schriften von Guden, Oeder und Karsten. S. 94. Campens Revision des Erziehungswerks. Seite 110. Necker, Reimarus, Barkhausen über den Kornhandel; und mehrere andre nicht vergessen seyn. — Am besten ist die Abtheilung von der Gewerbpolizey ausgearbeitet. Die Erziehung in Philanthropinen ist S. 146. richtig beurtheilt, und S. 202. sind die Grundsätze von Luxus deutlich aus einander gesetzt. Ueberhaupt scheint, so viel wir den Verf. auch aus seinen vorherigen Arbeiten kennen, vorzüglich Uebereilung dem Gehalt seiner Schriften zu schaden, und wir haben noch immer Hoffnung, einen brauchbaren Schriftsteller an

ihm zu erhalten, sobald er das non quam maximum — zu beherzigen anfangt.

Ns.

13. Kriegswissenschaft.

Taktische Grundsätze und Anweisung zu militairischen Evolutionen. Von der Hand eines berühmten Generals. Neue, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Kupfern. Dresden, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1786. 238 Seiten in gr. 8vo.

Die zweyte Auflage dieses Werks, über welches schon in einem der vorhergehenden Theile der Allg. deutschen Bibl. ein Urtheil gefällt worden, unterscheidet sich von der ersten Auflage durch zwey eben nicht sehr wichtige Zusätze, von welchen der erste von dem handelt, was bey der veränderten Chargirung noch zu beobachten ist, und der zweyte von einigen Regeln, welche der seelige General v. Saldern bey dem Exerziren seiner Inspektion befolgt wissen wollte. — Der Herausgeber dieses an und für sich schon vortreflichen Werks würde sich das militärische Publikum noch mehr verpflichtet haben, wenn er sich hätte die Mühe nehmen wollen, die Sprache, welche an mehreren Orten so sehr fehlerhaft, manchmal unverständlich ist, zu verbessern. Wenigstens bey dieser zweyten Auflage hätte er das Buch in einem anmuthigern Kleide können an's Licht treten lassen.

Wg.

Des Herrn Generalmajor von Warnery sämmtliche Schriften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Dritter Theil Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. 1786. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Die

Dieser Theil enthält den zweyten Theil der Commentaires sur les Commentaires de Turpin sur Montecuculi. Wir finden keine Ursache, unser über die ersten Theile gefälltes Urtheil zu ändern. Die Uebersetzung läßt sich lesen, und ist nicht ganz schlecht. Einige Fehler muß man billig übersehen, als S. 159. Eine mit weißen Zwirn zusammengenähte Politik; statt eine schlecht angelegte, leicht zu durchschauende Politik. Was soll das heißen: sich auf gut Champelotsch duelliren? Auch Hr. Serbelloni: statt der Graf Serbelloni, klingt sehr seltsam. Aber eine Kenntniß der Sachen, wodurch solche verkehrte Ausdrücke hätten vermieden, oder gar die von dem Verf. falsch geschriebnen Namen verbessert werden können; als General Grumbkow statt Grumkai; Schmirsitz statt Schmirschitz u. dgl. muß man von dem Uebersetzer nicht erwarten. So hoch versteigt er sich nicht. Was von Planen und Erläuterungen auf dem Titel steht, ist ein artiger Spaß. Dieser Theil enthält nichts als ein dürftiges Plänchen von einer imaginirten Stellung und Attaque bey Ramillies, und auch nicht eine einzige Erläuterung oder Anmerkung; ob sich gleich tausend Gelegenheiten dazu gefunden hätten. Aber sagen und thun, sind zwey sehr verschiedene Dinge. So leicht das eine ist, so schwer ist das andere.

Pb.

Allgemeine Vorschriften und Befehle für die Truppen Sr. K. Großbritannischen Majestät. Aus dem Englischen übersetzt. Hannover, bey Helwing. 1786. 5 Bog. 8.

Wenig Truppen in der Welt haben so eine bewundernswürdig gute Anlage, vortrefflich zu werden, als die Englischen, und wenige sind dennoch, den eigentlichen Augenblick des Gefechts ausgenommen, schlechter und unfähiger Krieg zu führen. Daran ist die Käuflichkeit der Stellen, und die daraus entspringende Unabhängigkeit und Eigenwilligkeit der Offiziere hauptsächlich Schuld. Unter andern höchst seltsamen Einrichtungen ist auch diese, daß das Exerziren und Manövriren der Truppen gänzlich von dem Regimentschef abhängt; daher jedes englische Regiment so zu sagen seine eigne

Taktik und sein eignes Exercierreglement hat. Ich sage: hat; denn durch gegenwärtige Schrift ist dem Dinge nicht abgeholfen. Außer einigen wenigen Regeln, von der Art, wie es beym Schwenken, und Bataillonsmarsch gehalten werden soll, die aber weder richtig noch einmal recht bestimmt sind, und ein geringes von der Dressur des einzelnen Mannes, bezieht sich alles lediglich auf die Musterung. In Ansehung dieser ist alles mit großer Genauigkeit, ja sogar Weitläuftigkeit bestimmt. Hingegen sind die wenigen taktischen Vorschriften, von der höchsten Oberfläche der preußischen Veranstaltungen, die irgend ein englischer Officier bey einer Revüe erblickt hat, abgeschöpft und zwar ohne gehörige Einsicht. Sie sind auch nicht bestimmt; z. B. man giebt es den Offiziers anheim, ob sie mit stehendem oder mit fortrutschendem Schwenkpunkte wollen schwenken lassen. Erstlich wird gar nicht dabey gesagt, worin beydes unterschieden, und was bey beyden zu beobachten ist, damit die Distanzen nicht verlohren gehen; 2tens muß doch eins als allgemein zu beobachten bestimmt werden. Aber was brauchen wir uns doch bey einem Buche aufzuhalten, woraus der deutsche Soldat doch weiter nichts lernen kann, als wie weit sein englischer sonst so braver Kamarad in dem Kriegswesen noch zurück ist. Dabey wird man sich nicht genugsam wundern können, daß dennoch einige deutsche Truppen sich die englischen als Vorbilder wählen. Die Uebersetzung ist recht gut gerathen, und von einem sachverständigen Mann. Einige Wörter hat er nicht verstanden, und das englische dabey gesetzt. S. 20. heißt Ordered (vom Gewehre) angezogen halten. S. 41. the original position ist weiter nichts als die erste, ursprüngliche Stellung, wie man unter dem Gewehre steht. S. 42. eben ist the position of trailing, das, was die Oesterreicher in ihrem Reglement das Gewehr in der balance tragen, nennen, wie es der Gefreyte trägt, wenn er aufführt. Returns heißen Rapports und nicht Bezahlungen S. 77. Und Comptrollers Office S. 74. hätte können durch Montirungskommission oder noch besser Musteramt gegeben werden. Daß aber bey dem Worte Befehlshaber oder Commandeur immer Commanding-Officer steht, hat uns gewundert, als wenn das so schwer zu übersetzen wäre. Commanding-Officer ist der jedesmal befehlhabende Officier, welches bey den Engländern ein nothwendiger Ausdruck ist, da bisweilen alle Staabsoffiziers vom Regiment weg sind, und irgend ein Kapitän, der

anwe-

anwesende Aelteste, das Kommando führen muß. Diesen kann man nun freylich sehr uneigentlich zu Deutsch den Kommandeur des Regimentes nennen, allein warum sollte man nicht den Ausdruck, befehlshabender Offizier brauchen? Das wäre alles, was zur Berichtigung der Uebersetzung dienen möchte.

Widerlegung der im teutschen Merkur im Monath Junius und Julius des 1785 Jahres eingerückten Beobachtungen eines Wanderers durch Deutschland das Sächsische Kriegswesen betreffend. Von einem Chursächsischen Infanterie-Offizier. Langensalze, bey Zolling. 1786. 5 Bog. 8.

Man kann es einem Sächsischen Offizier nicht verdenken, wenn er gegen das, was in jenen Briefen gesagt wurde, sein Vaterland in Rücksicht auf seinen Stand vertheidigt. Dieß geschieht auch hier mit vieler Billigkeit, Mäßigung, Anständigkeit, und so gut als es nur möglich ist. Die schwachen und schiefen Urtheile des Gegners sind hier und da recht gut auseinander gesetzt. Ein einziges gefällt uns nicht, das ist: daß der Verf. ein paarmal angiebt, man sollte die Urtheile an dem Verf. oder Herausgeber ahnden. Er eifert zwar ganz recht über den Unfug, der mit Reisebeschreibungen getrieben wird. Jeder-Geck schreibt da seine Meynungen von Menschen und von Dingen hin, nachdem er in dem Lande gegessen, getrunken und verdauet, auch etwa viel oder wenig bezahlt hat; und erzählt dabey, was ihm vors Maul kömmt. Das Ding ist arg. Wenn dazu ein solcher sich untersteht, von einem Corps Offiziers zu urtheilen, so ist es auch letzterm allenfalls sehr leicht, den Wurm zu erdrücken und zu zermalmen. Aber es ist weit edelmüthiger, so etwas zu verachten, und daß die Obrigkeit etwa solche Dinge verböthe, das ist wegen anderweitige Folgen, gar nicht zu wünschen.

Daß der Hr. Wanderer seine Urtheile oben abgeschöpft hat, daß sie schief, voller Unkunde der Dinge sind, sieht man ihnen gleich an; wie viel nun aber daran wahr seyn mag, das ist eine andre Frage. Einiges ist immer ganz gewiß, wie es der Hr. Widerleger selbst hier eingestehen muß. Wir wollen nur eins bemerken. Daß es viele sehr brave und einsichtsvolle

Offiziers in der Chursächsischen Armee gebe, daran ist kein Zweifel. Daß aus dem Sachsen ein recht guter Soldat gemacht werden kann, das ist wieder gar keine Frage. Wenn wir uns aber etliche Jahrhunderte in die Zukunft versetzen, um aus diesem Gesichtspunkte die Frage zu betrachten: Ob die Sächsische Völkerschaft in Deutschland eine von denen war, die sich von der kriegerischen Seite hervorthat? Wenn wir dann die Antwort, nicht in elenden Reisenschmierern, sondern unpartheyisch in der Geschichte suchen; aufrichtig gesprochen: wie kann sie ausfallen? Und woher mag es kommen, daß sie, wenigstens bis auf die jetzige Periode, würklich mit Nein beantwortet werden muß? An der Disciplin, insofern diese in Stockschlägen besteht, hat es gewiß nicht gelegen. Man erinnere sich nur an den Obersten von Conde, so wird man das gestehen müssen. An der Taktik auch nicht. Die Sächsische weicht freylich der heutigen Preußischen. Aber vor und im Krieg von An. 40. und selbst später noch, war die Sächsische Taktik wie die von allen Nationen. Wir können keine andre Ursache finden, als daß der Soldatenstand in Sachsen niemals genugsam geehrt, geliebt und distinguirt worden ist, um sich recht empor zu schwingen. Deswegen ergiessen ihn wenig Sachsen aus Neigung; und wenden auch weniger die Verstandesfähigkeiten, durch die sie sich sonst so sehr auszeichnen, auf diesen Gegenstand. Es ist eine ausgemachte Wahrheit, nur ein recht militärischer Landesherr kann recht vortreffliche Truppen bilden. Bey dieser Gelegenheit müssen wir eine Stelle des gegenwärtigen Aufsatzes erwähnen, die wir, wenn wir ihn gleich im Ganzen billigen, doch nicht ohne einiges Lächeln haben lesen können. Der Verf. zeigt, daß der jetzige Churfürst die Armee ganz und gar nicht aus den Augen läßt; setzt aber dabey S. 74. hinzu: „Hat denn „aber ein großer Herr, der beynahe zwey Millionen Men„schen beherrscht, keine wichtigern Geschäffte, als beständig „mit den Soldaten zu spielen, Wachtparaden selbst zu com„mandiren und Ronden zu thun? Gewiß ist seine Zeit zu „edel dazu.“ Dieses, bey dem beständigen Gegensatz und Vergleich mit den Preußischen Kriegsanstalten klingt ein wenig sonderbar. Regierte nicht Friedrich der II. beynahe 6 Millionen Menschen? Und wie? Verehrungswürdig ist mir der Churfürst von Sachsen, den seine Unterthanen lieben, loben und segnen. Aber Er würde es gewiß selbst für die schändlichste Schmeicheley halten, wenn man sagte, Er regiere

den

den nichtmilitärischen Theil seiner Unterthanen mit größerer Sorgfalt, als der göttliche Friedrich eben denselben in seinem weit größern Staaten regierte. Also bliebe dem Churfürsten, wenn er wollte, gewiß immer noch so viel Zeit übrig, sich so mit seinem kleinen Heere zu beschäfftigen, als Friedrich mit seinem weit größern. Aber das ist nun einmal nicht Ton und Geist des sächsischen Staats. Wenn er das jemals seyn wird, so kann das Heer vortrefflich werden, daran ist kein Zweifel.

Die Wahrheit dessen, was wir hier gesagt haben, ist gewiß einleuchtend, und kann also nichts Beleidigendes enthalten, welches auch von unserer Meynung gänzlich entfernt ist, und wir hoffen, billige Leser, selbst unter den sächsischen Truppen, werden uns hierinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Wk.

---

4. Haushaltungswissenschaft.

Anleitung, wie auf eine leichte Art alle nur mögliche Feuerungen zur Holzersparniß eingerichtet werden können, um dadurch der jedem Lande höchst verderblichen Holzverschwendung Einhalt zu thun; lediglich auf Erfahrungen gegründet, von Heinrich Jachtmann. Mit dazu gehörigen Kupfern. Erster Theil. Berlin, bey Spener, 1786. 168 S. gr. 8.

Es ist bekannt, daß die in dieser Schrift abgehandelte Materie schon manche Untersuchungen, Erörterungen und Vorschläge veranlaßt hat; und doch müssen wir sie als in ihrer Art einzig, und einer vorzüglichen Aufmerksamkeit würdig empfehlen. Das ist sie theils in Ansehung der Gründlichkeit, Sachkenntniß, Ordnung und Vollständigkeit, mit welcher der darin behandelte Gegenstand vorgetragen ist; theils auch in Rücksicht auf ihren Verfasser, der kein Gelehrter von Profession, sondern Schornsteinfeger in Berlin ist, aber sich durch ungemeine Einsichten, durch den seltensten Scharfsinn,

und durch ungewöhnlich reifes Nachdenken gar sehr ausgezeichnet. Je seltner, oder vielmehr einziger ein Beyspiel dieser Art ist, desto auffallender muß es seyn; und desto einleuchtender beweist es, welche treffliche Wirkungen es hat, wenn physikalische Kenntnisse, und Lust, sich aus Büchern zu unterrichten, sich auch bis auf die Handwerker verbreiten, und von ihnen auf eine so zweckmäßige, für das gemeine Wohl so ersprießliche Art benutzt werden.

In der vorausgeschickten Einleitung werden die Nachtheile einer zu großen Consumtion des Holzes für den Staat sehr einleuchtend dargethan, und zugleich wird die Nothwendigkeit solcher Vorschläge gezeigt, wodurch diesen Nachtheilen kann abgeholfen werden. Gerade in holzreichen Gegenden sollte man die Holzersparung zuerst einführen, und mit Verbesserung der Feuerungen des Landmannes den Anfang machen. Jene, aus einem verschwenderischen Holzaufwande entstehenden Nachtheile für den Staat sind theils der Verlust an eigenthümlichem Vermögen, theils die schwächere Betreibung des Handels, die Hindernisse der Bevölkerung durch die Vergrößerung des Forstlandes, die durch häufig angelegte Schonungen verminderten Viehweiden, und endlich die Krankheiten, welche für die Bewohner großer Städte, wegen des Mangels an Holz, unvermeidlich sind. — Was der V. in seiner Schrift selbst vorträgt, sind nicht leere Ideen, oder bloße Speculationen, die kostbare, und vielleicht vergebliche Versuche veranlassen könnten; sondern Resultate einer vieljährigen Erfahrung, ohne alle zudringliche Anmaaßlichkeit, ohne alles eitle Gepränge, sehr bescheiden, und dabey überaus gründlich und faßlich, vorgetragen. Wie ernstlich aber dem Verf. die Beförderung seiner guten Sache am Herzen liegt, sieht man unter andern auch daraus, daß er zur Verschaffung brauchbarer und holzersparender Feuerungen für den Landmann nicht bloß durch seine Vorschläge, sondern selbst durch das edle Anerbieten mitwirkt, daß er demjenigen, der nach seiner hier angegebenen, oder jeder beliebigen Idee einen Ofen für den Landmann erfinden wird, der nicht über 5, höchstens 6 Rthlr. kostet, ohne Blase oder Pfanne, worin Wasser für das Vieh gekocht wird, der aber zur täglichen Heizung nicht über 40 Pfund Knuppel- Raff- oder Leseholz erfodert, wobey zugleich gekocht werden kann, ohne daß dadurch dem Hause Rauch verursacht wird, acht Friedrichd'or aus seinen Mitteln, als eine kleine Schadloshaltung für die angestellten Versuche, verspricht.

Auch

Auch wünscht er genaue Beobachtungen über den Bedarf des Holzes bey den jetzt gebräuchlichen Oefen, vorzüglich zu Brau- und Brennereyen, und andern Handthierungen, welche mit Feuer betrieben werden, zu ersparen. Eine Beyhülfe, zu der auch wir unsers Theils jeden, der sie leisten kann, um so dringender auffodern, je zweckmäßiger und wohlthätiger sie unstreitig von einem so einsichtsvollen und gutdenkenden Manne wird benutzt werden.

Von dem Werke selbst läßt sich nicht wohl ein Auszug liefern, da die darin abgehandelten Materien in ihrem ganzen Umfange und Zusammenhange gelesen und erwogen werden müssen, vieles auch, ohne die beygefügten Kupfertafeln, nicht verständlich genug seyn würde. Nur das Vornehmste des Inhalts wollen wir kürzlich anführen. Der Verf. geht von sehr faßlich vorgetragenen Grundsätzen und Erläuterungen aus, welche die Natur des Feuers, die Entstehung desselben, die Wirkung der Luft auf dasselbe, und die Umstände betreffen, worauf man bey Anlegung holzersparender Feuerungen vorzüglich zu sehen hat. Sodann handelt er von der Entzündung des Rauchs; von der Entstehung des Zuges; von der Ausdehnung der Luft durch die Dünste; der Hervorbringung des künstlichen Zuges; den Graden der Erhitzung und Abkühlung der Körper; von den Haupteigenschaften eines holzersparnden Ofens; von den Unvollkommenheiten der bisherigen Oefen, auch derer, die man für die Holzersparung nützlich glaubte; von der Abhelfung der Uebel, welche aus den abgesetzten Feuchtigkeiten entstehen; von der vortheilhaftesten Einrichtung der Schornsteine, der Züge, der Anbringung solcher Körper, welche Wärme in sich saugen; der Erwärmung und Abtrocknung der Luft im Zimmer durch Cylinder, u. s. f. Hierauf werden verschiedne von dem Verf. rathsam befundene Oefen beschrieben, wodurch wiederum mannigfaltige und sehr gemeinnützige Erinnerungen über die Holzersparung, die beste Art des Einheizens, die Verbesserung der Luft in Zimmern und dergl. veranlaßt werden. Zuletzt giebt der Verf. auch noch Anschläge der Kosten von viererley Ofengattungen. — Der zweyte, bald zu hoffende Theil, dieses schätzbaren Buchs wird den Rest der Erfahrungen, Versuche und Vorschläge des Verf. über diesen Gegenstand enthalten.

Fl.

Anleitung zu einer nützlichen und dauerhaften Bienenzucht. Mit 3 Kupfertafeln. Tübingen, bey Heerbrandt. 1786. 248 S. in 8.

Ein überaus nützliches Bienenbuch; daher wir seiner bereits gedenken wollen.

In der Vorrede, wie wir am Schlusse dieses anzeigen werden, erklärt sich der würdige Verfasser, warum er sich nicht genannt habe. Wir wollen ihn, da er wichtige Ursachen dazu hat, vor der Hand auch nicht nennen, sondern bloß anzeigen, was Gutes in seiner Schrift stehe; aber auch dessen, was einer Berichtigung bedarf, nicht vergessen. Statt daß im Winter 1783 nach der gewöhnlichen Behandlungsart mancher die Hälfte, bis zu ⅔ seiner Stöcke verlohr, so giengen dem Hrn. Verf. von etlichen vierzig Stöcken, nach seiner Methode behandelt, nicht ein einziger ein. Das war viel, und erhebt seine Bienenpflege sehr. Noch sagt der Verf.: „Riem's, Hampels auch Christ's Bienenschriften sind meine Wegweiser gewesen.“ Ihm waren sie in der Schreibart deutlich; und wo solche in einem oder dem andern nicht genug von Landleuten, denen er diese Schriften und endlich auch seine Anleitung gab, verstanden wurden, das änderte er hier, — und glücklich; — ab.

In der allgemeinen Literaturzeitung d. J. No. 217. wird gesagt, daß auch Rhamdor des B. Mann sey, (bey dem er in der Hauptsache bleibe;) allein dieser Recensent muß sehr irren, und Hampeln mit Rhamdören verwechselt haben. Hampel, den er zwar nicht nennt, kommt sehr oft als einer seiner Hauptmänner vor; Rhamdor aber wird selten, und zwar S. 137 nur als Nachahmer der Riem'schen Magazinspflege angeführt. Rhamdor ist uns verehrungswerth; aber doch ist's löblich, Ehre, dem Ehre gebührt, zu geben. Hampel ists also, wo der V. in der Hauptsache zunächst obgedachten zweyen Lehrern gleich bleibt. — In Sachen, die streitig sind, sagt der Verfasser, bin ich meist Hr. Riem gefolgt: so wie er auch S. 104 den Hrn. Consistorialrath Schulze zu Weimar zum Beweise aufstellt.

In Rücksicht der Schreibart und des Ausdrucks ist der Verf. sehr plan und verständlich, nur vermissen wir, daß manchen Provinzialwörtern nicht allgemein verständliche Namen, allenfalls eingeklammert, beygefügt worden: z. B.

Schließ

ießen, Im, und so mehr; so deutlich uns auch man-
t, so kann es doch nicht jeder verstehen; daher es — so
wir dergleichen Kleinigkeiten gern tadeln mögen — bes-
, Namen zu erwählen, die man in allen Wörterbu-
findet; denn des Verfassers Buch wird auch außer Schwa-
gierig gelesen werden; wenigstens verdient sein Buch
lches.
Albernes, worunter der Verf. das unnütze Einschlä-
Vergraben, und die Vorschrift zum Wachsbaue für jun-
hwärme mit allem Recht rechnet, findet man wirklich
em Buche nichts. Die Hauptrubriken also anzuzeigen
ür unsere Leser genug seyn, wenn wir auch nur einige
rkungen hinzufügen. I. Kap. Von den Geschlechts-
der Bienen. §. 1—22. S. 13—39. Recht gut aus-
itet. II. Kap. vom Ankaufe der Stöcke. §. 23
S. 39—49. desgleichen. III. K. vom Bienenstan-
31—44. S. 49—62. Nicht weniger. IV. K. von
Bienenwohnungen. §. 45—60. S. 62—77. gleicher-
V. K. von den nöthigen Geräthschaften. §. 71.
1 heißen) bis 72. S. 77—88. Eben so. Hierin wird
das Roßmarinöhl wider den Bienenstich, als etwas,
Probe einigermaßen halte, angegeben. Der Verf. hat
Riem's Bienenbibliothek II. B. S. 107. entlehnt.
Eigenthum gehört dem Hrn. Pastor Weßler, wie in
Bienenbiblioth. angezeigt worden. VI. K. vom Reini-
n Frühjahre, §. 73—81. S. 89—95. VII. K. vom
rn. §. 82—92. S. 95—107. Besonders befolgenswerth.
K. vom Rauben. §. 93—105 S. 108—121. Jeder-
zu empfehlen. IX. K. vom Untersetzen. §. 106—
S. 122—128. Richtigste Behandlung. X. K. von
chen Stöcken. §. 114—120. S. 129—137. Ganz bey-
erth. XI. K. vom Verpflanzen in Magazinskörbe.
—133. S. 137—151. Dieß Kapitel zeugt von des
großer Kenntniß, und wie trefflich er seine Lehrer ver-
, XII. K. vom Schwärmen. §. 134—162. S.
160. Hier findet man die richtigsten Ideen, und was
erf. wider Pösel'n sagt, ist hier, wie überall, sehr ge-
t. Auch mit Krünitzen und Christen ist der Verf.
nchen Stücken nicht zufrieden, z. B. S. 20 und 67
hien, als Praktikus, will er begangene Fehler fast
verzeihen; mit dem ersten geht er glimpflicher um, und
ich Recht, daß ers thut; denn Hr. Krünitz gab das,
was

Anleitung zu einer nützlichen und dauerhaften Bienenzucht. Mit 2 Kupfertafeln. Tübingen, bey Heerbrandt. 1786. 248 S. in 8.

Ein überaus nützliches Bienenbuch, daher wir seiner weiter gedenken wollen.

In der Vorrede, wie wir am Schlusse dieses anzeigen werden, erklärt sich der würdige Verfasser, warum er sich nicht genannt habe. Wir wollen ihn, da er wichtige Ursachen dazu hat, vor der Hand auch nicht nennen, sondern bloß anzeigen, was Gutes in seiner Schrift stehe, aber auch dasjenige, was einer Berichtigung bedarf, nicht vergessen. — [illegible] im Winter 1783 nach der gewöhnlichen Behandlungsart mancher die Hälfte, bis zu ⅔ seiner Stöcke verlohr, so giengen dem Hrn. Verf. von etlichen vierzig Stöcken, nach seiner Methode behandelt, nicht ein einziger ein. Das war viel, und erhebt seine Bienenpflege sehr. Noch sagt der Verf.: „Riems, Hampels auch Obrist's Bienenschriften sind meine Wegweiser gewesen." Ihm waren sie in der Schreibart deutlich; und wo solche in einem oder dem andern nicht genug von Landleuten, denen er diese Schriften und endlich auch seine Anleitung gab, verstanden wurden, das änderte er hier, — und glücklich; — ab.

In der allgemeinen Literaturzeitung d. J. No. 217. wird gesagt, daß auch Rhamdor des V. Mann sey, (bey dem er in der Hauptsache bleibe;) allein dieser Recensent muß sehr irren, und Hampeln mit Rhamdoren verwechselt haben. Hampel, den er zwar nicht nennt, kommt sehr oft als einer seiner Hauptmänner vor; Rhamdor aber wird selten, und zwar S. 137 nur als Nachahmer der Riem'schen Magazinspflege angeführt. Rhamdor ist uns verehrungswerth; aber doch ist's löblich, Ehre, dem Ehre gebührt, zu geben. Hampel ists also, wo der V. in der Hauptsache zunächst obgedachten zweyen Lehrern gleich bleibt. — In Sachen, die streitig sind, sagt der Verfasser, bin ich meist Hr. Riem gefolgt: so wie er auch S. 104 den Hrn. Consistorialrath Schulze zu Weimar zum Beweise aufstellt.

In Rücksicht der Schreibart und des Ausdrucks ist der Verf. sehr plan und verständlich, nur vermissen wir, daß manchen Provinzialwörtern nicht allgemein verständliche Namen, allenfalls eingeklammert, beygefügt worden: z. B.

Schließ

Schließen, Imm, und so mehr; so deutlich uns auch manches ist, so kann es doch nicht jeder verstehen; daher es — so wenig wir dergleichen Kleinigkeiten gern tadeln mögen — besser ist, Namen zu erwählen, die man in allen Wörterbüchern findet; denn des Verfassers Buch wird auch außer Schwaben begierig gelesen werden, wenigstens verdient sein Buch ein solches.

Albernes, worunter der Verf. das unnütze Einschläfern, Vergraben, und die Vorschrift zum Wachsbaue für junge Schwärme mit allem Recht rechnet, findet man wirklich in diesem Buche nichts. Die Hauptrubriken also anzuzeigen wird für unsere Leser genug seyn, wenn wir auch nur einige Anmerkungen hinzufügen. I. Kap. Von den Geschlechtsarten der Bienen. §. 1—24. S. 13—19. Recht gut ausgearbeitet. II. Kap. vom Ankaufe der Stöcke. §. 25—30. S. 19—49. desgleichen. III. K. vom Bienenstande. §. 31—44. S. 49—62. Nicht weniger. IV. K. von den Bienenwohnungen. §. 45—60. S. 62—77. gleichermaßen. V. K. von den nöthigen Geräthschaften. §. 71. (soll 61 heißen) bis 72. S. 77—88. Eben so. Hierin wird S. 89. das Roßmarinöhl wider den Bienenstich, als etwas, das Probe einigermaßen halte, angegeben. Der Verf. hat es aus Riem's Bienenbibliothek II. B. S. 102. entlehnt. Dieß Eigenthum gehört dem Hrn. Pastor Weßler, wie in der Bienenbibliothek angezeigt worden. VI. K. vom Reinigen im Frühjahre, §. 73—81. S. 89—95. VII. K. vom Futtern. §. 82—92. S. 95—107. Besonders befolgenswerth. VIII. K. vom Rauben. §. 93—105. S. 108—121. Jedermann zu empfehlen. IX. K. vom Untersetzen. §. 106—113. S. 122—128. Richtigste Behandlung. X. K. von schwachen Stöcken. §. 114—120. S. 129—137. Ganz beyfallswerth. XI. K. vom Verpflanzen in Magazinskörbe. §. 121—133. S. 137—151. Dieß Kapitel zeugt von des Verf. großer Kenntniß, und wie trefflich er seine Lehrer verstanden. XII. K. vom Schwärmen. §. 134—162. S. 152—160. Hier findet man die richtigsten Ideen, und was der Verf. wider Pösel'n sagt, ist hier, wie überall, sehr gegründet. Auch mit Krünitzen und Christen ist der Verf. in manchen Stücken nicht zufrieden, z. B. S. 20 und 67 dem letzten, als Praktikus, will er begangene Fehler fast nicht verzeihen; mit dem ersten geht er glimpflicher um, und hat auch Recht, daß ers thut; denn Hr. Krünitz gab das,

was

was er schrieb, nicht für eigene Erfahrung oder untrüglich aus, sondern lieferte blos Auszüge aus den unzähligen Bienenschriften; denn selbst war er nicht Praktikus in diesem Fache, gab sich auch nicht dafür aus. XIII. K. vom Ablegen. §. 163—180. S. 181—197. Auch ohne daß der Verf. gesagt hätte: „Nachdem ich fast alle Arten von Ablegern gemacht hatte, und folglich aus der Erfahrung urtheilen konnte, welches die besten Arten seyn, so behielt ich die Riemische Manier:" würden wir doch seinem Verfahren aus voller Ueberzeugung Beyfall gegeben haben. Diese von ihm angeführten und bewährt gefundenen Methoden beschreibt der Verf. auch sehr begreiflich. XIV. Kap. vom Honig- und Wachsärndten. §. 181—189. S. 198—207. Da den V. Erfahrung leitete, so kann er auch hierüber richtig schreiben. XV. K. von den Krankheiten. §. 190—195. S. 208—217. Gleichfalls. XVI. Kap. von der Weisellosigkeit. §. 196—206. S. 218—229. Der Naturforscher und Oekonom kann hierinn gegründete Nahrung finden; von uns hat er den Beyfall ganz. XVII. K. von den Feinden der Bienen. §. 207—215. S. 230—644. Hier führt der V. die Schwalbe entgegen Dücher und Riem als Bienenfeinde auf. Wir befriedigen uns um so mehr darüber, als Riem solche Beweise foderte: doch hätten wir vom V. erwartet, daß er angezeigt, welche Art von Schwalben es war, die ihm Bienen wegfiengen? denn nicht das ganze Geschlecht ist bienenfressend. Was der Verf. vom Storche S. 236 sagt, und sich nicht erinnert, wo ers gelesen habe, daß derselbe bienenraubend geschossen worden, wollen wir ihn berichtigen helfen. Es steht im XVIII. Bande unsrer Bibliothek, in der Recension über Riems Schrift, geprüfte und verbesserte Bienenpflege für alle Landesgegenden, die im Jahr 1771 gedruckt ward. Die Seite ist uns gerade nicht beyfällig, da wir diesen Band der Bibl. nicht vor uns haben; aber ein großer Kenner, der Hr. geheime Finanzrath von Wöllner, ist Entdecker und Garant desselben; nicht aber der Hr. von Lüttichau, wie der V. meynt. XVIII. Kap. vom Ueberwintern. §. 216—221. S. 244—248. Durchaus so, als wenns uns der V. aus der Seele geschrieben hätte.

Uebrigens müssen wir die Kupfer eben so mit unserm Beyfalle beschenken, als wir eben nicht misbilligen können, daß sich der Verf., wie wir oben schon sagten, nicht genannt

hat,

hat, das, was derselbe im Schlüßen seiner Vorrede zu seiner Entschuldigung, oder vielmehr Rechtfertigung anführt; indem er sagt: „Herr **Riem** hat in seiner Bienenbibliothek etlichemal denjenigen Vorwürfe gemacht, die bey Bienenschriften ihren Namen nicht beygesetzt haben; ich versichere aber das Publikum, daß ich dieß gern gethan haben würde, wenn mich nicht wichtige Ursachen davon abgehalten hätten, die ich zu einer andern Zeit, ohne Zurückhaltung werde angeben können. Uebrigens versichere ich einen jeden, der diese Anleitung liest, daß er sich eben so sehr auf die Zuverlässigkeit und praktische Gewißheit derselben verlassen darf, als wenn mein Namen mit großen Buchstaben vorgedruckt wäre.“ Dieß genügt uns vollkommen, und so viel wirs erklären können, meynte es **Riem** nur von den Schriftstellern, die sich bey ungegründeten Streitschriften mit Fleiß verbergen. Wer gegründete Sachen vorträgt, und sich aus Bescheidenheit nicht nennt, ist immer eher zu loben, als zu tadeln: und in diese Klasse gehört der Verfasser, den wir als einen grossen Meister in der Bienenpflege und deren Beschreibung erklären.

Sm.

Oekonomisch-praktische Anleitung für das Landvolk, durch Anbauung der Futterkräuter, und durch vor[illegible] Bearbeitung der Felder, wohlhabend zu werden. 1786. München, im Selbstverlag. 8. 138 S.

[illegible], vom Freyherrn von Bischbach [illegible], Hofkammerrath in Neuburg. 1786. 96 S. in 8.

Die erste Abhandlung ist vom Herrn **Baumann**, Mitglied der Pfalzbaierischen ökonomischen Gesellschaft: dieß entdeckt die Vorrede. Der Verf. kann viel liefern, das weiß man schon; daß aber das meiste nur Compilation ist, sieht jeder, der Lektüre in ökonomischen Schriften besitzt. Indessen hat er zum Futterkräuterbau die besten Quellen gewählt, und solche auch genannt, z. B. Hr. H. **Schubart**, Hr. D. **Riem** ic.

18, 19, 20 und 21) Vom Lehm, Thon, Gyps, Moor und andern Boden, enthält gute Bemerkungen, doch nicht alles genug bestimmt, wie z. E. vom Gypse; welches aber Riem näher aus einander gesetzt hat. In diesem Stücke ist Krämer nicht genug Mineralog. 22, 23, 24) Vom Weinbaue. Hier wird trefflich gelehrt, und besonders der Steinkohlendach-schiefer als kalkartig und absorbirend zur Fruchtbarmachung eines kalten Bodens angepriesen, gezeigt, wie es möglich und vortheilhaft sey, dem Ackerbaue Hände zu entziehen, und auf den Weinbau zu verwenden, ohne jenem zu schaden, u. s. w. 25) Erfolg — in Siegelbach. War wohl ein wenig Unwillen; den aber Riem in einer Anmerkung mäßiget. Mittelstraße und liebe deinen Nächsten! 26) Der Kleebau soll allein, ohne alle Wiesen und Weiden, im Stande seyn, den Fruchtbau zu erhöhen. Darin geht der Verf. zu weit, und sollte es mit seinem Freunde Riem halten, der die guten Wiesen und die Verbesserung der schlechten als den ersten nothwendigen Schritt hält, und die Futterkräuter dann nach Advenant zufügt. — 27) Von der schon gedachten Futterpflanze und ihrer Erklärung. Sonderbar, daß das Rindvieh diese schöne und im schlechtesten Sande gut gedeihende Pflanze nicht sehr gern frißt. 28) Von Nützlich- und Nothwendigkeit richtiger Bilanzen. Bey jeder Produktenerzeugung sehr nöthig. 29) Von der Vortrefflichkeit der Pfalz, besonders der Mittelpfalz. 30 und 31) Vom Inspector der Landwirthschaft nach dem Vorschlage des am 5ten März dieses Jahres zu früh, obwohl in einem Alter von 60 Jahren verstorbenen Hr. von Pfeifers. 32) Von der Kreideerde, zu den übrigen Erdarten eigentlich zu rechnen. 33, 34) Errichtung einer Düngergrube, die so viel Dünger liefert, als man verlangt, und vom Gebrauch des Düngermittels, das, als Asche getrocknet, auf die Felder gestreuet wird. Riem empfiehlt es für den Klee vorzüglich. 35) Entschuldigung des V. wegen der zuweilen vernachlässigten Schreibart, welche wohl nöthiger bey seinen neueren Schriften in Schubarts Briefwechsel gestanden hätte; denn würklich hat sein Freund hier ja alles mögliche verbessert, auch selbst in einem Nachtrage seine bessere Versorgung angezeiget, und ohne daß er selbst die ihm vor vielen anvermeynte Ehre, als habe er Krämern so ansehnlich versorgt, behalten, sondern sie gern dem belassen wollen, dem sie gebühret: Schubarten, nach dessen Plan er auch wirthschaften soll; aber wohl selbst Kopfs genug haben wird,

wird zu unterscheiden, was von Schubarts neu seyn sollenden Lehren lokal taugt oder nicht?

Bh.

Nachrichten.

Aus Basel wird eine Sammlung der vorzüglichsten englischen Geschichtschreiber, Weltweisen und Dichter, aus J. J. Thurneisens Presse, angekündigt. Das erste Werk wird Gibbon's history of the decline and fall of the roman empire seyn, darauf wird Shaftesbury's Characteristick's folgen. In der Ankündigung ist eine Probe des Druckes beygefügt, welche mit dem, der Oeuvres de Voltaire Basler Edition übereinstimmt. Subscription nimmt die Ettingersche Buchhandlung in Gotha an. Monatlich soll ein Band erscheinen.

Beförderungen.

Hr. Herz Homberg, ein Freund Mendelssohn., und der Erzieher seiner Söhne, begab sich vor einigen Jahren von Berlin nach Wien. Er meldete sich daselbst unter andern bey den öffentlichen Concursen zu der Stelle eines Repetenten der Philosophie für die adelichen Stiftlinge bey der Universität zu Wien. Er bestand im Concurse unter den übrigen Concurrenten, am besten. Er bekam aber die Stelle nicht, mit dem Bedeuten: „Ein Jude könne diese Stelle nicht „erhalten, weil die Philosophie allzunahe mit der Theologie „verwandt wäre.“ Jetzt ist dieser würdige Gelehrte zum Direktor der jüdischen Schulen in Lemberg mit 800 Rthlr. Gehalt berufen worden.

Hr. D. Muzel, Prof. der Theologie zu Duisburg, geht in derselben Qualität und als Prediger nach Frankfurt an der Oder. Eben dahin kommt auch Hr. Christian Friedrich Gloner, bisheriger Prediger bey der Evangelisch-Reformirten Gemeine zu Berlin.

Der bisherige Hr. Hofrath und ordentlicher Professor der Medicin zu Halle, Hr. D. Philipp Adolf Böhmer, ist zum Königl. Preußischen geheimen Rath, mit Dispensation von Chargen- und Stempelgebühren, ernannt worden.

Todesfälle.

1787.

Am 29sten Januar starb zu Rendsburg Hr. Konsistorialrath Wolf Christian Matthäi, in einem Alter von etlich und 50 Jahren.

Am 7ten Februar starb zu Braunschweig Hr. Johann Friedrich Gräfe, Herzogl. Kammer- und Postrath, im 76sten Jahre seines Alters. Er ist durch verschiedene gut aufgenommene musikalische Arbeiten bekannt.

Den 28sten Febr. starb zu Bern in seinem 57sten Jahre, der durch verschiedne Schriften rühmlich bekannte Hr. Bibliothekar Sinner.

Am 21sten April starb zu Helmstädt Franz Dominicus Häberlin, Prof. des Staatsrechts und der Geschichte im 68sten Jahre seines Alters. Seine deutsche Reichsgeschichte vertritt mehr die Stelle einer Quelle als eines Hülfsmittels, einer Menge anderer gelehrten Arbeiten, durch die sein Name auf die Nachwelt kommen wird, nicht zu gedenken.

Druckfehler.

In des LXX. Bandes II. Stück.

S. 437. ist in der letzten Zeile statt nicht zu lesen leicht.
S. 537. letzte Zeile statt armen Preussen lies armen Pressen.
S. 548. Z. 7. statt Verzwickelungen lies Vermittelungen.

In

In des LXXI. Bandes I. und II. Stück.

S. 133. Z. 3. st. ihre l. ihrer. S. 133. Z. 30. st. Hange l. Gange. S. 133. Z. 41. st. grösseres l. grösstes. S. 134. Z. 22. st. versicherte l. versichert. S. 141. Z. 5. v. u. st. der die Alte l. den die Alten. Z. 4. v. u. st. Helden l. Halden. S. 171. Z. 3. v. u. st. Footgoadt l. Footpads. S. 172. Z. 9. st. Freyheiten l. Feinheiten. S. 202. Z. 9. v. u. st. verrichten l. vernichten. S. 211. Z. 6. v. u. st. Prata l. Plata. S. 236. Z. 3. v. u. st. Wunden l. Wunder. S. 424. Z. 9. v. u. st. pimpere l. pingere.

Nachricht.

Von meinen Predigten über die evangelischen Texte, welche im Jahr 1781 in Hrn Nicolai Verlage zum erstenmal erschienen sind, soll auf Ostern 1788 eine neue Ausgabe veranstaltet werden. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Schriften bey jeder neuen Auflage auch grössere Vollkommenheiten zu verschaffen. Ich werde daher jede Predigt nochmals aufs sorgfältigste revidiren, und nicht nur die etwa noch vorhandene Mängel der Schreibart aufsuchen und verbessern, sondern auch ganze Stellen ändern oder neu ausarbeiten, wenn solches zur mehrern Aufklärung und Befestigung der vorgetragenen Wahrheit dienlich seyn kann. Auch denke ich noch ein paar ganz neue Predigten auf die in der ersten Ausgabe übergangenen Johannis- und Michaelis-Feste beyzufügen. Grössere Veränderungen mag ich mir um derer willen, die bereits dies Werk besitzen, nicht erlauben. Quedlinburg, am 8ten April 1787.

Johann August Hermes.

Die neue Ausgabe dieser mit so vielem Beyfalle aufgenommenen, Predigten über die evangelischen Texte, werde ich unter folgenden Bedingungen, auf Vorausbezahlung drucken:

1) Die neue Ausgabe erscheint in zwey Bänden in gr. 8. auf feines weisses Papier, eben so gedruckt wie die erste Ausgabe. Ein neues Bildniß des Hrn. Verfassers, von dem berühmten D. Chodowiecki, wird der neuen Ausgabe vorgesetzt. Diejenigen, welche zuerst pränumeriren, bekommen die ersten Abdrücke.

2) Die Vorausbezahlung ist Ein Reichsthaler sechszehn Groschen in Konventionsmünze, oder in Friedrichsd'or 1⅔ Rthlr., oder Ein Reichsthaler achtzehn Groschen Brandenburgisch Kurrant. Nachher wird das Werk 2 Thlr. 16 Gr. kosten.

3) Die

3) Die Pränumerationsgelder werden postfrey eingesendet.
4) Diejenigen Herren, welche Pränumerationen sammlen wollen, haben folgende Vortheile zu geniessen: Wer auf sieben Exemplarien das Pränumerationsgeld paar einsendet, bekommt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränumeriret, bekommt, ausser diesen, zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumeriret, bekommt, ausser diesen, vier Exemplarien umsonst. Sollte jemand noch eine grössere Anzahl Exemplarien sammlen, so wird man den Umständen gemäs, sich auch wohl um einen noch grössern Vortheil, billigermaßen vergleichen.
5) Die Exemplarien werden bis Berlin, Stettin und Leipzig frachtfrey geliefert, nach andern Orten aber das Porto vergütet.

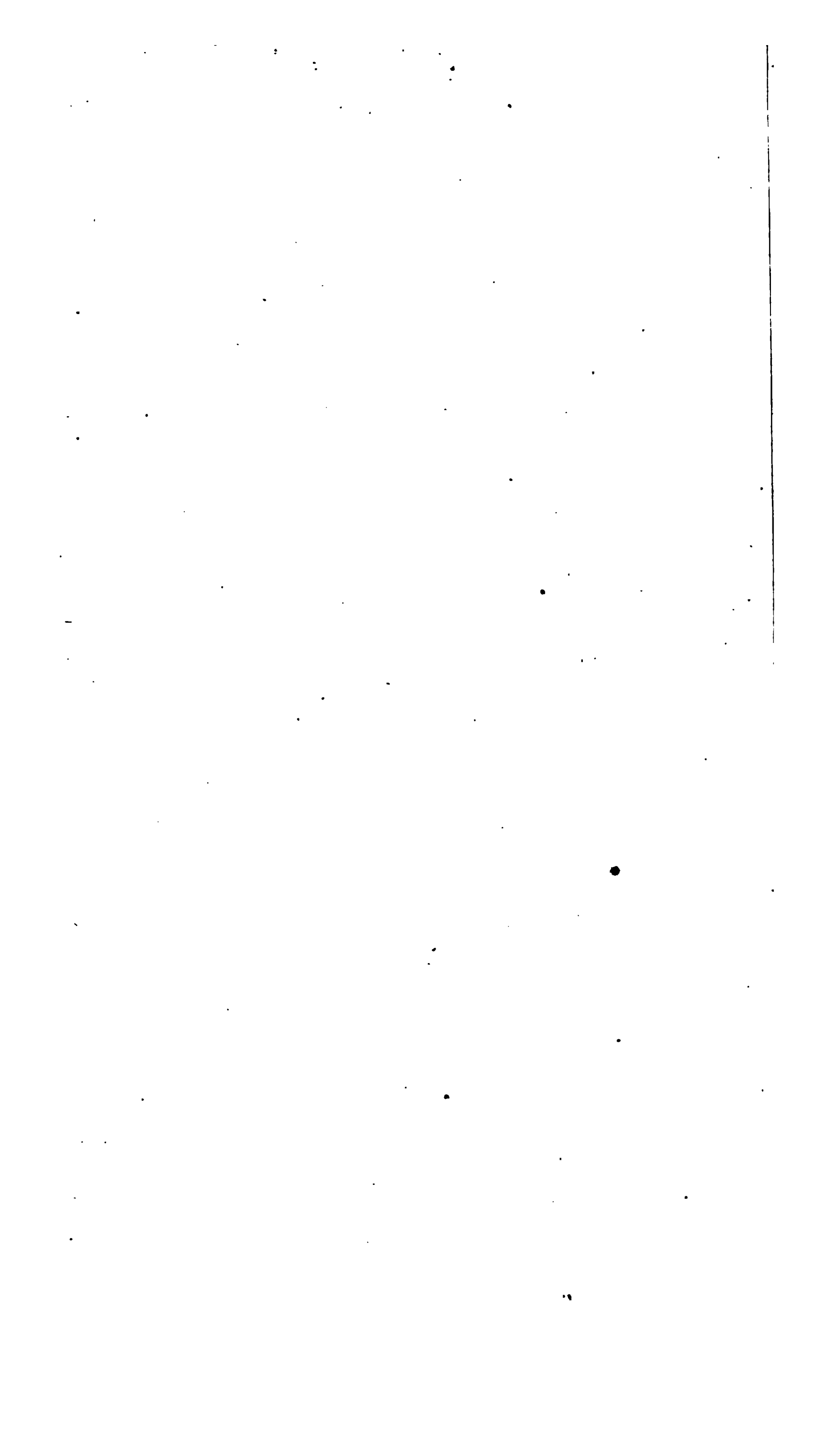
* * *

Des Hrn. Prediger Dapps Predigten für christliche Landleute auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, nach den gewöhnlichen Evangelien, welche theils zur Privaterbauung, theils für Küster und Schulhalter zum Vorlesen in der Kirche dienen sollen, werden auf Verlangen verschiedener Herren Landprediger, welche dieses gemeinnützige Werk in ihren Gegenden noch mehr bekannt machen wollen, erst in der Ostermesse 1788 erscheinen, und wird bis dahin noch auf dasselbe Vorausbezahlung angenommen.

1) Dieses Werk wird aus 65 Predigten, auf die Sonntage, auf die in Königl. Preuß. Landen gefeyerte Festtage, aus einer Bußtagspredigt und zwey Erndtepredigten bestehen. Es soll in einem Bande in 4to, aus leserlicher, sogenannter Mittelschrift, gedruckt werden.
2) Die Vorausbezahlung ist 1 Rthlr. 4 Gr. Konventionsmünze oder 1 Rthlr. 6 Gr. Brandenb. Currant. Nachher wird diese Predigtsammlung 1 Rthlr. 16 Gr. kosten. Die Vortheile für die Kollekteure sind eben so als bey der Predigtsammlung des Hrn. Konsistorialraths Hermes.
3) Die Namen der Pränumeranten werden beyden Werken vorgedruckt. Es werden daher alle Herren Sammler ersucht, die leserlich geschriebene Namen und Titel längstens im Anfange des Märzes 1788 einzusenden. Berlin, den 9ten April 1787.

Friedrich Nicolai.

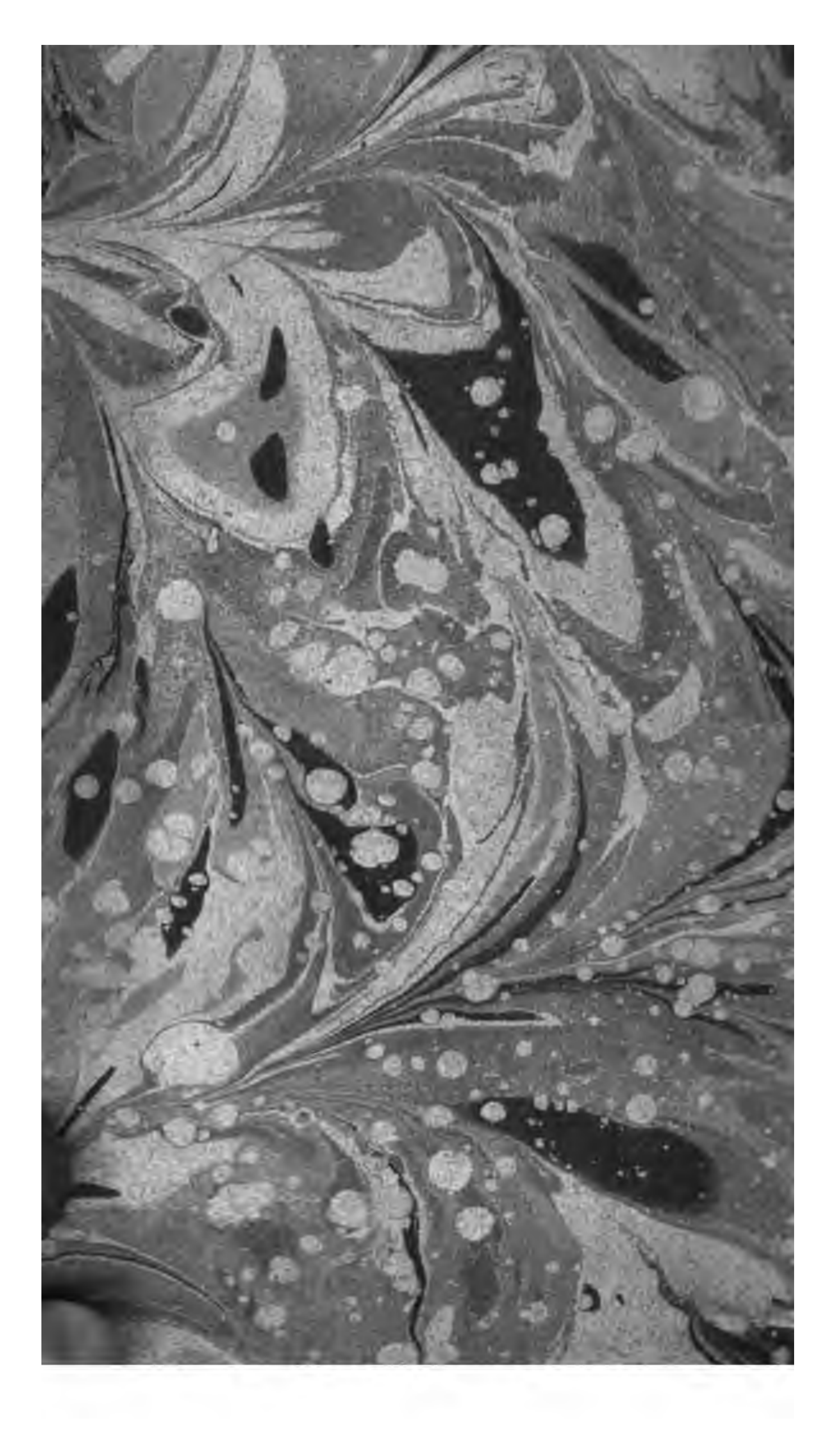
N. S. In dieser Ostermesse erscheint in meinem Verlage des Hrn. Oberkonsistorialrath Dietrich in Berlin Gesangbuch für die häusliche Andacht. Der Name des Verfassers bürgt für den Werth dieser auserlesenen Sammlung von geistlichen Gesängen. Sie betragen 24 Bog. in 8. Der Ladenpreis ist 20 Gr. Um denjenigen, welche dies Gesangbuch bekannt machen und einführen wollen, den Ankauf zu erleichtern, erbiete ich mich 7 Exemplarien für 2 Rthlr. 12 Gr., 14 Exemplarien für 5 Rthlr. und 24 Exemplare für 7 Rthlr. 18 Gr. gegen baare und postfreye Einsendung des Geldes zu lassen.












UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4839

